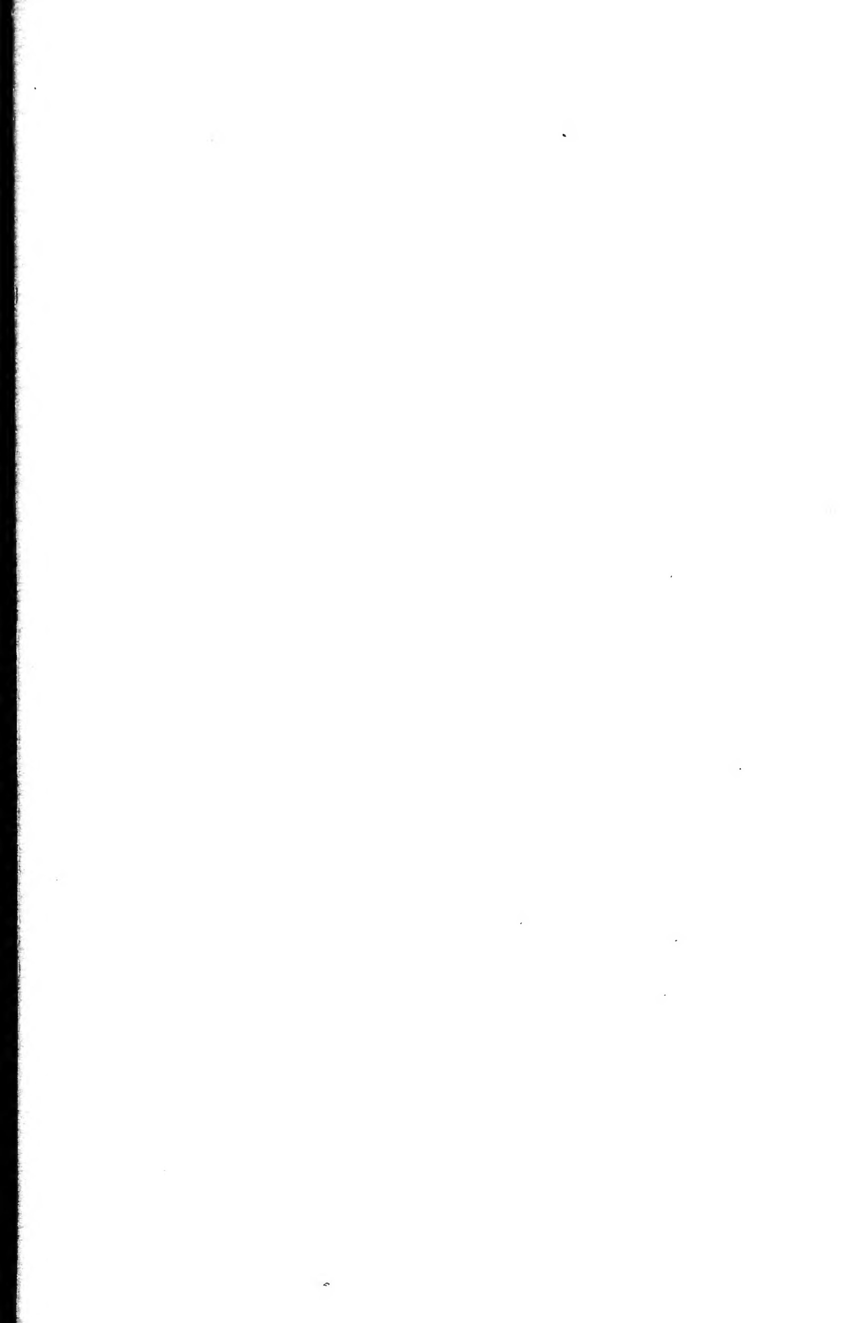


Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

Prof. Dr. Karl Alt
Heinz Amelung
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Hugo Bieber
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Karl Bode
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Prof. Dr. Joseph Dresch
Dr. Max Drescher
Privatdoz. Dr. Alexander Ehrenfeld
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Johann Frerking
Dr. Karl Freye
Prof. Walter Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Gensel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Prof. Dr. Alfred Klaar
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Lesson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Paul Neuburger
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Prof. Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Werner Richter
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Privatdoz. Dr. Hermann Schneider
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Richard Smekal
Dr. Wilhelm Steffens
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Prof. Dr. Alfred Stern
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Prof. Dr. Christian Waas
Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Sp. Wukadinović
Dr. Leon Zeitlin
Privatdozent Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Der keinen seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit manchen wilden Federn,
Das stund dem Jäger gut,
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein rüstig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser Haus,
der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
daß er sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle,
da macht' er endlich Halt;
Geziert war die Stelle
Mit Blumen manigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Trafft' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kömmt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn sehen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Dein Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Daß ich so lang begehrt,
Du sollst dafür umfangen
Hier diß mein bestes Pferd.
Nicht streifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzu stolz.
doch führest du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
darum thu mir dies, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!“

Der Graf hat sich erhoben,
Er schenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar;
der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

dann faßt der schlaue Zecher
den Grafen bei der Hand:
„Du schenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk:
du bist von dieser Stunde
des deutschen Reiches Schenk!“

L. Uhland.

Nach Uhlands eigenhändiger Niederschrift im Besitz des Herrn
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin.



Uhlands Werke

in drei Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Adalbert Silbermann

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Uhlands Werke

Dritter Teil

Zur Geschichte der Dichtung und Sage

Herausgegeben
von
Adalbert Silbermann

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt des 3. Teiles.

Seite

Einleitung des Herausgebers 7

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter 11

Einleitung 11

Erster Hauptabschnitt: Die Heldensage 31

I. Inhalt der Heldensage im Umriß 37

A. Deutsche Gestaltung der Sage 37

1. Die Amelunge . . . 39
- Rother 39
- Otnit 41
- Hugdietrich 43
- Wolfdietrich 44
- Dietrich von Bern . . . 47
- Sigenot 47
- Ecke 48
- Biterolf und Dietleib . 49
- Laurin 50
- Der Rosengarten zu Worms 52
- Dietrichs Flucht 54
- Alphart 56
- Schlacht vor Raben . . 58

2. Die Nibelunge . . . 61
- Walther 61
- Hörnen Siegfried . . . 64
- Lied der Nibelunge . . 66
- Der Nibelunge Not . . 70

3. Die Hegelinge . . . 78
- Hagen von Irland . . . 78
- Horand und Hilde . . . 79
- Gudrun 80

B. Nordische Gestaltung der Sage 83
- Der Hort 84
- Sigurd 84
- Atlis Gastmahl 87
- Schwanhild 88
- Gudruns Söhne 89
- Aslög 89
- Hilde 90

II. Erklärung der Heldensage 91
- Das Ethische 91
- Die Könige 99
- Die Meister 118
- Die Recken 127
- Heergesellen 132
- Wolfhart 136
- Der Spielmann 141
- Der streitbare Mönch 147
- Rumolt 151
- Rüdeger 153
- Waffen und Rosse 156
- Die Ungetreuen 168
- Ermenrich 169
- Sibich 170
- Wittich und Heime 171
- Hagen 173
- Die Frauen 179
- Helche 186
- Ute 188
- Gudrun 191
- Kriemhild 195
- Stil 208

Zweiter Hauptabschnitt: Heiligensagen und Rittergedichte 218
- Anno 220
- Orendel und Breide 225
- Der arme Heinrich 230
- Gregor vom Steine 233
- Engelhart und Engeldrut . . 235
- Der Gral 239
- Titurel 240
- Amfortas 243
- Sigune 244

	Seite
Parzival	246
Ferafis	253
Lohengrin	255
Des Grals Zug nach Indien	256
Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert	259
Der Meistergesang	261
1. Entstehung, Ausbreitung und Zweck der Singschulen	261
2. Einrichtung und Satzungen der Singschulen	280
3. Leistungen der Singschulen	298
Aus der Abhandlung über „alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder"	305
1. Einleitung	307
2. Fabellieder	320
3. Wett- und Wunschlieder	401
4. Liebeslieder	501
Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter	571
Über die Sage vom Herzog Ernst	665
Otto I. und sein Bruder Heinrich	672
Otto I. und sein Sohn Liutolf	675
Konrad II. und sein Stiefsohn Ernst	678

Einleitung des Herausgebers.

In dem Lebensbild des Dichters ist gezeigt worden, wie allmählich die gelehrte Forschung in seinem Dasein die Dichtung ablöste und ersetzte. Wodurch Uhland ganz besonders zu wissenschaftlicher Arbeit befähigt wurde, das war seine Gewissenhaftigkeit, seine unerschütterliche Wahrheitsliebe, seine nie erlahmende Unermüdlichkeit, wenn es galt, ein Werk im wahren Sinne des Wortes zu vollenden. Wenn auch zuweilen als Dichter, als Gelehrter ist er nie das gewesen, was man einen flinken Arbeiter nennt. Er hat stets bis zum äußersten gezögert, bevor er etwas der Öffentlichkeit übergab.

So kommt es, daß er nur wenige seiner wissenschaftlichen Arbeiten selbst herausgegeben hat, wie die Abhandlung über das altfranzösische Epos, die Studie über Walther von der Vogelweide, oder über den Mythus von Thôr und die Arbeiten über das Volkslied, von kleineren Abhandlungen abgesehen. Die meisten der gelehrten Schriften Uhlands, die zum Teil bereits der Zeit der Tübinger Professur entstammten, kamen erst nach seinem Tode ans Licht. Holland, Keller und Pfeiffer, die gelehrten Freunde des Dichters, gaben von 1865 an in acht stattlichen Bänden „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" bei Cotta heraus. Die Vollendung dieser Veröffentlichung, die 8 Jahre in Anspruch nahm, erlebte der bereits 1868 verschiedene Pfeiffer nicht mehr. Sie brachte neben dem bereits von Uhland selbst Herausgegebenen, mit Ausnahme der Volksliedersammlung allerdings, die Niederschriften zu seinen Vorlesungen über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter", über „Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert", über „Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker"; sie brachte ferner die „Abhandlung über die deutschen Volkslieder", die Anmerkungen

zu den Volksliedern", die Studie über den Minnesang, die Abhandlung über Odin und die Arbeiten über die schwäbische Sagenkunde nebst einigen kleineren Aufsätzen.

Uhland hat von seiner gelehrten Arbeit nicht gering gedacht und in späteren Jahren sich dahin geäußert, daß niemand über ihn schreiben solle, der nicht auch seine wissenschaftlichen Leistungen kenne. Er hat auch unter den Fachgenossen seiner Zeit viel Beifall gefunden. Die Brüder Grimm, Lachmann, Wackernagel, Haupt, Pfeiffer, Schmeller, Goedeke, die Leuchten der Germanistik, zählten zu seinen Freunden. Und auch heute noch nennt diese Wissenschaft den Namen Uhland mit Verehrung und Hochachtung.

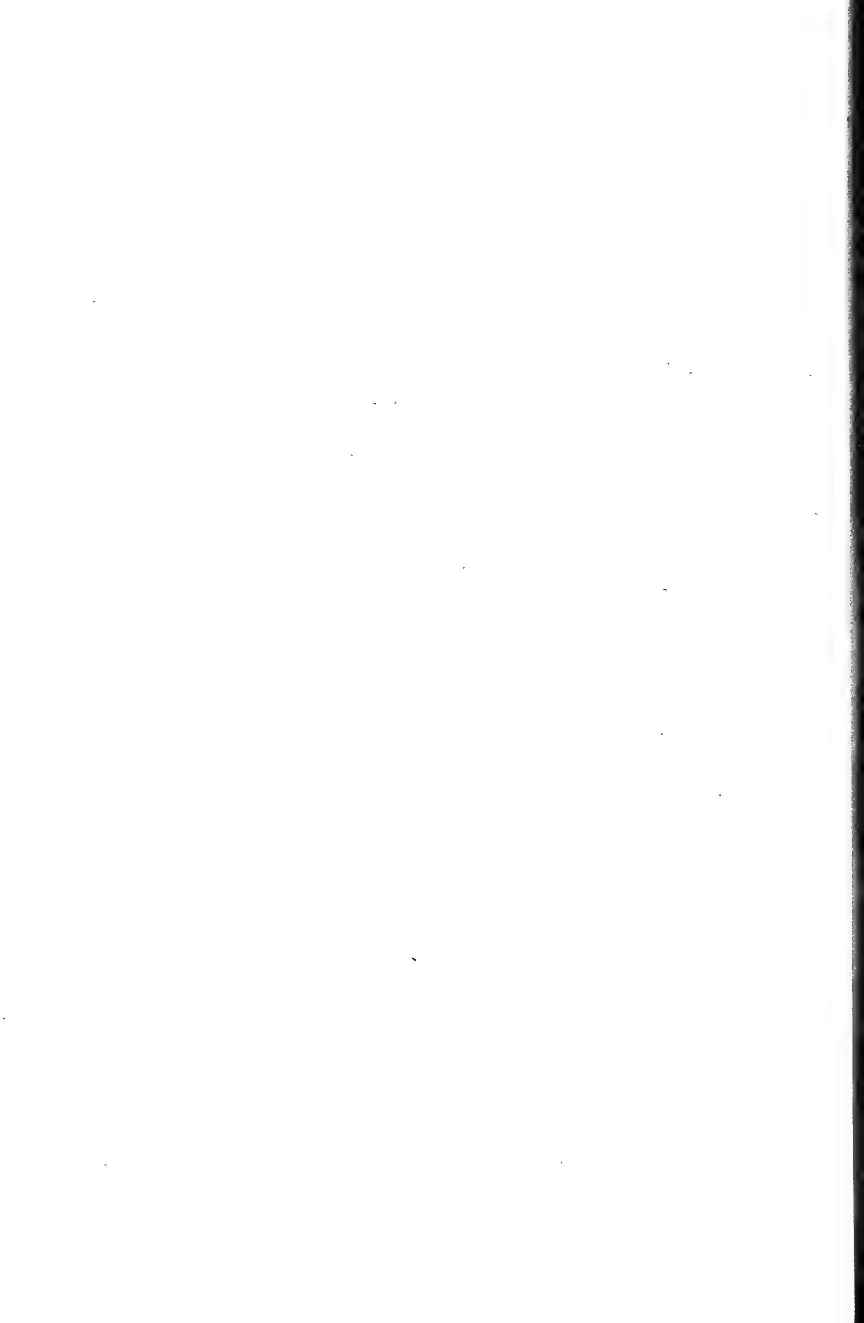
Der wissenschaftliche Betätigungstrieb regte sich ebenso früh in Uhland wie der poetische. Und kaum 20 Jahre alt, richtete er an Seckendorff, den Herausgeber des „Musenalmanachs", einen Brief, der das ernsteste wissenschaftliche Interesse verrät. Jahre hindurch ging der Dichter friedlich neben dem Gelehrten, beide gleichsam vom selben Tische speisend, bis allmählich die Wissenschaft den Sieg davontrug. Das lehrt an einem schlagenden Beispiel die Entstehungsgeschichte der Waltherstudie. Uhland war im Anfang des Jahres 1819 mit dem Plan zu dem Drama „Otto von Wittelsbach" beschäftigt. Das veranlaßte ihn, sich mit Philipp von Schwaben und dessen treuem Helfer Walther von der Vogelweide näher zu befassen. Dabei kommt ihm dann die „Idee zu einer literar-historischen Schilderung Walthers von der Vogelweide", die ihn vollkommen gefangen nimmt. Der „Otto von Wittelsbach" bleibt als Torso liegen, der Aufsatz über Walther wird in rascher Arbeit vollendet.

Wenn es dem Dichter so leicht wurde, hinter den Gelehrten zurückzutreten, so muß es Uhland möglich gewesen sein, auch in der wissenschaftlichen Forschung jenen starken Trieb, der ihn zur Dichtung hingezogen hatte, befriedigen zu können. Nicht daß sich seine wissenschaftlichen Abhandlungen auf intuitiv Erschautem aufbauen, nicht daß kühne Dichterphantasie zwischen dürren Tatsächlichkeiten ein strahlendes Gebäude errichtet. Zu solchem Vorgehen war Uhland zu nüchtern, zu klar, zu gewissenhaft.

Aber es war jene Sehnsucht nach einer schöneren und vollkommneren Welt, jene Sehnsucht, die aus der Unzufriedenheit mit der Gegenwart erwächst und jeden echten Künstler beseelt, die Uhland in dem Studium der Vergangenheit befriedigen konnte. Und in der Versenkung in die alte Zeit fand er Trost und Hoffnung für die Gegenwart.

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter

Aus den Vorlesungen über Geschichte der altdeutschen Poesie



Einleitung.

Die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter vorzutragen ist die Aufgabe, die ich in diesem Semester zu lösen übernommen habe.

Es erscheint angemessen, mittels einer kurzen Einleitung
5 die Aufgabe selbst näher zu bestimmen und den Weg, der zu ihrer Lösung eingeschlagen werden soll, zu bezeichnen.

Das Mittelalter ist der weltgeschichtliche Zeitraum, aus welchem die Erscheinungen hervorgegangen sind, die den Gegenstand unserer Betrachtung und Darstellung ausmachen. Aus
10 der allgemeinen Geschichte ist bekannt, daß man unter dem Mittelalter die Zeit von der großen Völkerwanderung oder vom Untergange des weströmischen Reichs bis zum Beginn der Reformation, also vom fünften bis in das fünfzehnte Jahrhundert zu verstehen pflegt. Die Grenze wird bald enger, bald
15 weiter gezogen, je nachdem man mehr nur die volle Erscheinung dessen, was man für das Charakteristische des Mittelalters annimmt, oder zugleich auch das Werden und den Zerfall, die Übergänge von einer Zeit in die andere, im Auge hat, vorzüglich aber, je nachdem man den Charakter dieses Zeitalters
20 selbst so oder anders bestimmt. Das innere Wesen eines tausendjährigen, vielgestaltigen Völkerlebens läßt sich nicht in einigen Worten definieren. Eine ausführlichere Charakteristik aber würde vorgreifend Ergebnisse darlegen, die erst aus der historischen Entwicklung auch unsres Gegenstandes zutage treten sollen. Wir
25 beschränken uns deshalb hier darauf, die Faktoren anzugeben, aus denen der Erfund gezogen werden muß, die Elemente dieser Zeitschöpfung und die Grundkräfte, welche schaffend in

ihnen gewirkt haben. Das europäische Mittelalter bildet sich in dem Zusammenstoß und der Verschmelzung des germanisch-heidnischen Lebens mit dem romanisch-christlichen. Der jugendlich-kräftige Germanenstamm zerbricht das morsche Römerreich und gründet auf den Trümmern desselben neue, eigentümliche Staatenbildungen. Aber die Kultur der Besiegten, noch nicht die literarische, sondern die bürgerlich-gesellige, übt rückwirkend ihre Macht auf die Sieger aus. Und eben im Zerfall der alten Welt ist ein neues, geistiges Licht angezündet worden, das Christentum, vor dessen aufglänzendem Strahl die heidnischen Eroberer sich niederwerfen. Die Geisteskräfte nun, welche aus dem Kampf und der Vermittlung jenes weitgreifenden Gegensatzes ein neues Weltalter erschaffen, sind diejenigen, deren vorherrschende Wirksamkeit überall der wissenschaftlichen Bildung, dem Reiche des Gedankens vorangeht, dieselben, welche vorzugsweise das dichterische Vermögen ausmachen, die Kräfte der Phantasie und des Gemüts. Alle größern Erscheinungen des Mittelalters zeigen uns diesen Charakter des Phantastisch-Gemütlichen. Nehmen wir die Kreuzzüge, welche jahrhundertelang die Völker aufgeregt, so werden uns die politischen Triebfedern, welche dabei mitunterliefen, doch nimmer ausreichend bedünken, diese große Bewegung hervorzubringen; selbst die religiösen Antriebe dieser kriegerischen Wallfahrten setzen einen auf das Phantastische gerichteten Glauben voraus. Aber auch die ruhigern Zustände, die bestehenden politisch-kirchlichen Systeme tragen den bezeichneten Charakter. Die Poesie im germanischen Rechte, das sinnliche Element desselben, das Anschauliche und Gemütliche seiner Formen und Symbole, wie solches von den ältesten Zeiten des Mittelalters hindurch noch bis in unsre Zeit seine Spur zieht, ist neuerlich in J. Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (Göttingen 1828) trefflich dargelegt worden. Wir sehen hier über dem steinernen Richterstuhl die blühende Linde. Das deutsch-römische Kaisertum des Mittelalters war häufig mehr ein glänzendes Bild in der Vorstellung, als eine Gewalt in der Wirklichkeit. Die Hierarchie der römischen Kirche, welche von allem am meisten das Gepräge der Berechnung an sich trägt, hätte doch ohne eine gläubige Begeisterung ihrer Begründer und der Völker, die ihr huldigten, niemals so feste Wurzeln schlagen und so mächtig heranwachsen können. Endlich der religiöse Glaube selbst, der diese Herrschaft möglich machte, das Christentum des Mittelalters, war wesentlich in der Phantasie gestaltet; das Hervortreten des Gedankens in Beziehung auf die Gegenstände des Glaubens war ein Hauptmerkmal des Anbruchs der neuen

Zeit, das zunächst und hauptsächlich im Protestantismus sich geäußert; aber auch den Katholizismus unserer Zeit sehen wir mehr vor, als in das Mittelalter sich stellen.

Indem wir jedoch Phantasie und Empfindung, die wir als
5 dauernde, konstante Seelenstimmung Gemüt nennen, für die auszeichnenden Bestandteile des Dichtervermögens erklärt haben, für diejenigen, wodurch es sich von andern Fähigkeiten und Richtungen des Geistes eigens unterscheidet, so war es keineswegs die Absicht, dem Dichter die Denkkraft abzusprechen oder
10 zu erlassen. Ebensowenig sind wir gemeint, zu behaupten, daß im Mittelalter, das wir mit denselben Eigenschaften charakterisiert, darum der Gedanke brach gelegen, so wie auch umgekehrt unsere philosophische Zeit niemals auf ihr Anrecht an die Poesie verzichten wird. Man hat in der Lehre von den
15 Sinnen die Ansicht geltend gemacht, daß es eine allgemeine Sinnenkraft sei, welche in den verschiedenen Sinnwerkzeugen nach außen wirke; es ist auch eine bekannte Erfahrung, daß bei der Mangelhaftigkeit des einen Sinnes die Wahrnehmungen des andern um so feiner und schärfer sich erweisen. Auf ähn-
20 liche Weise sind die verschiedenen geistigen Vermögen Ausstrahlungen des einen Geistes, und noch weit mehr, als bei den Sinnen, ist es hier der Fall, daß die geistige Gesamtkraft sich dem einzelnen Organe zuwendet und mittels dieses auch die übrigen Vermögen in Wirkung treten. Wenn wir bei dem
25 einzelnen Menschen fast immer irgend eine bestimmte Geistesrichtung vorwaltend finden, die philosophische, künstlerische, praktisch-verständige usf., so hört er darum nicht auf, ein ganzer Mensch zu sein. Ebenso kann bei den Völkern zu verschiedenen Zeiten diese oder jene geistige Regsamkeit die vorwiegende sein,
20 die poetische, wissenschaftliche, politische usw., ohne daß darum in ihnen jemals die volle Menschheit verloren wäre. Das vollständige Gepräge des Menschlichen kommt allerdings bei den einzelnen und bei den Völkern am einleuchtendsten da zur Erscheinung, wo die verschiedenen Vermögen und Richtungen gleich-
35 zeitig und harmonisch zusammenwirken. Gleichwohl würde die schaffende Kraft in ihrer ganzen Stärke niemals sichtbar werden, wenn sie nicht auch jene ausschließlichern Richtungen nähme, in welchen alle Geistesvermögen sich unter die Fahne der einzelnen sammeln. Im allgemeinen pflegt die innere Geschichte
40 der Völker einen natürlichen Stufengang zu befolgen, in welchem sich die eine Bildungsform aus der andern entwickelt, in der Art, daß eine poetische Blütezeit dem gereiftern Alter der Reflexion vorangeht. Der Zusammenhang und Fortschritt der

Zeiten aber wird uns nicht zu der lieblosen und einbildischen Ansicht der Weltgeschichte verleiten, als wäre je die frühere Periode nur vorhanden gewesen, um die spätere zur Reife zu bringen, so daß gerade nur um unsertwillen, die wir jetzt über dem Boden stehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen. Wir müssen in jedem einzelnen und in jedem Geschlechte der Menschen den Selbstzweck anerkennen; ihre Bahn geht nicht bloß im Zuge der Zeiten über die Erdfläche hin, diese wagrechte Bahn ist stets von einer andern geschnitten, die nach oben führt. Wenn wir aber auch gänzlich bei den Erfahrungen der Geschichte, so wie sie vor uns offen liegt, stehen bleiben und den geistigen Ertrag der Zeiten vergleichend prüfen, so zeigt sich uns, daß doch jede ihren besondern Gehalt entfaltet hat, daß jeder irgend etwas von der andern zu eigen ward, daß die vielseitigste, harmonische Bildung doch niemals den Kreis des geistigen Lebens abgeschlossen hat, und daß der göttliche Keim, der in der Menschheit liegt, unerschöpflich ist in der Mannigfaltigkeit seiner Entwicklungen. Eine solche war denn auch die Periode des Mittelalters. Man hat dasselbe sonst wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet.

Soviel vom Mittelalter überhaupt. Wir kommen zu der Poesie desselben. Es ist zum voraus anzunehmen, daß eine Zeit, in deren ganzer Gestaltung die poetischen Kräfte die Oberhand hatten, auch in der dichterischen Produktion im eigentlichen Sinn fruchtbar werde gewesen sein. Dieses ist wirklich in hohem Maße der Fall. Alles geistige Erzeugnis in den europäischen Landessprachen, mit geringen Ausnahmen, ist Gedicht; selbst auf Gegenstände, welche nicht unmittelbar der Poesie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, historische Arbeiten, wird die poetische Form und Behandlung angewendet. Daß ein Zeitalter, in welchem die Poesie eine so bedeutende Stelle einnimmt, ohne die Bekanntschaft mit ihr nicht gehörig erkannt und beurteilt werden könne, ist von selbst klar. Schöpfen wir unsere Kenntnis des Mittelalters nur aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose. Dieselben Kräfte, die in der Poesie das Staunenswerte zu leisten vermögen, müssen, wenn sie sich ungebändigt auf das Leben werfen, das Verderblichste wirken. Dann bricht die jugendliche Naturkraft der Völker in rohe Gewalttat aus, die Gemütskraft wird zur wilden Leidenschaft, die Phantasie zum Fanatismus. Von dieser

Seite, die auch ich nicht verhüllen will, ist die Geschichte des
Mittelalters längst zur Genüge erörtert. Aber man hat doch
mehr und mehr auch die historische Pflicht anerkannt, eben in
der wildest bewegten Zeit den unerloschenen Himmelsfunken nach-
5 zuweisen. Wir müssen dem tobenden Strom auch dahin folgen,
wo er sanfter fließt und eine blühende Gegend um sich erschafft.
Auch unsere Zeit wird von der historischen Gerechtigkeit ver-
langen, daß einst nicht bloß ihre Kriegs- und Revolutionsgeschichte
beachtet werde. Das Höchste, was eine Zeit in sich trägt und
10 was sie niemals ganz verwirklicht, ist ihre Ideenwelt; das Mittel-
alter hat die seinige in der Poesie niedergelegt, nur diese also
kann uns seinen innern Gehalt erschließen.

Was nun die deutsche Poesie insbesondere betrifft, so unter-
nehmen wir die Charakteristik derselben nicht in der Einleitung,
15 denn sie macht eben unsre Hauptaufgabe aus. Wir bezeichnen
dieselbe hier bloß in ihrer äußern Stellung zu dem gesamten
poetischen Betriebe des Zeitraums. Sie ist, in Vergleichung mit
dem poetischen Vorrat der übrigen europäischen Völker, dem
Umfange nach unstreitig die reichste. Denn sie hat zu den
20 eigenen Erzeugnissen sich auch einen großen Teil dessen an-
geeignet, was die andern Völker hervorgebracht. Die beiden
Elemente des Lebens im Mittelalter, das germanisch-heidnische
und das romanisch-christliche, scheiden und verbinden sich auch in
der Poesie. Das erstere war den Deutschen das heimische, an-
25 gestammte. Aus ihm ist vorzüglich eine große Heldensage, die
wieder mehrere besondere Sagenkreise in sich schließt, herauf-
gewachsen. Auf dieser Seite hängt Deutschland mit dem skan-
dinavischen Norden zusammen, mit dem es nach Stamm, Glauben
und Sitte verwandt ist und mit dem es einen großen Teil der
30 Heldensage gemein hat. Manches, was in den deutschen Liedern,
unter dem Einfluß des andern Elements, mangelhaft oder ver-
dunkelt ist, kann aus der Poesie des Nordens, der dem Heiden-
glauben und der ältesten Sitte länger getreu blieb, ergänzt und
erklärt werden. So wie nun die deutsche Poesie in diesem ersten
35 Bestandteile ursprünglich und selbstschaffend sich darstellt, so hat
sie dagegen den andern, den romanisch-christlichen, zunächst von
der Seite des aufgelösten Römerreiches her empfangen. Von
dieser Seite kam den Deutschen das Christentum selbst und in der
lateinischen Kirchensprache die Muster des geistlichen Gesangs
40 und der Legendendichtung. Aus dem nördlichen Frankreich teilte
sich ihnen ein neues, christliches Heldentum und dessen Sagen-
kreise, die Rittergedichte, mit; aus dem südlichen Frankreich un-
mittelbar oder durch Vermittlung des nördlichen, erhielten sie

den Minnesang in derjenigen konventionellen Gestalt, welche er dort unter den Einflüssen einer frühern, geselligen Bildung angenommen hatte. Die alten Sagen des keltischen Stammes waren, nach dem Untergange der römischen Geistesherrschaft in Gallien und Britannien, wieder hervorgedrungen und wurden 5 in jenen französischen Gedichten, ritterlich-christlich verarbeitet, den Deutschen bekannt. Auch manches von den Märchen und Apologen des Morgenlandes fand bei ihnen meist durch Vermittlung der romanischen Völker Eingang. Die ältern, tiefern Spuren der Urverwandtschaft unsres Stammes mit denen des 10 Orients müssen dagegen in der einheimischen Sage gesucht werden. Ein bloßes Empfangen jedoch war jene Aufnahme romanischer Poesie in der deutschen keineswegs; die Aneignung war mehr und mehr eine freie, wie sie dem Gefühl des eigenen poetischen Vermögens zukam, die dichterische Individualität trat sogar in 15 der Bearbeitung dieser fremden Stoffe stärker hervor, als es die altüberlieferte Heldensage zuzulassen schien. Und zum voraus schon war ja die romanische Poesie unter germanischem Einfluß entstanden. Die Eroberung der römischen Provinzen durch die deutschen Volksstämme hatte überall, wo die Eroberer nicht ihre 20 eigene Sprache geltend zu machen wußten, doch die Folge, daß das Latein zum Roman wurde, d. h. daß aus der allgemeinen Herrschaft der alten römischen Sprache sich mehr und mehr die besondern Landessprachen ablösten, welche wir jetzt die romanischen nennen. Der Einfluß dieser deutschen Eroberer, sowie nachher in 25 Frankreich und England, insbesondere der normannischen, auf Sitte und Poesie der neugebildeten Reiche kann leicht nachgewiesen werden. So haben die Deutschen in den fremden Erzeugnissen zum Teil nur zurückempfangen, was sie selbst ausgesät hatten.

Eine gewisse Universalität der poetischen Tätigkeit war nach 30 dem Obigen den Deutschen schon in jener Zeit eigen und hat den mannigfaltigsten Vorrat dichterischer Erzeugnisse angehäuft. Einheimische und fremde Sagenkreise, Legenden, geistliche und weltliche Liederdichtung, lehrhafte, polemische, scherzhafte Gedichte, Erzählungen aus dem täglichen Leben, Reimchroniken usw. bilden 35 die große und vielgestaltige Masse der deutschen Poesie im Mittelalter.

Eine geschichtliche Darstellung dieser Poesie zu geben, ist unser Vorhaben. Die Geschichte der Poesie hat wesentlich die poetischen Ideen, Gebilde und Formen selbst, die sich in der Zeit 40 und bei dem Volke, wovon sie handelt, entwickelt haben, und den Gang dieser Entwicklung zur Anschauung zu bringen. Es genügt ihr also weder die bloß literarische Aufzählung der Dichterwerke

nach ihren Klassen, noch die Darlegung der allgemeinen und besondern Zustände und Einwirkungen, unter welchen diese Werke hervorgegangen sind, noch endlich die kritisierende Übersicht derselben. All dieses ist teils Mittel, teils Ergebnis der eigentlichen Geschichte. Die Hauptaufgabe der letztern ist stets die Veranschaulichung des dichterischen Schaffens und Gestaltens in den größern, gemeinsamen Kreisen sowohl, als in den einzelnen bedeutendern Erzeugnissen.

Können aber Werke der Dichtung anders, als durch sich selbst, zu einer klaren Anschauung gebracht werden? Allerdings nur annähernd; aber dieses hat die Geschichte der Poesie mit jeder andern historischen Darstellung gemein; keine wird jemals ihren Gegenstand vollständig wiedergeben. Dagegen aber ist es auch der Geschichte möglich, manche Verdunklung zu heben, die in der Gegenwart selbst vorhanden war; die geschichtliche Auffassung kennt das Werden und das Gewordene, sie unterscheidet das Wesentliche von dem Zufälligen, sie verbindet, was in der Wirklichkeit durch Zeit und Raum getrennt war. Diese Vorteile kommen auch der Geschichte der Poesie, namentlich derjenigen eines entferntern Zeitalters, zustatten; hier ist sogar das unmittelbare Verständnis der Dichterwerke oft nur dann ein richtiges und vollständiges, wenn erst jenes historische Sondern, Zusammenstellen und Konzentrieren vorangegangen ist. In vorzüglichem Grade muß dieses von unsrer ältern poetischen Literatur behauptet werden; hier erscheint so häufig die Dichtung, wie sie gerade in der Schrift vorliegt, nur in einer zufälligen oder willkürlichen Gestalt, hier muß dann das Ursprüngliche von der entstellenden Einkleidung abgelöst, das Gediegene aus der weitschweifigen Umhüllung ausgeschieden werden. Überhaupt aber kann der Wert und die Wirkung eines Dichterwerkes doch nicht lediglich auf die gegenwärtige Erscheinung, auf den unmittelbaren Genuß desselben beschränkt sein. Es war, bevor es in die Erscheinung trat, in der poetischen Konzeption vorhanden, und es wird nachwirken in der Erinnerung des Lesers oder Hörers. Dieser, wenn er irgend lebendig aufgefaßt hat, wird sich auch imstande finden, andern vom Wesen und selbst von der Form des Werkes eine Vorstellung zu geben. Und das ist es auch, was wir vom Geschichtschreiber der Poesie für einen größern Zusammenhang dichterischer Erzeugnisse verlangen. In der persischen Glaubenslehre hat jedes erschaffene Ding seinen Ferwer[1]), den

[1]) Görres, Mythengesch. der asiat. Welt. Heidelberg 1810. B. I, S. 242 f. Vgl. 241 oben.

Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat.

Indem ich so die Aufgabe stelle, will ich nur das Ziel bezeichnen, nach welchem zu streben ist, keineswegs die Erreichung desselben erwarten lassen. Die Schwierigkeiten, die für jetzt noch in der Sache liegen, und die ich nachher bemerklich machen werde, sind wohl auch die Ursache, warum noch keine geschichtliche Darstellung unsrer älteren Poesie in dem angegebenen Sinne, noch überhaupt eine umfassendere Geschichte derselben, in welchem Sinn es sei, unternommen worden ist.

Bis hierher von der Aufgabe. Wir fragen nun um den Weg ihrer Lösung, um die Methode.

Ist es unsre Aufgabe, die Gestaltungen der Poesie soviel möglich zur Anschauung zu bringen, so finden wir uns einfach darauf hingewiesen, dem Vortrag diejenige Anordnung zu geben, nach welcher der poetische Bildungstrieb selbst seine Formationen aufgestellt und abgeteilt hat. Auf ähnliche Weise, wie die gesellschaftliche Verfassung des Mittelalters sich in mannigfache Genossenschaften verzweigt und gruppiert hat, scheidet und ordnet sich auch die Poesie dieses Zeitraums in mehrere, nach Inhalt und Form in sich abgeschlossene Gliederungen, welche durch langen Zeitverlauf und unter allen Wechseln ihr selbständiges Leben behauptet haben. Diesen Gliederungen, wie sie schon gebildet vor uns stehen, folgend, teilen wir unsre Darstellung in vier Hauptabschnitte:

1. Die Heldensage,
2. Heiligensagen und Rittergedichte,
3. Minnesang,
4. Lehr- und Zeitgedichte.

In jedem dieser Hauptteile ist eines der beiden Elemente des mehrgedachten großen Gegensatzes oder irgend eine besondere Weise ihrer Verschmelzung vorherrschend, so daß wir mittels der hiernach gesonderten Betrachtung die vollständigste Rechenschaft über das Ganze zu gewinnen hoffen. Ich finde, daß der Verfasser des neusten Lehrbuchs der Geschichte des Mittelalters, Professor H. Leo (2 Tle. Halle 1830), sich veranlaßt gesehen hat, auch für die allgemeine, politisch-kirchliche Geschichte dieser Zeit nicht die ethnographische oder synchronistische Methode, sondern, nach Gibbons Vorgang, eine Anordnung nach geistigen Richtungen zu befolgen. Für die Geschichte der Poesie, wo jede bedeutendere Geistesrichtung sich in bestimmten Bildungen so

augenfällig ausgeprägt hat, ist mir die Anordnung nach diesen immer unerläßlich erschienen.

Die vorgezeichnete Abteilung muß zwar in der Darstellung selbst ihre Rechtfertigung finden. Eine vorläufige Verständigung
5 darüber scheint mir am zweckmäßigsten dadurch erzielt zu werden, daß ich die Beziehungen andeute, in welchen sie zu den übrigen Methoden steht, welche sonst in der Geschichte der Literatur und einzelner Zweige derselben beobachtet werden. Diese sind: die synchronistische oder die chronologische mit der Abteilung in Pe-
10 rioden; die ethnographische, hauptsächlich auf umfassendere literarhistorische Werke anwendbar; die systematische, für die Geschichte der Poesie die Einteilung nach den Dichtarten. Letztere pflegt man in der Art mit der synchronistischen zu verbinden, daß in jeder Periode die beachtungswerten Werke nach dem Schema der
15 Dichtarten abgehandelt werden. Die Methode, welche wir einzuhalten gedenken, möchte ich die organische nennen.

Wenn wir aber gleich keine jener andern Methoden als solche auf den Gegenstand unsrer Darstellung anwendbar finden, so kommen sie uns doch als Gesichtspunkte, als schematische An-
20 halte in Betracht, welche für jede historische Arbeit ihre Geltung haben.

Der chronologisch-synchronistische Gesichtspunkt, die Rücksicht auf Zeitfolge und Gleichzeitigkeit der vorzutragenden Tatsachen, liegt allzusehr in der Natur geschichtlicher Entwicklung, als daß sie
25 nicht auch bei unsrer Einteilung im allgemeinen und in den größern Zügen sollte beachtet sein. Der erste Abschnitt behandelt das älteste Erbteil der deutschen Poesie, die Heldensage, das Epos, tief im heidnischen Glauben und in der angestammten germanischen Sitte wurzelnd. Der zweite gibt uns in den Hei-
30 ligensagen und Rittergedichten Erzeugnisse des eingeführten Christenglaubens und seiner Verbindung mit den Begriffen und Angewöhnungen der bekehrten Völker. Der dritte zeigt uns im Minnesang eine Verschmelzung des Naturgefühls und Naturdienstes mit den geistigen Einflüssen des Christentums und den
35 geselligen der romanischen Bildung. Im vierten endlich, unter dem Namen der Lehr- und Zeitgedichte, fassen wir alles das zusammen, was eine unmittelbare praktische Richtung auf das Leben hat: Spruchgedichte, Lehrfabeln, politisch-kirchliche Streitgedichte, Satiren und Schwänke, Sittenschilderungen nach den
40 verschiedenen Ständen und hieran angereiht auch die Lebensverhältnisse der Dichter selbst. Hier werden wir erkennen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der gesunde Haus- und Weltverstand mitten unter den phantastischen Stimmungen des

Mittelalters sein Recht behauptet, wie er mehr und mehr über diese das Übergewicht erlangt hat, und so wird uns dieser letzte Abschnitt den natürlichen Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit ausmachen. Aber eben mit dieser Anlage im Größern ist die chronologische Anreihung der einzelnen vorhandenen Werke nicht verträglich. Eine solche literarische Chronologie hat zwar auch ihr besondres Interesse. Sie kann uns zeigen, wie zuerst die Geistlichkeit, der christliche Priesterstand, sich im ausschließlichen Besitze der Schrift befand, so daß alle Schriftwerke von der frühesten Zeit bis in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, mit ganz seltener Ausnahme, von Geistlichen verfaßt, daher auch meist geistlichen Inhalts sind oder, sofern ihr Inhalt ein weltlicher ist, die Spur der geistlichen Hand an sich tragen, wie dann um die bemerkte Zeit die Handhabung der Schrift, wenigstens mittels des Diktierens, allmählich auch auf die Laien, den Ritterstand, überging und zuletzt, bei zerfallender Bildung des Adels, der Bürgerstand sich der Literatur bemächtigte. Diesen Gang der literarischen Ausbildung werden wir zwar stets im Auge haben, aber er kann die Anordnung eines Vortrags nicht bestimmen, dem es hauptsächlich um den innern Bestand der Dichtungskreise zu tun ist. In Beziehung auf diesen ist es nun einleuchtend, daß der heidnisch-germanische Zyklus, dem wir den ersten Abschnitt angewiesen, vor die christlichen Dichtungen des darauffolgenden gehört, wenngleich der letztere die ältesten Schriftdenkmäler darbietet. Das Heldenlied wurde durch den ganzen Zeitraum vom Volke gesungen; die schriftlichen Auffassungen desselben erstrecken sich über wenigstens sieben Jahrhunderte, sie sind von Geistlichen, Rittern, bürgerlichen Meistersängern bearbeitet und in den spätesten bemerken wir doch oft die ursprüngliche Gestalt der Sage richtiger und vollständiger, als in den vorhergegangenen. Beweises genug, daß uns die Zeitfolge der schriftlichen Aufzeichnung nicht zur Norm der Darstellung dienen kann.

Wir werden ferner zwar im ganzen und in den einzelnen Abteilungen ein Werden und Wachsen, eine Blüte und einen Verfall darzulegen haben; das ist ja überhaupt die Geschichte. Der Zweck der Veranschaulichung aber wird uns darauf führen, daß wir bedeutendere Kreise der Dichtung zuerst in ihrer vollen Erscheinung geben und erst von dieser aus einerseits auf ihren Ursprung und ihre allmähliche Entwicklung zurückgehen, anderseits zu ihren Auswüchsen und ihrem Zerfalle herabsteigen.

Dieses Auffassen der Erscheinungen in ihrer Mitte setzt auch den Anhaltspunkt unsrer Betrachtung in die Mitte des Zeitraums selbst, in den innern Kreis desselben, in welchem wir alle

Richtungen zusammenlaufend, alle Eigentümlichkeiten des deutschen Mittelalters und so auch seiner Poesie am vollständigsten vereinigt und am glänzendsten entfaltet finden. Es ist dieses die Periode von der Mitte des zwölften bis nach der des dreizehnten Jahrhunderts, welche, nicht bloß zufällig, mit der hundertjährigen Herrschaft des schwäbischen Kaiserhauses zusammenfällt. In dieser Periode hat jeder der Dichtungskreise, nach denen wir unsre Darstellung abteilen, seine letzte und vollste Ausbildung erlangt, hat jede Hauptrichtung sich in ihren bedeutendsten Werken gesammelt und festgestellt. Hier ist der Vollschein, in welchem Zunahme und Abnahme verschwimmen. Blicken wir in die vorhergegangene Zeit, so zeigen sich allerdings in ihr die Spuren einer ursprünglichern Sage, eines volksmäßigern Gesangs, aber es fehlt dafür an größern Schriftdenkmälern, und erst aus der Zeit, die uns solche darbietet, können wir auf die früheren Zustände zurückgreifen; blicken wir vorwärts, so bemerken wir, daß schon das vierzehnte Jahrhundert, bloß nachbildend und ausspinnend, von dem früheren Reichtume zehrt.

Der ethnographische Gesichtspunkt, die Abgrenzung nach Völkern, ist uns in zweifacher Beziehung wichtig, für die Sagenbildung und für die Sprache. In der erstern Beziehung wird uns vorzüglich die Ausmittlung des Anteils beschäftigen, welcher den verschiedenen germanischen Volksstämmen an der zum epischen Zyklus ausgebildeten Heldensage zukommt. Wir werden dabei solche wirksam finden, welche längst im Sturm der Zeiten zerstreut sind oder sich unter andern verloren haben, z. B. die Ostgoten, Burgunden. Die Geschichte der deutschen Sprache, ihre historische Grammatik, kann nur ethnographisch, nach den Volksstämmen und ihren Mundarten zweckmäßig behandelt werden, wie es neuerlich in dem großen, noch unvollendeten Sprachwerke von Jakob Grimm (Deutsche Grammatik) geschehen ist. Die germanische Sprachfamilie teilt sich in vier Hauptstämme, den gotischen, den hochdeutschen (welchen die Bayern, Burgunden, Alemannen und Franken bilden), den niederdeutschen (Sachsen, Westfalen, Friesen und Angeln) und den nordischen oder skandinavischen, der auch für sich den andern, deutschen, entgegengestellt werden kann. (D. Gramm. T. I. Ausg. 1. Göttingen 1819. Einleit. in die gebrauchten Quellen und Hilfsmittel, S. L f.) Für die meisten dieser Hauptsprachstämme ergeben sich dann weitere Abteilungen nach den besondern Mundarten und nach den Perioden ihrer Entwicklung. Da es nicht unsre Aufgabe ist, eine Geschichte der gesamten germanischen Poesie zu geben, sondern wir uns auf Deutschland beschränken, so berührt uns, für den

gewählten Zeitraum, unmittelbar nur das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, das Alt- und Mittelniederdeutsche. Die ältere Periode geht in den Denkmälern beider Sprachstämme vom achten bis ins elfte, die mittlere von da an bis in das vierzehnte Jahrhundert. Nach dieser Zeit entwickelt sich mehr und mehr die 5
jetzt lebende Sprache mit ihren Mundarten. Geographisch gehören dem Hochdeutschen diejenigen Sprachquellen an, welche in Schwaben, Bayern, Österreich, der Schweiz und dem Elsaß, Franken, Thüringen, Hessen und am Oberrhein entsprungen sind; dem Niederdeutschen, was von Sachsen, Engern, West- und Ost- 10
falen und dem Niederrhein ausgegangen ist. (Grimm a. a. O. LII. LXV. LXIX. LXXI.) Die übrigen Stämme und Verzweigungen der germanischen Gesamtsprache dienen uns in ihren Denkmälern nur mittelbar zur Erläuterung des eigentlichen Gegenstandes unsrer Darstellung. Fragt es sich nun aber um 15
den Vorrat dieser verschiedenen Sprachbildungen an dichterischen Erzeugnissen, welche für unsern Zweck hauptsächlich oder erläuternd in Betracht kommen, so erscheint zuvörderst die nordische Poesie sehr reichhaltig und sachverwandt; ihr folgt, doch in beträchtlichem Abstand, die angelsächsische, die in der Reihe 20
ihrer meist geistlichen Produkte nach neuern Auffindungen auch einige bedeutendere, den Heldenkreisen angehörende Dichtungen aufzuweisen hat. In gotischer Sprache ist nichts Poetisches auf uns gekommen. Die althochdeutschen Denkmäler in poetischer Form sind fast durchaus streng geistlichen Inhalts; ebenso die 25
seltenern altniederdeutschen. Während daher diese ältern Perioden für die deutsche Sprachgeschichte von größter Wichtigkeit sind, erscheinen sie in der Geschichte der Poesie ziemlich unergiebig, und schon hiernach muß die Methode für die beiden Fächer eine verschiedene sein. Mittelniederdeutsche Gedichte sind nicht in 30
bedeutender Zahl vorhanden und manche derselben sind nur der Widerschein hochdeutscher Poesie. Neuerlich hat zwar Scheller in seiner Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache (Braunschweig 1826) einen großen Reichtum dieser Sprache an Schriftdenkmälern darzutun sich bemüht; er zählt nicht weniger als 35
1851 Nummern auf. Allein da er für die ältere Periode viel Fremdartiges, namentlich entschieden hochdeutsche Werke, z. B. Notker, die Nibelungen usw. herbeizieht und für die neuere Zeit kleine Flugschriften, Gelegenheitsgedichte u. dgl. aufführt, so kann sein Unternehmen nicht für gelungen angesehen werden. 40
Wir werden die erheblichern niederdeutschen oder doch an diese Mundart streifenden Gedichte an ihrer Stelle bemerken, und es wird sich uns insbesondere zeigen, daß von dieser Seite her zum

Teil die Bekanntschaft der Deutschen mit der nordfranzösischen Ritterdichtung vermittelt worden ist. Im ganzen aber kann das Niederdeutsche mit jener reichen Blüte der Poesie in den mittelhochdeutschen Werken der schwäbischen, bayerischen, österreichischen und schweizerischen Dichter, hauptsächlich aus der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, durchaus nicht gleichgestellt werden. Nach all diesem finden wir uns auch von dem ethnographisch-linguistischen Gesichtspunkt aus wieder auf die Zeit und das Gebiet der hohenstaufischen Herrschaft hingewiesen.

Was endlich die Einteilung nach den Dichtarten betrifft, die wir auch die systematische Methode genannt, so ist dieselbe insofern berücksichtigt, als in den zwei ersten Abschnitten die epische, im dritten die lyrische und im vierten die didaktische Weise vorherrschen wird. Eine speziellere Klassifikation würde in den Organismus der poetischen Bildungen nur störend eingreifen und selbst jene allgemeinere durfte nicht streng die Anordnung bestimmen. So lassen sich zwar, wie schon erwähnt, der erste und zweite Hauptabschnitt beide unter die epische Grundform einreihen, aber die Heldensage und das christliche Rittergedicht sind nach Geist und Inhalt so wesentlich verschieden, und selbst in formeller Beziehung ist das volksmäßige Epos so sehr ein andres, als die absichtliche Bearbeitung welscher Ritterpoesien, daß bei diesen Verschiedenheiten die allerdings mögliche Unterordnung unter eine gemeinschaftliche Grundform eine leere Abstraktion sein würde. Dramatische Dichtung, zum Schauspiel ausgebildet, war im deutschen Mittelalter nicht vorhanden. Lateinische Dramen, von geistlichen Personen verfaßt, können nur als gelehrte Übungsstücke, geistliche Aufzüge mit Gesängen u. dgl. höchstens als rohe Anfänge der Bühne, deren Gestaltung einer spätern Zeit angehört, betrachtet werden. Nehmen wir aber das Dramatische allgemeiner, als eine von den Grundformen des poetischen Wirkens überhaupt, so wird es keiner dichterisch bewegten Zeit gänzlich mangeln und mitten in der Lyrik oder im Epos erscheinen. So auch in unsrer ältern Poesie. Lyrische Gedichte sind durch Wechselrede und Wettgesang in Handlung gesetzt; in epischen, namentlich dem Nibelungenliede, wird oft die Handlung durch den in Rede tretenden Kampf der Gesinnungen und Gemütskräfte vergeistigt.

Dieses ist, was wir von der Methode zu sagen hatten, soweit sie in der Anordnung des gegebenen Stoffes besteht. Wir ordnen diesen, wie er sich selbst geordnet hat. Das weitere Verfahren, wodurch wir in den angegebenen Abschnitten die Kreise der Dichtung und die Beschaffenheit der einzelnen Werke zu

veranschaulichen suchen werden, läßt sich nicht wohl im allgemeinen bezeichnen, sondern muß sich je nach der Natur des Gegenstandes richten. Diese muß entscheiden, ob durch Auszüge, Stellen der Gedichte, allgemeinere Charakteristiken, ob mehr im Wege der Darstellung oder in dem der Untersuchung ein Bild der Sache gegeben werden soll. Zu dieser Verschiedenheit, die in den Gegenständen selbst liegt, wird sich aber eine andre Ungleichheit gesellen, die in dem gegenwärtigen Stande der altdeutschen Studien ihren Grund hat. Viele und bedeutende Quellen dieser Literatur sind gar nicht oder sehr ungenau in den Druck gegeben, die Handschriften liegen in den verschiedensten deutschen und auswärtigen Bibliotheken zerstreut, die Benutzung derselben ist bald mehr, bald weniger erleichtert, und so ist es schon aus äußern Gründen dem einzelnen nicht wohl möglich, eine vollständige und gleichmäßige Geschichte der ältern deutschen Poesie zu bearbeiten. Eine solche haben Sie daher auch von mir nicht zu erwarten, und ich werde manche bedeutende Lücke selbst zu bemerken haben. Dennoch ist auch jetzt schon des allgemeiner Zugänglichen so viel, daß die Hauptpartien entweder hell hervortreten oder, wo sie noch verdunkelt stehen, doch in den Umrissen erkennbar sind. Gerade bei diesem Stand der Sache scheint es an der Zeit, die Rechnung über das Ganze zu ziehen, das Ermittelte darzulegen und, was weiter zu erforschen ist, zu bezeichnen.

Was die Literatur, die Handschriften- und Bücherkunde anbelangt, so werde ich mich darin auf das Nötige und Wichtigere beschränken. Ich werde jedesmal die Hauptausgabe der Gedichte, oder die Sammlung, wo solche gedruckt sind, anzeigen. Ebenso die bedeutendern Erläuterungsschriften. Bei ungedruckten Werken werde ich mich auf die Handschriften beziehen und insbesondere bemerken, wenn sich auf den Stuttgarter Bibliotheken ein Gedicht handschriftlich befindet (in Tübingen ist bloß die vom Renner), um dadurch zu eigner Ansicht der alten Handschriften Gelegenheit zu geben. Denjenigen, welche über irgend einen Gegenstand dieses Faches speziellere Literarnotizen zu erhalten wünschen, werde ich solche mit Vergnügen mitteilen.

Das ausführlichste Verzeichnis der Handschriften, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungsschriften usw. ist:

Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert durch Fr. v. d. Hagen und Joh. Gust. Büsching. Berlin 1812.

Seit dem Jahr 1812, in welchem dieses Werk erschienen, ist jedoch so vieles neu entdeckt und herausgegeben, so manches

berichtigt und durch spätere Bemühungen überflüssig geworden, daß eine neue Bearbeitung des Buches oder ein Supplement, wovon auch schon lang die Rede ist, großes Bedürfnis wäre.

Als geschichtliches Handbuch sehr empfehlenswert ist:

Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von Aug. Koberstein, Professor an der Königl. Landesschule zu Pforta. Leipzig 1827.

Es ist allerdings schon seinem Umfange nach nur Grundriß, gibt aber eine sehr brauchbare, gedrängte Übersicht der Zeitverhältnisse, unter welchen sich die schöne Literatur der Deutschen in ihren verschiedenen Perioden bis auf die neueste Zeit entwickelt hat, sowie der wichtigern Denkmäler selbst aus dem Fache der Poesie und Beredsamkeit nach den Hauptdichtarten mit gesundem Urteil und zweckmäßiger Auswahl der Literarnotizen. Der Zeitraum, welcher uns angeht, ist in den drei ersten Perioden abgehandelt, und der Verfasser zeigt hier die eigne Bekanntschaft mit der Poesie des Mittelalters, aus deren Gebiet er auch einige verdienstliche monographische Arbeiten herausgegeben hat. Auch für die folgenden Perioden wird das Buch mit Nutzen gebraucht werden.

Nicht zu verwechseln ist die angezeigte Schrift mit dem von demselben Verfasser etwas später herausgegebenen

Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Leipzig 1828.

Dies ist, was ich über die Aufgabe und das Verfahren zu sagen hatte. Es war sonst gebräuchlich, in den Einleitungen historischer Lehrbücher und Lehrvorträge auch einiges über den Nutzen der abzuhandelnden Geschichte zu bemerken. In jetziger Zeit scheint mehr die Ansicht zu gelten, daß das rechte Wissen für sich ein Gewinn sei, und die mittelbar daraus sich ergebenden mannigfaltigen Vorteile nicht an den Fingern abgezählt zu werden brauchen. Gewiß muß es in der Geschichte vor allem um die richtige Auffassung der gegebenen Zustände zu tun sein; aber eine solche Auffassung ist doch nur eine anschaulich lebendige, also nur dann möglich, wenn der Historiker von seinem Gegenstande geistig ergriffen ist; nur so wird er die Mühen der Forschung, die Schwierigkeiten der Verarbeitung und der Darstellung für andre siegreich bestehen. In diesen muß dieselbe Teilnahme geweckt werden, die in ihm wirksam war, wenn irgend eine fruchtbare Mitteilung, eine wahre Verständigung zwischen

Geschichtschreiber und Leser, zwischen Lehrer und Hörer stattfinden soll. Beiden also tritt die objektive Wahrheit in subjektive Beziehungen und die vergangenen Zustände erlangen eine Bedeutung für die Gegenwart.

Wenden wir dieses auf unsern Gegenstand, die „deutsche Poesie im Mittelalter", an, so ist uns die Bedeutung derselben eine dreifache: die historische, die poetische und die vaterländische.

Schon die historische Erkenntnis an sich steigt an Wichtigkeit, wenn sie eine größere Periode im Leben der Völker umfaßt, sie regt den Geist tiefer an, wenn sie über geistige Zustände sich erstreckt. Welch bedeutende Stellung die Poesie in dem Zeitraum einnehme, von dem wir handeln, ist bereits erörtert worden. Die Geschichte des Mittelalters und des deutschen Volkes in diesem ist nicht geschrieben, solange nicht seine Poesie erschlossen ist. Ich achte sehr den gewissenhaften Ernst der Historiker, welche nichts in ihre Werke aufnehmen, was nicht mit den zuverlässigsten Zeugnissen und Urkunden belegt werden kann. Nur glaube man nicht, daß mit den Annalen und Diplomen des Mittelalters die Quellen der urkundlichen Geschichte erschöpft seien! Sind denn die Erzeugnisse des schaffenden Geistes, die Eröffnungen des bewegten Gemütes, das nicht lügen kann, minder verlässige Urkunden vom Leben jener Zeit?

Das rechte geschichtliche Wissen aber ist auch die notwendige Bedingung des Urteils. Hier tritt es in genaue Beziehung mit der Gegenwart. Das Mittelalter und der Stand seiner Bildung gehören zu den vielbestrittenen Gegenständen einer bedeutenden Meinungsverschiedenheit. Man hat in dieser Sache seit etwa fünfundzwanzig Jahren in Deutschland die entgegengesetztesten Erfahrungen gemacht. Erst die begeisterte Anpreisung, dann die herabsehende Gleichgültigkeit oder der feindselige Tadel. Selbst wissenschaftliche Bestrebungen, dem Mittelalter zugewendet, werden von manchen entweder bloß geduldet, oder sogar als gefährlich für politische und religiöse Freiheit und für den richtigen Kunstgeschmack verdächtigt. An der ruhigen Pflegstätte wissenschaftlich-universeller Bildung kann nicht davon die Rede sein, irgend einen Zweig des Wissens gegen den Vorwurf der Schädlichkeit zu verteidigen. Hier darf als anerkannt vorausgesetzt werden, daß das Erkennen dem Urteile vorangehen müsse. Was man für schädlich hält, muß man am schärfsten ins Auge fassen; was dem ersten Anblick schmeichelt, muß man am strengsten prüfen. Die historische Einsicht zeigt am überzeugendsten, daß die Formen einer vergangenen Zeit nicht auf eine nachfolgende anwendbar seien; sie zeigt aber auch, daß in den

mannigfachsten und fremdartigsten Formen ein Gehalt wohnen könne, der für alle Zeiten gültig ist. Die vorgefaßte Meinung, das Vorurteil, spiegelt nur immer sich in der Oberfläche der Geschichte, die Parteiung streift nur wie ein Sturmvogel den Rand der Wellen; die Forschung senkt sich in die Tiefe und durchspäht ihren innersten Grund. So haben mitten durch den Widerspruch der Zeitansichten unverdrossene Männer, an deren Spitze die Brüder Grimm zu nennen sind, mit stiller Treue und geistreichem Fleiße der deutschen Altertumskunde die umfassendsten Forschungen gewidmet, deren Früchte jetzt in gediegenen Werken überraschend zutage treten; für Erkenntnis, Darstellung und Urteil ist eine haltbare Grundlage gewonnen, und diejenigen werden leicht durchschaut, welche den Mangel an Sachkenntnis durch allgemeines Raisonnement ersetzen oder bemänteln wollen.

Die poetische Bedeutung beruht in dem freien Genusse, den unsre alten Dichtungen als solche und unabhängig von ihrem geschichtlichen Interesse gewähren können. Hierüber wird, auch die Bekanntschaft mit der Sache und die Erläuterung vorausgesetzt, deren jedes Kunstwerk aus einem vergangenen Zeitalter in gewissem Maße bedarf, das Urteil doch immer der Verschiedenheit in den Grundsätzen und in der subjektiven Genußfähigkeit unterliegen, die im Gebiete des Schönen überhaupt noch niemals ausgeglichen worden ist. Ich versuche auch nicht, Ihr Urteil über den Wert dieser Poesie zum voraus zu bestimmen, sondern wünsche vielmehr, daß solches ohne theoretische Ausführungen überall soviel möglich aus der Darstellung selbst sich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerst nur als individuelle Ansicht aussprechen zu dürfen, daß, was auch die Poesie andrer Völker und Zeiten in sich Vollendetes darbieten mag, doch diese einheimische Poesie auch ihrerseits Saiten anschlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfnisse, Ahnungen der Phantasie und des innigern Gemüts befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden. Eine Vergleichung nach außen gehört übrigens nicht zu unsrer Aufgabe. Soll die altdeutsche Poesie nach ihrer Eigentümlichkeit richtig gewürdigt werden, so dürfen wir auch nicht überall den Maßstab anlegen, den wir von dem klassischen Altertum auf die nach diesem gebildete neuere Literatur zu übertragen pflegen, ich meine das Ebenmaß jedes einzelnen Dichterwerks, die harmonische Verbindung seiner Teile zu einem Ganzen, die Übereinstimmung von Inhalt und Form. Prüfen wir nach diesem Maßstab, der, richtig angewendet, allerdings ein gültiger ist, unsre ältere poetische Literatur als solche, d. h. als eine Sammlung von Schriftwerken,

so wird das Urteil im ganzen sehr ungünstig ausfallen. Wir werden zwar einer Anzahl von Dichtwerken begegnen, denen die ebenmäßige Ausbildung zu einem wohlgeordneten Ganzen, sowie eine der Natur des Gegenstandes vollkommen angemessene Darstellung nicht abzusprechen ist. Aber eine nicht minder große Masse poetischer Produkte wird uns durch Mangel an Einheit und künstlerischer Abrundung, durch ermüdende Weitschweifigkeit in der Ausführung unangenehm auffallen. Finden wir nun gleichwohl, daß diese geringern Werke oft mit den besten in einem genauen innern Zusammenhange stehen, daß in den erstern unter der abstoßenden Schale oft ein ebenso poetischer Kern verhüllt liege, als in den letztern, so wird uns gerade dieses Mißverhältnis des gediegenen Inhalts und der zerfließenden Darstellung, der Trefflichkeit einzelner Bestandteile und der Gehaltlosigkeit andrer darauf hinführen, daß nicht beides aus derselben bildenden Kraft gleichzeitig hervorgegangen sein könne, daß also der wahre Wert dieser Poesie nicht nach der zufälligen Auffassung in den vorhandenen einzelnen Schriftwerken, nicht nach der künstlerischen Vollendung dieser letztern bemessen werden dürfe. Diese und ihre Verfasser fallen allerdings jener speziellen Kritik anheim. Aber was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in die Schrift niedergelegt und für sie bearbeitet wurde, war großenteils nicht ein Stoff, der jetzt zuerst seine poetische Behandlung erhielt; es war reife Poesie, die sich zuvor schon in größern Gestaltungen entfaltet, in andern, ursprünglichern Formen ausgeprägt hatte. Wo nun diese Poesie durch die spätern und letzten Bearbeitungen gefesselt, zerstückelt und verschwemmt ist, da muß unser Bestreben sein, ihre Geister zu entbinden, ihre Zusammenhänge herzustellen, ihre Gestalten und Formen klarer und echter heraufzuführen. Dann erst fragt es sich, ob in dieser geläuterten Poesie das große Gesetz des Schönen bemerkbar sei, das naturkräftig aus dem Keime die riesenhafte Eiche in freien und doch geregelten Umrissen erwachsen läßt.

Dieses Verfahren, das besonders auf die größern Sagenkreise Anwendung findet, wird auch für das klassische Altertum nicht ganz zu umgehen sein. Soll die griechische Heldensage vollständig dargelegt werden, so wird man sich nicht auf die beiden homerischen Epopöen beschränken dürfen, der epische Zyklus in allen seinen Überresten muß sich aufschließen, die Heldengedichte der Alexandriner müssen gesichtet, die Tragiker, die Lyriker, die Mythologen zu Rate gezogen werden und so aus den verschiedenen Formen die gesamte Heroenwelt aufsteigen.

Kehren wir zum deutschen Altertum zurück, so ergibt sich

aus dem Bisherigen von selbst, daß wir in jenem keine Musterbilder für die Poesie unsrer Zeit zu suchen haben. Um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten ist es überall eine bedenkliche Sache. Aber die Macht geistiger Anregung wird auch
5 der Poesie des Mittelalters nicht zu bestreiten sein. Die Erscheinung einer reichen Phantasie, mächtiger Gestalten, großer Sagenzüge erweitert den Blick und kräftigt die Gesinnung in Sachen der Poesie. Sie wirkt dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunst wohltätig entgegen. Sie macht
10 den Anspruch fühlbar, bedeutenden Hervorbringungen einer früheren Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiste der eigenen gegenüberzustellen. Das Auge hat ein verstärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen.

Endlich die vaterländische Bedeutung. Im Reiche des Geistes
15 gibt es keine Landesgrenzen. Wo wir das Vortreffliche finden, in der Ferne der Völker und Zeiten, machen wir unser Bürgerrecht geltend. Vor jedem andern Volke üben wir Deutsche diese universelle Gesinnung. Wir kennen die Eigentümlichkeiten und Vorzüge jeder fremden Literatur; es ist nur folgerecht, wenn
20 wir die eigene kennen lernen. Den Wert der Vaterlandsliebe zu beweisen, ist nicht meine Absicht. Das aber lehrt uns die Kenntnis jener mannigfachen Entwicklungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachsen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigsten hervorgegangen ist. Die Poesie
25 vor allem wurzelt in den eigentümlichsten Zuständen des Volkslebens. Wenn selbst die Philosophie, die doch nach der Einheit und Allgemeinheit gerichtet ist, bei den verschiedenen Völkern ein nationales Gepräge zeigt, um wieviel mehr die Poesie, in der sich der Geist nach dem Mannigfaltigen und Besondern
30 entfaltet. Der Weltbürgersinn soll uns daher nicht abhalten, in unser Eigenstes zu gehen, dieses zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am besten dem geistigen Gemeinleben unsern Beitrag.

Was es sei um das Gefühl des Vaterländischen, ist schmerz-
35 lich und tröstend zugleich in jener Zeit empfunden worden, als eine ausgleichende Weltherrschaft alles Nationale zu ersticken drohte. Damals suchten wir in den tiefsten Fasern unsers Daseins die Gewährschaft eines eigentümlichen Lebens und Bestandes. Dieses Nationalgefühl, diese innere Sammlung ist in
40 Taten lebendig geworden.

Auch im vaterländischen Altertum suchte man damals Trost und Anhalt. Es entzündete sich eine Begeisterung für dasselbe, welche bei vielen mit den Stimmungen der Zeit vorübergehend

war, bei andern, von denen wir schon gesprochen, nachhaltig wirkte. Daß eine Gemeinschaft unsrer Vorzeit mit der Gegenwart bestehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimatklänge, hoffe ich, sollen uns noch jetzt dort ansprechen.

Der Beruf, der mir als Lehrer der deutschen Literatur 5 angewiesen ist, fordert mich auf, dem geistigen Leben unsrer Nation in den verschiedenen Perioden seiner Entwicklung nachzugehen. Wenn ich mit der frühesten Periode beginne, so geschieht es nicht bloß, weil sie der Zeit nach vorangeht; sie ist auch die am wenigsten allgemein bekannte. Die neuere Lite- 10 ratur bietet sich unmittelbar zugänglich dem Genusse und somit auch der Beurteilung dar. Nur allzuleicht nehmen es manche, dieses Urteil stets fertig zu verkünden und im Garten der Poesie, wie Tarquinius, die höchsten Mohnhäupter abzuschlagen. Die Kenntnis jener ältern Periode aber bedarf der 15 wissenschaftlichen Forschung und der Lehre.

Wenn ich dieser Kenntnis Wert beilege, wenn ich in der Poesie des Mittelalters eine sehr merkwürdige Entwicklung des deutschen Geistes nachzuweisen versuchen werde, so ist es doch nicht meine Absicht, diesen Studien Anhänger zu werben. Mein 20 Vortrag soll allerdings darauf berechnet sein, denjenigen, welche sich zu der Erforschung unsrer älteren Poesie hingezogen finden, eine Übersicht zu geben, mittels welcher sie das Einzelne, mit dem sie sich zunächst beschäftigen, in seine größern Zusammenhänge einreihen können. Häufig bemerkt man bei sonst ver- 25 dienstlichen Bestrebungen in diesem Fache eine Vereinzelung, einen Mangel an Übersicht des Ganzen, wodurch das Studium an dem minder Bedeutenden festgehalten wird, welches bei einem weitern Umblick sogleich als solches erkannt werden würde. Aufzumuntern zu einem umfassendern Betrieb dieser Studien muß 30 ich aber billig Anstand nehmen. Sie sind von keinem eigentlich praktischen Vorteil, sind im allgemeinen wenig anerkannt, dabei aber mühsam und schwierig, und können auch bei der bemerkten Beschaffenheit eines großen Teils der einzelnen Dichtwerke nur in der Durchdringung des Ganzen den rechten Genuß 35 gewähren. Um so mehr jedoch scheint es angemessen, daß die Resultate der bisherigen Forschungen in einer für sich verständlichen Darstellung zusammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die sich nicht selbsttätig in das vaterländische Altertum versenken wollen, die Gelegenheit gegeben sei, das Bedeutendste 40 kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geist und das Gemüt unsrer Vorfahren beschäftigt und bewegt hat.

Wir stehen hier mitten im schwäbischen Lande, das einst

ein Saal des Gesanges war. Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?

Am östlichen Ende unsrer Alb springt der Rosenstein her-
5 vor, ein sagenreicher Berg, frisch bewaldet und mit wilden Rosen blühend bekränzt. Auf seinem Rücken zieht sich eine blumige Waldwiese hin, wo die Jugend der Umgegend ihre Maienfeste feiert. Am Rande des Berges ragen die Trümmer einer Burg, durch deren Fensterhöhlen die Vögel streichen.
10 Gegenüber schwingt sich der schlanke Berg empor, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der Hohenstaufen sich erhoben; weithin, bis zum fernen Horizont, überschaut man das geseg-nete Schwaben. In der schroffen Felswand aber, die, aus der buschigen Bergseite aufschießend, die Burgreste des Rosensteins
15 trägt, öffnet sich nach der Gegend hin eine hochgewölbte Grotte. In ihrer Mitte grünt ein Strauch und blühen wilde Blumen, von den Tropfen des Gesteins sich nährend. An den Seiten liegen breite Felsstufen, von der Natur zu Sitzen aufgeschichtet. Hier, dacht' ich mir wohl sonst, möcht' ich, mit einigen Freun-
20 den gelagert, während die Maienlust nur fern ertönte und der Blick in die weite Gegend hinausschweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit farbenhell, wie sie mir vor der Seele schwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem innern Schauen in raschem Fluge vor-
25 überzieht, soll es andern mitgeteilt werden, so muß die lang-same Bahn der Untersuchung, der Entwicklung, der allmählich fortschreitenden Darstellung betreten werden. Diese betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichterischen Gestaltungen Ihnen so anschaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer
30 Macht stände, dieselben auch künftig auf jeder schönen Stelle des deutschen Landes vor das geistige Auge zurückzurufen!

Erster Hauptabschnitt:
Die Heldensage.

Um der Betrachtung dieses ältesten und ursprünglichst-ein-heimischen Kreises deutscher Dichtung freie Bahn zu öffnen und zum voraus jede Beschränkung wegzuräumen, welche aus der
35 herkömmlichen Lehre von der Epopöe als einer Kunstform her-vorgehen könnte, sprechen wir zuerst vom Wesen der Volkspoesie im allgemeinen.

Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schoße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirge emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker ihre Poesie. Der Drang, der dem einzelnen Menschen innewohnt, ein geistiges Bild seines Wesens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam, und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Darin eben, in dem gemeinsamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkspoesie, und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften.

Wohl kann auch sie nur mittels einzelner sich äußern, aber die Persönlichkeit der einzelnen ist nicht wie in der Dichtkunst literarisch gebildeter Zeiten vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben sich berühmte Sängernamen erhalten, und wo dieselbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht.

Meist jedoch sind die Urheber der Volksgesänge unbekannt oder bestritten[1]), und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht ins Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der poetischen Masse, sie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an, sie führen nicht abgesonderte Werke auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der niemals beschlossen ist. Dichter von gänzlich hervorstechender Eigentümlichkeit können hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poesie das Eigentümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuschleift und nur ein allmähliches Wachstum gestattet.

Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinste Teilnahme eines Volkes an der Poesie, wie sie zur Erzeugung eines blühenden Volksgesanges erforderlich ist, findet notwendig dann statt, wenn die Poesie noch ausschließlich Bewahrerin und Ausspenderin des gesamten geistigen Besitztums ist. Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in diesem Jugendalter eines Volkes nicht gedenkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünstigt erscheinen, die einen gebend, die

---

1) Vgl. Wüllner, De cyclo epico poetisque cyclicis. Monaster. 1825. S. 45.

andern empfangend, die geistigen Anregungen aber das Geschäft der Edleren sind, so muß doch in jenem einfacheren Zustande die poetische Anschauung bei allen lebendiger, bei den einzelnen mehr im allgemeinen befangen gedacht werden. Die Harfe geht
5 noch von Hand zu Hand wie bei den Gastmahlen der Angelsachsen; die ganze Masse ist noch wie ein Zug von Wandervögeln in der poetischen Schwebung begriffen, und die einzelnen fliegen abwechselnd an der Spitze. Die geistigen Richtungen sind noch ungeschieden und darum der Eigentümlichkeit keine be-
10 sondern Bahnen eröffnet; das künstlerische Bewußtsein steht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine absichtliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung; der Stoff selbst, im Gesamtleben des Volkes festbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkür Raum. Und so bleibt zwar die
15 Tätigkeit der Begabteren unverloren, aber sie mehrt und fördert nur unvermerkt; die reichste Quelle, die den Strom des Gesanges schwellt, ist doch in ihm nicht auszuscheiden.

Auf keiner Stufe der poetischen Literatur, selbst nicht bei dem schärfsten Gepräge dichterischer Eigentümlichkeiten, kann der
20 Zusammenhang des einzelnen mit der Gesamtbildung seines Volkes völlig verleugnet werden. Erscheinungen, die in Nähe und Gegenwart schroff auseinanderstehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größern Gruppen zusammen, und diese Gruppen selbst zeigen unter sich einen gemeinsamen Cha-
25 rakter. Stellt man sich so dem gesamten poetischen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Gesamtleistungen andrer Völker, so betrachtet man dasselbe als Nationalpoesie; für unsern Zweck war es um den innern Gegensatz zu tun, um die Volkspoesie in ihrem Verhältnisse zur
30 dichterischen Persönlichkeit.

Daß die Volkspoesie nur in mündlichem Vortrag lebe, ist bereits angedeutet worden. Man könnte sagen: aus dem einfachen Grunde, weil solche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wissen. Aber wessen der
35 menschliche Geist bedarf, das erfindet oder erlernt er; reicht ihm Sang und Sage nicht mehr aus, so erfindet er die Schreibkunst; bei gesteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Bildungsstufe nun, auf welcher der Volksgesang gedeiht, wird der Buchstabe gar nicht vermißt. Hier gilt einzig
40 die große Bilderschrift mächtiger Gestalten der Natur und des Menschenlebens. Die Betrachtung der Welt geschieht nicht mit dem Meßnetze des Gedankens, sondern mit dem Spiegel der Phantasie; was vor dieser in klarem Bilde steht, wird im tönen-

den Worte weiter und weiter mitgeteilt. Wie sollte das volle, farbige Lebensbild in den toten Schriftzug zusammenschrumpfen? Die Rune, wenn sie auch bekannt ist, wird mit Scheu betrachtet als ein bannender Zauber. Noch grünt die Aesche, die im Runenalphabet zum A erstarrt. 5

Das nun, daß die Gebilde der Volkspoesie lediglich mittels der Phantasie und des angeregten Gemütes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieselben als probehaltig. Was nicht klar mit dem innern Auge geschaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran sollte das sein Dasein 10 und seine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entseelte in Balsam aufbewahrt, die Kunstform, die auch dem Leblosen den Schein des Lebens leiht, sind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweise, im Gedächtnis festgehalten, können das Nichtige retten; denn das schlichte Wort ist in jenen Zeiten keine 15 Schönheit für sich, es lebt und stirbt mit seinem Gegenstande; die einfache Tonweise, wenn sie selbst Dauer haben soll, muß ursprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je fester und lebensvoller jene echten Gebilde dastehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreise aufkommen und geduldet werden. 20

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren sie durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen? Ohne Zweifel darin, daß sie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menschheit wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, mensch- 25 liche Verhältnisse treten hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch gesellige, künstlerische und wissenschaftliche Verfeinerung solchen ursprünglichern Zuständen am fernsten und 30 fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquicklich sein; so ungefähr wie der größte der römischen Geschichtschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germanischen Wälder, auf die riesenhaften Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und 35 weissagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns im bisherigen die Volkspoesie nach ihrem vollsten Begriffe gedacht haben, so ist doch leicht zu erachten, daß sie in ihrer geschichtlichen Erscheinung bei verschiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in sehr mannigfachen Ab- 40 stufungen und Übergängen sich darstelle. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieses Lebens, die Poesie, beschaffen sein. Ein Hirtenvolk, in dessen einsame Gebirgstäler der Kampf

der Welt nur fernher in dumpfen Widerhallen eindringt, wird in seinen Liedern die beschränkten Verhältnisse ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeister, die einfachsten Empfindungen und Gemütszustände niederlegen; sein Gesang wird idyllisch-
5 lyrisch austönen.

Ein Volk dagegen, das seit unvordenklicher Zeit in weltgeschichtlichen Schwingungen sich bewegt, mit gewaltigen Schicksalen kämpft und große Erinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche und großartige Heldensage, voll mächtiger Charaktere,
10 Taten und Leidenschaften, aus sich erschaffen, und wie sein Leben weitere Kreise zieht und größere Zusammenhänge bildet, wird auch seine Sage sich zum Epos, zum epischen Zyklus, verknüpfen und ausdehnen. Diese Entfaltung zu einem umfassenden Epos, das Bedeutendste, was die Volkspoesie erzeugen kann, ist uns
15 nun auch in den Heldenliedern des deutschen Mittelalters aufbewahrt.

Ich gedenke später einmal, in einem besondern Kursus, eine geschichtliche Übersicht der gesamten Volkspoesie der neueuropäischen Völker zu geben. Es werden sich bei diesen alle Spiel-
20 arten und Abstufungen des Volksgesanges, teils untergegangen, teils noch bestehend, nachweisen lassen. Es wird sich dann auch zeigen, wie überall die Volkspoesie in dem Maße zurückgewichen, in welchem die literarische Bildung und die mit ihr verbundene Herrschaft dichterischer Persönlichkeit vorgeschritten, und daß die-
25 selbe nur da noch lebe und blühe, wo eine Literatur noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Bedeutende Aufschlüsse geben in letzterer Beziehung die neueren Mitteilungen aus dem Volksgesange zweier Völker, welche eben erst im Begriffe sind, nach harten Kämpfen ihre Stelle unter den kultivierten Nationen des
30 heutigen Europas einzunehmen; ich meine die Neugriechen und die Serben. Bei den erstern ist der Fall von Suli (Dez. 1803), der Tod des Markos Bozaris (1823) kaum erlebt und schon auch in herkömmlicher, volksmäßiger Weise gesungen. Im serbischen Gesange werden, neben den vielen Liedern aus dem häuslichen
35 Leben, fortwährend die heimischen Taten gefeiert, von den halb fabelhaften der alten Helden Duschan und Marko bis zu den neuesten des letzten Aufstandskrieges. Bei beiden Völkern ist auch gewiß dieser fortlebende vaterländische Gesang nicht ohne merklichen Einfluß auf die Erhaltung und den neuen Aufschwung
40 des Nationalgefühls geblieben. Von Heldenliedern und Märchen, wie sie in Schweden, Nordbritannien, auf den Faröen noch heute zum Tanze gesungen werden, sind in Deutschland nur noch verlorene Klänge hörbar. Hier hat zwar die Volkspoesie

einst einen der großartigsten epischen Kreise gebildet, aber dieser ist längst abgeschlossen. Gedeihen und Absterben der Volkspoesie hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derselben, Teilnahme des gesamten Volkes, feststehe oder versage; ziehen die edleren Kräfte sich von ihr zurück, dem Schriftentum zugewendet, so versinkt sie notwendig in Armut und Gemeinheit. 5

Wenn nun auch eine vergleichende Zusammenstellung des deutschen Epos mit der epischen Volksdichtung andrer Völker der Alten und Neuen Welt nicht in unsrer dermaligen Aufgabe liegt, und wenn nicht zu bestreiten ist, daß die Geschichte der 10 poetischen Entwicklung jedes Volkes zunächst aus dessen eigensten Zuständen entnommen werden solle, so ist doch nicht minder gewiß, daß die von allen Seiten neuerschlossenen Quellen des Volksgesangs auch für die richtige Ansicht des längst Vorhandenen und Bekannten von größter Wichtigkeit sind, daß die 15 entsprechenden Erscheinungen bei so vielen Völkern auf ähnlicher Stufe des geselligen Zustandes sich gegenseitig erklären und auf gemeinsame Bildungsgesetze hinweisen, und daß daher der Blick auf diesen größern Zusammenhang geöffnet sein muß, wenn die historische Behandlung der Poesie eines einzel- 20 nen Volkes vor Willkür und Vorurteil gesichert sein soll. Die bekannte Frage über die Abfassung der homerischen Gedichte wird ohne solchen Ausblick auf die Universalgeschichte der Volkspoesie niemals zu einer einleuchtenden Entscheidung gelangen können. Bei der nachfolgenden Erörterung des einheimischen 25 Epos wird uns derselbe, auch ohne ausdrückliche Bezugnahme im einzelnen, stets zur Leitung dienen. Umgekehrt aber wird die deutsche Heldensage, die in reicher, durch viele Jahrhunderte verfolgbarer Entwicklung vor uns liegt, auch von ihrer Seite als eine der bedeutendsten Quellen zur rechten Einsicht in das 30 Wesen und den Bildungsgang der epischen Volkspoesie anzuerkennen sein. W. Grimm sagt in seiner Schrift über die deutsche Heldensage (S 336):

„Wir genießen den Vorteil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den ersten 35 Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es gibt kein andres Volk, das sich dieses Vorteils in solcher Ausdehnung erfreue."

In der Betrachtung dieses deutschen Epos werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuvörderst den Inhalt der Helden- 40 lieder, da ich solchen nicht als bekannt voraussetzen darf, im Umriß darlege; sodann denselben nach seinen Hauptelementen, dem geschichtlichen, dem mythischen und dem ethischen, erläutre;

endlich die Formen entwickle, in welchen dieser poetische Stoff dargestellt, ausgebildet und zuletzt mittels schriftlicher Auffassung festgehalten worden ist.

Ich werde dann aber auch im gegenwärtigen ersten Hauptabschnitte der Betrachtung des umfassendern, in sich abgeschlossenen epischen Zyklus in besonderer Aufzählung diejenigen heroischen Dichtungen anreihen, welche, gleichfalls auf einheimischer Sage beruhend, doch für sich vereinzelt stehen geblieben sind oder einen größern Kreis zu bilden nur versucht haben. Hier begegnen wir einer Reihenfolge geschichtlicher Helden bis in das Geschlecht der Hohenstaufen selbst, und diese sichtbar erst aus der spätern Geschichte sich entwickelnde Sagendichtung bahnt uns den Übergang zu den noch halb fabelhaften Reimchroniken, in welchen umgekehrt die Historie aus der Sagenpoesie sich abzulösen beginnt.

I. Inhalt der Heldensage im Umriß.

Der Hauptinhalt unsrer Heldensage war nicht bloß in Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Damit ergibt sich eine doppelte Gestaltung derselben, die deutsche und die nordische. Beide sind, wenn auch in der Wurzel zusammenhängend, doch in der Entfaltung bedeutend verschieden; die nordische, noch ganz dem heidnischen Altertum angehörend, erläutert uns den früheren Zustand der deutschen; aus der Zusammenstellung beider geht uns erst der volle Gehalt des Ganzen hervor.

A. Deutsche Gestaltung der Sage.

Es sind achtzehn deutsche Gedichte, größeren oder geringeren Umfangs, welche aus diesem Sagenkreise auf uns gekommen sind. Wir zählen aber zu ihnen noch ein lateinisches, von einem Deutschen offenbar nach heimischer Quelle abgefaßtes. Mehrere derselben sind in doppelter oder mehrfacher Behandlung desselben Stoffes vorhanden.

Diese Gedichte sind folgende: 1. Rother (Ruther), 12. Jhd.; 2. Otnit, 13. Jhd.; 3. Hugdietrich und Wolfdietrich, in zwei verschiedenen Gestaltungen, 13. Jhd.; 4. Etzels Hofhaltung, 15. Jhd.; 5. Dietrichs Drachenkämpfe, 13.—14. Jhd.; 6. Sigenot, 13. Jhd.; 7. Ecken Ausfahrt, 13. Jhd.; 8. Biterolf und Dietleib, 13. Jhd.; 9. Laurin, 13. Jhd.; 10. Der Rosengarten

zu Worms, in mehrfachen Darstellungen, 13. Jhd.; 11. Alphart, 13. Jhd.; 12. Dietrichs Flucht, 13.—14. Jhd.; 13. Schlacht vor Raben, ebenso; 14. Hildebrand und sein Sohn, Bruchstück aus dem 8. Jhd. und späteres Volkslied; 15. Walther, lateinisch, 10. Jhd.; 16. Hörnen Siegfried, 13.—14. Jhd.; samt dem Volksbuche gleichen Inhalts. 17. Nibelungenlied, Schluß des 12. Jhd.; 18. Klage, 13. Jhd.; 19. Gudrun, 13. Jhd.

Wir besitzen in verschiedenen mehr oder weniger kritischen Sammlungen und besondern Ausgaben zwar im ganzen das Korpus dieses Gedichtkreises, aber manches doch nur in spätern Überarbeitungen oder in einzelnen Darstellungen, während die ältern Texte und andere nicht weniger merkwürdige Versionen noch in der Handschrift liegen.

Mit den aufgezählten Gedichten ist übrigens der einstige Umfang des Sagenkreises keineswegs erschöpft. Jene selbst weisen auf manches Fehlende hin. Auch anderwärts ist der Inhalt vermißter Stücke angedeutet. Die reichste Quelle der Ergänzung aber bietet der Norden. Denn außer der eigentümlich nordischen Gestaltung der Sage haben wir die große, in isländischer, d. h. der dem älteren Skandinavien gemeinschaftlichen Sprache abgefaßte Vilkinen- oder Dietrichssage vom Ende des 13. Jahrhunderts (Grimm, Heldens., S. 175), welche laut der Erklärungen, die in ihr selbst enthalten sind, nach deutschen Gedichten und mündlichen Überlieferungen zusammengesetzt ist, auch im ganzen mit der deutschen Sagenbildung übereinstimmt und bedeutende Lücken derselben ausfüllt.

Demselben deutsch-nordischen Zweige gehört auch eine Reihe altdänischer Heldenlieder oder Balladen (Kjämpeviser) an. Sie sind neu herausgegeben in:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. 1. Del. Kjöbenh. 1812. Deutsch: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Ich werde mich aber in den folgenden Auszügen auf den Bestand der deutschen Geschichte beschränken. Es ist mir darum zu tun, daß vorerst geschieden bleibe, was erklärt werden soll und was zur Erklärung dient, die Frage und die Antwort. Deshalb werde ich die verwischten Verbindungen der Lieder unter sich hier noch nicht herzustellen, das Lückenhafte nicht zu ergänzen suchen; eine Ahnung des Zusammenhangs wird sich von selbst ergeben. Auf der andern Seite ist der Hauptzweck dieser Auszüge, daß der Gegenstand, von dem es sich handelt, vor

das Auge trete, daß die Bilder, welche zu deuten sind, sich hervorstellen und dem Gedächtnis einprägen, damit, wenn künftig Namen genannt werden, zuvor schon die Gestalten dazu gegeben seien. Zu diesem Zweck ist es nötig, das verwirrende 5 Nebenwerk abzustreifen, was allzusehr verdunkelt ist, vorderhand beruhen zu lassen, nur das eigentlich Sagenhafte in seiner jetzigen Gestaltung und das für sich Anschauliche auszuheben. Ich werde daher nirgends erweitern oder hinzusetzen, sondern überall (wie es schon die Masse dieser Gedichte mit sich bringt) 10 zusammendrängen und abkürzen. Wer ausführlichere Analysen zu lesen wünscht, findet solche in dem Buche:

Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attilas, der Amelungen und Nibelungen. Herausg. von F. H. v. d. Hagen. 2 Tle. 15 Breslau 1823 (mit 60, etwas buntscheckigen Bildern).

Hier sind die deutschen Heldengedichte (mit Ausnahme von Rother und Gudrun) ihrem ganzen Inhalte nach und mit umständlichen Ergänzungen aus der Wilkina-Saga auf 792 Oktavseiten ausgezogen.

20 In diesen deutschen Liedern sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge (gotische Sage), die Nibelunge (rheinisch-burgundische Sage) und die Hegelinge (niedersächsische Sage).

Von den neunzehn zuvor aufgezählten Liedern sind dem 25 Ruhme der Amelungen, Dietrichs von Bern und seiner Stammgenossen zumeist die vierzehn erstgenannten gewidmet, die vier weitern beziehen sich vorzugsweise auf die Nibelunge; das letzte handelt von den Hegelingen. Wie im Nibelungenliede selbst übrigens, so treffen auch in solchen Liedern, die wir zunächst 30 dem Amelungenstamme zugeschrieben haben, vorzüglich den Rosengartenliedern und Dietleib, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen.

Wir ordnen hiernach auch die folgenden Umrisse.

---

1. Die Amelunge.

Rother.

Über dem Westmeere sitzt König Rother in der Stadt zu 35 Bare (Bari in Apulien). Er sendet Boten, die um die Tochter des Königs Konstantin zu Konstantinopel für ihn werben sollen. Als sie hinschiffen wollen, heißt er seine Harfe bringen. Drei Leiche (Spielweisen) schlägt er an; wo sie diese in der Not vernehmen, sollen sie seiner Hilfe sicher sein. Jahr und Tag

ist um, die Boten sind nicht zurück. Konstantin, jede Werbung verschmähend, hat sie in einen Kerker geworfen, wo sie nicht Sonne noch Mond sehen, Frost, Nässe und Hunger leiden sie; mit dem Wasser, das unter ihnen schwebt, laben sie sich. Auf einem Steine sitzt Rother drei Tage und drei Nächte, ohne mit 5 jemand zu sprechen, traurigen Herzens seiner Boten gedenkend. Auf den Rat Berthers von Meran, Vaters von sieben der Boten, beschließt er Heerfahrt, sie zu retten oder zu rächen. Das Heer sammelt sich; da sieht man auch den König Asprian, den kein Roß trägt, mit zwölf riesenhaften Mannen daherschreiten; der 10 grimmigste unter ihnen, Widolt mit der Stange, wird wie ein Löwe an der Kette geführt und nur zum Kampfe losgelassen. Bei den Griechen angekommen, läßt Rother sich Dietrich nennen. Er läßt sich vor Konstantin auf die Knie nieder; vom übermächtigen König Rother geächtet, such' er Schutz und biete da- 15 für seinen Dienst an. Konstantin fürchtet sich, die Bitte zu versagen. Durch Pracht und Übermut erregen die Schützlinge Staunen und Furcht. Den zahmen Löwen, der von des Königs Tischen das Brot wegnimmt, wirft Asprian an des Saales Wand, daß er in Stücke fährt. Wie leid es dem König ist, 20 er rührt sich nicht. Rother verschafft sich, nach Berthers Rat, durch reiche Spenden großen Anhang. Da klagt die Königin, daß ihre Tochter dem versagt worden, der solche Männer vertrieben. Die Tochter selbst möchte den Mann sehen, von dem soviel gesprochen wird. Am Pfingstfeste, wo sie mit ihren Jung- 25 frauen zu Hofe kommt, gelingt ihr dieses nicht vor dem Gedräng der Gaffer um die glänzenden Fremdlinge. Als es still in der Kammer, geht ihre Dienerin Herlind, ihn zu ihr zu bescheiden. Er stellt sich scheu, läßt aber seine Goldschmiede eilend zween silberne Schuhe gießen und zween von Golde. Von jedem 30 Paar einen, beide für denselben Fuß, schickt er der Königstochter. Bald kehrt Herlind zurück, den rechten Schuh zu holen und den Helden nochmals zu laden. Jetzt geht er hin mit zween Rittern, setzt sich der Jungfrau zu Füßen und zieht ihr die Goldschuhe an. Währenddessen fragt er sie, welcher von 35 ihren vielen Freiern ihr am besten gefalle. Sie will immer Jungfrau bleiben, wenn ihr nicht Rother werde. Da spricht er: „Deine Füße stehen in Rothers Schoß." Erschrocken zieht sie den Fuß zurück, den sie in eines Königs Schoß gesetzt. Gleichwohl zweifelt sie noch. Sie zu überzeugen, beruft er sich auf 40 die gefangenen Boten. Darauf erbittet sie von ihrem Vater, als zum Heil ihrer Seele, die Gefangenen baden und kleiden zu dürfen. Des Lichtes ungewohnt, zerschunden und zerschwol-

len, entsteigen sie dem Kerker. Der graue Berther sieht, wie seine schönen Kinder zugerichtet sind; doch wagt er nicht zu weinen. Als sie darauf an sichrem Orte, wohl gekleidet, am Tische sitzen, ihres Leides ein Teil vergessend, schleicht Rother
5 mit der Harfe hinter den Umhang. Ein Leich erklingt. Welcher trinken wollte, der gießt es auf den Tisch; welcher Brot schnitt, dem entfällt das Messer. Vor Freuden sinnlos sitzen sie und horchen, woher das Spiel komme. Laut erklingt der andre Leich; da springen ihrer zween über den Tisch, grüßen und küssen
10 den mächtigen Harfner. Die Jungfrau sieht, daß es König Rother ist. Fortan werden die Gefangenen besser gepflegt; sie werden ledig gelassen, als der falsche Dietrich sie verlangt, um Ymelot von Babylon zu bekämpfen, der mit großem Heere gegen Konstantinopel heranzieht. Nach gewonnener Schlacht
15 wird Dietrich mit den Seinigen zur Stadt vorangesandt, um den Frauen den Sieg zu verkündigen. Er meldet aber, Konstantin sei geschlagen, und Ymelot komme, die Stadt zu zerstören. Die Frauen bitten ihn, sie zu retten, und er führt sie zu seinen Schiffen. Als nun die Königstochter eingestiegen, ent-
20 deckt er den Trug und führt die Braut von dannen. Durch List eines Spielmanns wird sie später nach Konstantinopel zurückentführt; durch List und Gewalt, unter großen Gefahren, gewinnt König Rother sie wieder.

Otnit.

Otnit, der junge König in Lamparten (Lombardei), auf
25 der Burg zu Garten (Garda), findet keine kronwürdige Braut, weil alle Könige diesseits des Meeres ihm dienen. Darum will er nach der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur fahren, obgleich schon viele Häupter der Werber um sie auf den Zinnen jener Burg stecken. Zuvor reitet er in die Wildnis
30 am Gartensee (Gardasee), von dem wunderkräftigen Stein eines Ringes geleitet, den ihm die Mutter gegeben. Vor einer Felswand, daraus ein Brunnen fließt, sieht er auf blumigem Anger eine Linde stehen, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter der Linde liegt ein schönes Kind im Grase, köstlich gekleidet,
35 mit Gold und Gesteine reich geschmückt. Es ist der Zwergkönig Elberich, dem Berg und Tal dienen. Lange neckt und prüft der starke Zwerg den Jüngling; zuletzt entdeckt er sich als dessen Vater. Unsichtbar hat er einst die Königin, Otnits Mutter, überwältigt. Jetzt hebt er sich in den Berg und holt für Otnit
40 eine leuchtende Rüstung, samt dem herrlichen Schwert Rose. Zum Abschied verspricht er, dem Sohne stets gewärtig zu sein,

solange dieser den Ring habe. Vier Tage reitet Otnit vergeblich umher, die Waffen zu versuchen. Soll er nicht andern Streit finden, so muß es vor seiner eigenen Burg geschehen. Schon wird er dort als tot betrauert, da ruft plötzlich, vor Tages Anbruch, der Wächter: „Draußen hält ein Mann, vom Haupt zum Fuße brennend.“ Es ist Otnit im Glanze der Rüstung. Der Morgenstern glänzt aus den Wolken, ihm gleich leuchten Otnits Schild und Helm. Die Königin öffnet ihr Fenster. „Er brennt wie eine Kerze,“ spricht sie; „meines Sohnes Ringe waren nicht so hell.“ Otnit verkehrt die Stimme, die gewaltig unterm Helme tost; er nennt sich einen Heiden, der den jungen König erschlagen. Die Burgmannen fordert er auf, diese Schmach zu rächen. Sie wappnen sich; der Burggraf kämpft mit ihm auf der Brücke und wird verwundet; ebenso des Burggrafen Bruder. Das Schwert Rose schneidet die Stahlringe, wie morschen Bast; Otnits Rüstung bleibt unversehrt. Jetzt gibt er sich als ihren Herrn zu erkennen, der nur ihre Treue prüfen wollte.

Die Zeit der Meerfahrt ist herangekommen. Zu Messina eingeschifft, fahren sie erst gen Sunders (Suders), der Heiden Hauptstadt, wo vor allen Elias, König von Reußen, Otnits Oheim, als Heidenvertilger wütet. Von da ziehen sie vor die Königsburg Muntabur, auf des Gebirges Höhe. Elberich hat seines Wortes nicht vergessen; er saß die ganze Fahrt über auf dem Mastbaume, keinem sichtbar, als wer den Ring am Finger hatte. Überall schafft er Rat und Hilfe. Die kleinen Schiffe, die vor Sunders lagen, führt er zur Nachtzeit, wie mit Windeswehen, hinweg, und auf ihnen fuhr das Heer zum Lande. Jetzt weist er die Straße nach Muntabur, dem Heere mit dem Banner vorreitend; aber nur Roß und Fahne sind sichtbar, der Träger nicht. Er neckt den Heidenkönig, wenn dieser nachts, sich zu erkühlen, an die Zinne tritt, rauft ihm den Bart, wirft das Wurfgeschütz und die Särge der Heidengötter in den Graben. Er zeigt der Königstochter von der Zinne den Helden Otnit, wie er herrlich im Streite geht, sein Harnisch leuchtend, blutig das Schwert. Da spricht sie: „Er ist eines hohen Weibes wert.“ Elberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Otnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonrennt. Mit den verfolgenden Heiden besteht der Held siegreichen Kampf; des Heidenkönigs schont er um der Tochter willen. Auf dem Meere wird diese getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkunft aber wird ihre Krönung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste läßt Elberich sich schauen, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelsteine,

der wie die Sonne leuchtet. Eine Harfe in der Hand, rührt er die Saiten, daß der Saal erklingt.

Der alte Heidenkönig, Versöhnung heuchelnd, sendet reiche Geschenke. Zugleich aber bringt sein Jäger zween junge Lind-
5 würme mit, die er im Gebirg oberhalb Trient in einer Felshöhle großzieht. Nach Jahresfrist kommen sie heraus und schweifen gierig umher. Ihr Pfleger selbst ist ihnen kaum entronnen. Niemand wagt mehr die Straße zu ziehen; die Äcker werden nicht eingesät, die Wiesen nicht gemäht. Bis vor die
10 Burg von Garten wird das Land verwüstet. Tod droht dem Helden, der sie zu bestehen wagt.

Hugdietrich.

Hugdietrich, der junge Sohn des Attenus, ist König zu Konstantinopel. Rosenfarb sein Antlitz, gelbes Haar schwingt sich ihm über die Hüften. Als er zwölf Jahre alt, berät er
15 sich mit seinen Dienstmannen um eine Frau. Berchtung, Herzog von Meran, sein Erzieher, rühmt die schöne Hiltburg, Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Salonichi). Aber ihr Vater hat geschworen, sie keinem Manne zu geben, und hält sie in festem Turme verschlossen. Noch dünkt sich Hugdietrich zum Kampfe
20 zu jung, mit List will er sie gewinnen. Er lernt an der Rahme wirken, schönes Bildwerk, Hirsch und Hinde, was da lebt. Im Kleid einer Jungfrau, mit langwallenden Haaren geht er zur Kirche. Jedermann fragt: „Wer ist die Minnigliche?" So zieht er mit großem Geleite gen Salneck, wo er sich Hiltgund, des
25 Griechenkönigs Schwester, nennt, die von ihrem Bruder vertrieben sei, weil sie nicht einen Heiden zum Manne gewollt. König Walgund und seine Gemahlin, Liebgart, gewähren freundliche Aufnahme. Berchtung führt das Gefolge zurück. Hiltgund aber arbeitet künstlich in Gold und Seide und lehrt es auch die
30 Mägde der Königin. Dem König wirkt sie eine herrliche Haube (Mütze), darin er am Pfingstfest bei Tische prangt. Sie selbst wird der schönen Hiltburg gegenübergesetzt und schneidet ihr zierlich das Brot vor. Die Königstochter erbittet sich die fremde Jungfrau zur Gespielin. Hiltgund wird zu ihr in den Turm
35 verschlossen und lehrt sie Gold und Seide weben. Zwölf Wochen dauert die Verstellung, länger nicht. Nach Jahresfrist wird Hiltgund, wie verabredet war, durch Berchtung wieder abgeholt; des Bruders Zorn sei zergangen. Trauernd bleibt Hiltburg zurück, die sich schwanger fühlt. Sie genest eines schönen Sohnes,
40 den sie ihrer Mutter selbst verbirgt. Als diese auf den Turm kommt, wird das Kind, in seidene Tücher gehüllt, in das Gebüsch

des Burggrabens niedergelassen. Als aber die Königin abends weggegangen, ist es nirgends mehr zu finden. Ein Wolf, der manchmal dort im Hage Hühner fängt, hat es in seine Höhle getragen, den Jungen zur Speise. Doch weil diese noch klein und blind sind, bleibt es unverletzt. Morgens, auf der Jagd, 5 kommt König Walgund zu der Höhle, wo das Kind gefunden wird. Er schlägt sein Gewand um dasselbe, nimmt es auf sein Pferd und bringt es zur Burg. Hugdietrich aber macht sich, nun unverkleidet, wieder nach Salneck auf, küßt sein Kind und spricht, indem er den goldreichen Mantel[1]) fallen läßt, vor aller Welt: 10 „Mein Sohn, Konstantinopel, das Königreich, ist dein!" Hiltburg wird ihm zur Frau gegeben, mit großen Ehren führt er sie heim nach Konstantinopel. Wolfdietrich ist das Kind getauft worden, weil man es bei den Wölfen gefunden.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich mit zween jüngern Brüdern, Bogen und Wachs- 15 mut, wird durch Herzog Berchtung in Ritterkünsten unterwiesen. Er wächst kräftig vor den andern heran; den Stein wirft er sechs Klafter weiter, als sie. Von dem mächtigen Kaiser Otnit in Lamparten kommen Boten, welche Zins heischen. Hugdietrich, die Drohung fürchtend, läßt einen Säumer mit Gold laden. 20 Zürnend spricht Wolfdietrich zu den Boten, sobald er Mann geworden, werd' er den Kaiser um sein eigen Land bestehn.

Auf dem Sterbelager verteilt Hugdietrich den Söhnen sein Reich. Wolfdietrich erhält Konstantinopel, aber die Brüder maßen sich sein Erbteil an, weil er ein Kebskind sei. Berchtung 25 von Meran, dessen Pflege er empfohlen ist, schwört mit sechzehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Sie ziehen mit Heeresmacht aus der Stadt Meran und fahren gen Konstantinopel über. Indes das Heer in einem Walde hält, reiten Wolfdietrich und Berchtung in die Feste, um die Brüder zur 30 Güte zu bewegen. Vergeblich bietet jener sein halbes Erbe. Die Brüder waffnen gegen ihn, Berchtung aber springt zur Zinne und bläst sein Hörnlein. Da kommen seine Söhne mit dem Heer und dringen in das offene Tor. Vom Kampf erschallt die Feste; sie treiben einander ein und aus. Drei Tage wird gestritten. 35 Berchtungs Volk ist all erschlagen, nur seine Söhne leben noch. Sie streiten wieder drei Tage; sechs von Berchtungs Söhnen werden erschlagen. Sieht er einen fallen, so lacht er seinen Herrn an, damit der es nicht merke. Wolfdietrich stürzt von

---

[1]) Legitimation des Mantelkindes, legitimatio per pallium.

einem Steinwurf; Berchtung hält das Schwert über ihn, und die Söhne kämpfen mit zusammengekehrten Rücken, bis jener sich erholt. Jetzt erst entweichen sie zum Walde, wo der junge Fürst, als er sechs von Berchtungs Söhnen vermißt, sich in sein Schwert stürzen will.

Fortan ist sein Schicksal ein Gewebe von Verzauberungen, Irrfahrten, Riesenkämpfen und andern seltsamen Abenteuern, durch die wir hier nur den Hauptfaden der Geschichte verfolgen. Durch Zauber wird er von seinen Dienstmannen getrennt. Nach langem, vergeblichem Suchen bieten diese ihren Dienst den Brüdern an, doch nur mit dem Beding, des Eides ledig zu sein, wenn Wolfdietrich wiederkehre. Die Könige, hierüber erzürnt, lassen Berchtung und seine Söhne, je zween zusammengeschmiedet, auf der Burgmauer Wache gehen.

Wolfdietrich hat ihrer nicht vergessen. Vom Zauber entbunden, will er den Kampf bestehn, den er als Knabe dem Kaiser Otnit entboten. So hofft er mächtigen Beistand zur Befreiung seiner Dienstmannen zu gewinnen. Vor der Burg zu Garten steht eine Linde, darunter niemand weilen darf, es sei denn um Streites willen. Unter ihr legt Wolfdietrich sich nieder und entschläft vom süßen Vogelsang. Otnit und Sidrat gewahren ihn von der Zinne. Der Kaiser geht hinaus, weckt ihn zum Kampfe und wird besiegt. Er hat selbst dem Gegner den Helm festgebunden; jetzt holt Wolfdietrich im Helme Wasser, womit Sidrat den leblosen Gemahl erfrischt. Die Helden schwören sich Genossenschaft und gehen Arm in Arm zur Burg.

Noch ist den elf Dienstmannen die Rettung ferne. Wolfdietrich wird auf neuen Fahrten umgetrieben. Otnit aber reitet zu Walde, sein Land von den Lindwürmern zu erlösen, die ihm sein Schwäher gesandt. Er empfiehlt der Kaiserin, wenn er umkomme, seinem Rächer sich zu vermählen. Unter einer bezauberten Linde fällt er in tiefen Schlaf. Vergeblich bellt der Hund und scharrt das Roß, als der Lindwurm naht. Das Ungetüm trägt den Schlafenden im Rachen fort. Als er aufwacht und sein Schwert ziehen will, zerschmettert ihn der Lindwurm an einer Felswand und trägt den Leichnam in den Berg, wo die jungen Würme ihn aus dem Harnisch saugen. Das Roß läuft mit dem Hunde vor das Tor zu Garten. Trauernd lebt die Witwe Sidrat bis in das dritte Jahr. Da kommt Wolfdietrich in der Nacht wieder vor die Burg. Er hört den Wächter an der Zinne um seinen Herrn klagen, der ihn wohl gehalten und den niemand rächen wolle. Die Kaiserin tritt zum Wächter und klagt mit ihm. Ihre Schenken und Truchsesse seien jetzt

ihre Herren, sie sei vom Reiche verstoßen, weil sie keinen zum Gemahl wolle, als der die Würm' erschlage. Wolfdietrich wirft einen ungeheuren Stein an die Zinne, daß es laut erhallt. Erschrocken ruft Sidrat hinab, was sie verschuldet, daß man sie zu Tode werfen wolle. Der Held erwidert, er habe bewähren wollen, ob er Kraft habe, die Würme zu bekämpfen. Eher will er sich nicht zeigen, noch nennen; aber ein Wahrzeichen verlangt er, daß ihm alsdann die Krone samt der Kaiserin zum Danke werde. An seidnem Faden läßt sie ihren Ring nieder, mit dem er davonjagt. Im Walde trifft er einen Löwen im Kampfe mit dem Lindwurm. Er steht jenem bei, weil er selbst einen goldnen Löwen im Schilde führt. Held und Löwe lösen sich im Kampf ab, bis dem Helden das Schwert bricht. Der Wurm trägt ihn im Schweife, den Löwen im Rachen zur Höhle. Die jungen Lindwürme fressen den Löwen auf; Wolfdietrich aber findet Otnits Schwert, womit er sämtliche Würm' erschlägt, bis auf einen, den später Dietrich von Bern bekämpft. Zum Lohn empfängt er die Krone und die Hand der Kaiserin.

Einmal schon auf seinen Fahrten ist Wolfdietrich zur Nachtzeit vor die Burg seiner Brüder gekommen. Dort vernahm er die Klage seiner Dienstmannen auf der Mauer. Sie hörten nur, als er wegritt, den Hufschlag seines Rosses und wie er, die Hände zusammenschlagend, ausrief: „Ich bin nicht tot!“ Darüber wurden sie froh in ihren Banden. Jetzt, zur Krone gelangt, führt er ein großes Heer gen Konstantinopel. In der Nacht geht er selbzwölfte, in Pilgertracht, an den Graben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjährig Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs Söhnen, erzählt einen Traum; ein Adler sei gekommen, die Könige zu verderben, und habe die Gefangenen von dannen geführt. Wolfdietrich bittet für sich und die andern um Brot und Wein, um der liebsten Seele willen, die jenen der Tod hingenommen. Um zween Tote trauern die Wächter, ihren Vater Berchtung und ihren Herrn Wolfdietrich; jenes wollen sie vergessen; um dieses willen bieten sie ihren Harnisch an, ihre einzige Habe, daß er um Brot und Wein versetzt werde. Der Pilger fragt um Berchtungs Tod. Zu Pfingsten, erzählen jene, hielt der König einen Hof; reich Gewand trugen alle Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: „O weh, Wolfdietrich, lebtest du noch, du ließest uns nicht in solcher Armut.“ Danach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid. Mit großer Klage um seinen Meister gibt Wolfdietrich sich zu erkennen. Die Wächter knien auf der Mauer nieder und bitten Gott, wenn es wirklich

ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen, zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten. Da zerspringen ihre Ringe, sie eilen von der Mauer und öffnen das Tor. Die Stadt wird eingenommen, die Brüder unterliegen in großer Feldschlacht. Als darauf um
5 Mitternacht Messe gelesen wird, bemerkt Wolfdietrich einen Sarg neben dem seines Vaters. Er hört, daß Berchtung hier bestattet sei. Da reißt er die Steine vom Sarg, umarmt und küßt den Toten, dessen Leichnam noch unversehrt ist. Wolfdietrich bestellt nun das Reich, führt seine Brüder gefangen nach Garten und
10 begnadigt sie nur auf Fürbitte der Kaiserin. Berchtungs Söhne werden reich belehnt; sie empfangen zum Schilde drei goldne Wölfe im grünen Feld mit blauem Ringe; davon nennt man dieses Geschlecht die Wölfinge.

In spätern Jahren überläßt Wolfdietrich das Reich seinem
15 Sohne, der nach dem Ahn Hugdietrich heißt. Er selbst begibt sich in das Kloster Tustkal, am Ende der Christenheit. Die Brüderschaft hält er in strenger Zucht, und als die Heiden das Kloster bedrängen, führt er siegreich wieder das Schwert. Keine Buße ist ihm stark genug, er bittet die Klosterbrüder um eine
20 solche, wodurch er in einer Nacht seiner Sünden ledig werde. Im Münster richten sie ihm eine Bahre. Darauf sitzt er allein die Nacht hindurch. Die Geister aller, die er je erschlagen, kommen heran und bekämpfen ihn; die härtesten Stürme, die er sonst gefochten, sind nichts gegen diesen. Morgens wird er für
25 tot hinweggetragen, seine Haare sind schneeweiß geworden. Noch weilt er aber manches Jahr in der Brüderschaft, bis die Engel seine Seele hinführen.

Dietrich von Bern.

Dieser sagenberühmteste der deutschen Helden ist (nach dem Anhang des Heldenbuchs Bl. 210) von einem Geiste gezeugt.
30 Darum schießt ihm Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig wird. Frühe schon kämpft er in der Wildnis mit Riesen und Drachen.

Sigenot.

Einst findet Dietrich den Riesen Sigenot, im Walde schlafend, erweckt ihn und muß mit ihm streiten. Der Riese will seinen
35 Oheim Grim rächen, den und dessen Weib Hilde Dietrich früher erschlagen und von ihnen den glänzenden Helm Hildegrim erbeutet hat. Sigenot schlägt mit seiner Stange den Berner zu Boden und wirft ihn in einen hohlen Stein, wohin kein Licht scheint. Dietrichs Meister, Hildebrand, ist seinem Herrn nach-
40 geritten, findet dessen Roß allein an einen Baum angebunden

und beweint seinen Tod. Auch er wird von Sigenot angerannt, der ihm mit der Stahlstange das Schwert aus den Händen schlägt und ihn am Barte nach dem hohlen Steine trägt. Hildebrand denkt jetzt nur darauf, wie er seinen Bart räche, in den nie zuvor eines Mannes Hand gekommen. Er findet in dem 5 Berge Dietrichs Schwert, erlegt mit diesem den Riesen und befreit, mit Hilfe des Zwerges Eggerich, seinen Herrn aus der Wurmhöhle, nachdem er demselben erst verwiesen, daß er, gegen bessern Rat, allein von Bern weggeritten.

Ecke.

In dem Lande, wo jetzt Köln liegt, wohnten drei königliche 10 Jungfrauen. Sie haben Dietrichs Lob vernommen und wünschen sehnlich, ihn zu sehen. Drei riesenhafte Brüder, Ecke, Fasold und Ebenrot, werben um die Jungfrauen. Ecke, kaum achtzehn Jahre alt, hat schon manchen niedergeworfen; sein größter Kummer ist, daß er nicht zu fechten hat. Ihn verdrießt, 15 daß der Berner vor allen Helden gerühmt wird, und er gelobt, denselben, gütlich oder mit Gewalt, lebend oder tot herzubringen. Zum Lohne wird ihm die Minne einer von den dreien zugesagt. Seburg, die schönste, schenkt ihm eine herrliche Rüstung, darein sie selbst ihn wappnet. Auch ein treffliches Roß läßt sie ihm 20 vorziehn, aber Ecken trägt kein Roß, und er braucht auch keines, vierzehn Tag' und Nächte kann er gehen ohne Müdigkeit und Hunger. Zu Fuß eilt er von dannen über das Gefild, in weiten Sprüngen, wie ein Leopard; fern aus dem Walde noch, wie eine Glocke, klingt sein Helm, wenn ihn die Äste rühren. Durch Ge- 25 birg und Wälder rennend, schreckt er das Wild auf; es flieht vor ihm oder sieht ihm staunend nach, und die Vögel verstummen. So läuft er bis nach Bern, und als er dort vernimmt, daß Dietrich ins Gebirg geritten, wieder an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Den Tag darauf findet er im Walde den Ritter 30 Helfrich mit Wunden, die man mit Händen messen kann; kein Schwert, ein Donnerstrahl scheint sie geschlagen zu haben. Drei Genossen Helfrichs liegen tot. Der Wunde rät Ecken, den Berner zu scheuen, der all den Schaden getan. Ecke läßt nicht ab, Dietrichs Spur zu verfolgen. Kaum sieht er diesen im Walde reiten, 35 als er ihn zum Kampfe fordert. Dietrich zeigt keine Lust, mit dem zu streiten, der über die Bäume ragt. Ecke rühmt seine köstlichen Waffen, von den besten Meistern geschmiedet, Stück für Stück, um durch Hoffnung dieser Beute den Helden zu reizen. Aber Dietrich meint, es wäre töricht, sich an solchen Waffen zu 40 versuchen. So ziehen sie lange hin, der Berner ruhig zu Roß,

Ecke nebenher schreitend und inständig um Kampf flehend. Er droht, Dietrichs Zagheit überall zu verkünden, er mahnt ihn bei aller Frauen Ehre, er gibt dem Gegner alle Himmelsmächte vor. Endlich willigt der Berner ein, am Morgen zu streiten. 5 Doch Ecke will nicht warten, er wird nur dringender. Schon ist die Sonne zu Rast, als Dietrich vom Rosse steigt. Sie kämpfen noch in der Nacht; das Feuer, das sie sich aus den Helmen schlagen, leuchtet ihnen. Das Gras wird vertilgt von ihren Tritten, der Wald versengt von ihren Schlägen. Sie schlagen 10 sich tiefe Wunden, sie ringen und reißen sich die Wunden auf. Zuletzt unterliegt Ecke. Vergeblich bietet Dietrich Schonung und Genossenschaft, wenn jener das Schwert abgebe. Ecke trotzt und zeigt selbst die Fuge, wo sein Harnisch zu durchbohren ist. Dietrich beklagt den Tod des Jünglings, nimmt dessen Rüstung und 15 Schwert Eckensachs, das er seitdem führt, und bedeckt den Toten mit grünem Laube. Dann reitet er hinweg, blutend und voll Sorge, man möchte glauben, er hab' Ecken im Schlaf erstochen. Schwere Kämpfe besteht er noch mit dessen Bruder Fasold und dem übrigen riesenhaften Geschlechte. Das Haupt Eckes führt 20 er am Sattelbogen mit sich und bringt es den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod gesandt.

Biterolf und Dietleib.

Biterolf, ein ruhmreicher König zu Tolet (Toledo), hört die Erzählung eines alten Pilgers von der Macht und Herrlichkeit des Hunnenkönigs Etzel, dem so viel Könige und Recken dienen. 25 Er beschließt selbst zu sehen und zu vergleichen. Mit zwölf Mannen reitet er heimlich hinweg, seine Gemahlin, Dietlinde, und einen zweijährigen Sohn, Dietleib, zurücklassend. Ungekannt gibt er sich in Etzels Dienst und heerfahrtet für ihn gegen Preußen und Polen. Indes wächst der Knabe Dietleib heran; wenn 30 andre Kinder „Vater“ sagen, fragt er, was ein Vater sei. Er hört, daß der seinige seit zehn Jahren vermißt werde. Einst findet er Biterolfs Waffen, darunter dessen Schwert Welsung. Diese läßt er nachts durch ein Fenster die Mauer nieder, wo drei andre Knaben sie empfangen. Morgens bittet er die Mutter 35 um Erlaubnis auf die Falkenjagd, stößt zu den drei Genossen, wappnet sich und reitet mit ihnen aus dem Lande, den Vater zu suchen. Durch mancherlei Abenteuer, in denen seine Kraft geprüft wird, gelangt auch er an den Hof zu Etzelnburg. Seine jugendliche Schönheit wird angestaunt. Lange, goldfarbe Haare, 40 wie einer Jungfrau, hängen ihm über die Schwertfessel herab. Er kann sich damit vor Regen decken, wie ein Falke mit den

Flügeln. Um jene Zeit rüstet König Etzel eine Heerfahrt gegen die Polen. Biterolf führt der Scharen eine. Dietleib bittet, mit in den Streit fahren zu dürfen. Es wird ihm, seiner Jugend wegen, versagt; aber, den Hütern entweichend, reitet er heimlich dem Heere nach und erreicht es eben zur Zeit der Schlacht. 5
Mitten durch das Polenheer hat Biterolf sich eine Gasse geschlagen. Auch Dietleib verhaut sich in die Feinde. So begegnen sich im Gedränge Vater und Sohn; sie halten sich für Gegner und kämpfen miteinander. Der Junge führt auf den Alten einen Schlag, davon die Funken aufsprühn. Da erkennt Biterolf den 10
Klang seines Schwertes Welsung, das er daheim gelassen. Ahnung und Sehnsucht ergreift ihn (3704: da was im ande genûg). So findet Dietleib den Vater, den er durch manche Lande gesucht. Siegreich kehren die beiden zum Hofe Etzels zurück, der nun auch ihre Namen erfährt und sie in hohen Ehren hält. Biterolf emp- 15
fängt von ihm das gesegnete Steierland; dort baut er die Burg Steier und führt dahin seine Gemahlin mit all seinem Volk und Gesinde.

Laurin.

Similde, Dietleibs Schwester, lustwandelt vor der Burg zu Steier zu einer Linde auf grüner Aue. Plötzlich verschwindet 20
sie vor ihrem Gefolge; der Zwergkönig Laurin, in eine Nebelkappe gehüllt, führt sie unsichtbar hinweg in das Gebirge, wo er herrscht, die Wildnis Tirol. Dietleib reitet, um Rat zu finden, nach Garten zum alten Hildebrand und mit ihm gen Bern zum König Dietrich. Diesem erzählt Hildebrand von dem Übermute 25
des kleinen Laurin und von seinem Rosengarten mit vier goldenen Pforten und, statt der Mauer, mit einem Seidenfaden umgeben; wer den zerreiße, werd' um Hand und Fuß gepfändet. Sogleich macht Dietrich nach diesem Abenteuer sich auf, begleitet von Wittich, Wielands Sohn; Hildebrand, Dietleib und Wolfhart 30
folgen nach. Als jene beiden des Waldes sieben Meilen geritten, kommen sie vor den Garten, aus dem die Rosen duften und glänzen. Dietrich hat seine Freude daran, Wittich aber will der Hochfahrt ein Ende machen, zerstört die goldnen Pforten und zertritt die Rosen. Da kommt Laurin mit Speer und Schwert 35
geritten, Waffen, Gewand und Reitzeug von Gold und Edelsteinen leuchtend. Das Gestein gibt ihm Kraft, einen Gürtel trägt er, davon er zwölf Männer Stärke hat; auf dem Haupt eine lichte Goldkrone, darin Vögel singen, als lebten sie. Der Zwerg schilt die Zerstörer seines Gartens und verlangt zur 40
Buße von jedem den linken Fuß, die rechte Hand. Dietrich meint,

es könne mit Gold gebüßt werden, und der Mai bringe neue Rosen. Aber der Zwerg versichert, daß er Goldes mehr als genug habe, und Wittich spottet seines schüchternen Herrn. Da rennen Laurin und Wittich mit den Speeren zusammen: der
5 Zwerg sticht den Gegner aus dem Sattel, bindet ihn und will sein Pfand nehmen. Jetzt ergreift auch Dietrich seinen Speer, als eben Hildebrand mit den zween andern nachkommt. Er rät seinem Herrn, zu Fuße zu streiten und den Zwerg, dessen Harnisch nicht zu versehren ist, mit Schwertschlägen zu betäuben.
10 Dietrich schlägt, daß dem Zwerg die Sonne vergeht; da macht Laurin sich unsichtbar und schlägt dem Helden große Wunden. Jetzt versucht Dietrich es mit Ringen, wird aber bei den Beinen in den Klee geworfen. Zornflammen gehn aus seinem Munde; doch bezwingt er den Kleinen erst, als er ihm, auf Hildebrands
15 Rat, den Gürtel abgerissen. Laurin fleht um Gnade, und als der zürnende Dietrich sie versagt, ruft er Dietleib als Schwager an. Dietleib hält sich zur Hilfe verpflichtet; es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen ihm und dem Berner. Hildebrand und die zween andern drängen sich dazwischen und stiften einen
20 Frieden, darein Laurin mitbegriffen wird. Dietrich und Dietleib schwören sich Gesellschaft, und Laurin ladet die Helden in seinen hohlen Berg. Sie reiten mit einbrechender Nacht durch den Wald, bei einem Brunnen steigen sie ab. Laurin läutet eine goldne Schelle, die vor einem Berge hängt. Laut erhallt es im
25 Berge, der sogleich sich aufschließt. Ein Schein, taghell, geht von dem edeln Gestein aus, das im Berge liegt, und leuchtet durch den Wald. Saitenklang und andrer Wohllaut ertönt. Ein Zwergkönig, Laurins Verwandter, haust in diesem Berge. Die Gäste werden im Saale des Königs köstlich bewirtet. In der
30 Frühe reiten sie weiter zu Laurins Berge. Vor demselben ist ein lustiger Plan mit einer Linde und duftreichen Obstbäumen; darauf singen Vögel aller Art, und umher spielt zahmes Wild. Dietrichs Herz ist freudenvoll, Hildebrand rät, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; Wittich traut am wenigsten; als aber
35 Wolfhart ihn der Furcht verdächtigt, geht er zuerst dem Berge zu und bläst ein goldnes Horn, das davor hängt. Der Berg wird geöffnet; durch eine stählerne Tür, dann durch eine goldne, werden sie eingeführt. Gesang, Tanz, Ritterspiel treiben hier die Zwerge. Auf die Helden wird ein Zauber geworfen, daß keiner den andern
40 sieht. Zu Tisch aber erscheint Similde, herrlich gekrönt; kleine Sänger und Spielleute, Ritter einer Elle lang, reichgekleidete Mägdlein gehen mit ihr zu Hofe. Ein Stein ihrer Krone vertreibt den Zaubernebel. Sie halst und küßt den Bruder; was

ihr Herz begehrt, wird ihr hier tausendfältig, aber sie sehnt sich nach der christlichen Heimat. Laurin beredet die Helden, sich zu entwaffnen. Als nun Similde weggegangen, fällt der Zauber wieder auf die Augen der Gäste, und ein betäubender Trank, in den Wein gemischt, senkt sie in festen Schlaf. So werden sie 5 gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen. Nur Dietleibs will Laurin schonen und ihn reichlich begaben, wenn er der Genossen sich nicht annimmt. „Was ihnen geschieht, geschehe mir!“ antwortet Dietleib. Da wird er besonders eingesperrt, aber die Schwester befreit ihn, gibt ihm einen Ring, davon er wieder 10 sieht, und hilft ihm zu den Waffen. Er wirft den Genossen die ihrigen in den Kerker hinab. Als Laurin den Helden frei sieht, stößt er ins Horn, und ein Heer von Zwergen sammelt sich. Dietleib kämpft gegen die Überzahl. Indes hat Dietrich mit der Glut seines Mundes seine Bande verbrannt; die Eisenringe zer- 15 schlägt er mit den Fäusten und löst so auch die Genossen. Der Gürtel, den er dem Zwerge genommen, gibt ihm das Gesicht wieder, und er ficht jetzt an Dietleibs Seite. Einen Ring, den er von Laurins Finger zieht, wirft er seinem Meister zu; auch Hildebrand sieht nun und kämpft. Zwerge zu Tausenden er- 20 liegen; da läuft einer vor den Berg und ruft mit dem Horne fünf Riesen aus dem Walde herbei. Sie eilen mit ihren Stangen zum Streite. Wittich und Wolfhart, den Waffenschall vernehmend, wollen blindlings unter die Feinde springen; Similde hilft auch ihnen durch Ringe mit edeln Steinen zum Gesicht. 25 Jeder der fünf Helden nimmt einen Riesen auf sich, jeder erschlägt den seinigen. Bis ans Knie waten sie im Blute. Laurin wird gefangen. Großen Schatz führen die Sieger von dannen. Similden wird ein Biedermann gegeben, Laurin aber muß zu Bern ein Gaukler sein. 30

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rheine wohnt König Gibich mit drei Söhnen und seiner Tochter Kriemhild. Um diese freit Siegfried aus Niederland, der so stark ist, daß er Leuen fängt und an den Schwänzen über die Mauern hängt. Kriemhild hat viel Wunders von dem Berner gehört und sinnt darauf, wie sie die zween 35 kühnen Männer zusammenbringe, um zu sehen, welcher das Beste tue. Sie hat einen Rosengarten, eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem seidenen Faden umspannt und von zwölf Recken gehütet. Einen Boten sendet sie gen Bern an Dietrich: mit zwölfen seiner Recken soll er zum Rheine kommen; welcher einen 40 der Ihrigen besiege, dem soll ein Kranz von Rosen, ein Halsen

und Küssen von ihr werden. Dietrich hat zu Bern Rosen genug, aber den Trotz will er nicht dulden. Er bricht auf mit seinen Recken, nur der zwölfte fehlt noch. Dazu holen sie aus dem Kloster Eisenburg den streitbaren Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder. Ilsan verspricht, sämtlichen Klosterbrüdern Kränze heimzubringen, sie sollen für sein Heil beten. Jene aber beten, daß er nicht wiederkehre. So fahren die Helden mit einem Heere von sechzig Tausenden zum Rheine. Dort finden sie den riesenhaften Fergen Norprecht, der zum Fährlohn Hand und Fuß begehrt. Ilsan ruft ihn herüber, als soll' er zwölf geistliche Brüder überführen. Als Norprecht den Mönch in Waffen findet, schlägt er nach ihm mit dem Ruder, wird aber von Ilsan mit Faustschlägen bezwungen und muß die Gäste überschiffen. Sie legen sich vor Worms auf das Feld, und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Zuerst springt Wolfhart in den Garten, besteht den Riesen Pusold und schlägt ihm das Haupt ab; Kriemhild lohnt mit Rosenkranz, Halsen und Küssen. Ortwin, Pusolds Bruder, will Rache nehmen; ihn fällt der Wölfing Sigestab und empfängt den Dank. Jetzt kommt der Riese Schrutan, seine Brudersöhne zu rächen; Heime soll ihn bestehen, zögert erst, aber von Hildebrand ermahnt, bekämpft er den Riesen, wird bekränzt und geküßt. Der riesenhafte Asprian, zwei Schwerter führend, watet durch die Rosen; gegen ihn will Wittich nicht eher sich wagen, bis ihm für sein Roß Falke Dietrichs Scheming verheißen wird; dann kämpft er und treibt den Riesen in die Flucht. Gegen Studenfuß vom Rheine tritt Bruder Ilsan vor; die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, aber er gibt dem Gegner kräftig den Segen, bis Kriemhild die Kämpfenden scheidet und dem Mönche Kranz und Kuß gewährt. Im sechsten Kampfe halten sich Walther von Wasgenstein und der junge Dietleib so mannlich die Wage, daß Kriemhild beide bekränzt. Volker von Alzei, der Spielmann, durch harte Helme blutig fiedelnd, entweicht doch vor Dietrichs Recken Ortwin, der den Kranz davonträgt. Ebenso Held Hagen vor dem getreuen Eckhard, der wohl die Rosen nimmt, aber nicht den Kuß von einer ungetreuen Maid. Gernot, Kriemhilds Bruder, weicht vor Helmschrot, und sie setzt diesem den Kranz auf. Gunther, ihr ältester Bruder, geht zum Kampfe mit Amelolt von Garten, holt tiefe Wunden und wird nur gerettet, indem Amelolt den Kranz empfängt. Der alte König Gibich selbst wappnet sich, kämpft mit Hildebrand und wird von des Meisters Schirmschlage hingestreckt; Kriemhild bittet für des Vaters Leben, Hildebrand verlangt dafür ein Kränzlein für seinen grauen Kopf, den Kuß will er seiner lieben Hausfrau

behalten. Der zwölfte springt Siegfried von Niederland auf den Plan und sucht trotzig seinen Gegner. Aber Dietrich von Bern scheut den Recken, der den Drachen schlug und dessen Haut hörnen ist. Hildebrand, der alte Zuchtmeister, straft seinen Zögling lange mit Worten, zuletzt mit einem Faustschlag. 5 Dietrich, ergrimmt, schlägt auf ihn mit dem Schwerte, dann rennt er zum Streite mit Siegfried. Laut schallen ihre Schwerter, Dietrich wird durch den Helm getroffen und strömt von Blut, während kein Streich auf Siegfried haftet. Da hört Hildebrand, sein Herr fechte übel. Dietrich sei noch nicht im Zorne, meint 10 der Meister und sinnt auf Rat. Wolfhart muß in den Garten rufen, Hildebrand sei gestorben von Dietrichs Schlägen. Darüber fährt dem Berner die Flamme vom Mund, wie einem Drachen. Siegfried trieft vor Hitze; durch Harnisch und Horn schlägt ihn Dietrich und treibt ihn um, bis er Kriemhilden in den Schoß 15 fällt. Einen Schleier wirft sie über ihn, dennoch will Dietrich ihn und alle, die im Garten sind, erschlagen. Hildebrand aber springt herzu: „Du hast gesiegt, nun bin ich wieder geboren!“ Da läßt Dietrich von seinem Zorn und nimmt Rosenkranz und Kuß. Die zwölf vom Rheine sind nun besiegt, der Mönch Ilsan 20 aber hat all seinen zweiundfünfzig Brüdern Kränze gelobt. Ebensoviel Recken fordert er noch auf den Plan und sticht sie nacheinander vom Rosse. Gleiche Zahl von Küssen muß ihm Kriemhild geben; er reibt sie mit seinem rauhen Barte, daß ihr rosenfarbes Blut fließt. König Gibich muß sein Land von 25 Dietrich zu Lehen nehmen; er verflucht den Garten, der die Rosen trug, und den Übermut der Tochter. Fröhlich reiten die Sieger nach Bern zurück; der Mönch kehrt in sein Kloster, zum Schrecken der Brüder. Die Rosenkränze drückt er in ihre Platten, bis das Blut von der Stirne rinnt, damit auch sie ihr billig Teil 30 darum leiden.

Dietrichs Flucht.

König Ermenrich hat einen Ratgeber mit Namen Sibich. Einst versendet er diesen und entehrt dessen schöne Frau. Als Sibich heimkommt, sagt ihm die Frau, was geschehen. Bis daher hieß er der getreue Sibich, nun will er der ungetreue sein. Fortan 35 rät er dem König nur zum Schlimmen. Nach Sibichs Rate sendet Ermenrich seinen Sohn Friedrich in der Wilzen Land, wo der Jüngling umkommt. Dann läßt er die drei Harlunge, seine Brudersöhne, verräterisch aufhängen, um ihr Land für sich zu nehmen. Endlich reizt ihn Sibich, seinen Neffen, Dietrich 40 von Bern, zu verraten und dessen Erbe auch an sich zu ziehen.

Randolt von Ancona wird unter Verheißung reichen Lohnes
als Bote nach Bern abgefertigt; der König woll' über Meer
fahren, der Harlunge Tod zu büßen, Dietrich möge kommen und
solang des Reiches Pfleger sein. Als Randolt seine Straße
reitet, trocknen ihm die Augen nicht, wenn er des Mordes denkt,
den er werben soll. Zu Bern richtet er die Botschaft aus, wie
er geheißen ist, warnt aber den jungen Fürsten, die Reise zu
lassen und seine Festen zu besetzen. Dann reitet er zurück und
meldet, daß Dietrich nicht komme. Fürder will Randolt nicht
mehr zu dem Könige stehen, sondern alles für Dietrich wagen.
Ermenrich rüstet nun große Heerfahrt und wütet mit Mord
und Brand, bis Dietrich in nächtlichem Überfall das übermäch-
tige Heer vertilgt. Ehrlos entflieht Ermenrich und läßt seinen
Sohn (Friedrich) mit achtzehnhundert Helden in Dietrichs Hände
fallen. Dietrich hätte nun gerne den Recken gelohnt, die ihm
Land und Ehre gerettet. Aber leer sind die Kammern, die sein
Vater Dietmar voll Schatzes hatte. Hildebrand trägt ihm sein
und der Seinigen Gut an, und Bertram von Pola bietet so-
viel, als fünfhundert Säumer tragen können. Sieben Recken
werden mit Bertram nach dem Golde gen Pola gesendet: Hilde-
brand, Sigeband, Wolfhart, Helmschart, Amelolt, Sindolt und
Dietleib von Steier. Da legt Ermenrich an die Straße fünf-
hundert Mann, welche Dietrichs Recken auf der Heimkehr über-
fallen und samt dem Schatze gefangen nach Mantua führen.
Dietleib allein entrinnt und sagt die Märe zu Bern. Dietrich,
nur seine Recken, nicht das Gold, klagend, erbietet sich, für die
Lösung der sieben den Sohn Ermenrichs und die achtzehnhundert,
die mit ihm gefangen wurden, freizulassen. Ermenrich aber
droht, die Recken Dietrichs aufzuhängen, wenn dieser nicht all
seine Städt' und Lande für sie hingebe. Man rät dem Berner,
um die sieben nicht alles zu verlieren, aber er ließe lieber alle
Reiche der Welt als seine getreuen Mannen; so willigt er in
Ermenrichs Begehren. Dieser zieht nun mit Heereskraft vor
Bern, Dietrich aber reitet aus der Stadt zu des Königs Zelte,
steigt ab und beugt mit nassen Augen das Haupt ihm zu Füßen.
„Gedenke," spricht er, „daß ich bin deines Bruders Kind, daß
meine Einsicht noch schwach ist! Nimmer will ich deine Huld ver-
wirken; laß ab von deinem Zorne!" Lange schweigt Ermenrich,
dann heißt er drohend den Jüngling aus seinen Augen gehn.
Um die eine Stadt Bern fleht Dietrich, nur bis er zum Manne
gewachsen. Umsonst; Ermenrich droht nur grimmiger. Da bittet
Dietrich nur noch um seine sieben Mannen und will mit ihnen
von hinnen reiten. Auch diese Ehre nicht wird ihm gelassen,

zu Fuße soll er seine Straße ziehen. Mehr denn tausend Frauen kommen aus dem Tore, für ihren Herrn zu bitten. Zuvorderst geht Frau Ute mit vierzig Jungfrauen; sie fallen vor Ermenrich nieder und mahnen ihn bei aller Frauen Ehre, an seinem Neffen königlich zu tun. Er stößt sie von sich und gestattet auch ihnen 5 nicht, in der Stadt zu bleiben. Da scheiden Männer und Frauen zu Fuße von Hab und Gut, Hildebrand hat Frau Uten an der Hand, der andern Recken jeder die seinige. Jammervoll ob all der Schmach, geht Dietrich von seinem Erbe, nimmer soll man ihn lachen sehen bis zum Tage, da er sein Leid rächen mag. 10 Die Frauen werden nach Garten geführt, das der treue Amelolt besetzt hält. Ein Stein hätte weinen mögen, wie jetzt Frau und Mann, Mutter und Kind sich zum Abschied küssen. Fünfzig Getreue gehen mit Dietrich ins Elend, durch Isterreich in das Land der Hunnen. Sie nehmen Herberge in der Stadt Gran. 15 Dahin kommt zur selben Zeit von Etzelnburg die Königin Helke, des mächtigen Etzels Gemahlin, mit dem Markgrafen Rüdiger. Sie, aller Elenden Trost, nimmt sich auch Dietrichs und seiner Gefährten freigebig und hilfreich an. Ihrem Gemahl, der später anlangt, empfiehlt sie die Helden. Dietrich wird ehrenvoll ge- 20 halten, und Helke verlobt ihm ihr Schwesterkind Herrad, die mit Siebenbürgen ausgesteuert wird. König Etzel aber gibt ihm zur Rückkehr ein stattliches Heer. Mit solcher Hilfe macht Dietrich zween Züge gegen Ermenrich und besiegt diesen in zwo furchtbaren Schlachten vor Mailand und bei Bologna. Bern 25 ist gleich anfangs durch eine Kriegslist Amelolts wieder gewonnen worden. Dennoch kann Dietrich gegen Ermenrichs Übermacht nicht aufkommen, er kehrt zu den Hunnen zurück und beklagt den Verlust von acht seiner teuersten Helden.

Alphart.

Einst tritt Dietrich zu Bern in den Saal, wo seine Mannen 30 sitzen, die kühnen Wölfinge. Sie springen auf und empfangen ihn. Er klagt ihnen, daß Ermenrich mit großem Heere herangezogen, ihn von Land und Leuten zu vertreiben. Die Recken geloben alle, Leib und Leben für ihn zu wagen, und er will mit ihnen all sein Erbe teilen. Der junge Alphart, Hildebrands 35 Neffe, schlägt vor, einen Wartmann (Kundschafter) gegen die Feinde auszusenden; er selbst will allein auf die Warte reiten. Die andern widerraten es, seiner Jugend wegen. Alphart aber zürnt, daß ihm nicht Ehre gegönnt werde; sterben will er oder zu den Recken gezählt sein. Frau Ute, die ihn erzogen, beklagt 40 umsonst sein Vorhaben; sie muß selbst ihn wappnen, gibt ihm

einen schönen Waffenrock und weint, als sie ihm zuletzt den Speer in die Hand gegeben. Die junge Amelgart, kaum erst ihm angetraut, läßt umsonst sich auf die Knie nieder, daß er nur nicht ganz allein ausreite. Er küßt sie und jagt von dannen. Von 5 den Mauern sehen sie heilwünschend ihm nach, wie er über die Etschbrücke sprengt. Da rüstet sich Meister Hildebrand, ihm nachzureiten; nimmer könnt' er den Jüngling verschmerzen. Streites will er ihn satt machen, daß er bald zur Stadt wiederkehre. Schon ist Alphart auf der Heide, als sein Oheim angeritten 10 kommt, den er für einen Dienstmann Ermenrichs hält. Sie brechen die Speere, dann kämpfen sie zu Fuß. Alphart gibt dem Alten einen Schlag, der ihn zu Boden streckt. Hildebrand, um sein Leben bittend, gibt sich zu erkennen; ohne den Neffen muß er nach Bern zurückkehren, wo er den Spott zum Schaden 15 hat. Dietrich freut sich des jungen Helden. Alphart reitet inzwischen fürder, ihm begegnen achtzig Feinde, die Herzog Wolfing auf die Warte führt. Der Jüngling durchsticht den Herzog im Speerkampf; die andern umringen ihn, und er besteht sie Mann für Mann, denn ein alter Ritter wehrt, daß mehrere 20 zugleich gegen einen streiten. Er streckt sie nieder bis auf acht, die blutend entfliehen und Schrecken im Lager verbreiten. Ermenrich läßt Gold und Silber hervortragen; seinen Schild soll damit füllen, wer noch auf die Warte zu ziehen wagt. Alle schweigen. Da ruft er aus dem ganzen Heere den Helden Wittich 25 auf, der früher dem Berner gedient. Wittich reitet hinaus; ihm folgt von ferne sein Gesell Heime, auch er durch Sibichs bösen Rat von Dietrich abgefallen. Im Schatten einer Linde hält indes Alphart und lüftet den Helm; wer mit Ehren die Warte versehen will, muß bleiben, bis der Tag sich endet; Alphart sieht 30 den Rauch von Ermenrichs Heer und brennt von Kampflust. Als Wittich herankommt, verweist der Jüngling ihm mit scharfen Worten den Eidbruch an dem Berner. Wittich will nicht Beichte stehen; sie rennen zusammen, und er wird abgestochen. Auch im Schwertkampf wird er niedergestreckt und liegt wie tot unter 35 dem Schild. Heime, der bisher im Schatten gehalten, eilt jetzt herzu. Er will den Streit scheiden: Alphart soll nach Bern zurückkehren, sie beide wollen dann aussagen, daß sie ihn nicht mehr getroffen. Der junge Held verschmäht den Vorschlag, er will Wittichen zum Pfande haben. Dieser mahnt Heimen ge- 40 schworener Treue und wie er denselben einst vom Tod errettet. Jetzt dringen beide auf Alphart ein; er könnte sich retten, wenn er Namen und Geschlecht sagte, doch er schämt sich solcher Zagheit. Er bedingt sich nur Frieden für seinen Rücken und daß

sie nicht als Mörder ihn selbander bestehn; dann will er ihnen seinen frühen Tod verzeihen. Nun ficht Heime allein, als aber auch er schwer getroffen ist, brechen sie den Frieden. Wittich schlägt hinten, Heime von vorn. Sie fliehen, als Wittich ihn durch das Bein geschlagen. Auf einem Beine noch erreicht und 5 bekämpft sie Alphart, bis er durch den Helm gehauen wird. Das Blut rinnt ihm über die Augen, jämmerlich blickt er hindurch. Er fällt, und Wittich bohrt ihm das Schwert durch den Schlitz des Harnischs. Sterbend verwünschte der Jüngling die ehrlosen Mordrecken. 10

In blutiger Schlacht vor Bern nimmt Dietrich mit den Wölfingen Rache um Alpharts Tod. Wolfhart, dessen Bruder, hat den Vorstreit. Ermenrich und Sibich entfliehen mit ungeheurem Verlust. Wittich und Heime entrinnen Dietrichs Schwerte nur, indem sie, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen 15 vom Helme brechen und die Schilde hinter sich schwingen.

Schlacht vor Raben.

Zu Etzelnburg sammelt sich ein neues Heer, zahlreich wie keines zuvor, dem vertriebenen Dietrich zur Hilfe. König Etzel hat zween herrliche junge Söhne, Scharpf und Ort. Diese wünschen sehnlichst, mit Dietrich zu reiten und seine gute Stadt 20 Bern zu sehen. Sie wenden sich erst an die Mutter. Frau Helke sieht ihre Kinder traurig an, ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe vor ihren Augen die beiden Söhne hingeführt und sie auf weiter Heide zerrissen. Als aber die Jünglinge nicht ablassen, legt die Mutter selbst 25 Fürbitte bei Etzeln ein. Ungerne gewährt er. Dietrich verheißt, sie treulich zu behüten und nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Mit viel Tränen werden sie entlassen. Das Heer zieht durch Isterreich gen Bern. Hier sollen Etzels Söhne zugleich mit Diethern, des Berners einzigem Bruder, der wenig älter 30 als sie ist, zurückbleiben. Dietrich befiehlt sie auf Leben und Ehre dem alten Helden Elsan. Niemals sollen sie auch nur vor das Tor kommen; mit eigner Hand droht er den Pfleger zu töten, wenn ihnen irgend Leides geschehe. Er bricht nun mit dem Heere gegen Raben auf, wo Ermenrichs Kriegsmacht 35 liegt. Den Jünglingen aber ist herzlich leid, daß man sie nicht mitgenommen. Sie knien vor ihrem Meister Elsan nieder und küssen ihm die Hände, daß er sie nur wenig vor die Stadt reiten lasse, all den herrlichen Bau zu sehen. Er widersteht nicht ihren Bitten, und eh' er noch sich gerichtet, sie zu be- 40 gleiten, sind sie schon zur Stadt hinaus. Es nahet schon dem

Herbste, wo die Nebel stark sind; so kommen die drei Jünglinge
auf einen unrechten Weg, der sie über die weite Heide gegen
Raben führt. Elsan eilt ihnen nach und findet sie nirgends um
die Stadt; laut ruft und jammert er, ihm antwortet niemand.
5 Vor dichtem Nebel kann er sie auch auf der Heide nicht er-
schauen. Den ganzen Tag streichen sie hin und übernachten in
einem Tal im Freien. Am Morgen reiten sie weiter, gegen
dem Meere nieder. Diether fängt an, diese Irrfahrt zu be-
reuen. Als aber der Nebel weicht und heiter die Sonne scheint,
10 da bewundern Etzels Söhne die Herrlichkeit des Landes, darin
der Berner immer mit Freuden wohnen sollte. Jetzt erblicken
sie den Recken Wittich, der mannlich unter seinem Schilde hält.
Sie wollen diesen Verräter an Diethern und seinem Bruder so-
gleich angreifen, obschon sie statt Harnischs nur Sommerkleider
15 anhaben. Umsonst warnt Wittich mehrmals. Scharpf reitet zu-
erst ihn an und schlägt ihm starke Wunden; da zuckt Wittich
mit Grimm das Schwert Miming, mit gespaltenem Haupte
schießt der Jüngling vom Rosse. Wär' er zum Mann erwachsen,
ihm hätten alle Reiche dienen müssen. Ort will den Bruder
20 rächen und erleidet gleichen Tod, obschon Diether ihm bei-
gestanden. Dieser kämpft noch bis zum Abend zu Fuße; seine
Schnellheit, darin ihm niemand gleich ist, fristet ihn so lange;
zuletzt fällt auch er, durch das Achselbein bis auf den Gürtel
gehauen. Ihn betrauert Wittich, Dietrichs Zorn fürchtend; er
25 will zu Rosse steigen, aber die Kraft versagt ihm, und er muß
sich auf der Heide niederlegen. All dieses geschieht um die Zeit
zwölftägiger Schlacht, worin Ermenrich bei Raben von dem
Berner besiegt wird. Er entflieht zur Stadt; den Verräter
Sibich fängt der treue Eckhard und führt ihn, quer auf das Roß
30 gebunden, durch das Heer. Dietrich freut sich auf der Wal-
statt des Sieges, da kommt Elsan und meldet, daß er die jungen
Könige verloren. Mit eigenen Händen, wie gedroht war, schlägt
Dietrich ihm das Haupt ab. Die drei Erschlagenen werden auf
der Heide gefunden. Dietrich küßt sie in die Wunden, verflucht
35 den Tag seiner Geburt, weint Blut und beißt sich vor Jammer
ein Glied aus der Hand. „Armes Herz,“ spricht er, „daß du
bist so fest!“ An der Größe der Wunden erkennt er, daß sie
mit dem Schwerte Miming geschlagen sind. Da sieht man Wit-
tichen rasch über die Heide reiten. Grimmig springt der Berner
40 auf und spornt so hastig nach, daß keiner der Seinigen ihm
folgen kann; Feuer sprüht von den Hufschlägen. Speer, Helm
und Schild hat er auf der Walstatt gelassen, nur das Schwert
führt er mit sich. Er ruft Wittichen an, mahnt, fleht ihn bei

Heldenruhm und Frauenehre, zum Kampfe zu halten, verheißt Bern und Mailand, verheißt sein ganzes Reich, wenn Wittich obsiege. Aber Wittich jagt nur stärker voran. Rienold, sein Neffe, der mit ihm reitet, schämt sich der Flucht und will auch ihn zum Kampfe bewegen: zu zween würden sie den Berner be- 5 zwingen. Wittich will nicht hören, befiehlt den Neffen in Gottes Schutz und rennt weiter. Rienold sticht seinen Speer auf den Berner, dieser haut ihn vom Rosse, reitet Wittichen nach und reizt ihn, Rienolds Tod zu rächen. Je länger, je mehr eilt Wittich, mahnt unablässig seinen Scheming, verspricht ihm Ömd 10 und lindes Heu die Fülle. Scheming macht weite Sprünge. Dietrich klagt, daß Scheming, einst ihm gehörig, seinen Feind von hinnen trage; er treibt sein jetziges Roß, Falke, daß es von Blute trieft; vor Zorne glüht er, daß sein Harnisch weich wird. Kaum eines Roßlaufs Weite ist noch zwischen beiden, 15 Wittich ist bis an das Meer getrieben, er gibt sich verloren. Da kommt die Meerminne (Meerfrau) Waghild, seine Ahnmutter, und nimmt ihn samt dem Roß in den Grund des Meeres. Der Berner reitet bis zum Sattelbogen in das Meer nach; er muß umkehren und wartet vergeblich, ob Wittich wieder 20 erscheine.

Noch erstürmt Dietrich die Stadt Raben, daraus Ermenrich, die Seinen verlassend, um Mitternacht entweicht. Dann sendet er den Markgrafen Rüdiger mit dem Hilfsvolke nach Hunnenland zurück. Rüdiger soll ihn bei Etzeln und Helken entschul- 25 digen, er selbst wagt noch nicht, ihnen vor die Augen zu treten. Als der Markgraf mit seinen Helden zu Gran ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der zween jungen Könige mit blutigen Sätteln auf den Hof. Die Königin will eben mit ihren Frauen in einen Garten gehn, an den Blumen ihr Auge zu weiden, 30 da sieht sie die blutigen Rosse ihrer Kinder stehn. Im ersten Schmerze verwünscht sie den Berner; doch sie wird versöhnt, als Rüdiger meldet, daß Dietrich mit ihnen den eigenen Bruder verloren. Sie ist selbst Dietrichs Fürsprecherin bei Etzeln. Der Berner kommt nach Etzelnburg, geht auf den Saal, neigt sein 35 Haupt auf Etzels Fuß und beut sein Leben zur Sühne. Die Königin weint, und Etzel richtet mit neuer Huld ihn auf.

Hildebrand und Alebrand.

Der alte Hildebrand reitet mit Dietrich von den Hunnen zurück; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht gesehen. Er wird gewarnt vor dem jungen Alebrand, der ihn auf der 40 Mark anrennen werde, und ritt' er selbzwölfte. Hildebrand will

ihm einen Schirmschlag geben, daß er ein Jahr lang der Mutter zu klagen habe. Auf der Mark rennt der junge Held den Alten an: „Was suchst du in meines Vaters Lande? Du solltest daheim bleiben beim warmen Herde.“ Der Alte lacht: „Zu reisen 5 und zu fechten bis an meine Hinfahrt ist mir gesetzt; darauf grauet mir der Bart.“ Er weigert sich, Harnisch und Schild hinzugeben, wie der Junge verlangt. Von den Worten kommen sie zu den Schwertern. Hildebrand empfängt einen Schlag, davon er sieben Klafter hinter sich springt. „Den Streich“, 10 ruft er, „lehrte dich ein Weib!“ Da faßt er den Jungen, wo er am schmälsten ist, und schwingt ihn rückwärts ins Gras. Alebrand muß sich nennen. Der Alte schließt den goldenen Helm auf und küßt den Sohn. Dreimal lieber am eignen Haupte trüg' Alebrand die Wunde, die er dem Vater geschlagen. Er 15 reitet zu Bern ein, den Vater an der Seite, führt ihn in der Mutter Haus und setzt ihn oben an den Tisch. Frau Ute meint, der Ehre sei zu viel, einen gefangenen Mann obenan zu setzen. „Kein Gefangener,“ spricht Alebrand, „es ist Hildebrand, mein Vater.“ Da schenkt sie selber dem Alten den Wein, und er 20 läßt aus dem Mund ein goldenes Ringlein in den Becher fallen.

---

2. Die Nibelunge.

Walther.

Etzel, mit Heeresmacht die Westreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geisel. Gibich, der Franken König zu Worms, dessen eigner Sohn Gunther noch zu klein ist, gibt den Jüngling Hagen aus edlem Trojerstamme samt 25 großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich zu Cavillon[1]) gibt sein einzig Töchterlein Hiltgund, Alphar, König in Aquitanien, seinen jungen Sohn Walther, durch Gelöbnis der Väter für Hiltgund bestimmt. Hagen und Walther werden bei Etzeln wohl erzogen; sie tun es allen Hunnen in den Künsten des 30 Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgesetzt. Indes stirbt Gibich; sein Nachfolger Gunther kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dies erfahren, entflieht er bei Nacht. Damit nicht 35 auch Walther, des Reiches Trost, entfliehe, will Etzel, nach dem Rate der Königin, ihn mit einer hunnischen Fürstentochter vermählen. Walther lehnt die Heirat ab, als würde sie ihn im

---

[1]) Cavillonis, Châlon sur Saône.

Dienste des Königs säumig machen. Als er nun einst von einer Heerfahrt sieghaft zurückkehrt, trifft er Hiltgunden allein. Er küßt sie, läßt sich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand zur Erinnerung des Verlöbnisses; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längst wär' er 5 entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklassen wollen. Der Abrede gemäß gibt Walther dem König ein großes Mahl, wobei sämtliche Gäste in Trunkenheit und tiefen Schlaf versenkt werden. Hiltgund ladet zween Schreine mit goldnen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walthers Roß Leo 10 an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held schreitet in voller Rüstung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelrute. So ziehen sie in der Nacht davon und streichen, das bebaute Land meidend, durch unwegsame Wälder und Gebirge, mit Vogelstellen und Fischfang sich näh- 15 rend. Der Jungfrau schlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauscht. Vergeblich aber hat Etzel sein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen. Am vierzigsten Abend gelangen Walther und Hiltgund zum Ufer des 20 Rheines bei Worms. Für die Überfahrt gibt Walther Fische, die er früher gefangen. Diese bringt der Ferge morgens zur Stadt, und sie kommen auf den Tisch des Königs Gunther, der sich wundert, in Frankenland solche Fische zu sehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fische seien, erzählt von dem wan- 25 dernden Recken und der schönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Rosses die Schreine wie von Gold und Edelsteinen erklungen. Hagen, der mit am Tische sitzt, errät, daß sein Geselle Walther von den Hunnen kehre. Da jubelt König Gunther, daß der Schatz, den sein Vater gezinst, in sein Reich zurückgekommen. 30 Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen selbst, obgleich er abrät, ist von der Zahl. Derweil ist Walther in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden widerhallt. Dort bilden zween überhangende Berggipfel eine Kluft mit frisch- 35 begrüntem Boden. An dieser sichern Stelle will Walther ruhen, er hat bisher nie anders geschlafen, als auf den Schild gestützt; jetzt entledigt er sich der Waffen und legt sein Haupt in den Schoß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überschaut. Ferne den Staub von Rossen 40 gewahrend, weckt sie Walthern. Er wappnet sich, faßt Schild und Speer und stellt sich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuschlagen,

damit sie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helme seinen Gesellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunther hat die Spur im Sande verfolgt; mit seinen Recken herangesprengt, sendet er den Kamelo von
5 Metz, um Walthern das Pferd mit den Schreinen zusamt der Jungfrau abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlasse, hundert Goldringe. Hagen rät dem Könige, solches anzunehmen; als aber all seine Warnung vergeblich ist, reitet er hinweg und setzt sich auf einen nahen Hügel. Kamelo
10 wird nochmals abgeschickt, von Walthern den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögre, ihn zu bestehen. Vergebens bietet Walther zweihundert Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walther ausweicht; den seinigen werfend, lähmt er Kamelos Rechte und durchsticht ihn mit dem Schwerte. Der Reihe nach
15 kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachse Eckevrid, Hadwart, Patavrid, Hagens Schwestersohn, vom Oheim und von Walthern selbst vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf, Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanast von Speier. Der enge Pfad gestattet je nur einem den Angriff, und so wer-
20 den sie nacheinander von Walthern in mannigfachem Kampf erlegt. König Gunther, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, sich zum Streit zu erheben; nach langer Weigerung rät Hagen, zuvörderst Walthern aus der Feste zu locken. Sie reiten weg und legen sich auf die Lauer. Indes ist die Sonne
25 zur Rast gegangen, Walther will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Rosse fest. Auf den Schild gelagert schläft er die erste Hälfte der Nacht, indes die Jungfrau, zu seinem Haupte sitzend, mit Gesange sich wach erhält. Dann
30 legt Hiltgund sich zum Schlummer, und Walther, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Rosse mit den Waffen der Erschlagenen, auf das fünfte setzt er die Braut, und das sechste besteigt er selbst. Nicht weit sind sie im Tale gezogen, als hinter ihnen Gunther mit Hagen daher-
35 jagt. Sogleich heißt Walther die Braut mit dem Rosse Leo, das den Schatz trägt, in das nahe Gehölz reiten; er selbst stellt sich dem Angriff. Hagen, um seinen Neffen Rache suchend, wird umsonst von Walthern der alten Freundschaft gemahnt, umsonst ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur
40 neunten Stunde wehrt Walther sich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer und, zugleich Gunthern mit dem Schwert anlaufend, haut er diesem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf seinen Schild

niederstürzt. Walther will ihm den Todesstreich geben, aber Hagen streckt sein Haupt dazwischen, an seinem Helme zerspringt das Schwert, und als Walther zürnend das Heft wegwirft, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walther den Schild, mit der gesunden Hand sein hunnisches Halb- 5 schwert und schneidet Hagens rechtes Auge samt dem Kiefer hinweg. Als so jeder sein Zeichen hat, ruhen sie beisammen im Grase. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und schenkt den Wein. Der König, weil er streitträge, bekommt zuletzt. Um- her liegen Gunthers Bein, Walthers Hand, Hagens zuckendes 10 Auge. Die zween Helden aber scherzen beim Becher: Walther soll Hirsche jagen zu Lederhandschuhen, wovon der rechte wohl auszustopfen sei; das Schwert werd' er rechts angürten und sein Weib einst links umfangen; Hagen werde statt Eberfleisch gelinden Brei essen und scheel blickend die Helden begrüßen. 15 So erneuen sie blutig die Genossenschaft. Den ächzenden König heben sie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walther in sein Heimatland.

Hörnen Siegfried.

(Siegfrieds Drachenkampf.)

Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Siegfried. Groß, stark und unbändig ist der Knabe. Man rät 20 dem König, ihn hinziehen zu lassen, so mög' er ein kühner Held werden. Siegfried scheidet von dannen; er kommt vor dem Walde zu einem Schmied, dem er dienen will. Aber er schlägt das Eisen entzwei und den Amboß in die Erde. Will man ihn darum strafen, so schlägt er Meister und Knechte. Der Meister 25 denkt, wie er des Lehrlings los werde. Im Walde bei einer Linde liegt ein großer Drache. Dorthin schickt der Schmied den jungen Siegfried nach Kohlen in der Hoffnung, der Drache werd' ihn verschlingen. Aber Siegfried erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie in ein Tal zusammen, wo viel 30 Gewürmes liegt. Bei dem Köhler holt er Feuer, zündet das Holz an und verbrennt die Würme. Ihre Hornhaut schmilzt, und ein Bächlein fließt davon. Siegfried taucht den Finger ein, und als dieser erkaltet, ist er wie Horn. Jetzt bestreicht Sieg- fried sich den ganzen Leib, außer zwischen den Schultern, und 35 wird davon hörnen. Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen. Als nun die schöne Kriemhild eines Mittags am Fenster steht, kommt ein Drache geflogen und rafft sie hin. Die Burg ist erleuchtet, als

ob sie brenne. Hoch gegen die Wolken schwingt er sich. Traurig stehen Vater und Mutter. Der Drache führt die Jungfrau ins Gebirg auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Bis in das vierte Jahr hat er sie auf dem Steine,
5 wo sie all die Zeit keinen Menschen sieht. Sie ist ihm gar lieb, und er läßt ihr nicht an Speise noch Trank gebrechen. Oft legt er sein Haupt in ihren Schoß, aber von seinem Atmen erzittert der Stein. Im Winter legt er sich vor die Höhle, worin sie sitzt, und hält die Kälte von ihr ab. Am Ostertag aber wird er
10 ein Mann; denn er ist durch Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling zum Drachen verwandelt. Nach fünf Jahren soll er wieder menschliche Gestalt gewinnen, und bis dahin bewahrt er sich die Jungfrau. Sie aber weint täglich und bittet, daß er sie nur einmal Vater und Mutter wiedersehen lasse.
15 Umsonst hat König Gibich in allen Landen nach seiner Tochter fragen lassen. Da reitet Siegfried eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Wald. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur. Rastlos, ohne Essen und Trinken, eilt Siegfried über das Gebirge, bis er am vierten Morgen
20 vor den Drachenstein kommt. Der Zwerg Eugel sagt ihm, daß hier oben Kriemhild wohne und gibt ihm Rat, wie er hinaufgelangen könne. Erst muß der Riese Kuperan, der den Schlüssel zum Steine hat, bezwungen werden. Der Riese, von Siegfried überwunden, fällt diesen hinterrücks an, aber Eugel rettet ihn
25 mit der unsichtbar machenden Nebelkappe. Der Stein wird aufgeschlossen, müde wird der Held, bis er hinaufkommt zu der weinenden Jungfrau. Dort findet er auch das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann. Da hören sie einen Schall, als fiele das Gebirg alles hernieder. Der Drache kommt
30 dahergefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stößt er gegen den schütternden Stein. Die Jungfrau birgt sich in der Höhle, Siegfried aber springt zum Streite. Mit den Krallen reißt ihm der Drache den Schild ab, speit Flammen, rot und blau, und umflicht den Helden
35 mit dem Schweif, um ihn vom Steine herabzuwerfen. Der Stein glüht, wie Eisen in der Esse, und schwankt von dem ungestümen Kampfe. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von Schwertschlägen und Feuer. Da haut ihn Siegfried mitten entzwei; das eine Teil fällt vom Steine zu Stücken, das andre stößt
40 Siegfried hintennach. So gewinnt er die Braut und führt sie von hinnen zusamt dem Schatze des Zwergkönigs Nibelung, welcher, von dessen Söhnen gehütet, unter dem Steine lag. Der Zwerg Eugel weissagt dem Helden frühen Tod.

Lied der Nibelunge.

(Siegfrieds Tod.)

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die schönste in allen Landen. Drei königliche Brüder haben sie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giselher. Zu Worms am Rheine wohnen sie in großer Macht; kühne Recken sind ihre Dienstmannen: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, der Marschalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zween Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeister. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein schöner Falke, den sie gezogen, von zween Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieses auf einen edeln Mann, den Kriemhild frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um sie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden, von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend schon hat er Wunder mit seiner Hand getan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen samt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erschlagen und in dem Blute seine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umsonst gewarnt von den Eltern vor der burgundischen Recken Übermut. Köstlich ausgerüstet reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er sich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu sehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachsenland und dessen Bruder, Liudegast von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried gestritten, da erblüht rosenrot ihr schönes Antlitz; reiche Miete läßt sie dem Boten geben. Gunther aber bereitet seinen Helden ein großes Fest, bei dem Siegfried Kriemhilden sehen soll; denn die Könige wollen ihn festhalten. Wie aus den Wolken der rote Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen leuchtet sie vor den Jungfrauen, die ihr folgen; Dienstmannen, Schwerter in Händen, treten voran. Sie grüßt den Helden, sie geht an seiner Hand; nie in Sommerzeit noch Maientagen gewann er solche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brün-

hild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem kühnen
5 Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schifflein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfrauen im Fenster steht.
10 Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Roß, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige.
15 Die Kampfspiele heben an; unsichtbar durch die Tarnkappe steht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die
20 Schneide hindurchbricht und die beiden Männer straucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühlich trügen, wirft sie zwölf Klafter weit, und über den Wurf hinaus noch springt sie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein,
25 weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen. Zum Rheine will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor all ihre Freunde besandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, schifft Siegfried heimlich von dannen, zum Lande der Nibelunge, wo er den
30 großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den riesenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tausend der besten Recken von den Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen gen Isenstein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am
35 gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle sitzen sah; vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; und in der Hochzeitnacht will sie nicht Gunthers Weib
40 werden, bevor sie genau wisse, wie es so gekommen. Sie erwehrt sich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füß' und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des

Königs Traurigkeit, errät den Grund und verspricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt sie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit sich hinweg. 5
Bald hernach führt er Kriemhilden in seine Heimat nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen, und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu 10
laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. Beim Empfange blickt Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In festlicher Freude verbringen sie zehn Tage. Am elften, vor Vesperzeit, als Ritterspiel auf dem Hofe sich hebt, sitzen die zwo Königinnen zusammen. Da 15
rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann sei. So eifern sie in kränkenden Worten, und als man nun zur Vesper geht, kommen sie, die sonst immer beisammen gingen, jede mit besondrer Schar ihrer Jungfraun zum Münster. 20
Brünhild heißt Kriemhilden als Dienstweib zurückstehn; da wirft Kriemhild ihr vor, sie sei nur das Kebsweib Siegfrieds, der ihr das Magdtum abgewonnen, und geht in das Münster vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienste wartet Brünhild vor dem Münster und verlangt von Kriemhilden Beweis jener 25
Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umsonst schwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht geminnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrat. Falsche Boten werden 30
bestellt und reiten zu Worms ein, als hätten sie von Liudeger und Liudegast, die man auf Treu und Glauben freigelassen, neuen Krieg anzusagen. Siegfried, der seinen Freunden stets gerne dient, erbietet sich alsbald, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. 35
Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden getan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu be- 40
zeichnen, näht sie, nach Hagens Rat, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List, und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andre Boten mit

Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wisente (wilde Ochsen) gehalten werden. Weinend ohne Maß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blute rot geworden, wie zween Berge über ihm zusammengefallen und sie ihn nimmermehr gesehen. Mit Gunthern, Hagen und großem Jagdgefolge reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giselher bleiben daheim. Viel Rosse, mit Speise beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgesellen trennen sich, damit man sehe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nimmt sich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Tier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblasen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Tiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte; herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgestiegen, läßt er den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erschlagen wird. Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen gibt vor, er habe gemeint, das Jagen soll heut im Spessart sein, dorthin hab' er den Wein gesandt. Doch hier nahe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt sich vor Hagens Füße; wie zween Panther laufen sie durch den Klee; Siegfried, all sein Waffengerät mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er sich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Blut an des Mörders Gewand spritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; so ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräter scheltend, die seiner Treue so gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf. In der Nacht führen sie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammertür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht

den blutigen Toten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie, und das Blut bricht ihr aus dem Munde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber," sagt er, „haben den Helden erschlagen." Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Toten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Meßopfer und Gesang für seine Seele rasten nicht in dieser Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küßt den Toten, und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunthern, und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunthern, mit Tränen, wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig austeilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüssel abgenommen, und als sie darüber klagt, versenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Der Nibelunge Not.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Witwentum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird geraten, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms ist die Werbung willkommen; Hagen aber widerrät. Kriemhild selbst widerstrebt lange: Weinen gezíem' ihr und andres nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr spricht und ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfrauen und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende dienen will. Ihr Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder,

sie wohl empfängt, dann über Bechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einspricht. Bei Tuln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienen, Heiden und Christen. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Misenburg (jetzt Wiselburg) schiffen sie sich auf die Donau ein; von Schiffen, die man zusammengeschlossen, von Zelten, die man darüber gespannt, ist der Strom bedeckt, als wär' es Land und Feld. So kommen sie gen Etzelnburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Helken Stelle sitzt. Sie genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird. Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allezeit denkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten gesandt, und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, rät ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, rät jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Rumolts, des Küchenmeisters, Rat ist, daheim zu bleiben, bei guter Kost und schönen Frauen. Als sie zur Fahrt bereit sind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande tot sei. Mit tausend und sechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten erheben sich die Könige; durch Ostfranken ziehen sie zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann suchend. Er hört Wasser rauschen und horcht; in einem schönen Brunnen baden Meerweiber. Er schleicht ihnen nach, aber ihn gewahrend, entrinnen sie und schweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geschick der Reise vorherzusagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, warnt die andre, Sieglind, jetzt noch umzukehren, sonst werden sie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Kapellan werde heimgelangen. Noch sagen sie ihm, wenn er die Fahrt nicht lassen wolle, wie er über das Wasser komme. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bayrischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber und nennt sich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als

Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er sich aber betrogen sieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, schlägt er den Helden mit Ruder und Schalte. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu seinen 5 Herren und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Den Kapellan aber, wie er über dem Heiligtume lehnt, schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zugrunde; dennoch kommt der Priester unversehrt an das Ufer 10 zurück. Dort steht er und schüttelt sein Gewand. Hagen sieht, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet; da schlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, gibt er zuerst vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber sagt er den Recken ihr Schicksal, davor manches Helden Farbe wechselt. Sie 15 ziehen fürder durch Bayerland, auch die Nacht hindurch. Volker reitet mit dem Heerzeichen vor. Hagen übernimmt weislich die Nachhut mit seinen Mannen und seinem Bruder Dankwart. Diese werden von Gelfrat und Else, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit siebenhunderten angefallen. Im Scheine des Mondes 20 wird grimmig gestritten. Gelfrat fällt von Dankwarts Schwert und Else entflieht. Der Bayer bleiben hundert, der Burgunden viere tot. Seine Herren, die indes weitergeritten, läßt Hagen nichts von dem Kampfe wissen, damit sie ohne Sorge bleiben. Erst als die Sonne über die Berge scheint, sieht Gunther die 25 blutigen Waffen und erfährt, wie gut Hagen gehütet. Über Passau kommen sie auf Rüdigers Mark, wo sie den Hüter schlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es ist Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beschämt über seine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu 30 Pechlarn erfahren sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselhern verlobt; auch keiner der andern geht unbeschenkt hinweg; König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den kostbaren Schild Nudungs, dessen Tod 35 Gotelind beweint, Dankwart festliche Kleider, Volker, der zum Abschied fiedelt und singt, zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienst, an Etzels Hofe tragen soll. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen 40 den Gästen entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend.

Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Der Held ist wohl gewachsen, von breiter Brust und langen Beinen; die Haare grau gemischt, schrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerst küßt Kriemhild
5 Giselhern; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er hab' an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß sie gewarnt
10 sind; wer es getan, dem droht sie den Tod. Zürnend sagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt sich Volkern zum Heergesellen. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenster blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an
15 Hagen. Sechzig derselben wappnen sich; als ihr diese zu wenig dünken, rüsten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt sie mit dieser Schar die Stiege herab. Der übermütige Hagen legt über seine Beine ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild,
20 daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an sich, stark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos sitzen sie da, und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, daß er es getan, räch' es, wer da wolle!
25 Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirtet die Helden auf das beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt
30 den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Türe. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertost; süßer und süßer läßt er sie tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden ge-
35 schickt; doch als sie die Türe so wohl behütet sehn, kehren sie wieder um, von Volkern bitter gescholten. Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde, statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel
40 fragt, ob ihnen jemand Leides getan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu gehen. Aus Übermut sagen sie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Messe beginnen Ritterspiele. Dietrich verbeut seinen

Recken, teilzunehmen; auch Rüdiger hält die seinigen ab, weil er die Burgunden unmutig sieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt, ein Traut der Frauen, daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel selbst muß schlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und schlägt die andern hinweg. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hilfe; doch er verweist ihr den Verrat an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödeln, Etzels Bruder, dem sie die Mark des erschlagenen Nudung und dessen schöne Braut verheißt. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Nach kurzem Wortwechsel springt Dankwart vom Tisch und schlägt ihm einen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das ist die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt sich. Wer von den Knechten nicht Schwerter hat, greift zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wird erschlagen; aber andre zweitausend kommen und lassen nicht vom Streite, bis all die Knechte tot liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Tür, mit bloßem Schwert, all sein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Türe hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schoß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt er das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wütet er fort im Saale. Auch Volkern klingt sein Fiedelbogen laut an der Hand. Rot sind seine Züge, seine Leiche hallen durch Helm und Schild. Er sperrt innen die Tür, während Dankwart außen die Stiege wehrt. Die Könige vom Rheine wollen den Streit erst scheiden; da es nicht möglich ist, kämpfen sie selbst als Helden. Kriemhild ruft Dietrichs Hilfe an. Der Held, auf dem Tische stehend und mit der Hand winkend, läßt seine Stimme schallen, wie ein Wisenthorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillstand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhunderten räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, schlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal ist, wird niedergehauen. Die Toten werden die Stiege hinabgeworfen.

Vor dem Hause stehen viel tausend Hunnen. Hagen und Volker spotten ihrer Feigheit; umsonst beut die Königin einen Schild voll Goldes, samt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. An Etzels Hof lebt Hawart von Dänemark mit
5 seinem Markgrafen Iring und dem Landgrafen Irnfried von Thüringen. Iring vermißt sich zuerst, Hagen zu bestehen. Da rüsten sich auch Hawart und Irnfried mit tausend Mannen. Aber Iring fleht, daß sie ihn allein kämpfen lassen, wie er gelobt. Mit dem Schilde sich deckend, rennt er zum Saal hinauf, läuft
10 bald den, bald jenen an, wird von Giselhern in das Blut niedergeschlagen, springt wieder empor und entweicht zu den Seinen, nachdem er vier Burgunden erschlagen und Hagen durch den Helm verwundet. Kriemhild selbst nimmt ihm, dankend, den Schild von der Hand. Hagen aber rühmt sich, daß die Wunde
15 nur seinen Zorn auf Männertod gereizt. Abermals eilt Iring zum Streite, da schießt Hagen einen Speer auf ihn, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; es ist sein Tod. Ihn zu rächen, führen Hawart und Irnfried ihre Schar hinan; auch sie fallen vom Schwerte, mit ihren tausend Mannen, die man, nach Volkers
20 Rat, in den Saal dringen ließ. Stille wird es nun, das Blut fließt durch Löcher und Rinnsteine. Auf den Toten sitzend, ruhen die Burgunden aus. Aber noch vor Abend werden zwanzigtausend Hunnen versammelt; bis zur Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen.
25 Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und
30 treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze tut ihnen weh; von Durst gequält, trinken sie, auf Hagens Anweisung, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen; besser schmeckt es jetzt, denn Wein. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig, zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen den
35 Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde. Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Not auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom König habe, noch keinen Schlag in diesem Streite geschlagen. Etzel und Kriemhild flehen
40 ihn fußfällig um Hilfe. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so tut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine

Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Wohl weiß er, daß heute noch alles durch seinen Tod ledig wird. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seel' und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt seine Mannen sich rüsten. Kriemhild ist freudenvoll und weint. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshilfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rheine wären und er mit Ehren tot; aber den Streit kann niemand scheiden. Schon heben sie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, ist ihm vor der Hand zerhauen; er bittet Rüdigern um den seinigen. Rüdiger gibt den Schild hin, es ist die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Tränen rot, und wie grimmig Hagen ist, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdigern nicht im Streite zu berühren. Wohl zeigt der Spielmann die Goldringe, die ihm die Markgräfin, beim Feste sie zu tragen, gab. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdigern den Todesstreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Tot fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt ist, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne stiften, bis der Tote herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs hört das laute Wehe und meldet es seinem Herrn; der König oder die Königin selbst müsse umgekommen sein. Dietrich erinnert seine Helden, daß er den Gästen seinen Frieden entboten. Wolfhart will hingehn, die Märe zu erfragen; Dietrich aber, Wolfharts Ungestüm fürchtend, sendet den Helfrich. Dieser bringt die Kunde, daß Rüdiger samt seinen Mannen erschlagen sei. Der Berner will von den Burgunden selbst erfahren, was geschehen sei, und schickt den Meister Hildebrand. Als dieser gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und so dem Schelten sich aussetze. Da waffnet sich der Weise nach der Unbesonnenen Rat. Zugleich rüsten sich,

ohne Dietrichs Wissen, all seine Recken und begleiten den Meister. Hildebrand befragt die Burgunden, und Hagen bestätigt Rüdigers Tod; Tränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meister bittet um den Leichnam, damit sie nach dem Tode noch
5 des Mannes Treue vergelten. Wolfhart rät, nicht lange zu flehen. Sie sollen ihn nur aus dem Hause holen, erwidert Volker, dann sei es ein voller Dienst. Mit trotzigen Reden reizen sich die beiden. Wolfhart will hinanspringen, aber Hildebrand hält ihn fest, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab
10 den Leuen!“ spottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Der alte Meister selbst will ihn nicht zum Streite veranlassen und ereilt ihn noch vor der Stiege. Ein wütender Kampf beginnt. Volker erschlägt Dietrichs Neffen Sigestab, Hildebrand Volkern,
15 Helfrich Dankwarten. Wolfhart und Giselher fallen einer von des andern Schwert. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu seinem Herrn, der traurig im Fenster sitzt. Dietrich fragt,
20 woher das Blut. Der Meister erzählt, wie sie Rüdigern wegtragen wollen, den Gernot erschlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers bestätigen hört, will er selbst hingehen und befiehlt dem Meister, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu euch gehn?“ sagt Hildebrand; „was ihr habt der Lebenden, die seht
25 ihr bei euch stehn.“ Mit Schrecken hört der Berner den Tod seiner Mannen. Einst ein gewaltiger König, jetzt der arme Dietrich. Wer soll ihm wieder in sein Land helfen? O wehe, daß vor Leid niemand sterben kann! Das Haus erschallt von seiner Klage. Da sucht er selbst sein Waffengewand, der Meister
30 hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Gunthern und Hagen, hält ihnen vor, was sie ihm Leides getan, und verlangt Sühne. Sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, dann woll' er selbst sie heimgeleiten. Hagen nennt es schmählich, daß zween wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollen. Schon als er den Berner
35 kommen sah, vermaß er sich, allein den Helden zu bestehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber töten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der
40 Königin. Das ist ihr ein Trost nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß sie den Gefangenen leben lasse. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergibt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber

geht zuerst in Hagens Kerker und verspricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, solang seiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieser weiß nun allein den 5 Schatz; nimmer, sagt er, soll sie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt sah. Das hebt sie mit den Händen und schlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib den kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig springt er zu ihr, nichts hilft 10 ihr Schreien, mit schwerem Schwertstreich haut er sie zu Stücken. So liegt all die Ehre danieder; mit Jammer hat das Fest geendet, wie alle Lust zujüngst zum Leide wird.

---

3. Die Hegelinge.

Hagen von Irland.

Sigeband, König in Irland, und seine Gemahlin, Ute von Norwegen, feiern ein prächtiges Fest. Laut lachen die Gäste 15 über dem Spiel eines Fahrenden. Da achtet man wenig auf des Königs jungen Sohn Hagen, der vor dem Hause steht. Plötzlich schattet es, wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen. Ein ungeheurer Greif kommt geflogen, schließt in seine Klauen das schreiende Kind und führt es hoch in die Lüfte. Er trägt es weit- 20 hin in die Wildnis seinen Jungen in das Nest. Der jungen Greife einer fliegt mit dem Kinde von Baum zu Baum; aber noch gebricht ihm die Kraft, er muß zur Erde, statt wieder zum Neste; da läßt er das Kind fallen, und dieses birgt sich im Grase. Früher schon hat der Greif drei Königstöchter geraubt, die auch sich ge- 25 rettet und unfern in einer Felshöhle wohnen. Sie gewahren den Knaben, nehmen ihn zu sich, nähren ihn mit Wurzeln und Kräutern. Kräftig wächst er heran, und zu Waffen kommt er, als ein Schiff an dem Felsen scheitert und ein Toter gewappnet ans Gestade getrieben wird. Die Greife überfallen den Königssohn, 30 doch er wehrt sich erst mit Pfeilen, dann mit dem Schwert, und erlegt sie, alte und junge. Hagen ist fortan ein kühner Jäger und schafft Speise genug herbei. Endlich entdecken sie wieder ein Schiff, und Hagen ruft laut durch Wind und Wellengetös. Die Jungfrauen, in junges Moos gekleidet, erscheinen den Schiffern 35 zuerst als Meerwunder. Der Schiffherr fährt in einer Barke herbei, befragt die Unbekannten und nimmt sie auf ihre Bitte in das Schiff. Die Schiffleute sind Feinde von Hagens Vater, doch des Jünglings Stärke fürchtend, müssen sie ihn nach Irland

führen. Die Mutter erkennt ihn an einem goldnen Kreuz auf der Brust; mit Freudentränen wird er empfangen. Sein Vater überläßt ihm die Krone, und Hilde, die schönste der drei Jungfrauen, wird seine Gemahlin.

Horand und Hilde.

5 Hettel, König zu Hegelingen, will sich vermählen. Man rühmt ihm die schöne Tochter des Königs von Irland, Hilde nach der Mutter genannt. Aber ihr Vater, der wilde Hagen, duldet keine Werbung um sie und läßt die Boten hängen, die nach ihr gesandt werden. Fünf Helden, dem König Hettel 10 verwandt und lehnpflichtig, Wate von Stormen, Horand und Frute von Dänemark, Morung von Nifland und Irolt von Ortland, bereiten sich, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Das Hauptschiff wird herrlich ausgerüstet, von Zypressenholz ist es erbaut, die Wände mit Silber beschlagen, die Ruder mit Gold 15 bewunden, Segel und Ankerseile von Seide, die Anker selbst von Silber. Frute führt einen Kram von kostbaren Waren aller Art. Im Schiffsraum ist eine Schar gewappneter Recken verborgen. In Irland angelandet, sagen sie aus, der gewaltige König Hettel habe sie von ihren Landen vertrieben und auf Kaufschiffen seien 20 sie hergefahren. Reiche Geschenke darbringend, erbitten sie des Königs Schutz. Er nimmt sie willig auf und räumt ihnen Häuser in der Stadt ein. Frute schlägt seinen Kram auf, nie ward noch so wohlfeil verkauft, und wer ohne Kauf etwas begehrt, dem wird es gern gegeben. Die junge Hilde wünscht die Gäste zu 25 sehen, von deren Freigebigkeit sie so vieles hört. Da läßt der König die Fremden zu Hofe vor die Frauen kommen. Ihre Gebärde, ihr glänzender Anzug erregen Verwunderung. Ellenbreit ist Wates Bart, seine greisen Locken sind in Gold gewunden. Die Frauen befragen ihn scherzend, was ihn besser bedünke, bei 30 schönen Frauen zu sitzen oder in hartem Streite zu fechten. Der Streit, meint er, zieme sich besser für ihn. Auf dem Saal üben die Jünglinge sich in Kampfspielen. Wate stellt sich, als hätt' er niemals solches Fechten gesehen und gäb' er viel darum, es noch zu lernen. Aber der Schirmmeister, den Hagen herbei- 35 ruft, und dann der König selbst, erproben bald ihres Lehrknaben Meisterschaft. So, spricht Irolt, werd' in ihres Herren Lande täglich gefochten. Horand von Dänemark ist ein Meister des Gesanges. Abends und morgens singt er vor dem Hause so herrlich, daß die Frauen und König Hagen selbst an die 40 Zinne treten. Die Vögel in den Büschen vergessen ihre Töne, die Tiere des Waldes lassen ihre Weide stehen, das Gewürm im

Grase kreucht nicht weiter, die Fische im Wasser schwimmen nicht fürder; die Glocken klingen nicht mehr so wohl wie sonst; niemand bleibt seiner Sinne mächtig, den Trauernden schwindet ihr Leid, Kranke müßten genesen. Die Königstochter bescheidet den Sänger heimlich zu sich, er singt ihr noch die schönste seiner 5 Weisen und sagt ihr die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, wenn Horand ihr am Abend und am Morgen singen werde. Horand versichert, sein Herr habe täglich zwölf Sänger, die weit schöner singen, am schönsten aber der König selbst. Bald hernach nehmen die Gäste Abschied vom König Hagen; ihr 10 Herr, sagen sie, habe nach ihnen gesandt und Sühne geboten. Der König mit Frau und Tochter geleitet sie zu den Schiffen. Hilde, wie sie mit Horand besprochen, geht mit ihren Jungfrauen auf das Schiff, wo Frutes Kram zu schauen ist. Plötzlich werden die Anker gelöst, die Segel aufgezogen, und die Ge- 15 wappneten, die verborgen lagen, springen hervor. Der zürnende König und seine Mannen werfen umsonst ihre Speere nach; sie wollen zu Schiffe nacheilen, aber die Kiele werden durchlöchert gefunden. Die Gäste fahren mit der Braut dahin und schicken ihrem Herrn Botschaft voran. Hettel macht sich 20 mit seinen Helden auf und empfängt Hilden am Gestade. Auf Blumen, unter seidenen Gezelten, lagern sich die Jungfrauen. Aber Segel erscheinen auf dem Meere. König Hagen hat andere Schiffe ausgerüstet und fährt mit großem Heere der Tochter nach. Eine blutige Schlacht wird am Strande gekämpft. Hettel 25 wird von Hagen verwundet, dieser von Wate. Hilde fleht für den Vater; da wird der Streit geschieden, der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam. Wate, der von einem wilden Weibe Heilkunst gelernt, heilt auf Hildens Bitte ihren Vater und die andern Verwundeten. 30

Gudrun.

Hettel und Hilde gewinnen zwei Kinder, einen Knaben, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun. Als diese in das Alter kommt, in dem Jünglinge das Schwert empfangen, ist sie schöner, als je die Mutter war, und mächtige Fürsten werben um sie. Siegfried (Seifried) von Morland, vergeblichen Dienstes müde, 35 zieht drohend ab. Hartmut, Sohn des Königs Ludwig von Normandie, sendet erst Boten nach ihr, denen sie versagt wird; dann kommt er selbst unerkannt an Hettels Hof. Er entdeckt sich Gudrunen, aber seine Schönheit hilft ihm nur so viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen heißt, wenn er vor ihrem Vater das 40 Leben behalten wolle. Auch Herwig von Seeland wird ver-

schmäht, doch er sammelt seine Mannen, zieht vor Hettels Burg und dringt kämpfend ein. Gudrun sieht mit Lust und Leid, wie Herwig Feuer aus Helmen schlägt. Hettel selbst bedauert, daß ihm ein solcher Held nicht zum Freunde gegönnt war. Da wird 5 Friede gestiftet und Gudrun dem Helden anverlobt; in einem Jahre soll er sie heimführen. Als Siegfried von Morland solches erfahren, fällt er in Herwigs Land ein; Hettel zieht dem künftigen Eidam zu Hilfe.

Während so das Land der Hegelinge von Helden entblößt 10 ist, kommen Hartmut und Ludwig von Normandie mit Schiffmacht angefahren, brechen die Burg und führen Gudrunen mit ihren Jungfrauen hinweg. Die Königin Hilde schickt Boten an Hettel und Herwig; diese machen sogleich Frieden mit Siegfried, und er selbst hilft ihnen die Räuber zur See verfolgen. 15 Auf einem Werder, dem Wülpensande, halten Hartmut und Ludwig Rast mit ihrer Beute; dort werden sie von den Hegelingen erreicht. In furchtbarer Schlacht fällt Hettel von Ludwigs Schwerte. In der Nacht schiffen die Normannen mit den Jungfrauen weiter. Die Hegelinge kehren heim; durch großen 20 Verlust geschwächt, müssen sie die Rache verschieben, bis einst die verwaisten Kinder schwertmäßig sind. In Normandie wird Gudrun freudig empfangen. Sie soll nun mit Hartmut Krone tragen. Aber sie hält fest an Herwig und wendet sich ab von dem, dessen Vater den ihrigen erschlagen. Gerlind, die Mutter 25 Hartmuts, hat zu der Werbung um Gudrunen geraten; zürnend, daß ihr schöner Sohn verschmäht geworden, hat sie eifrig die Schiffreise gefördert; jetzt verspricht sie ihm, der Jungfrau Hoffart zu brechen, indes er auf neue Heerfahrten zieht. Gudruns edle Jungfrauen, die sonst Gold und Gestein in Seide wirkten, 30 müssen Garn winden und spinnen; sie selbst, die Königstochter, muß den Ofen heizen, mit den Haaren den Staub abkehren, zuletzt in Wind und Schnee am Strande Kleider waschen. Hildeburg, auch eines Königs Tochter, mit Gudrunen gefangen, teilt freiwillig mit ihr die Arbeit. Dreizehn Jahre vergehen, da 35 mahnt Frau Hilde die Helden, die ihr gelobt, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Sie rüsten ihre Scharen und Schiffe. Nach stürmischer Fahrt erreichen sie die Küste von Normandie und landen unbemerkt an einem Walde. Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, machen sich auf, nach 40 ihr zu forschen und das Land zu erkunden. Gudrun und Hildeburg waschen am Strande, da sehen sie einen schönen Vogel herschwimmen. Es ist ein Bote von Gott, der ihnen mit menschlicher Stimme die nahe Ankunft der Freunde verkündet. Der

Vogel verschwindet, und die Jungfrauen, von der Botschaft sprechend, versäumen sich im Waschen. Darüber werden sie abends von Gerlinden gescholten. Am Morgen, als sie wieder zur Arbeit sollen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die Königin um Schuhe; barfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten. Unter dem Waschen blicken sie oft sehnlich über die Flut hin. Sie gewahren zween Männer in einer Barke. Ihrer Schmach sich schämend, entweichen sie. Aber die beiden Männer, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen, kalte Märzwinde haben ihnen die Haare zerweht; weiß wie der Schnee glänzt ihre Farbe durch die nassen Hemde. Die Männer bieten ihre Mäntel dar, aber Gudrun weist es ab. Noch erkennen sie einander nicht, obgleich die Herzen sich ahnen. Ortwin fragt nach den Fürsten des Landes und nach der Königstochter, die vor Jahren hergeführt worden. Die sei im Jammer gestorben, antwortet Gudrun. Da brechen die Tränen aus der Männer Augen. Doch bald wird ihnen Trost und Wonne. Gudrun und Herwig erkennen, eines an des andern Hand, die goldnen Ringe, womit sie sich verlobt sind. Herwig schließt sie in seine Arme. Dann scheiden die Männer, Hilfe verkündend, ehe morgen die Sonne scheine. Gudrun wirft die Wäsche in die Flut; nicht mehr will sie Gerlinden dienen, seit zween Könige sie geküßt und umfangen. Als sie zur Burg zurückkommt, will Gerlind sie mit Dornen züchtigen. Gudrun aber erklärt, wenn ihr die Strafe erlassen werde, wolle sie morgen Hartmuts werden. Freudig eilt dieser herbei. Gudrun und ihre Jungfrauen werden herrlich gekleidet und bewirtet. Die alte Königin allein fürchtet Unheil, als sie Gudrunen nach dreizehn Jahren zum ersten Male lachen sieht. Reiche Miete verheißt Gudrun derjenigen ihrer Jungfrauen, die ihr den Morgen zuerst verkünden werde. Beim Aufgang des Morgensterns steht eine Jungfrau am Fenster; mit dem ersten Tagesschein und dem Glänzen des Wassers sieht sie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel; eilig weckt sie Gudrunen. Die Hegelinge sind in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röten, die Gudrun weiß gewaschen. Wate bläst sein Horn, daß die Eckſteine fast aus der Mauer fallen. In der Schlacht, die jetzt vor der Burg beginnt, wird Ludwig von Herwig erschlagen, Hartmut gefangen mit achtzig Rittern; die andern alle kommen um. Wate erstürmt die Burg und schont auch der Kinder in der Wiege nicht, damit sie nicht zum Schaden erwachsen. Gerlinden, die sich zu Gudrunen flüchtet, reißt er hinweg und schlägt ihr das Haupt

ab. So auch der jungen Herzogin Hergart, einst von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken genommen und viel Hoffart getrieben. Ortrun aber, Hartmuts Schwester, die Gudrunen stets freundlich sich erwiesen, wird durch deren Fürbitte ge-
5 rettet. Das Land wird verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelinge sich wieder ein mit Gudrunen und mit großer Beute. Hartmut und Ortrun werden gefangen mitgeführt. Horand und Morung bleiben in dem eroberten Lande zurück. Frau Hilde empfängt in Freuden ihre
10 Tochter: der lange Haß wird versöhnt durch Vermählung Ortwins mit Ortrunen und Hartmuts, dem sein Land wiedergegeben wird, mit der treuen Hildeburg. Siegfried von Morland erhält Herwigs Schwester. Herwig aber führt Gudrunen nach Seeland heim.

B. Nordische Gestaltung der Sage.

15 Quellen für diese sind:

1. Die Heldenlieder der ältern oder sämundischen Edda, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt großenteils dem achten Jahrhundert angehören (W. Grimm, Heldensage, S. 4).

2. Die prosaische jüngere oder Snorros Edda, ein Lehr-
20 und Handbuch der nordischen Poesie, welches, wenigstens teilweise, dem Isländer Snorro Sturleson, der von 1178 bis 1241 lebte, zugeschrieben wird. Dasselbe gibt in Auszügen der alten Lieder und Sagen eine Übersicht der nordischen Mythologie und auch der den deutschen verwandten Heldenkreise.

25 3. Die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), wahrscheinlich am Anfang des 13. Jahrhunderts abgefaßt.

Um die Quellenliteratur der nordischen Darstellung, wie früher die der deutschen, hier auf einmal zu erledigen, führe ich noch weitere Sagen und Lieder an, die ich zwar für die
30 folgenden Umrisse nicht besonders benützen, wohl aber in den nachherigen Ausführungen darauf Bezug nehmen werde:

4. Norna Gests Sage, wahrscheinlich vom Anfange des 14. Jahrhunderts.

5. Ragnar Lodbroks Saga, aus dem 13. Jahrhundert.

35 6. Hedins und Högnis Saga (im deutschen Gudrunliede Hettel und Hagen), aus der letzten Hälfte des 13. oder dem 14. Jahrhundert.

7. Die faröischen Volkslieder von Sigurd und seinem Ge-

schlechte, welche noch jetzt auf diesen entlegenen Inseln des Nordmeeres zum Tanze gesungen werden.

Die nun folgenden Umrisse der nordischen Gestaltung unsrer Heldensage entsprechen dem, was wir aus der deutschen unter dem Namen der Nibelungen aufgeführt haben, mit Ausnahme des letzten, welcher den Hegelingen gegenübersteht.

Der Hort.

Die Asen Odin, Höner und Loke kommen auf ihrer Wanderung durch die Welt zu einem Wasserfalle, worin der Zwerg Andvare in Gestalt eines Hechts sich Speise zu fangen pflegt. Otter, Reidmars Sohn, hat eben dort, als Fischotter verwandelt, einen Lachs gefangen und verzehrt ihn blinzelnd. Loke wirft Ottern mit einem Steine tot, und sie ziehen ihm den Balg ab. Abends suchen sie Herberge bei Reidmarn und zeigen ihm den Fang. Reidmar und seine Söhne, Fafne und Reigen, greifen die Asen und legen ihnen auf, zur Buße für Otter und zur Lösung ihrer Häupter, den Otterbalg mit Gold zu füllen, auch außen mit Gold zu bedecken. Die Asen senden Loken aus, das Gold herzuschaffen. Loke fängt im Wasserfall mit dem erborgten Netze der Göttin Ran den Zwerg Andvare, und dieser muß zur Lösung all sein Gold geben. Einen Ring noch hält er zurück (denn mit diesem konnt' er sich sein Gold wieder mehren), aber auch den nimmt ihm Loke. Da spricht der Zwerg einen Fluch über den Schatz aus. Die Asen stopfen nun den Otterbalg mit Gold, stellen ihn auf die Füße und decken ihn auch außen mit Gold. Reidmar sieht noch ein Barthaar der Otter und heißt auch das bedecken. Da zieht Odin den Ring hervor und bedeckt es damit. Loke verkündet Reidmarn und seinem Sohne Verderben. Fafne und Reigen verlangen von dem Vater Teil an der Buße. Reidmar verweigert es. Dafür durchbohrt Fafne mit dem Schwerte den schlafenden Vater, nimmt alles Gold und versagt seinem Bruder Reigen den Anteil am Erbe. Auf Gnitaheide liegt er und hütet den Hort in Gestalt eines Lindwurms, mit dem Ägishelm (Schreckenshelm), vor dem alles Lebende zittert. Reigen aber sinnt auf Rache.

Sigurd.

Sigurd, Sohn des Königs Siegmund von Frankenland, aus dem Heldengeschlechte der Wölsunge, lebt als Kind bei dem König Halfrek (in Dänemark). Seine Mutter Hiordis ist mit Alf, Halfreks Sohne, vermählt. Der kunstreiche Schmied Reigen, Reidmars Sohn, ist Sigurds Erzieher. Er reizt den Jüngling

auf den Tod Fafnes und schmiedet ihm dazu aus den Stücken von Siegmunds zerbrochener Klinge, derselben, die einst Odin in den Stamm gestoßen, das Schwert Gram. Dieses ist so scharf, daß es, in den Strom gesteckt, einen Flock Wolle entzwei schneidet,
5 der dagegen treibt. Sigurd aber will zuerst seinen Vater rächen, der im Kampfe gegen König Hundings Söhne gefallen. Er darf sich unter den Rossen des Königs Halfrek eines auswählen; da begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rat er dasjenige wählt, welches allein den reißenden
10 Strom zu durchschwimmen vermag, Grani, von Odins Rosse Sleipnir stammend. König Halfrek gibt ihm auch Schiffsrüstung. Auf der Fahrt bricht ein Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und gibt
15 dem Jüngling Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. Sigurd schlägt eine große Schlacht, worin Lyngwi, Hundings Sohn, und dessen drei Brüder umkommen. Danach zieht er mit Reigen auf die Gnitaheide, macht eine Grube in Fafnes Weg zum Wasser und stellt sich
20 hinein. Der alte, langbärtige Mann aber kommt wieder zu ihm und rät ihm, gegen Reigens Hinterlist mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne. Als nun der Lindwurm giftsprühend über die Grube kriecht, da stößt ihm Sigurd das Schwert ins Herz. Fafne schüttelt sich, schlägt um sich mit
25 Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Tod sein. Reigen schneidet dem Wurme das Herz aus, Sigurd soll es ihm braten. Dieser kostet den träufelnden Saft und versteht alsbald die Sprache der Vögel auf den Ästen. Sie raten ihm, selbst das Herz zu essen, Reigen, der auf Ver-
30 rat sinne, zu töten und das Gold zu nehmen. Sigurd tut alles, was sie ihm geraten, und füllt zwo Kisten von dem Golde. Dazu nimmt er den Ägishelm, den Goldpanzer und das Schwert Rotte. Er beladet damit sein Roß Grane, das ihm Odin selbst aus Halfreks Herde kiesen half. Aber Grane will
35 nicht von der Stelle, bis Sigurd ihm auf den Rücken steigt. Sigurd reitet aufwärts nach Hindarberg und lenkt dann südlich gen Frankenland. Auf einem Berge sieht er ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Wie er hinzukommt, steht da eine Schildburg und darauf eine Fahne. Er geht hin-
40 ein und findet einen Gepanzerten schlafend daliegen; doch als er diesem den Helm abnimmt, sieht er, daß es ein Weib ist. Mit dem Schwerte schneidet er den festliegenden Panzer los, da erwacht sie. Es ist die Walküre Brünhild, von Odin in

Schlaf gesenkt, weil sie dem Feinde eines Helden beistand, dem Odin Sieg verheißen. Nimmer soll sie fortan Sieg erkämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Dagegen hat sie das Gelübde getan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht sie jetzt das Horn voll Mets zum Gedächtnis- 5 trank, und sie schwören sich Eide der Treue. Sie lehrt ihn Runen und andre Weisheit, auch frühen Tod statt ruhmloser Vergessenheit wählen. Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem König am Rheine. Des Königs Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm, schließen Freundschaft mit Sigurd, 10 und er zieht mit auf ihre Heerfahrten. Gudrun, Giukis Tochter, ist die herrlichste Jungfrau, aber Träume haben ihr Übles verkündet. Ihre Mutter, die zauberkundige Grimhild, sieht, wie sehr es ihrem Hause zustatten käme, den Helden festzuhalten. Eines Abends reicht sie ihm das Horn mit einem 15 Zaubertranke. Davon vergißt er Brünhilden und nimmt Gudrunen zur Frau. Gunnar aber will um Brünhilden werben, und Sigurd reitet mit ihm aus. Brünhilds Burg ist rings von Feuer umwallt, und den allein will sie haben, der durch die Flamme reitet. Gunnar spornt sein Roß, aber es stutzt 20 vor dem Feuer. Er bittet Sigurden, ihm den Grane zu leihen, aber auch dieser will nicht vorwärts. Da vertauscht Sigurd mit Gunnarn die Gestalt, Grane erkennt die Sporen seines Herrn; das Schwert in der Hand, sprengt Sigurd durch die Flamme. Die Erde bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, 25 dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brünhilden, die gewappnet dasitzt. Zweifelmütig schwankt sie auf ihrem Sitze wie ein Schwan auf den Wogen. Doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der das Feuer durchreiten würde. Drei Nächte bleibt er und teilt 30 ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen beiden. Sie wechseln die Ringe, und bald wird Gunnars Hochzeit mit Brünhilden gefeiert. Jetzt erst erwacht in Sigurd die Erinnerung an die Eide, die er einst mit ihr geschworen; doch hält er sich schweigend. Einst gehen Brünhild und Gudrun zum Rhein, 35 ihre Haare zu waschen. Brünhild tritt höher hinauf am Strome, sich rühmend, daß ihr Mann der bessere sei. Zank erhebt sich zwischen den Frauen über den Wert und die Taten ihrer Männer. Da sagt Gudrun, daß Sigurd es war, der durch das Feuer ritt, bei Brünhilden verweilte und ihren Ring empfing. Sie 40 zeigt das Kleinod, Brünhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlafe; doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sigurds Tod verlangt

sie von Gunnarn, oder sie will nicht länger mit ihm leben. Högni widerrät; zuletzt wird Guttorm, der jüngste Bruder, der fern war, als die Eide mit Sigurd geschworen wurden, zum Morde gereizt. Schlange und Wolfsfleisch wird ihm zu essen
5 gegeben, daß er grimmig werde. Er geht hinein zu Sigurd, morgens, als dieser im Bette ruht; doch als Sigurd mit seinen scharfen Augen ihn anblickt, entweicht er; so zum andernmal; das drittemal aber ist Sigurd eingeschlafen, da durchsticht ihn Guttorm mit dem Schwerte. Sigurd erwacht und wirft dem
10 Mörder das Schwert nach, das den Fliehenden in der Türe so entzwei schlägt, daß Haupt und Hände vorwärts, die Füße aber in die Kammer zurückfallen. Gudrun, die an Sigurds Seite schlief, erwacht, in seinem Blute schwimmend. Einen Seufzer stößt sie aus, Sigurd sein Leben. Angstvoll schlägt sie
15 die Hände zusammen, daß die Ross' im Stalle sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brünhild einmal von ganzem Herzen, als Gudruns Schreien bis zu ihrem Bette schallt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht, wie andre Weiber, aber sie ist nahe daran, zu zerspringen vor Harm.
20 Männer und Frauen kommen, sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt; wie sie Männer, Kinder, Geschwister auf der Walstatt, auf dem Meere verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sitzt sie bei
25 der Leiche. Da schwingt Gullrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmuck löst sich, die Wange rötet sich, ein Regentropfen rinnt
30 nieder auf ihr Knie.

Brünhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie sticht sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormals.

Atlis Gastmahl.

35 Nach Sigurds Tode wird Gudrun mit Atli, dem mächtigen König in Hunaland, Brünhilds Bruder, vermählt. Diesen lüstet nach Sigurds Golde, das Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verräterisch zum Gastmahl. Vergeblich sucht Gudrun durch Runen und andre Zeichen, die sie den Boten mitgibt, ihre
40 Brüder zu warnen; vergeblich erzählen die Frauen unheilvolle Träume. Gunnar und Högni mit ihrem Gefolge steigen zu

Schiffe, sie rudern so heftig, daß die Wirbel zerbrechen. Als sie ans Land kommen, befestigen sie das Schiff nicht und reiten nach Atlis Burg. König Atli schart sein Volk zum Streite und fordert den Hort, den Sigurd gehabt und der jetzt Gudrunen gehöre. Aber jene verweigern ihn, und nun erhebt sich ein 5 harter Kampf. Gudrun waffnet sich und ficht an ihrer Brüder Seite. Der Kampf endet so, daß alles Volk der Brüder fällt und zuletzt sie beide durch übermacht gebunden werden. Atli verlangt, daß Gunnar das Gold ansage, wenn er das Leben behalten wolle. Gunnar will zuvor das blutige Herz seines 10 Bruders sehen. Dem Knechte Hialli wird das Herz ausgeschnitten und vor Gunnarn gebracht, aber am Zittern dieses Herzens erkennt er, daß es nicht des kühnen Högnis sei. Nun läßt Atli dem Högni selbst das Herz ausschneiden; dieser lacht, während er die Qual erleidet. Das Herz wird Gunnarn ge- 15 zeigt, und er erkennt es, denn es bebt so wenig, als da es in Högnis Brust lag. Nun weiß Gunnar allein, wo das Gold ist, und nimmer sagt er's aus. Da wird er in einen Schlangenhof gesetzt, die Hände festgebunden. Gudrun sendet ihm eine Harfe, die er mit den Zehen so kunstreich schlägt, daß alle 20 Würme einschlafen außer einer Natter, die ihn tödlich ins Herz sticht. Atli will sich mit Gudrun versöhnen, eine Totenfeier wird für ihre Brüder und für des Königs Mannen bereitet. Am Abend aber tötet Gudrun ihre und Atlis beide Söhne, als sie auf der Bank spielen. Die Schädel der Knaben 25 setzt sie dem König als Becher vor, läßt ihn daraus ihr Blut unter dem Weine trinken und gibt ihm ihre Herzen zu essen. In der Nacht aber ersticht sie ihn im Schlafe; an den Saal, wo Atlis Hofmänner liegen, läßt sie Feuer legen und, mit Schrecken erwacht, erschlagen diese einander selbst. 30

Schwanhild.

Nach solcher Tat will Gudrun nicht länger leben, sie nimmt Steine in den Busen und springt in die See; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur. Dieser nimmt sie zur Frau, und ihre Kinder sind Hamdir, Sörli und Erp. Von Sigurd aber hat Gudrun eine Tochter, 35 die Schwanhild heißt, an Schönheit vor andern Frauen ragend wie die Sonne vor andrem Gestirn. Jörmunrek (Ermenrich), ein gewaltiger König, läßt durch seinen Sohn Randver und seinen Ratgeber Bicki (Sibich) um Schwanhild werben. Sie wird den Boten übergeben und zu Schiffe hingeführt. Der Kö- 40 nigssohn sitzt bei ihr im Oberraume des Schiffes. Da spricht

Bicki zu Randver, ziemlicher wäre für ihn die schöne Frau als für den alten Mann. Als sie aber heimgekommen, sagt er dem König, Randver habe der Braut volle Gunst genossen. Der zürnende König läßt seinen Sohn zum Galgen führen. Randver nimmt einen Habicht, rupft ihm die Federn aus und schickt ihn so dem Vater. Dieser erkennt in dem Vogel ein Zeichen, wie er selbst aller Ehren entkleidet sei, und will den Sohn noch retten. Aber Bicki hat betrieben, daß Randver bereits tot ist. Jetzt reizt er den König gegen Schwanhilden. Sie wird im Burgtore gebunden, von Rossen soll sie zertreten werden. Als sie aber die Augen aufschlägt, wagen die Rosse nicht, auf sie zu treten. Da läßt Bicki ihr das Haupt verhüllen, und so verliert sie das Leben.

Gudruns Söhne.

Gudrun mahnt ihre Söhne, die Schwester zu rächen. Hamdir und Sörli ziehen aus, wohl gewappnet, daß kein Eisen durchdringt; aber zumeist vor Steinen heißt die Mutter sie auf der Hut sein. Auf dem Wege finden sie ihren Bruder Erp und fragen: wie er ihnen helfen werde? Er antwortet: Wie die Hand der Hand oder der Fuß dem Fuße. Unzufrieden damit, erschlagen sie den Bruder. Bald aber strauchelt Hamdir und stützt die Hände unter, Sörli gleitet mit dem einen Fuß und wäre gefallen, hätt' er sich nicht auf beide gestützt; da gestehen sie, daß sie übel an ihrem Bruder getan. Sie gehen vor König Jörmunrek und fallen ihn an. Hamdir haut ihm beide Hände ab, Sörli beide Füße. Ab müßte nun das Haupt, wenn Erp lebte. Nun dringen die Männer auf sie ein, sie aber wehren sich tapfer. Kein Eisen haftet auf ihnen, da rät ein alter, einäugiger Mann, sie mit Steinen zu werfen. So werden sie getötet.

Aslög.

Aslög, Sigurds Tochter von Brünhild, ist drei Winter alt, als ihre Eltern sterben. Heimer, ihr Pflegvater, fürchtet, daß man sie suchen werde, um das ganze Geschlecht zu vertilgen. Er verbirgt das Mägdlein samt manchen Kleinoden in einer Harfe und trägt es so von dannen. Wenn es weint, schlägt er die Harfe und schweigt es damit. In Norwegen kehrt er in einem kleinen Gehöft ein, wo ein alter Bauer mit seinem Weibe wohnt. Der Mann ist im Walde; das Weib zündet dem Wandrer ein Feuer an, und als er die Harfe neben sich niedersetzt, bemerkt sie den Zipfel eines kostbaren Kleides, der aus der Harfe

hervorsteht; als Heimer sich am Feuer wärmt, sieht sie einen Goldring unter seinem schlechten Gewande vorscheinen. Sie führt ihn darauf in eine Scheune, wo er die Nacht schlafen soll. Als nun ihr Mann nach Hause kommt, reizt sie ihn auf den Tod des Fremdlings, um seinen Schatz zu gewinnen. Sie 5
gehen in die Scheune, das Weib nimmt die Harfe weg, und der Mann schlägt Heimern mit der Axt. Im Verscheiden erhebt dieser so lautes Geschrei, daß das Gebäude einstürzt und die Erde bebt. Der Bauer und sein Weib wissen die Harfe nicht anders zu öffnen, als indem sie dieselbe zerbrechen. Da finden 10
sie das Kind. Sie geben es für ihre Tochter aus und ziehen es als solche auf. Aslög hütet die Ziegen, als König Ragnar Lodbrok sie findet; von ihrer Schönheit ergriffen, erhebt er sie zu seiner Gemahlin und zur Stammutter nordischer Könige.

Hilde.

Hedin, König Hiarandis Sohn, entführt Hilden, des Königs 15
Högni Tochter, während Högni nicht zu Hause ist. Als dieser es erfährt, will er Hedin mit Schiffsmacht aufsuchen und findet ihn mit einem zahlreichen Heer auf Haey (einer der Orkaden). Hilde geht zu ihrem Vater und bietet ihm in Hedins Namen Frieden an, setzt aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit 20
sei und nichts weiter geben werde. Sie geht dann wieder zu Hedin und sagt, daß Högni den Frieden verwerfe, weshalb sie ihn ermahne, sich zur Schlacht zu rüsten. Beide steigen ans Land und ordnen ihre Heere. Hedin ruft seinen Schwäher an, bietet ihm Frieden und viel Goldes zur Buße. „Zu spät!“ 25
sagt Högni; „schon hab' ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, das Menschen töten muß, so oft es bloß ist, und keine Wunde, die es schlägt, ist heilbar.“ Sie beginnen den Streit und schlagen den ganzen Tag. Am Abend gehen die Könige zu Schiff, aber Hilde geht in der Nacht zur Walstatt und weckt durch Zauber- 30
kunst alle auf, die getötet waren. Den andern Tag gehen die Könige zum Schlachtfeld, und es kämpfen auch alle, die den vorigen Tag fielen. So dauert der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fallen, und alle Waffen, die auf dem Felde liegen, werden (nachts) zu Steinen; aber wenn es tagt, stehen 35
alle Toten auf, und die Waffen werden neu. Bis zum Welt-
untergang soll dieses fortwähren.

II. Erklärung der Heldensage.

Das Ethische.

Weder von geschichtlicher, noch von mythischer Seite erschließt sich uns der wahre und volle Gehalt des deutschen Heldenliedes. Das Geschichtliche ist nur in Durchgängen und Umrissen erkennbar, das Mythische verdunkelt und mißverstanden. Gleichwohl ist diese Heldensage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeschichte oder untergegangenen Heidenglaubens stehen geblieben, sie ist im längst bekehrten Deutschland lebendig fortgewachsen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der Erinnerung des Volkes gehaftet und spricht noch jetzt verständlich zum Gemüte.

Die Erklärung ist einfach, wenn wir sie im Wesen des Gegenstandes suchen. Unsere Sagenwelt ist weder Geschichte, noch Glaubenslehre, sie soll auch keines von beiden für sich sein. Sie ist Poesie, und zwar diejenige Art derselben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterscheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetischer, er muß in der Natur der Volkspoesie gekeimt sein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoesie stellt als solche das Gesamtleben des Volkes dar, aus dem sie hervorgegangen ist. Sie umfaßt also zwar auch Volksgeschichte und Volksglauben, aber sie vergeistigt jene und veranschaulicht diesen, sie nimmt dieselben ungeschieden von den übrigen Beziehungen des Lebens.

Denn wie die Geschichte selbst nicht bloß äußeres Ereignis ist, sondern teils in Taten ein Erzeugnis des Volksgeistes, teils durch äußere Einwirkungen, die er in sich verarbeitet, eine Entwicklung desselben, so sind noch weit mehr der Poesie die geschichtlichen Bestandteile nur das Mittel, den Volksgeist zur Erscheinung zu bringen. Das Einzelne, Vorübergehende, faßt sie als Ausdruck des Allgemeinen, Dauernden. Nur in Beziehung auf das letztere kommt ihr geschichtliche Treue zu, jenes löst sie in diesem auf. Und so finden wir uns nicht auf die einzelnen Personen und Begegnisse, sondern auf Leben und Sitte des Volkes im ganzen, als die Grundlage der epischen Darstellungen, verwiesen. Einer urkundlichen Auffassung und Bewahrung des Geschichtlichen widerspricht auch geradezu die Natur einer fortlebenden Volkspoesie. Jedes denkwürdige Ereignis, jeder aufstrebende Held, der in den Gesang aufgenommen wird, reiht sich dem Kreise poetischer Überlieferungen an, deren Ursprung sich in die dunkeln Anfänge des Volks selbst verliert,

deren Geist und Wesen durch den neuen Zuwachs nicht so leicht umgewandelt, als, sich diesen aneignend, fortgebildet und vielgestaltiger ausgeprägt wird. Die Vorstellungen eines Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edeln, sowie von den Gegensätzen, die damit im Kampfe stehen, sind 5 zu tief eingepflanzt, als daß nicht der geschichtliche Held, der gewaltigste Eroberer, dessen Name und Wirken in die Überlieferung eintritt, dem Charakter nach je mehr und mehr in jenen volkstümlichen Ansichten aufgehen müßte. Geht aber mit dem Volksgeiste selbst allmählich eine Umwandlung vor, so 10 wechselt auch die Bedeutung der Sage, und das Geschichtliche, was in ihr lag, ist notwendig dieser Veränderung mit unterworfen. Auf der andern Seite spricht sich der Glaube jugendlicher Völker nicht in abgezogenen Lehrbegriffen, sondern in dichterischen Bildern aus. Der innere Gehalt selbst, der unter 15 diesen Bildern ruht, ist durch das äußere Leben vielfach bedingt. Die höchsten und einfachsten Erkenntnisse liegen in jedem Menschen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwicklung fähig; sie sind von jeder geistigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Überlieferung müßten sie sich mit dem 20 Menschengeschlechte ewig neu erzeugen, und wo sie durch Überlieferung entstellt oder verkümmert sind, werden sie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwicklung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verschiedenheit der äußern Umstände auf das mannigfaltigste be- 25 stimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, so gewiß ist ihr Geist und ihre Gestaltung von dessen äußern Lebensverhältnissen abhängig. Je weniger dasselbe noch für allgemeine Wahrheit empfänglich ist, je mehr ihm die religiösen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf 30 das Leben erkennbar und bedeutsam sind, um so mehr muß sein Glaube das Gepräge des Lebens an sich tragen. Daher der kriegerische Geist der odinischen Lehren, daher die sinnliche Gestalt, welche das Christentum selbst im Mittelalter an sich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoesie, im Unter- 35 schied von derjenigen eines besondern Priesterstandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was sich in Tat und Leben gestalten läßt. Von der mythischen also, wie von der geschichtlichen Seite unserer Volkspoesie kommen wir auf dasselbe Gebiet; keine von beiden für sich konnte uns das Wesen 40 dieser Poesie erschließen; nur da, wo beide zusammentreffen, wo die Geschichte aus der Gesinnung hervorgeht, wo der Glaube sich in Gestalt und Handlung zeigt, nur in dem Ganzen des

Volkslebens und der Volkssitte, des Volkscharakters, der wie der Charakter des einzelnen aus den mannigfachsten innern und äußern Bestimmungen zusammengesetzt ist, kann uns auch das Gesamtbild, welches die Poesie gibt, seine volle Erklärung gewinnen. Die beiden Äußersten, Geschichtliches und Mythisches, haben sich in der Wirklichkeit wie im Gedichte bedeutend abgeschliffen; die geschichtlichen Erscheinungen haben andern und anderartigen Platz gemacht und ebenmäßig sind auch die geschichtlichen Bestandteile des Epos vergessen oder verwandelt; der odinische Glaube, der gotische Mythus mußten der christlichen Lehre weichen und so sind auch die mythischen Sagenbilder zurückgetreten; aber der Kern, in dem äußeres und inneres Leben zusammenschmolz, ist unaufgelöst geblieben, Grundzüge des germanischen Volkscharakters haben die mächtigsten, politischen und religiösen, Veränderungen überdauert, sie konnten darum auch im Gedichte fortleben und schon diese Fortdauer im Wechsel verbürgt ihnen zugleich eine allgemeine menschliche Geltung. Sie nun als das Gemeinsame in Leben und Liede hervorzuheben, soll im folgenden versucht werden. Es wird sich dabei zeigen, wie aus der allgemeinen Begründung, aus der gemeinsamen Wurzel auch das einzelne in Gestalten und Ereignissen oft in auffallendem Einklang zwischen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir bei diesen Übereinstimmungen im einzelnen einen eigentlich geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen genötigt oder befugt wären.

Staatenbildungen, darin der einzelne mit Bewußtsein sich der Idee des Gesamtvereins unterordnet, sind nicht das Werk der Zeitalter, in welchen die Sagendichtung erblüht. In der Jugend der Völker knüpft sich jedes gesellige Band unmittelbar durch Naturgesetz, nächstes Bedürfnis, persönliche Schätzung und Zuneigung; durchaus bindet sich nur Lebendiges an Lebendiges, Person an Person, das Nächste an sein Nächstes. So bildet sich eine Menge besonderer Genossenschaften im Gegensatz eines allgemeinen Gesellschaftsverbandes. Was aber allen Völkern auf derselben Lebensstufe gemeinsam ist, das haben auf ausgezeichnete Weise die germanischen Stämme auch in die vorgerückte, umfassendere Bildung ihres sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes übertragen und bis zum Wendepunkte des Übergangs der mittleren in die neuere Zeit beharrlich daran festgehalten.

Die erste und ursprünglichste jener Genossenschaften ist die Familie. Aus ihr oder nach ihrem Vorbilde gestalten sich die weiteren Vereine. Auf diese Fortbildung aber war es von bedeutend verschiedenem Einfluß, ob ein Volk von uralter Zeit

in seinen Wohnsitzen geblieben war und sich auf den Verteidigungskrieg, auf heimische und nachbarliche Fehden, beschränkt, oder ob es wandernd und erobernd sich auswärts verbreitet hatte.

Schon im ältesten Deutschland finden wir, bei Tacitus, die Grundformen vorgezeichnet und unterschieden, aus welchen sich das germanische Gesellschaftsleben im Lauf der Jahrhunderte nach jenen beiderlei Hauptrichtungen entwickelt hat.

In dem einen Zustande, dem seßhaften, stellt sich zuerst die Familie selbst in ihrem ursprünglichen Wesen dar. Das unstädtische Einzelwohnen der Germanen, wie es bis jetzt noch in abgelegeneren Gegenden sich erhalten hat, die Abgeschlossenheit der eingehegten Höfe, jeder mit seinem Quelle, seinem Feld und Walde (Tac. Germ. K. 16), bezeichnet, schon in malerischem Anblick, die Vorliebe für Beschränkung auf den engeren Kreis des Hauses. Die Genossen desselben sind auf das genaueste unter sich verbunden und verbürgt, jeder muß die Feindschaften und Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen, das ganze Haus empfängt die Sühne für Totschlag und Gewalttat an seinen Angehörigen (Germ. K. 21. 7). Auch in der Schlacht bildet nicht zufällige Zusammenrottung die Scharen, sondern Hausgenossen und Blutsverwandtschaften stehen zusammen, ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit (K. 7). Je weniger nun bei alteingesessenen oder in großer Masse angesiedelten Völkern die gemeine Freiheit der andern, erobernden Richtung unterlegen ist, um so länger erhielt sich bei ihnen die volle Kraft des Familienbandes, um so stetiger erweiterte sich dasselbe zu den größern Bürgschaften der Gemeinde, des Gaues, des gesamten Volksstamms. Bei den Dithmarsen, die bis in späte Zeit ihre Volksfreiheit behauptet, bestand noch im sechzehnten Jahrhundert die Einteilung in Geschlechter (Schlachten, Klufte), deren Mitglieder in Lieb und Leid, in Eid und Blutrache sich auf alle Wege zu vertreten hatten. Überhaupt haben auch die größeren Vereinigungen, bis zu der Gesamtbürgschaft unter allgemeinem Volksrecht und Gerichte, sich nicht etwa bloß nach Ähnlichkeit des Familienverbandes ausgebildet, sondern diesem selbst wurden fortwährend seine unmittelbarsten Befugnisse belassen. Die ältern germanischen Rechte, wie sie besonders zur Zeit der fränkischen Herrschaft aufgezeichnet worden, gestatten bei gröbern Friedensbrüchen dem Verletzten und seiner Verwandtschaft noch immer die Wahl zwischen Klage und Selbsthilfe oder Selbstrache; ein solches Fehderecht besteht das ganze Mittelalter hindurch, und im Gerichtswege selbst, wie er durch Land-

rechte und Weistümer bestimmt ist, bleiben die alten Blutsrechte in der Klage auf Wehrgeld und der Eideshilfe durch die Gesippten anerkannt.

Das andere der beiden Grundverhältnisse, die Richtung auf
5 Fahrt und Eroberung, hat ihre älteste Form in der Gefolgschaft. Abkömmlinge der edelsten Geschlechter umgaben sich, nach Tacitus, mit einer Schar erlesener Jünglinge, denen sie Nahrung, Roß und Waffen reichten und deren Unterhalt sie, wenn die Anzahl groß und daheim langer Friede war, nur dadurch auf-
10 zutreiben vermochten, daß sie dieselben auswärts auf Krieg und Beute führten. Ein solches Gefolge hatte seine Abstufungen; alle wetteiferten, wer dem Führer am nächsten stehe; er selbst rang mit ihnen um den Preis der Tapferkeit; seinem Ruhm auch ihre Taten beizuzählen, ihn zu schützen und zu schirmen, war
15 ihre heiligste Pflicht, ehrlos für immer, wer ihn überlebend aus der Schlacht gekehrt (Germ. K. 13. 14). Dieser einfachen Anlage war ein unbegrenzter Spielraum eröffnet in jener großen Bewegung, welche die Völker aus ihren Wohnsitzen aufrüttelte, in den Heereszügen, die Jahrhunderte hindurch von einem Ende
20 Europas zum andern drängten. Aus der Gefolgschaft erwuchs in den bewältigten Ländern Königsgewalt und Mannendienst. Wie in der Richtung nach innen das Landrecht, so entwickelte sich in dieser erobernden das Lehenrecht. Fortwährend begünstigt durch den kriegerisch unternehmenden Geist des Mittel-
25 alters, erreichte sie ihr Äußerstes, indem sie das Deutsche Reich zu einem vollendeten Lehnstaat umschuf. Aber sie verleugnet nicht die Beziehung auf die Bande des Bluts.

Die besondere Schutzpflicht, welche das Gefolge seinem Häuptling schuldig war, die Ächtung derjenigen, welche seinen Fall
30 überlebten, entsprechen den Bürgschaften des Familienvereins. Verschiedene Arten der Bluts- und Waffenbrüderschaft traten hinzu und sollten ganz die Stelle der angeborenen Verwandtschaft ersetzen. Der Lehensherr und die Mannen, die unter und mit ihm zu einem Lehenhofe vereinigt waren, bildeten eine Ge-
35 nossenschaft, die nach Art eines Geschlechts in sich verbunden und verbürgt war. Der Schlußstein jeder solchen Verbürgung, Recht und Pflicht der Blutrache, kann auch der Gefolgschaft und ihren Entwicklungen ursprünglich nicht gemangelt haben, und es ließen sich darüber bestimmte Nachweisungen geben.
40 Selbst die eigentlichen Blutsbande fehlen nicht, denn je mehr im Zeitverlaufe Lehenbesitz und Dienstpflicht stetig und erblich wurden, um so vielfacher die engere Befreundung durch Heirat und durch Übertragung der Lehen auf Anverwandte; Mannschaft

und Magschaft werden daher so häufig recht im Anklange zusammengenannt. Durchaus reiht sich auch im Lehenverbande je ein lebendiges Glied an das andre. Eben darum aber konnte durch das Lehenwesen niemals eine feste Staatsverfassung begründet werden, in deren Begriff es liegt, daß jeder einzelne dem Ganzen diene. Die Verkettung ging über ihren Grundsatz hinaus, sie war zu ausgedehnt, um noch lebendig fühlbar zu sein, und die Kraft der einzelnen, näheren Gliederungen war größer, als die des allgemeinen Zusammenhangs; sie schwächte diesen und hob ihn oft gänzlich auf. Der Feudalkaiser, an der Spitze des Ganzen, wurde dessen niemals mächtig und seine Hauptstärke lag in seinen unmittelbaren Lehensverbindungen. Die religiöse Idee des Kaisertums trat zu wenig in die Wirklichkeit, um die fehlende Kraft der Einigung zu ersetzen; sie vermochte nicht, die Gegenwirkungen des germanischen Lebenstriebes zu bemeistern.

Je weniger in den allgemeinen Einrichtungen Gewähr der Sicherheit lag, um so fester mußten die Glieder der besonderen Genossenschaften sich zusammenschließen. Hier allein war Schutz und Anhalt in so stürmisch bewegter Zeit. Hier wurden Not und Neigung, Liebe und Pflichtgefühl, Blutsband und Wahlverwandtschaft, Gewohnheit und bewährtes Vertrauen mannigfach und unauflöslich verflochten. Der Inbegriff aber all dieser leiblichen und geistigen, natürlichen und sittlichen Bindmittel ist die Treue; in ihr erkennen wir die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens.

Das allgemeine Gebot der Treue, sich wechselseitig zu vertreten und zu unterstützen, äußert sich nach der Natur jeder Genossenschaft und dem jeweiligen Bedürfnis ihrer Glieder auf sehr verschiedene Weise. Wenn dithmarsische Bundbriefe die Verbindlichkeit auflegen, dem verunglückten Genossen das abgebrannte Haus wieder unter Dach zu bringen oder den gebrochenen Deich herzurichten, dem Erkrankten den Acker zu bestellen und die Ernte einzusammeln, so enthalten die Lehenssatzungen die ritterliche Mannenpflicht, den Herrn nicht im Kampfe zu verlassen, bei Verlust des Lebens, ja ihm, wenn er in Gefahr ist, statt des verlorenen Pferdes das eigene abzutreten, ganz entsprechend der vorerwähnten Verpflichtung des altgermanischen Gefolges. Von den Hilfleistungen und Liebesdiensten jener mildern Art steigt die Treuepflicht an bis zu den strengsten der Fehde und der Blutrache.

Das Sicherheitsgefühl des einzelnen beruhte vorzüglich darin, daß jeder Angriff auf ihn zugleich seine Blutsverwandten

oder sonstigen Genossen verletzte und aufrief; der Erschlagene selbst lag nicht eine vergessene Leiche, er lebte fort in der beleidigten Genossenschaft, bis sein Fall vergolten war; seinen Harnisch und mit diesem die Rachepflicht übernahm der nächste Erbe gleich als erstände der Tote selbst in seinen Waffen[1]. Der gewaltsame Tod eines einzigen Mannes wucherte fort in blutiger Fehde der Geschlechter und Landsmannschaften. Davon sind die nordischen Geschichtsagen voll, und die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den deutschen Stämmen, welche das altgermanische Wesen am treuesten bewahrt haben. Ein Beispiel der ostfriesischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts führte von der Bahre eines Erschlagenen, durch stufenweises Anschwellen einer zwanzigjährigen Fehde zwischen Ostringern und Wangerländern und ihren beiderseitigen Verbündeten, zuletzt auf Schlachtfelder, wo Hunderte und Tausende gefallen sein sollen[2]. Das deutsche Recht suchte den Gewalttaten zu steuern, indem es Bußen festsetzte, welche der Beschädigte oder seine Angehörigen einzuklagen, der Täter und die Seinigen zu bezahlen hatten. Die wichtigste derselben war das Wehrgeld, die Buße für den Totschlag; Todesstrafe, überhaupt körperliche Bestrafung, den germanischen Völkern nur für einzelne Ausnahmefälle erhört, kam erst nach Einführung des Christentums allmählich bei ihnen auf. Die Bußen erscheinen bereits bei Tacitus und im nordischen Mythus und sind überall in den ältesten Gesetzen mit großer Genauigkeit bestimmt und abgestuft[3]. Aber die Rechtshilfe durch Bußen war schon dem Grundsatze nach sehr unzureichend, sie konnte den Frieden nicht sichern, sie machte ihn nur möglich. Denn es stand bei den Beleidigten, ob sie durch Klage oder durch Fehde Genugtuung suchen wollten, und der Beleidiger hatte die Wahl, vor Gericht oder auf dem Kampfplatz sich zu verteidigen. Die Mordklage selbst noch war von kriegerischer Art, der Kläger auf Wehrgeld erschien in den Waffen, bereit, an dem widerspenstigen Gegner gewaltsame Genugtuung zu nehmen, den leugnenden im Gerichtskampfe zu überweisen. Überhaupt aber wurde in der Gesinnung der Wehrhaften die Fehde dem Abkommen auf das Wehrgeld vorgezogen. Es gab solche, die sich

[1] Lex Anglior. et Werinor. Tit. 6. De Alodibus: Ad quemcumque hereditas terræ per pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi, et solutio leudis, debet pertinere.

[2] Wiarda, Ostfriesische Geschichte I, 160 ff.

[3] Die Lösung der Asen durch Füllen und Hüllen des Otterbalges mit Gold ist als eine Getreidebuße nachgewiesen, von der noch in sächsischen Bauernweistümern Spuren übrig sind, nur daß die Fabel Gold statt des Weizens aufschütten läßt. (Grimm, Rechtsaltertümer S. 668—75.)

rühmten, niemals zur Bezahlung einer Buße sich verstanden zu haben; noch mehr aber galt es für fromm und ehrenvoll, Rache statt der Buße zu nehmen. „Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen," sprach ein isländischer Greis, als ihm Buße für den erschlagenen Sohn geboten ward; er nahm lieber den edlen Ausweg, dem flehenden Totschläger Wohltaten zu erweisen. Der dänische Geschichtschreiber Saxo, ein christlicher Priester nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts, gibt bei Anlässen, die ihm seine Erzählung zahlreich darbietet, offen genug zu verstehen, daß er die Verwandtenrache für rühmlich ansehe. Wenn dagegen, ein Jahrhundert später, der Bruder Berthold eifrig wider dieselbe predigt, so zeigt er nur, wie fest diese Sitte noch damals im Sinne des deutschen Volkes begründet war. Es ist auch nicht zu mißkennen, daß sie, so blutig ihre Früchte waren, doch in der tiefsten Treue selbst ihre mächtige Wurzel hatte[1]).

Wenden wir uns von diesem Blick auf das germanische Leben zu dem Ausdruck desselben in den Heldenliedern, so bemerken wir leicht, daß in ihnen sich vorzugsweise diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteste und einfachste Erscheinung wir in den Gefolgschaften kennen gelernt haben. Schon der geschichtliche Bestandteil der Lieder gehört den Zeiten der Völkerzüge, der wechselvollen Gestaltung germanischer Königreiche in den eroberten Ländern an. In diese Richtung fällt überhaupt das gewaltigere, bewegtere Leben, dessen Wellenschlag im Liede tönt; wo das Heldentum selbst, da ist der Ursprung des Heldenliedes. Die Eroberung ist über ganz Europa geschritten. Die kriegerische, feudalistische Richtung hat auch in der Wirklichkeit die Oberhand gewonnen und durch die Jahrhunderte, in welchen der Heldensang geblüht, ihre Herrschaft ausgebreitet und festgepflanzt. Aber diese Poesie ist nicht in der Art einseitig geworden, daß sie der künstlicheren Abgemessenheit des Lehenwesens sich hingegeben hätte; sie hat sich ihre frische Volkstümlichkeit bewahrt, indem sie aus den verschiedenen Zeiten und Bildungsstufen, die sie durchzogen, nur das Gemeingültige in sich aufgenommen, indem sie noch überall die ursprünglichen Grundformen durchschauen läßt und an den

[1]) Wehrgeld und Blutrache bei nichtdeutschen Völkern: bei den Griechen, Il. IX, 632—36. XVIII, 497—500. Od. III, 196—8. XV, 272. XXIII, 118—22. XXIV, 433—5. 470. Il. II, 262 f.; Geschlechter stehen in der Schlacht beisammen. VI, 58. 61: Auch das Knäblein im Mutterschoße nicht verschont, vgl. XXII, 63 f. Bei den Serben, Talvj I, 279. Bei den Montenegrinern, Wila II, 263 f. Bei den Russen, v. Eggers, Altrussisches Recht. Die schottischen Clane, vgl. Minstrels I, LXX f. 290 f.

natürlichen, einfach menschlichen Verhältnissen festhält. Die Treue, der Grundtrieb des germanischen Lebens, ist darum auch die Seele der Lieder; sie erscheint hier in ihrer vollen Stärke und Wahrheit, in ihren mildesten, edelsten Äußerungen, wie in den gewaltsamen der Blutrache, denn was die Zeit so mächtig und leidenschaftlich aufgeregt, dem konnte auch in der Poesie seine Geltung nicht entstehen.

Der dichtende Geist ist sich der Grundbestimmungen des Lebens, das er darstellt, auch nur in ihrer vollen, lebendigen Erscheinung bewußt. Diese ungeteilte Auffassung des Lebendigen ist am meisten denjenigen Zeitaltern eigen, in welchen alle geistigen Vermögen noch einzig und ungeschieden in der Poesie gesammelt sind. Die Hauptverhältnisse des Lebens treten daher durchaus in bestimmten Gestalten hervor; soferne aber diese nicht absichtlich erlesen sind, die Träger der Begriffe zu sein, sondern aus der Anschauung ins Gedicht übergehen, behaupten sie, neben der allgemeinen Bedeutung, ihren Anspruch als selbständige Charaktere. Die vorangestellten Andeutungen über das Wesen unsrer Lieder und ihren Zusammenhang mit dem Leben können daher nur dadurch vollständig erläutert und bestätigt werden, daß wir die Hauptcharaktere derselben, bald in Klassen aufgefaßt, bald einzeln hervorgestellt, wie es die Lieder selbst ergeben, der Reihe nach aufführen und beleuchten. Das Grundverhältnis der Gefolgschaft unterlegend, stellen wir uns die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolges, im Kreise versammelt vor.

Die Könige.

Unter den Königen unseres Sagenkreises erscheinen mehrere als Beherrscher ausgebreiteter Reiche. Etzels Herrschaft ist bereits bei der Betrachtung des Geschichtlichen nach den Liedern geschildert worden. Dem mächtigen Ermenrich dient das römische Reich; er wird darum auch Kaiser oder König von Rom genannt. Ähnlicher Glanz fällt auf Rother, Otnit, Wolfdietrich, der zur römischen Krone sein Erbreich in Griechenland erobert, und auf Dietrich von Bern[1]). Sie erteilen Belehnungen

[1]) Ermenrich im Alph. 64: der reiche kaiser (so durchaus im Alphartsliede) ... mir dient das römische reich. 52: er will wider das reich sich setzen. 81: von rome der kaiser reich. 101: der kaiser von Rome. Dietrichs Flucht (von Dietwart) 9: dem dient fur aigen remische land. 249: konig von römisch lant. Ebenso 295 und sonst. 624: romische here. 1439. 1451: künig von Rome. 1459: hof zu Latran. 1688: römisch könig. 1819: Latran. 2311: romisch ere und r. lant. Vgl. 2323. 2439. 2501: romisch marck. Ermenrich und Dietrich 2857: romisch lant. 3964 f.: romisch riche, lant, ere. 3992. 4764: vogt von rom. rich (Dietr.) 5049. 5693. 7825: romisch erde. 5420: rom. lant. 5627: Berne und romisch lant. 6019 f.: den vanen hiez here Ditrich der da (ge-)hort zu romisch rich. 5998. 6044: konig

über alle welschen und deutschen Lande, führen Adler und Löwen in Banner und Schild, werden kirchlich zur Krone geweiht[1]). Man erkennt jedoch leicht hierin die Vorstellungen späterer Jahrhunderte vom römisch-deutschen Kaisertum und von der Verleihung aller weltlichen Macht durch geistliche Weihe. Ältere Verhältnisse blicken hindurch, wenn gleichwohl Amelungeland, Lamparten, Bern als heimisches Gebiet dieser Könige bezeichnet und sie davon zugenannt werden[2]). Vor allem aber ist darauf zu achten, welche Gestalt und Stellung ihnen im Leben und Wesen der Heldensage gegeben sei. Dann wird eben die ausgedehnteste Macht zum leeren Raume, zum verneinenden Gegensatz, zum Schatten im großen Bilde. Der Völkerfürst Etzel gewinnt nirgends eine kräftige Persönlichkeit, er ist leidend und willenlos, seine Herrschaft ist nur darin vergegenwärtigt, daß er einen weiten, reichen Hof eröffnet zum Sammelplatz für alle Helden der Welt, welche nebst den Frauen des Königs die handelnden Personen sind. Ermenrich ist ein Werkzeug in der Hand des treulosen Ratgebers Sibich; seine Gewalt und seine Schlechtigkeit sind bestimmt, die sittliche Kraft seines Gegners Dietrich in das vollste Licht zu heben. Auch unter den burgundischen Königsbrüdern ist der eigentliche Machthaber, Gunther, der unselbständigste. Kreuz, Krone, Königsmantel sind hier fremdartiger Staatsprunk. Die Liebe, die Phantasie der Dichtung zeigt uns jugendliche Edelinge an der Spitze ihrer Gefolgschaften.

König (altd. chuninc) bedeutet nach dem Wort einen vom Geschlecht (chunni)[3]), d. h. von einem jener ausgezeichneten

---

v. rom. rich (Dietr.). 6053: vogt von perne. 7419: der iunge konig von romisch land (Diether). 7436: Lamparter und romisch rich. Rab. 2: romisch lant, Padauwe, Garten u. Berne. 158. 204. Rother 1—12: Ueber dem westeren mere sass ein kuninc der her Rother in der stat zu Bare, ... er was der allerheriste man der da zu Rome ie entfinc die cronen. 468: an romesker erden. 625: hof zo Rome. 650 f.: cronen vor den kuninc qvamen zo Rome. 3651: der koninc von Rome. 3787 f. 3911. 4333: von romischen landen. 4645. 4761 f.: rom. riche, Bare. Wolfdietrich heißt Dietr. Fl. 2287 f. konig uber romisch rich. Wolfdietrich 46. 116a. 117a. 127b. 136a. 144b. 148b.

[1]) Belehnungen: Roth. 4823—90. Wolfd. 147a, 1—8. Krone Roth. 12. 650 f. Wolfdietrichs Sohn wird gekrönt 146b. Nib. 2595: dô wurden si gewîhet. Nib. 2857 Siegfrit gekrönt. 874 Krone auf dem Schild. Gudr. 715 f. Zur Krone weihen 6436. krœnen 6668 f. Wolfd. 136b, 8. Adler in seiner Fahne Sigenot 64. Löwe und Adler in Dietrichs Schild Ecke 62. Goldner Löwe in Dietrichs Schild 129. 363. Roseng. I, 379. Alph. 94 f. Löwe und Adler Dietrichs Wappen 193. 260.

[2]) Dietr. Fl. 2438. Lamparten 7436. 2425 ff. 5200. (Dietr.) vogt von Perne 5377. 3372: nu wert uch Amelunges man (sagt Wolfh.) 5637. der jung Amelung (Dietr.) 7208. in der Amelunge lant 8054. der Amelung (Dietr.) Rab. 1. der von Berne 204. vogt von perne 375.

[3]) Grimm, D. Gramm. II, 365: ahd. chuninc (primus in stirpe), mhd. künlinc (ejusdem stirpis). chuninc von chunni (got. kuni) wie truhtîn von truht, þiudans von þiuda, fylkir von folk oder fylki. II, 351: ags. derivativa: ǣđel-ing (nobilis), cyn-ing (rex). II, 103: ags. ǣđ-el-e (nobilis, nicht eđele). II, 364: das -ling neben -ing ist fehlerhaft entsprungen und setzt immer ein älteres -ing voraus.

Geschlechter, aus welchen die deutschen Völker ihre Fürsten zu wählen oder anzuerkennen pflegten. Dergleichen Königsstämme sind unsre Amelunge, die Gibichinge oder Nibelunge zu Worms, die Wölsunge, die Hegelinge. Den Ursprung solcher Geschlechter 5 und gleichmäßig den ihrer berühmtesten Heldensöhne hüllt die Sage in fabelhaften Glanz, aus dem sie mit wundersamen Eigenschaften begabt und verherrlicht hervorgehen. Am besten zeigt sich dieses in der nordischen Wölsungensage. Von Odin abstammend, haben die Wölsunge Sicherheit vor Gift (Grimm, 10 Edd. 126), ungemessene Stärke und den durchdringenden Glanz der Augen; Helgi verkleidet sich vor seinen Feinden als Magd und treibt die Handmühle, aber die Steine brechen, die Mühle zerspringt und die scharfen Augen verraten edle Art (Grimm, Edd. 91). Swanhilde schlägt die Augen auf, und die Rosse, die 15 sie zertreten sollen, scheuen zurück, bis ihr Haupt verhüllt wird (Volſ. S. Kap. 49, S. 201). Der Augenglanz, als königliches Abzeichen, spielt auch sonst in den Sagen des Nordens. Regner und Thorald, schwedische Königssöhne, sind durch den Haß ihrer Stiefmutter gezwungen, nachts die Herde zu hüten, und 20 werden von Gespenstern umschwärmt; da naht ihnen Swanhwita (die schwanweiße Walküre) und obgleich Regner sich für einen Knecht des Königs ausgibt, erkennt sie am leuchtenden Auge seinen Ursprung und reicht ihm als Brautgeschenk ein Schwert zum Kampfe mit den nächtlichen Unholden[1]. Der Jüngling

[1]) Saxo B. II, S. 30: „Tunc Suanhuita speciosissimum lineamentorum ejus habitum, curiosiori contemplatione lustratum, impensius admirata, Regibus te, inquit, non servis editum præradians luminum vibratus eloquitur. Forma prosapiam pandit et in oculorum micatu naturæ venustas elucet. Acritas visus ortus excellentiam præfert. Nec humili loco natum liquet, quem certissima nobilitatis index, pulchritudo, commendat. Exterior pupillarum alacritas interni fulgoris genium confitetur. Facies fidem generi facit, et in luculentia vultus majorum claritudo respicitur. Neque enim tam comus, tam ingenua species, ab ignobili potuit auctore profundi. Sanguinis decus cognato frontem decore perfundit, et in oris speculo conditio nativa resultat. Minime ergo tam spectati cælaminis simulacrum obscurus opifex absolvit.“ Auf die Walküreneigenschaft der Suanhuita (des Dänenkönigs Hading Tochter) deuten folgende Stellen: S. 29: „Hadingi filia Suanhuita sororibus in famulitium sumptis, Suetiam petit, clarissimæ indolis exitium muliebri ingenio præcursura. Cumque prædictos adolescentes, nocturnis gregum excubiis occupatos diversi generis portentis circumfundi videret, sorores, equis descedere cupientes (von den Wolkenpferden), tali poematis sono vetuit: ... Tutius excelsi terga premantur equi. S. 31: Admirata juvenis constantiam Suanhuita, ablegato nubilæ inumbrationis vapore, prætentas ori tenebras suda perspicuitate discussit, ensemque, variis conflictibus opportunum, se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum iubare præferebat. Taliter accensi juvenis connubium pacta, prolato mucrone sic cœpit: In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt, suscipe, rex, sponsæ munera prima tuæ.“ Sie kämpft hierauf selbst die Nacht hindurch gegen die Ungetüme und erlegt sie, unter ihnen die Stiefmutter Thorilde. Sie heiratet Regner, erscheint in einer Seeschlacht und stirbt aus Trauer über Regners Tod S. 38. Das Ganze, ursprünglich in Liedern, erinnert durchaus an die Verhältnisse von Helgi und Swawa, Helgi und Sigrun: Erwecken des Jünglings durch die leuchtende Walküre, Schwertgabe, Verlobung, nächtlicher Schutz vor Zauberweibern, Tod aus Kummer und Sehnsucht. Svanhvit ist auch eine der Walküren, welche Schwanenfittiche trägt, im Wölundsliede zugenannt. (Grimm, Edd. 2. 4. 6. Edda III, 246 f.) Müller, Sagnhist. 25 weiß nichts Näheres über die Sage.

Olo, von königlicher Abkunft, sitzt in Bauernkleidung zu unterst im Saale eines wermischen Königs, dessen Tochter durch Kampf vor übermütiger Werbung gerettet werden soll. Die Jungfrau läßt forschend den Schein des Lichtes auf des Fremden Antlitz fallen, als sie plötzlich, von der Schärfe seiner Augen getroffen, zu Boden sinkt. Sie hat in ihm einen Abkömmling von Königen erkannt, durch den sie Rettung hofft. Der Gast wirft die Verhüllung ab, glänzende Locken rollen von seinem Scheitel, aber die schreckenden Augensterne deckt er mit den Wimpern. Denselben Olo, später Dänenkönig, will Starkather im Bad erstechen, aber der vielversuchte Kämpe schrickt zurück vor dem Augenfunkel des Wehrlosen. Der König, nichts Schlimmes vermutend und seinen Blick kennend, bedeckt sich das Gesicht und heißt Starkather herzutreten. Da sticht ihm dieser das Schwert durch den Leib[1]). Gleiches erzählt wieder die Wölsungensage von Sigurd. Guttorm hat sich durch Fleisch von Schlangen und Wölfen zum

[1]) Saxo B. VII, S. 215: Igitur Olo, tertium ætatis lustrum apud patrem emensus, quantum animi corporisque dotibus inclaruerit, incredibile reddidit. Præterea adeo visu efferus erat, ut quod alii armis, ipse oculis in hostem ageret, ac fortissimum quemque vibrante luminum alacritate terreret. S. 217: Consueverat autem virgo hospitum vultus propius accedendo, quam curiosissime prælato lumine contemplari, quo certius susceptorum mores cultumque perspiceret. Eandem quoque creditum ex notis atque lineamentis oris conspectorum perpendisse prosapiam, solaque visus sagacitate cujuslibet sanguinis habitum discrevisse. Quæ quum Olonem scrutabundis aggressa luminibus constitisset, inusitato oculorum ejus horrore perstricta, pene exanimis concidit. At ubi sensim redditus vigor spiritusque liberius meare cœperat, rursum juvenem conspicari conata, lapso repente corpore, ceu mente capta procubuit. Tertio quoque, dum clausam dejectamque aciem attollere nititur, non modo oculorum motu, certe etiam pedum regimine defecta, subito lapsu decidit. Adeo vigorem stupor hebetat. Quo viso Olauus, cur toties casum corpore præbuisset, interrogat. Qua se truculento hospitis visu perculsam, testante, eundemque et regibus ortum, et si raptorum vota refelleret, suis perquam dignum amplexibus asserente, rogatus a cunctis Olo (nam os pileo obnuptum habebat), discusso velamine cognoscendi capitis notas præbere. Tum ille cunctis mœrorem deponere, animumque procul a dolore habere jussis, detecta fronte, avidius omnium in se oculos eximiæ pulchritudinis admiratione deflexit. Flava quippe cæsarie, nitentique capillitio erat. Cæterum pupillas, ne visentibus formidini forent, palpebris arctius obstringendas curabat. Crederes, repente animisspe meliorum erectis tripudiare convivas, dissultare aulicos, summamque ægritudinem effusa mentium hilaritate convelli. B. VIII, S. 227 f.: „Duodecim duces, sive patriæ calamitatibus moti (weil Olo grausam geworden), sive Oloni ob aliam olim causam infesti, insidias capiti ejus præparare cœperunt. ... Cæterum ad peragendum facinus parum viribus atque ingenio freti pecunia Starcatherum adsciscunt. Ille, ut rem ferro exequeretur, adductus, utentem balneis regem susceptis cruenti ministerii partibus, attentare constituit. Quo lavante ingressus, mox acri ipsius visu, luminumque continua mobilitate vibrantium fulgore perstrictus, occulto metu hebetatis artubus vestigium pressit, relatoque pede manum propositumque suspendit. Itaque qui tot ducum, tot pugilum arma protriverat, unius inermis viri aciem ferre non potuit. At Olo, sane vultus sui conscius, obtecto ore accedere eum propius, et quid afferat, edere jubet; quippe quem vetustas convictum, et longa familiaritatis experientia ab insidiarum suspicione alienissimum faciebant. At ille districto mucrone desiliens transverberat regem, nitentisque assurgere jugulum ferit. Von Starkather selbst sagt Saxo B. VI, S. 171: Nam cum manus ejus bellico opere duratas, cicatrices, adverso corpore exceptas, acerrimumque oculorum vigorem attenderet (Ingellus), animadvertit, nequaquam enervi animo esse, cujus corpus tanta vulnerum vestigia confodissent. Müller, Sagnhist. S. 111 vermutet, daß es eine eigene Sage von Ole gegeben. Vgl. 90.

Mord erhitzt; zweimal tritt er in das Gemach, wo Sigurd im Bette liegt, und zweimal weicht er mutlos zurück, denn Sigurds Augen leuchten so scharf, daß niemand ihren Blick aushält; erst als Sigurd eingeschlafen, vollbringt Guttorm die Tat (Vols. 5 S. Kap. 39).

An die Stelle der Götter, als Stammväter der Könige, sind in den deutschen Überlieferungen dunkle Geister getreten. Solcher Abkunft verdankt Dietrich von Bern die Flamme, die ihm, wenn er zürnt, aus dem Munde fährt.

10 Die Wunder des Ursprungs setzen sich fort in den Schicksalen der ersten Kindheit, welche unsern Helden mit denen vieler Völker gemein sind. Wolfdietrich hat kaum das Licht erblickt, als der Wolf ihn zu seinen Jungen in die Höhle trägt, die jedoch, nicht klüger als das Kind, ihm keines Leides tun[1]). Nach 15 der andern Erzählung wird er am Waldbrunnen den wilden Tieren ausgesetzt, von den Wölfen aber nicht beschädigt, sondern gehütet[2]). Der neugeborne Siegfried wird, nach der Wilkinensage (Kap. 139, II, 20; Kap. 142, II, 23 f.), bei dem Tode seiner verfolgten Mutter, dadurch gerettet, daß er, in ein 20 gläsernes Gefäß verschlossen, in die See treibt; dann säugt eine Hindin ihn zwölf Monden lang, daß er so groß und stark wird, als andre Knaben vier Winter alt. Derlei Sagen können in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden: als Beweis, daß der Göttersohn im Schutze höherer Macht gestanden, als Erklärung 25 der gewaltigen Körperkraft des von Waldtieren großgesäugten Wunderkindes, besonders aber als Verherrlichung des Helden, der aus dem Zustande der Verwerfung und tiefsten Erniedrigung um so glänzender in der Kraft und Schönheit seiner erhabenern Natur hervorgeht. Gleichwie die altdeutsche Poesie in der 30 Darstellung der Natur den Frühling liebt, so denkt sie ihre Heldenkönige sich überall in der Blüte jugendlicher Schönheit. Diese Voraussetzung findet durchaus statt, sie ist, wenn auch ausgeführte Gemälde nicht leicht vorkommen, schon in der allgemeinen Farbe der epischen Bezeichnungen angedeutet, die 35 Schönheit ist überhaupt weniger beschrieben, als in Handlung gesetzt, und erscheint oft überraschend in lichten Punkten der Geschichte. Hugdietrich kann sich wohl als Jungfrau verkleiden, denn sein Antlitz ist rosenfarb, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder, und als er in Frauengewand zur Kirche 40 geht, fragen die Leute, wer die Minnigliche sei. Soviel schöne

---

[1]) Wolfd. 37b: Der wölff witz und des kindes waren geleich gestalt.
[2]) Kasp. v. d. R. Wolfd. 40: Die wolf sasen geringe vnd hüten des kindes wol.

Jungfrauen an Helkens Hofe sind, doch wird der junge Dietleib noch schöner gefunden; goldfarbe, magdliche Haare hängen ihm über die Schwertfessel herab, mit denen er sich vor Regen decken kann, wie ein Falke mit den Fittichen. Als Kriemhild Siegfried zum ersten Male grüßt, da sieht sie ihn vor sich stehen, wie seine Farbe sich „erzündet"; zuletzt läßt sie den Sarg des Ermordeten erbrechen, um noch einmal „sein schönes Haupt" zu sehen, das sie mit ihrer weißen Hand erhebt, während ihre lichten Augen Blut weinen. Von Dietrich meldet die Wilkinensage, er habe, so alt er geworden, nie einen Bart gehabt;[1]) ein Zeichen, daß er stets als Jüngling gedacht werden muß, wenn auch Schicksale und Taten auf seine Schultern gehäuft sind, die ein langes Leben zu erfordern scheinen.

Der Schmuck goldner Locken, in dem uns die Helden vorgeführt werden, ist teils ein Bild der Jugend, teils wohl auch ein Merkmal edler Abkunft, wie in den Märchen verlorene Königskinder an ihren Goldhaaren wieder erkannt werden, oder an einem goldnen Stern auf der Stirne[2]), und in dem Gedichte von den Hegelingen der von den Greifen entführte Hagen an dem goldnen Kreuz auf seiner Brust[3]).

Die Jugend aber, die wir bisher nur in ihrem äußern Gepräge beobachtet haben, durchdringt das Innerste des Heldencharakters. In nordischen und deutschen Sagen kommt es häufig vor, daß der Held in früheren Jahren sich stumm und träge, oder ungebärdig und ungelehrig anläßt, bis die Stunde schlägt, wo plötzlich die eingeborne Trefflichkeit aus dem Schlummer aufwacht[4]). Jener innern Verhüllung entspricht der gedrückte Zustand, darein der Jüngling gewöhnlich versetzt ist, wie dort die Königssöhne als Hirtenknaben dienen. Der Heldengeist scheint einem besonderen Gesetze der Entwicklung zu folgen; erst wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geschossen, breitet er die Äste aus; zur gewöhnlichen Tätigkeit ungeschickt, bleibt die dämonische Kraft für übermenschliche Werke aufgespart.

Wir beschränken uns auf Beispiele des heimischen Sagenkreises. Die Wilkinensage berichtet, abweichend vom Gedichte, wie Dietleib bis in die Jünglingsjahre blöd und verachtet am Feuerherd in der Asche gelegen. Auf einmal, als sein Vater zum Feste reiten will, erhebt er sich, schüttelt die Asche ab,

[1]) Wilk. Sag. Kap. 14. I, 42 f. Rafn, K. 14, S. 37, Fornald. S. I, 246: Hår hennar (Asl.) var biart ok sem å gull eitt sæi.
[2]) Goldene Haare s. Grimm, Hausmärchen III, 37. 114. I, 356. III. 161. Stern, 3, 182.
[3]) Gudr. 587: Ob im an seiner pruste ain gulden creütz sey. Vgl. Z. 614.
[4]) Müller, Sagabibliothek (Übers.) I, 51. 216. 218. 261. 5. II, 525. 541.

richtet die verwirrten Haare, verlangt Roß und Waffen, deren Gebrauch er wohl beachtet hat, und vollbringt auf dieser ersten Ausfahrt gewaltige Taten (Wilk. S. Kap. 91—4). Siegfried ist, nach dem deutschen Liede, ein unbändiger Knabe, verläßt
5 den Königshof seines Vaters und dient einem Schmiede; aber Eisen und Amboß sind seinem Schlage zu schwach, und als er nach Kohlen in den Wald geschickt ist, erschlägt er den Lindwurm (Hörn. Siegfr.). Nach der Wilkinensage hat der Schmied, um Kohlen zu brennen, ein Feuer im Walde gemacht, als ein
10 schöner Knabe zu ihm kommt, der ohne Kleid ist und nicht sprechen kann. Eine Hindin, seine Nährmutter, rennt herzu und leckt dem Knaben das Gesicht. Der Schmied nimmt ihn zu sich und gibt ihm den Namen Siegfried (Wilk. S. Kap. 144). In der höheren Darstellung der Eddalieder folgt Sigurd bewußt-
15 los sicher den Ratschlägen des Trugschmieds; aber Odin wacht über dem Jüngling und die Vögel singen ihm Warnung. Er sucht den Schleier seines Schicksals zu lüften, er bittet die Walküre, ihn Weisheit zu lehren; da erfährt er, daß ihm Ruhm bestimmt ist und kurzes Leben. Darin eben beruht der
20 ernste Reiz dieser Gesänge, wie aus ahnungsvoller Dämmerung das jugendliche Licht hervorbricht, um nach kurzem Glanze wieder zu erlöschen.

Jener Duft und Morgenhauch der Jugend waltet auch wesentlich über Dietrich von Bern, aber hier auf ganz eigen-
25 tümliche Weise. Nicht der einmalige Übertritt des Jünglings in das Heldentum wird dargestellt; Dietrich bleibt im wunderbaren Zwielicht befangen, Dämmern und Aufleuchten des Heldengeistes wechseln bei ihm beharrlich. Scheu und zögernd steht er vor jeder kühnen Tat; aber es ist nicht das Zaudern
30 der Überlegung und Vorsicht, es ist jugendliche Verschämtheit, Mißtrauen in die Kraft, die er unbewußt in sich trägt. Darum beschuldigen seine Recken, besonders der kampfdurstige Wolfhart, den Zweifelmütigen manchmal der Zagheit, und bezeichnend ist jener feine Zug in den Rosengartenliedern, wo ihm vor-
35 gehalten wird, er streite nur mit Riesen und Lindwürmen im Walde, wo es niemand sehe[1]). Ist dann aber Dietrich einmal

---

[1]) Roseng. I, 257:
Do sprach der schribere: herre her Dieterich
Und lassent ir die rosen, ez stot üch lesterlich,
Ir turrent nun streiten, die schone Krimhilt gicht,
Mit wurmen in dem walde, daz nieman fromes sicht.
1825: Do sprach gezögenlichen Hiltebrant der alt:
Nu sint ir dick geritten nach strit in einen walt;
Do bestundent ir risen, tier und do bi man;
Und getürrent ir vor den frouwen ein einigen nüt bestan,

aufgereizt, oder drängt die äußerste Not zur Entscheidung, dann haucht er verzehrende Zornflamme, dann schlägt er siegreich den ungeheuern Schwertstreich. Schwankend im Entschluß, ist er stets sicher in der Tat; der letzte zum Kampfe, vollführt er, was kein andrer vermocht hätte; so steht er auch, nach dem 5 Fallen sämtlicher Helden, allein unbezwungen auf der Walstatt und wird lebendig der sichtbaren Welt entrückt.

In einer Reihe von Kämpfen und Abenteuern äußert sich dieser Charakter. Trefflich hervorgehoben ist derselbe durch den Gegensatz von Ecke, der die jugendliche Unklarheit auf völlig 10 verschiedene Weise, durch Übermut und ungemessenes Selbstvertrauen, darstellt. Sein größter Kummer ist, daß er nicht genug zu fechten hat; er rennt über Berg und Tal, sich mit dem Berner zu messen; ihn schrecken nicht die großen Wunden, die er einem andern Helden durch Dietrichs Schwert geschlagen 15 sieht; durch Verheißung, Drohung, flehentliche Bitte sucht er diesen zum Kampfe zu reizen, ja er vermißt sich, auf jede Hilfe des Himmels zum Vorteil des Gegners zu verzichten. Dietrich reitet lange ruhig nebenher, er will nicht den bestehen, der ihm kein Leides getan, er scheut sich vor Eckes 20 Riesengröße; endlich, als er ungern vom Rosse steigt, wird dennoch der Schüchterne des Trotzigen Meister. Auf dem Zuge gegen Laurin ist Dietrich bereit, die Zerstörung des Rosengartens mit Gold zu büßen. Wittich wirft ihm vor, daß er eine Maus fürchte, wird aber selbst von Laurin besiegt und 25 gebunden; und doch nur Dietrichs flammender Zorn vermag den wunderstarken Zwerg zu bezwingen. Im Rosengarten zu Worms zögert er lange, mit dem hörnernen Siegfried zu kämpfen; er will nur einen Gegner von Fleisch und Bein; von seinem Meister gestraft schreitet er endlich zum Zweikampf, weicht 30 aber vor Siegfrieds Schwertstreichen; erst als ihm zugerufen wird, der Meister sei von seinen Schlägen gestorben, lodert sein Zorn auf; rauchend, wie ein brennendes Haus, schlägt er durch Harnisch und Horn, Siegfried muß unter Kriemhilds Schleier

---

Des hant ir iemer schande, wo man ez von üch saget:
Her Dieterich von Berne ist an strit gar verzaget.

Roseng. II, 413:
Da sprach meister Hildebrand: man sol euch ein vortheil geben (?),
Ihr gedürfet gen wilden thieren wol wagen euer leben;
Dort allein im walde da waret ihr mannheit voll:
Ihr fechtet nicht vor frauen, da man preis bejagen soll.

417: Das ersahe Wolfhart, er rufte den herren an:
Was thut ir, herre von Berne, schlaht ir euern magen und mann?
Da es niemand sahe, da waret ihr kühn, als man spricht:
Ihr gedürfet vor frauen keinen preis bejagen nicht.

fliehen. So kann auch der Verräter Wittich nach der Schlacht vor Raben dem Zornglühenden nur in den Grund des Meeres entrinnen[1]). In der Nibelungennot betritt Dietrich nicht eher den Kampfplatz, als nach dem Falle seiner Recken, die wider seinen Willen gestritten; Gunther und Hagen sind allein noch von den Nibelungen übrig, diese bezwingt und bindet Dietrich, übergibt sie Kriemhilden und geht mit weinenden Augen von dannen.

Jene dichterische Höhe des Königsadels wird aber auch nur denen eingeräumt, die ihr überlegenes Heldentum wirklich erproben. Die ganze Anlage der Wilkinensage beruht darin, daß Dietrich seine Gefolgschaft der tapfersten Recken sich der Reihe nach selbst erkämpft. Im Nibelungenliede will Siegfried, so sehr ihn dürstet, nicht eher am Waldbrunnen trinken, als bis der König getrunken; im Liede von Walther dagegen läßt dieser Held demselben König zuletzt und nach seinem Dienstmanne Hagen den Becher reichen, weil Gunther lässig im Kampfe war. Hagen selbst weigert sich nicht, vor seinem Könige, wohl aber vor dem tapferen Walther, zu trinken.

Die Herrschaft ist eine sehr beschränkte, denn der König ist bei jeder wichtigeren Entschließung an Rat und Zustimmung von Verwandten und Mannen, deren Beistand er nötig hat, gebunden; er bemerkt selbst ausdrücklich, wenn er etwas Unbedenkliches, einem Boten das Wort, „ohne Freunde-Rat" bewilligt. So König Gunther zum Markgrafen Rüdiger, der für Etzeln um Kriemhilden zu werben gekommen ist. Nib. Lachm. 1132:

> Er sprach: swaz man uns mære bî iu enboten hât,
> die erloube ich iu ze sagene âne friunde rât.

Aber den Bescheid in der Hauptsache gibt der König nicht für sich. Nib. 1142:

> Der künec nâch râte sande (vil wîslich er pflac)
> unde ob ez sîne mâge dûhte guot getân,
> daz Kriemhilt nemen solte den künic edeln (Eceln) zeinem man.

Die Ergebenheit seiner Recken wird durch sehr umfassende Verpflichtungen von seiten des Königs bedingt; wir begreifen sie unter den Namen: Milde und Treue.

---

[1]) Die Meerminne Waghild sagt zu Wittich, daß er Dietrichen wohl hätte besiegen können. Rabenschl. 973 f.: Da waz daz edel gesmide allez recht erglut an sinem libe. Daz ist nu worden herte (dez la dich helt an mich!); verlorn wer din geuerte, ja slug er endelichen dich. Er ist ergrymmet an disen ziten: din drizzig mochten ym niemer gestriten.

„Wozu soll ein reicher König, er habe denn milden Mut?" heißt es im Otnitsliede. Milding ist ein nordischer Dichterausdruck für König. Diese Milde oder königliche Freigebigkeit besteht darin, daß der König nichts besitzt, das er nicht mit seinen Getreuen zu teilen oder für sie hinzugeben bereit wäre, 5 eine Folge der innigen Gemeinschaft zwischen ihm und seinem Geleite. Willig teilt er sein Silber und sein Gold; der Dienstmann aber, der dieses empfangen, reitet in Not und Tod. Epische Ausdrücke dieser Art wiederholen sich durch den ganzen Liederkreis. Wenn der König eine Heerfahrt entboten, 10 wenn seine Recken ihm Hilfe mit ihren Mannen zugesagt, dann öffnet er den festen Turm, der mit Gold und Silber gefüllt ist, Rosse gibt er hin und Sturmgewand, daß keinem ein Finger bloß bleibt[1]). Gold in den Schilden, Silber ohne Wage wird hervorgetragen, wenn die Helden zu einem gefahrvollen Unter- 15 nehmen aufgereizt werden sollen. Ist aber die Fahrt glücklich vollendet, dann teilt der König ihnen nicht bloß sein bewegliches Gut oder den Schatz, den er im Zelte des Feindes erbeutet; mit „der breiten Erde" muß ihnen gelohnet werden und die meisten Abenteuer schließen mit großen Belehnungen an Burg 20 und Land.

Der Hort ruht jetzt nicht mehr mythisch in der Elfenhöhle, er ist in bestimmtem, sichtbarem Verkehre flüssig geworden; der tote Schatz belebt sich in den Recken, die an ihn gebunden sind, er ist das Mark der kriegerischen Macht; das Schwert, 25 das bei ihm lag, leuchtet an der Spitze von Tausenden rüstiger Mannen, er kann niemals versiegen, weil das Heldenschwert, die gebieterische Wünschelrute, ihn stets zu ergänzen weiß. So sind die Nibelungenrecken unzertrennlich von dem Nibelungenhorte; als dieser, nach Siegfrieds Tod, gen Worms gebracht 30 ist, zieht er „viel unkunder Recken" in das Land und in den Dienst Kriemhildens, die reichlich ihr Silber und ihr Gold verteilt. Da fürchtet Hagen, daß sie zur Rache mächtig werde; die Schlüssel werden ihr abgenommen und zuletzt der Schatz in den Rhein geschüttet, als gält' es, einen lebendigen Feind 35 zu versenken.

Das lichte, rote Gold, wie es in unsern Liedern genannt

---

1) Otnit 193. (Vgl. 204.) 217. 225.
217: Ich habe einen turn uff Garten, der ist gewurcket wol.
Mit silber vnd mit golde ist er gefullet vol.
Den schatz den wil ich teilen, ich gewinne ein creftig her;
Es gange mir wie got welle, ich wil faren uber mer.
225: Ros und liechte ringe gap der keiser do,
Do machte er die herren alle sament fro.

wird, ist zu allen Zeiten ein mächtiges Bindungsmittel gewesen; aber hier gewinnt es seine vollste Macht durch die Gesinnung, in der es gegeben wird. Die Königsmilde, die rückhaltloseste Freigebigkeit, ist hier ein Drang des Herzens. Die-
5 weil er ein Brot hat, will König Rother sein Gut teilen. Als Dietrich den ersten Sieg über Ermenrich erfochten, ist es ihm ein inniger Kummer, wo er das Gut nehme, das den Recken geziemte, die ihm Land und Ehre gerettet. Kisten und Kammern sind leer, die sein Vater Dietmar voll hatte; Gold
10 und Gestein ist zertragen. Er klagt nicht um das Gut selbst, er klagt nur um die edeln Degen, denen er nichts zu spenden hat[1]).

In diesem Lichte betrachtet ist die Milde der Könige nur Ausfluß und Bestandteil der großen Pflicht und Tugend, die
15 wir als Treue bezeichnet haben. Ein Geringes muß es ihnen sein, ihr überflüssiges Gold mit denen zu teilen, welchen sie Land und Herrschaft, Glanz und Jugendlust, Blut und Leben zu opfern freudig bereit sind. Die Taten solcher Treue bilden den Grundbau ganzer Gedichte des ganzen Amelungenkreises;
20 die Neigung, womit sie geübt wird, verbreitet über die Darstellung den herzlichen, oft leidenschaftlichen Ausdruck des innigsten Gefühls.

König Rother sitzt auf einem Steine, drei Tage und drei Nächte, ohne ein Wort zu sprechen, trauernd um seine aus-
25 bleibenden Boten, und nachsinnend, wie er von ihnen erfahren möge. Dann fährt er selbst gen Konstantinopel und befreit sie unter mancherlei Abenteuern. Über allen Irrfahrten Wolfdietrichs, der vom Vatererbe vertrieben ist, leuchtet als fester Stern der Gedanke an seine elf Dienstmannen, die um ihrer
30 Treue willen in Banden liegen. Kaum ist der betäubende Zauber von seinem Haupte gewichen, so fragt er nach ihnen. Er streitet mit Otnit, damit ihm dieser sie befreien helfe. In verzweifelten Kämpfen, in der äußersten Meeresnot, denkt er nur daran, daß jene ihren Retter verlieren, und dieser Ge-
35 danke gibt ihm Sieg. Am heiligen Grabe betend, empfiehlt er sie vor allem dem Schutze des Himmels. Im schönsten Glücke kann er nicht rasten, solange sie gefangen sind. Einst steht er vor einer Burg mit vielen Zinnen und Türmen, wie

---

[1]) Dietr. Fl. 3571—88. Besonders:

er klaget so sere nicht daz gût,
noch hete darumb traurigen mût,
er klaget niwan die edeln degen,
den er nicht gutes hete zu wegen.

er nie eine herrlichere gesehen; da wünscht er, daß sie in Griechenland stände und seine elf Dienstmannen sie inne hätten, er selbst irrte dann gern im Elend umher. „Berate Gott meine elf Dienstmannen!“ ist der Kehrreim des großen Gesanges. In jener nächtlichen Begegnung, wie der Held vor 5 die Burgmauer geführt wird, darauf seine Dienstmannen seit zehn Jahren als Wächter angeschmiedet sind, wie er ihre Klage vernimmt und doch schweigen soll, wie sie bei seinem Enteilen nur den Hufschlag, das Zusammenschlagen der Hände, den verhallenden Ausruf hören, aber schon davon in ihren Ban- 10 den froh werden: hier erscheint die Treue als ein rein geistiges Band, ein Gefühl durch die Finsternis, ein stets waches Angedenken, eine Nähe über Zeit und Raum. Als endlich die Erlösung naht, da ist schon Herbrands ahnende Seele von weissagendem Traume berührt, wie ein Adler die Könige, 15 Wolfdietrichs Brüder, zerrissen und die Gefangenen gewaltig hinweggeführt. Der Traum der Treue täuscht nicht, der rettende Adler rauscht siegreich heran. Dem wiedergekehrten Herrn hält Hache ein Licht unter das Angesicht: aber statt des Jünglings steht vor ihm ein Mann mit grauen Haaren. Frühgealtert 20 ist Wolfdietrich in rastlosem Umherschweifen. Prangen sonst die Könige in goldenen Locken, dieser ist schön im Altersschmucke der Treue.

Dietrich von Bern hat acht seiner Recken nach dem Horte zu Pola ausgeschickt. Auf dem Rückweg fallen sie, bis auf 25 einen, in Ermenrichs Hinterhalt. Nacht und Tag klagt Dietrich um sie und wünscht sich den Tod; das Gold läßt er fahren, aber an seinen Recken lag sein höchster Trost. Vergeblich bietet er um sie den Sohn Ermenrichs und achtzehnhundert Mannen, die er zuvor gefangen. Ermenrich droht, 30 jene zu töten, wenn Dietrich nicht alle seine Lande ihm überantworte. Dietrichs Mannen raten ihm, lieber die sieben aufzugeben; da spricht er: „Und wären alle Reiche mein, die wollt' ich eher alle lassen, denn meine getreuen lieben Mannen.“ Er hält Wort, läßt um die sieben Gefangenen all sein 35 väterlich Erbe und zieht mit ihnen in das Elend zu den Heunen.

Freundlich und anspruchslos ist Dietrich stets gegen die Seinigen. Als er von Bern in den Streit ausreiten will, ruft er auf, wenn jemand hier sei, den er irgend beschwert hätte, der mög' es ihm erlassen; wisse er doch nicht, ob sie ihn je 40 wieder schauen. Da wird ein Weinen und Klagen, alle sprechen: „Ihr habt uns Leides nicht getan, Gott hab' Euch in seinem Frieden.“ Wie ihm Ermenrich mit Raub und Brand das Land

verheert, klagt er nicht sein eigen Gut, er klagt den Jammer seiner Leute. Innig ist seine Freude, wenn er einen seiner Getreuen wiedersieht. Schmerzlich klagt er um die, die er im Blute liegen sieht; wäre römisch Land alles Gold, er gäb' es
5 um seiner lieben Mannen Leben. Ein gewaltiger König war er; jetzt, nach dem Verluste seiner Getreuen, nennt er sich der arme Dietrich. Als Etzels junge Söhne, die ihm anvertraut waren, von Wittich erschlagen sind, wirft er sich über sie, küßt sie in die Wunden, Blut springt ihm aus den Augen und er
10 beißt sich ein Glied aus der Hand. Grimmig, zornflammend, erhebt er sich zur Rache.

Die burgundischen Könige bewähren in der letzten Not ihre Treue. Schon haben sie den sommerlangen Tag sich gewehrt; ein kurzer Tod dünkt ihnen besser, denn lange Qual;
15 blutfarb treten sie vor den Saal und bitten nur noch, daß man sie heraus in die Weite lasse, damit es kurz ergehe. Kriemhild verspricht, sie alle leben zu lassen, wenn Hagen allein ihr zu Geisel gegeben werde. Gernot antwortet: „Das wolle Gott nicht! Wären wir tausend deiner Blutsverwandten,
20 wir lägen alle tot, ehe wir dir einen Mann herausgäben." Und Giselher: „Nie hab' ich einen Freund an Treue verlassen." Da heißt Kriemhild den Saal an vier Enden anzünden. Giselher kämpft seinen letzten Kampf mit Wolfhart; nie mochte so junger König kühner sein. Darum, als sie einander die
25 Todeswunden geschlagen, heißt Wolfhart den Seinigen ausrichten, daß sie nach ihm nicht weinen; von eines Königs Handen lieg' er herrlich tot.

Dem Bilde deutscher Könige, wie ich es aus den Liedern entworfen habe, entsprechen geschichtliche Züge und die Zu-
30 sammenstellung ist nach beiden Seiten auffallend.

Daß die deutschen Völker bei ihren Königen auf die Abstammung gesehen, hat schon Tacitus bemerkt. Germ. c. 7: Reges ex nobilitate sumunt. Bei den Cheruskern, den Batavern, den Markomannen, den Quaden finden wir solche
35 Königsstämme; aus ihnen gehen die Helden der früheren Kriege mit den Römern hervor.

Germ. c. 42: Marcomannis Quadisque usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus.

40 Annal. l. XI, c. 16: Eodem anno (Chr. 47) Cheruscorum gens regem Roma petivit, amissis per interna bella nobilibus, et uno reliquo stirpis regiæ, qui apud urbem habebatur

nomine Italicus. Paternum huic genus e Flavio, fratre Arminii; mater ex Catumero, principe Cattorum, erat, ipse forma decorus, et armis equisque in patrium nostrumque morem exercitus.

Hist. l. IV, c. 12: Mox aucta per Britanniam (Batavorum) gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto nobilissimi popularium regebant.

Ebend. c. 13: Julius Paullus, et Claudius Civilis, regia stirpe, multo ceteros anteibant.

Bei den Völkerschaften, welche später germanische Reiche gegründet haben, dieselbe Erscheinung, mit bestimmter Benennung der Fürstenstämme. Die Ostgoten folgen den Amalern, denen sie göttlichen Ursprung beimessen, die Westgoten den Balthen, die Wandalen den Asdingen, die Franken den Merowingen, welche nach alter Sage von einem Meerwunder entsprungen sind (Grimm, D. Sag. II, 72. Vgl. 47—9), die Bayern den Agilolfingen, der nordischen Königsgeschlechter nicht zu gedenken.

Jorn. de reb. get. c. 5: Divisi per familias populi, Vesegothæ familiæ Balthorum, Ostrogothæ præclaris Amalis serviebant.

C. 22: Visumar (Vandalor. rex) Asdingorum e stirpe, quæ inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

Paul. Diac. hist. Lang l. I, c. 14: Nolentes jam ultra Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quæ apud eos generosior habebatur.

Leg. Baiuv. I, 3: Dux autem, qui præst in populo, ille semper de genere Agilolfingorum fuit et esse debet.

Überall wird auf die Abstammung von solchem Blute hoher Wert gelegt, sie gibt dem Führer kühner Unternehmungen zum voraus Vertrauen bei denen, die sich ihm anschließen; der letzte Sprößling eines solchen Stammes wird selbst in fremden Landen aufgesucht. Ein Beispiel von den Cheruskern ist schon angeführt worden. Die Heruler in Illyrien sollen, nach Procop, bis nach Thule geschickt haben, um von ihren dortigen Stammesgenossen sich, nach dem Abgang ihres Königs, einen andern vom königlichen Blute zu holen (Masc. II, 132. Geijer, Sv. Häfd. I, 92). Wird aber auch nicht leicht von dem bevorzugten Hause abgewichen, so ist doch die Freiheit der Wahl nicht ausgeschlossen; die Erhebung auf den Schild, der Zuruf

der Wehrhaften, gibt erst den Ausschlag, eine geregelte Erbfolge ringt mühsam, sich zu befestigen. Öfters finden wir, wie bei den Burgunden und Amelungen der Lieder, mehrere königliche Brüder zugleich an der Spitze des Volkes, wenn 5 auch dem ältesten einiger Vorrang zukommt; so wird das Verhältnis der drei ostgotischen Königsbrüder Walamir, Theodemir und Widemir geschildert.

Jorn. c. 48: Sed nobis . . . ad Vuandalarii sobolem, quæ trino flore pullulabat, redeundum est. Hic etenim Vuanda-10 larius, fratruelis Ermanarici, . . . tribus editis liberis, in gente Amala gloriatus est, i. e. Vualamir, Theodemir, Viudemir. Ex quibus per successionem parentum Vualamir in regnum conscendit, adhuc Hunnis eos inter alias gentes generaliter obtinentibus. Eratque tunc in tribus his germanis contemplatio 15 grata, quando mirabilis Theodemir pro fratris Vualamir militabat imperio; Vualamir vero pro altero jubet ornando, Vuidemir servire pro fratribus æstimabat. Sic eis mutua affectione se tuentibus, nulli penitus deerat regnum, quod utrique in sua pace tenebant. Ita tamen . . . imperabant, ut ipsi 20 Attilæ Hunnorum regis imperio deservirent.

In früher Jugend schon fanden die Söhne der Königsgeschlechter zu kriegerischen Ausfahrten bereite Folge. Der achtzehnjährige Theoderich zog, ohne Wissen seines Vaters, mit dessen Recken und bei sechstausend Männern aus dem Volke, 25 die sich ihm aus Neigung gesellt hatten, gegen den König der Sarmaten aus, vertilgte ihn und kehrte mit Sieg und Beute zum Vater zurück.

Jorn. c. 55: Qui Theodericus jam adolescentiæ annos contingens, expleta pueritia, octavum decimum peragens 30 annum, adscitis satellitibus patris, ex populo amatores sibi clientesque consociavit, pene sex millia viros.

Wir sehen hier ganz die altgermanische Gefolgschaft, wie Tacitus sie beschreibt, auf Theoderich, den geschichtlichen Dietrich von Bern, angewandt.

35 Cum quibus, inscio patre, emenso Danubio, super Babai, Sarmatarum regem discurrit, qui tunc de Camundo duce Romanorum victoria potitus, superbiæ tumore regnabat, eumque superveniens Theodericus interemit, familiamque et censum deprædans, ad genitorem suum cum victoria repedavit.

40 Theodemir erkrankte bald hernach, bezeichnete den versammelten Goten seinen Sohn als Nachfolger und verschied.

Theoderich aber führte sein Volk, mit dessen Zustimmung, auf den größeren Heereszug nach Italien.

Jorn. c. 56: Nec diu post hæc rex Theodemir in civitate Cerras fatali ægritudine occupatus, vocatis Gothis, Theodericum filium regni sui designat heredem, et ipse mox rebus 5 humanis excessit.

C. 57: Igitur egressus urbe regia Theodericus, et ad suos revertens, omnem gentem Gothorum, quæ tamen ei præbuerat consensum, assumens, Hesperiam tendit.

Römische Schriftsteller, aus der Zeit der Gründung ger- 10 manischer Reiche in Gallien und Italien, zeichnen in ihren Schilderungen junger deutscher Könige nicht etwa bloß die hohe Gestalt und den starken Gliederbau, sondern namentlich auch die frische, zartblühende Schönheit dieser unverdorbenen Jugend aus, merkwürdig übereinstimmend mit der Farbengebung unsrer 15 Gedichte. Sidonius Apollinaris (gest. 482) beschreibt aus eigener Anschauung sehr umständlich die Person des zweiten westgotischen Theoderichs (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten, lockigen Haare, der schöngebogenen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervor- 20 scheinen, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röte übergossen, nicht im Zorne, sondern aus Verschämtheit.

Sidon. Apollin. l. I, ep. 11. (Masc. I, 466. N. 1): Si forma quæratur, corpore exacto, longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus. Capitis apex rotundus, in quo 25 paululum a planicie frontis in verticem cæsaries refuga crispatur. . . . . Aurium legulæ, sicut mos gentis est, crinium superjacentium flagellis operiuntur. Nasus venustissime incurvus. Labra subtilia, nec dilatatis oris angulis ampliata. Si casu dentium series ordinata promineat, niveum prorsus 30 repræsentat colorem. . . . Menti, gutturis, colli, . . . lactea cutis, quæ propius inspecta juvenili rubore suffunditur. Namque hunc illi crebro colorem non ira, sed verecundia facit.

(Ganz wie bei dem jugendlichen Dietrich von Bern.) Dann aber auch: 35

Teretes humeri, validi lacerti, dura brachia, patulæ manus, . . . corneum femur, internodia poplitum bene mascula, . . . crura suris fulta turgentibus, et qui magna sustentat membra pes modicus.

Derselbe Schriftsteller malt mit sichtbarem Wohlgefallen 40 den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings,

Sigismer; mitten in der Reihe von buntgekleideten und wohlbewaffneten Gefährten, umgeben von Rossen, welche, reichgeschmückt, von Edelsteinen schimmern, schreitet der junge Freier nach dem Gezelte seines Schwähers, er glänzt in Gold, Scharlach und weißer Seide, aber Locken, Gesichtsfarbe, Haut leuchten nicht minder schön.

Sid. Ap. l. IV, c. 20: Flammeus cocco, rutilus auro, lacteus serico; tum cultui tanto coma, rubore, cute concolor.

Auch an unsrem ostgotischen Theoderich rühmt Ennodius, in seiner schwülstigen Lobrede auf ihn, die hohe Herrschergestalt, den Schnee und Purpurschein der Wangen, das frühlingsheitere Auge; im Zorn aber sei er über alle Vergleichung blitzlodernd.

Ennod. Panegyr. Theoder. regi dict. XXI: Sed nec formæ tuæ decus inter postrema numerandum est, quando regii vultus purpura ostrum dignitatis irradiat. Exhibete, Seres, indumenta, pretioso murice quæ fucatis, et non uno aheno bibentia nobilitatem tegmina prorogate; discoloribus gemmis sertum texatur, et quem vehementior vipera custodit, lapis adveniat. Quæcumque ornamenta mundo obsequente transmissa fuerint, decorata venerandi genio corporis plus lucebunt. Statura est, quæ designet prolixitate regnantem; nix genarum habet concordiam cum rubore; vernant lumina serenitate continua; dignæ manus, quæ exitia rebellibus tribuant honorum vota subjectis. . . . Italiæ rector in amicitiam colligit duo diversissima: ut sit in ira sine comparatione fulmineus, in lætitia sine nube formosus.

In der Vorrede zum salischen Gesetze heißt das Volk der Franken nicht nur ein tapfres, kühnes und weises, sondern auch ein edles und gesundes an Leib, ein herrliches an Aussehen und Gestalt.

Gens Francorum inclyta, autore deo condita, fortis in armis, firma pacis fœdere, profunda in consiliis, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera.

König Klodwig aber wird betitelt: der wohlgelockte und schöne, comatus et pulcher et inclytus rex Francorum. Der Schmuck langer, schöner Haare, darauf die Deutschen überall großen Wert legten, mußte besonders bevorzugte Geschlechter auszeichnen, die wir auch bei Goten (capillati) und Franken

danach zubenannt finden. Von den capillatis sagt Jornandes K. 11:

Quod nomen Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

In Cassiod. Var. hat l. IV, ep. 49 die Aufschrift: Universis Provincialibus, et capillatis, defensoribus et curialibus in Suavia consistentibus.

Agathias de imperio Justiniani: Solemne est Francorum regibus nunquam tonderi. . . . Cæsaries tota decenter eis in humeros propendet, anterior coma e fronte discriminata in utrumque latus deflexa. Neque vero, quemadmodum Turcis et Barbaris, implexa iis et squalida sordidaque est coma,... sed smigata varia ipsi sibi adhibent, diligenterque curant, idque velut insigne quoddam, eximiaque honoris prærogativa regio generi apud eos tribuitur. Subditi enim orbiculatim tondentur, neque eis prolixiorem comam alere facile permittitur.

Fredegar. hist. Franc. epit. c. 9: Franci electum a se regem, sicut prius fuerat, crinitum . . . super se creant, nomine Theodemerem, filium Richemeris.

Den Merowingen dienten die gescheitelten bis zur Erde niederwallenden Haare zum königlichen Abzeichen (Gregor. Turon. VI, 24. VIII, 10) und das salische Gesetz legt auf unbefugtes Scheren gelockter Knaben und Mädchen namhafte Buße. Als jedoch den letzten des merowingischen Hauses von königlichem Wesen lediglich nichts mehr übrig war, als die langen gelben Haare, nahm man keinen Anstand, ihnen die Platte zu scheren; ein andres kräftiges Geschlecht bestieg den Königsstuhl und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Das Verhältnis der deutschen Könige zu den Wehrhaften des Volkes, ihre Abhängigkeit von der Zustimmung der letztern, bedarf keiner besondern Ausführung.

Wenn die Gefolge der frühern Zeit, nach Tacitus, von der Freigebigkeit des Fürsten Streitroß und Speer, gemeinsame, reichliche Kost und die Teilung der Beute statt Soldes zu erwarten hatten, so erwies sich späterhin die Königsmilde vornehmlich in der Belehnung mit eroberten Ländereien. Aber auch der Hort der Könige, die wohlgefüllte Schatzkammer, als Zugehör und Mittel der Herrschaft, bleibt nicht unerwähnt.

Die altertümliche Genossenschaft zwischen dem König und seinen Recken, und wie sie durch spätere Begriffe vom Königtum verdrängt worden, zeigt, in die Sinne fallend, ein Zug

aus der westgotischen Geschichte. Unter den Gewalttaten des Königs Leovigild (gest. 586) führt Isidor an, daß derselbe zuerst im königlichen Gewand auf einem Throne gesessen, denn vor ihm seien Kleidung und Sitz dem Volke mit den Königen gemein gewesen. Weiterhin kam Salbung und Krönung hinzu.

Isidor. Hispal. chron. Goth.: Primusque inter suos regali veste opertus solio resedit. Nam ante eum habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat.

Ein Ausbruch des Schmerzes endlich, an Dietrich von Bern, der sich ein Glied aus der Hand beißt, erinnernd, wird von dem Alemannen Leuthar erzählt. Das Heer, welches dieser nach Italien geführt, wurde durch Krankheit aufgerieben; da soll auch er sich getötet haben, indem er sich mit den Zähnen zerfleischte.

Murator. rer. ital. script. B. I, S. 426.

Paul Diac. d. gest. Langob. l. II, c. 2: Tertius quoque Francorum dux, nomine Leutharius, Buccellini germanus, dum multa preda onustus ad patriam cuperet reverti, inter Veronam, de Tridentum, juxta lacum Benacum propria morte defunctus est. (Fœda nempe rabie ita ut suas ipse dentibus carnes lacerans, ejulansque occubuerit, deleto vi morbi universo illius exercitu.)

Ebend. Excerpta ex Agathiæ histor. a fine Procopii ad Gothos pertinentia Hugone Grotio interprete. Ex libro secundo. S. 389: Nam mox orta lues pestifera multitudinem depascitur. Multi causam referebant ad cœli circumfluentis vitium: alii ad mutatam vivendi rationem, quod ab actibus bellorum, longisque itinerüm repente ad mollia, ac delicias transiissent, veram interim causam, ni fallor, non attingentes. Ea enim erat, me judice, et immanitas facinorum, spretis Dei hominumpue legibus, conspicua maxime in ipso duce (Leuthari) divina ultio. Vecordia enim, insaniaque, plane ut rabidi solent, agitabatur: trepidabat corpus: ejulatus edebat horrendos, et modo pronus, modo in hoc, rursumque in alterum latus humi cadebat, manante spumis ore, trucibus distortisque oculis. Eo denique furoris venit homo miserandus, ut suos ipse artus vesceretur; infixis namque in brachia dentibus carnes avellebat, mandebatque, ut feræ solent, sanguinem lingens. Ita simul et impletus sui, et paulatim decrescens, eum finem vitæ infelicissimum habuit; moriebantur interim et alii, nec remisit malum, donec omnes absumserat. Febre ardentes plurimi, mente tamen integra moriebantur, alias

capitis gravedo vexabat, aliis aderat delirium: varia malorum facies: unus omnibus ad mortem exitus. Hunc terminum expeditioni Leutharis, et qui eum secuti sunt, fortuna constituit.

S. 383 ex libr. primo: Fratres hi (Leutharis et Butilinus) erant gente Alemanni, sed apud Francos eximie honorati, quippe et suæ nationis duces pridem facti.

Vollständiger wird sich die Stellung der Könige zu ihrem Gefolge aufklären, wenn wir nun auch dieses in seinen hervortretenden Gestalten nach Lied und Geschichte näher betrachten.

Die Meister.

Weil die Könige jung sind, bedürfen sie des Rates der Erfahrenen. Den Jungen, „Tumben" (Unerfahrenen), stehen die Alten und Weisen zur Seite. Jener eingeborene, blinde Trieb, welchem die siegreich entscheidende Kraft zugetraut wird, muß durch Erfahrung und Besonnenheit gepflegt, behütet, auf das Ziel gerichtet werden. Dieses ist das Amt des Meisters; er ist der Retter des ausgesetzten Heldenkindes, Nährvater des Verwaisten, Waffenlehrer, Führer zur ersten Schlacht, kundiger, vielgereister Wegweiser zu Land und Meer, unzertrennlicher Berater, Warner, Beschirmer. Hierbei mag ein Verhältnis zugrunde liegen, welches in den nordischen Sagen sich deutlicher herausstellt, als in den unsrigen. Knaben werden frühzeitig, oft von dem Vater selbst, in das Haus eines andern Mannes zu Pflege und Erziehung gegeben. Odin und Freia selbst siedeln sich wohl in einsamen Gegenden an, um Erdensöhne groß zu ziehen. Der Zögling tritt in die Genossenschaft des Pflegehauses; ein enges Band, dem der Blutsverwandtschaft gleichkommend, verknüpft ihn nicht bloß dem Pflegvater, sondern auch dessen miterzogenen Söhnen, den Pflegbrüdern. Auf solche Weise sind auch die Söhne unsrer Meister den jungen Königen mit derselben aufopfernden Treue zugetan, wie die väterlichen Meister selbst.

Am innigsten und ursprünglichsten erscheint dieses Verhältnis in Wolfdietrichs Meister Berchtung und seinen Söhnen. Nach der einen Gestalt der Sage soll Berchtung den vierjährigen Königssohn, den man wegen seiner übermäßigen Stärke für ein Kind des Teufels hält, in der Wildnis töten. Er weigert sich, wird aber mit seinem und seines ganzen Geschlechtes Tode bedroht. Da trägt er das Kind hin, das zutraulich an seinem Harnisch spielt. Er setzt es in das Gras

und zieht sein Schwert aus der Scheide; als aber das Kind freudig nach dem glänzenden Stahle greift, wird ihm das Herz weich. Danach kommt er zu einem Brunnen, darauf Rosen schwimmen, und setzt es auf den Rand desselben, damit
5 es, nach den Rosen langend, sich selbst ertränke; auch dieses hilft nicht. Nun läßt er es im Walde zurück, verbirgt sich aber unfern und bewacht es. In der Nacht kommen die wilden Tiere zum Brunnen; aber dem Kinde tun sie nichts zu leid und die Wölfe setzen sich zu ihm, es zu hüten. Berchtung er-
10 kennt, daß dieses Kind nicht vom Bösen stamme, und beschließt, es zu retten, auf Gefahr seines eigenen Geschlechtes. Wolf-dietrich, von jener wunderbaren Erhaltung so benannt, wird mit Berchtungs sechzehn Söhnen erzogen, die er alle, obgleich der jüngste, an Wuchs überragt. Die andre Darstellung beginnt
15 gleich damit, daß Berchtung die Söhne Hugdieterichs ritter-liche Künste lehrt; fechten und schirmen, schießen, den Schaft schwingen, Steine werfen, den Schild tragen, den Helm binden, wohl im Sattel sitzen. Nach des Vaters Tode wird Wolf-dietrich von den Brüdern seines Erbes beraubt, da kämpft für
20 ihn der treue Meister mit seinen sechzehn Söhnen. Sechse von diesen fallen in der Schlacht, jedesmal sieht Berchtung seinen Herrn lachend an, damit er es nicht merke. Berchtung führt den vertriebenen Herrn auf seine Burg, die Mutter zählt nur zehn Söhne und will Klage erheben; da droht Berchtung, sie
25 von der Mauer zu werfen, wenn sie nicht schweige, denn Wolf-dietrich habe sich aus Schmerz über die sechs Gefallenen erstechen wollen. Manches Jahr lebt der Meister mit seinen Söhnen zu Konstantinopel in Gefangenschaft, weil sie nicht ihren Herrn abschwören wollten, den sie stets noch erharren. Zu Pfingsten
30 halten die Könige einen Hof, alle Fürsten tragen reiche Ge-wande, Berchtung aber und seine Söhne, Herzogskinder, tragen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da spricht der alte Mann: „O weh, Wolfdietrich! wärst du nicht tot, du ließest uns nicht in dieser Not und Armut!" Fürder spricht er nicht mehr;
35 er stirbt, weil er die Hoffnung auf seines Herrn Wiederkehr aufgegeben. Seine Söhne werden auf der Mauer festgeschmiedet; als aber Wolfdietrich vor dem Graben erscheint, knien sie nieder und bitten Gott, wenn sie Treu und Ehre an ihrem Herrn be-halten, ihre Bande zu lösen. Der Himmel gibt Zeugnis der
40 großen Treue, die Ringe springen in Stücke, die Befreiten eilen von der Mauer und schwingen ihrem Herrn das Tor auf. Nach erkämpftem Siege findet Wolfdietrich seines Meisters Grab, reißt die Steine hinweg, küßt das Haupt des Toten, betet für

sein Seelenheil und läßt Messe lesen; da liegt die Leiche weiß, rein, unversehrt im Sarge. Der Held gelobt, stets zu gewähren, um was bei Berchtungs Seele gebeten werde. Des Meisters Söhne werden herrlich belehnt und vermählt, und ihre Söhne, namentlich Eckart und Hildebrand, sind wieder die 5 getreuen Meister der späteren Amelunge.

König Rothers Erzieher und Ratgeber ist Berchter von Meran, eine „Grundfeste aller Treue". Der Name Berchter, den auch einer von Berchtungs Söhnen führt, und das gemeinsame Stammhaus Meran bezeichnen die epische Verwandtschaft. 10 Auch Berchters Söhne sind Rothers getreue Dienstmannen; sieben derselben, als Boten nach Konstantinopel geschickt, liegen dort im Kerker und werden von ihrem Herrn befreit. Manchen kalten Winter hat Berchter, der unverdrossene Mann, sein Leben mit dem Schilde verdient, nie ist ihm der Bart zu grau, daß 15 er daheim bliebe. Auf blankem Roß, in lichtem Harnisch sitzt der Altgreise, bis auf den Gürtel reicht ihm der breite, schöne Bart, Schild und Helm leuchten von Edelsteinen, wie von Sternen, vermessentlich reitet er, das Roß geht ihm in Sprüngen, besser denn einem Jungen. Ein merkwürdiger Ansatz zu der 20 Sage ist es, wie der geistliche Bearbeiter die Meistertreue auch in der Sorge für das Seelenheil ausführt. In Rothers späteren Jahren kommt ein „schneeweißer Wigand" über Land gestrichen, das „edle Haar" an den Ohren abgeschoren; es ist Berchter, der von Grund auf geboren ist zu dem allertreuesten 25 Mann, den je sich ein König gewann. Rother nimmt selbst das Pferd des Meisters in Empfang. Dieser spricht zum König: Als dein Vater an seinem Ende lag, befahl er dich mir bei der Hand; seitdem hab' ich dir beigestanden, daß niemand dir Arges bot, er hätte denn uns beide bedroht; nun aber kann ich 30 dir nichts weiter frommen, du folgest denn meinem Rat und besorgest die „ewige Seele". Dieses heißt im Sinne des christlichen Mittelalters, daß Rother der Welt entsagen und sich dem Klosterleben zuwenden solle. So erscheint dem Könige der Führer seiner Jugend, der Gefährte seines Heldenlebens, im 35 Alter noch als Schutzgeist und Wegweiser zum Himmel.

Als Ermenrich, nach den bösen Ratschlägen Sibichs, gegen seine Blutsverwandten wütete, wurden auch seine Brudersöhne, die beiden Harlunge, Fritel und Imbreck, von ihm treulos hingerichtet. Ihr Meister war der getreue Eckart, ein Enkel 40 Berchtungs von dessen Sohn Hache. Wir vermissen über ihn das lebendige Lied, welches ohne Zweifel vorhanden war. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald

als Rächer seiner Pflegbefohlenen gerühmt. Ersteres, die Warnung, ist hier die Hauptsache, und zwar nach folgendem Zuge, den allein noch die Wilkinensage aufbewahrt hat. Eckart (dort Fritila genannt, während einer der Harlunge Egard heißt) erfährt an Ermenrichs Hofe, daß den Harlungen ein Überfall drohe. Er wirft sich auf sein Roß und reitet mit seinem Sohn Tag und Nacht, um, dem Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rheine, Breisach in deutscher Sage. Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckart die Fähre nicht erwarten; sie schwimmen, die Rosse nachziehend, durch den Rhein. An dieser Eile schon sehen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei (Wilkinensage Kap. 255, 6). Eckart ist als Warner sprichwörtlich geworden[1]).

Der unglücklichste unter den Meistern ist Ilsan, in dessen Pflege Dietrich seinen Bruder und die zween hunnischen Königssöhne zu Bern zurückläßt. Sie sind dem Meister auf sein Leben anvertraut; aber so treulich er es meint, widersteht er doch nicht ihrer Bitte, sie vor die Stadt reiten zu lassen. Jammervoll ist des alten Mannes Ruf und Klage und wie er sich auf die Brust schlägt, als er jene im Nebel verloren. Danach reitet er zu Dietrich und meldet selbst seine Schuld. Streng rächt der Berner die versäumte Meisterpflicht; als der Tod der Jünglinge kund geworden, schlägt er, wie er angedroht, mit eigener Hand dem Schuldigen das Haupt ab.

Vielbesungen ist der alte Hildebrand, der Meister Dietrichs von Bern, sein treuester Gefährte im Kampf und Elend[2]). In ihm ist der Ernst der Treue und die Erfahrung des Alters auf das glücklichste verschmolzen mit scherzhafter Heldenlaune

---

[1]) In Dietrichs Fl. 2546—64 wird zwar der Harlungen Untergang erzählt, aber dabei Eckarts nicht erwähnt; ebensowenig bei Saxo B. VIII, 240 f. Die Namen Fritel und Imbreck kommen im Dietleib 4597 usw. vor. Eckart wird daselbst 10242—5 Haches Sohn genannt. In Agricolas Sprichwörtern (1534) findet sich Bl. 243 dieses: Der trewe Eckhart warnt jedermann. Bl. 244b: Wir brauchen dises Worts, wenn jemandt einen andern trewlich vor schaden warnet, vnd wir wöllens nach rühmen, so sagen wir: Du thuost wie der trew Eckhart, der warnet auch jedermann vor schaden. Er erscheint in dieser Beziehung als eine mythische Person. Der prosaische Anhang zum Heldenbuch besagt von ihm Bl. 212b: Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw Venus berg, vnd sol auch do belyben biß an den jüngsten tag vnd warnet alle die in den berge gan wöllen. Ebenso Agric. a. a. O.: Nun haben die Teutschen jres trewen Eckharts nit vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venusberg vnd warne alle leut, sie sollen nit in den berg gehn usw. Ferner (Bl. 244): Vor dem hauffen (des wütenden Heers) ist ein alter man hergangen mit einem weißen stab, der hat sich selbs den trewen Eckhart geheißen; Diser alt man hat die leut heißen auß dem weg weichen, hat auch etliche leut heißen gar heim gehen, sie würden sonst schaden nemen. (Über Eckharts Beziehung zu Eckewart vgl. Grimm S. 394. 190.)

[2]) Wilk. S. Kap. 382. III, 172: Das sagen deutsche Männer, daß er der treufesteste Mann war, so nur sein konnte; dazu war er beides tapfer und ritterlich, weise, milde und adlig. Laur. 204: Ich gan dir aller eren wol Baß dann dem leibe mein.

und unerloschenem Jugendfeuer. Er ist ein Liebling des Volksgesanges geworden, und in diesem scheint sich eben jene scherzhafte Richtung immer mehr ausgebildet zu haben, während in dem alten Hildebrandsliede des achten Jahrhunderts noch der Ernst obwaltet. 5

Hildebrand hat nicht bloß die Brüder Dietrich und Diether erzogen[1]); als Haupt des Stammes der Wölfinge ist er ein Pflegevater vieler Helden und hält die Jüngeren unter seiner Zucht. Vollkommen berechtigt ihn hierzu seine große Erfahrung. Denn wie er der Zeit nach hundert Jahre und mehr erlebt[2]), 10 so hat er dem Raume nach die weite Welt ermessen. Ihm ist kund alles Menschengeschlecht[3]). Sechzig Sommer und Winter ist er auswärts gewallet, stets unter den Streitenden, ohne daß er je in einer Burg gebunden lag[4]). Einst wird ihm geraten, daheim zu bleiben und gemächlich sich an der Glut zu wärmen; 15 da erwidert er: Mir ist bei allen meinen Tagen zu reisen auferlegt, zu reisen und zu fechten bis auf meine Hinfahrt; das sag' ich und darauf grauet mir der Bart[5]). Ihm sind Straßen und Steige wohl bekannt, darum ist er auch Leiter des Heeres[6]). Er weiß die Fahnen der feindlichen Scharen zu 20 erklären; wen niemand kennt, den weiß er zu nennen. Als Waffenmeister bewährt er sich, indem er mit kunstreichem Schirmschlag den Gegner unter seine Pflege nimmt[7]). Nie focht ein

---

[1]) Dietrichs Flucht 2535—2540: Diethern und Diethrich (die) zoch ein herzog rich, Hilteprant der alte, der kune und der balde, der sit not und arbeit durch sinen lieben herren leit. Ebend. 3589—98 rät Hildebrand seinem Herrn, ihr Gut anzugreifen, 4543 tröstet er denselben. Nib. 9410: Im half daz er sich waffente meister Hildebrant.

[2]) Roseng. I: So bin ich in sülicher ahte, hundert jor sint mir gezalt. Wilk. S. Kap. 382. III, 172: Er war 180 Jahr alt, da er starb; etliche sagen, daß er 200 Jahr alt war.

[3]) Im alten Hildebrandslied: Chud ist mi al irmin-deot.

[4]) Ebenda: Ich wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero, so man mir at burc enigeru banun ni gifasta. Hildebrandslied.

[5]) Hildebrandslied (Meisterges.) 6: Du solts daheime bleiben vnd haben gut hausgemach bei einer heißen gluthe. Der alte lacht vnd sprach: Solt ich daheime bleiben vnd haben gut hausgemach, ist mir doch bei allen meinen tagen zu reisen aufgesatzt, zu reisen vnd zu fechten biß auf mein hinnefahrt. Da sag ich dir, viel iunger! darauff grauet mir der bart.

[6]) Dietr. Fl. 3154 f.: Hiltepranden was wol erkant die stige und die strazze. 8757: Wiser des heres was Hiltebrant. Schl. v. Rab. 338: Daz her von hunisch lande leidet durch die march, der die strazze wol bekande, Hildebrant der recke stark auf velde vnd vff steigen. 581: Dannoch sollen wir eynen han, der vns die strazzen leyte, daz sei Hilteprant der (küene) vnuerzaite. 583: Hilteprant was wisere al dahin.

[7]) Roseng. I, 2180: Hiltebrant der alte vichtet listeclich. Erst begunt er suchen die ersten schirmschlege. Er hatte künig Gippich under siner pflege. Roseng. II, 388: schirmschlag. Hildebrandslied 3: schirmenschlag. Ebd. Dresd. 25: Das er mich nam gevangen, das macht ein schirmschlag.

so alter Mann gleich ihm[1]). Er ist listig, mit guten Ratschlägen stets zur Hand; in den mißlichsten Fällen hilft er mit einem sinnreichen Funde[2]). Seine Lehrart ist durchaus handgreiflich und kurzweilig. Dietrich will gegen seinen Rat nach
5 dem Riesen Sigenot ausreiten, Hildebrand läßt ihn ziehen; erst als jener nicht binnen gesetzter Frist zurück ist, reitet der Meister selbst nach. Er findet, daß Dietrich besiegt und gefangen ist, und bekämpft nun selbst den Riesen. Der Berner, in der Wurmhöhle liegend, erkennt seinen Meister an den Schlägen:
10 „wann ich bin sehr beschweret, so kommt er allezeit hernach, besorgt mich also schön[3]).“ Aber Hildebrand ruft hinunter: „Euch ist geschehen, als dem, der weise Lehren überging; Ihr wollt mir leider folgen nicht, ich lass' Euch liegen allein.“ Dietrich bittet: „Hilf mir heraus, lieber Meister! ich will dir
15 folgen immerdar bis an dein Ende.“ Da zerschneidet Hildebrand sein gut Gewand und macht ein Seil daraus, seinen ungehorsamen Herrn aus der Grube zu ziehen[4]). Als Dietrich sich scheut, mit Siegfried im Rosengarten zu kämpfen, straft ihn Hildebrand mit einem Faustschlag; dafür schlägt Dietrich den
20 Meister mit dem Schwerte zu Boden. Jetzt hat dieser gewonnen Spiel, er stellt sich tot, in Zorn und Reue bezwingt Dietrich den Gegner; da springt der Scheintote auf. „Nun habt Ihr gesieget, nun bin ich wiedergeboren.“ Seinen eigenen Sohn prüft er, indem er, unerkannt, nach langem Elend in
25 Hunnenland, mit jenem, als dem Hüter der Bernermark, sich in Kampf einläßt; er kann wohl zufrieden sein mit der Kopfwunde, die ihm von dem Geprüften geschlagen wird, dennoch schwingt der Alte den Jungen kräftig in das Gras und gibt ihm die Lehre: „Wer sich an alte Kessel reibt, empfahet gerne
30 Rahm.“ Den Mut der Wölfinge versucht er einst dadurch, daß er sich mit seiner Schar vor Bern lagert, mit umgekehrten

---

[1]) Sigen. 148: Kein elter riter vacht nye pas. Alph. 371: Er focht mit solchem grimme, kein alter es nimmermehr gethut.

[2]) Ecke 2: Mit listen wer keyn kuner den der alt Hiltprant. Laur. 188b: Der kunde wyshait walten. 189a: Nu bistu ein getruwer man; niemant bas geraten kan zu sölichen sachen. 193b: Der vil wiser rete kan. 196a: Der wise man. 196a: Ebenso 196b: Ein wyser wigant. 201a: Der vil speher liste kan. 203b: Ich fürcht hiltprandes rat. Rosengg. I, 2183: Hilteprant hat vil sin und hat ouch vil der liste. Alph. 343: Also sprach aus listen der alte Hildebrant.

[3]) Sigen. 172 f.: Werlich das ist der meister mein, das hor ich an den slegen, das er mir trew wil sein; wan ich bin ser beswerte, so kumpt er alle zeit hernach, besorgt mich also schone.

[4]) Sigen. 187 f.: Und euch ist do geschehen, sam der weise lere vber gie. Ir wolt mir leider folgen nicht, den schaden habt ir wie mir geschicht; ich loß euch liegen eyne; hilff mir auß, lieber meyster mein! ich volg dir ymer mere piß an das ende dein.

Schilden, als wär' es Ermenrichs Heer. Der streitlustige Wolfhart kommt alsbald aus dem Tore gerannt, da wendet Hildebrand seinen Schild, Oheim und Neffe küssen sich, statt sich zu bekämpfen[1]. Indem der alte Meister sich den Lehrproben so mutiger Schüler ausstellt, kann es nicht fehlen, daß er manchmal eine Beule davonträgt. Seine neckischen Anschläge fallen oft auf ihn zurück und die Lehren, die er der Jugend gibt, überspringt er selbst in jäher Aufwallung. Die Lieder zeigen ihn gern in Lagen, welche der musterlichen Haltung einigen Eintrag tun. Der Riese Sigenot bindet ihm Hände und Füße zusammen, schwingt ihn bei seinem langen grauen Bart mit einer Hand über die Achsel und trägt ihn so hinweg; da klagt der Alte: „Noch nie ward ich beim Barte genommen; hätt' ich's zu Bern gewußt, ich hätt' ihn abgeschoren." Als der junge Alphart auf die Warte ausgeritten, fürchtet Hildebrand, den Neffen zu verlieren. Er beschließt, ihn Streites satt zu machen und wieder in die Stadt zu bringen. In fremdem Sturmgewande eilt er nach, reitet den jungen Helden an, wird aber von dessen Schwertschlag auf die grüne Heide niedergestreckt. Er muß sich entdecken, um sein Leben zu retten, und kehrt unverrichteter Dinge nach Bern zurück, wo er, nach seinem Gefangenen gefragt, den Spott zu dem Schaden hat. Aber es ist Alpharts Verderben, daß der Anschlag des Meisters mißlungen. In der Nibelungennot wird Hildebrand von seinem Herrn ausgeschickt, um zu erkunden, ob wirklich Rüdiger erschlagen sei. Er will hingehen ohne Schild und Waffen; als jedoch der grimme Wolfhart ihn straft, daß er sich waffenlos dem Schelten der Burgunden preisgebe, da rüstet sich der Weise durch des „Tumben" Rat und mit ihm stehen alle Dietrichsrecken in den Waffen. Sie gehen nach dem Saale, bitterer Wortwechsel entspinnt sich, Wolfhart will in den Kampf springen, Hildebrand hält ihn fest; als aber doch der Löwe losbricht, da duldet der alte Meister nicht, daß einer vor ihm zum Streit komme; an der Stiege noch überfängt er den Neffen und schlägt selbst den ersten Schlag. Dies der Anfang des Streites, darin alle Wölfinge fallen, außer dem Meister selbst. Aber ernst und schrecklich tritt derjenige, der sein langes Leben hindurch der Helden Pfleger und Leiter war, zuletzt noch als der Helden Rächer hervor. Kriemhild hat selbst dem gefangenen Hagen

[1] Einen ähnlichen Scheinkampf hat er mit seinem Sohne, um Uten zu necken, im Dresdener Hildebrandsliede St. 18 ff. In Dietr. u. s. Ges. schlüpft er gar unter das Hochzeitbett. Zu bemerken ist, daß im ältesten Hildebrandsliede der Vater den Sohn nicht täuschen will, sondern dieser jenen nicht anerkennt.

das Haupt abgeschlagen; das erträgt Hildebrand nicht, daß ein Weib die Recken erschlage, ob sie auch seine Feinde waren, obgleich Hagen ihm eine tiefe und lange Wunde geschlagen; zornig, mit schwerem Schwertschwank haut er die Königin zu Stücken.
5 Er allein mit seinem Herrn bleibt übrig; aber niemals bis in seinen Tod heilt die Wunde, die er an diesem Tag empfangen[1]).

Bei den Burgunden vertritt Hagen die Stelle des Meisters, bei den Hegelingen Wate. Letzterer zeigt in den Fechterspielen am Hofe des Königs von Irland unerwartet seine Meisterschaft.
10 Er ist ein alter, aber grimmiger Mann, mit breitem Bart, die greisen Locken in Gold gewunden[2]). Er weiß die rechten Wasserstraßen[3]); mit dem Schalle seines Hornes, den man wohl dreißig Meilen weit hört und davon die Ecksteine aus der Mauer weichen, gibt er dem Heere Zeichen und Befehl[4]). Am
15 Hofe der Hegelinge dient er als Truchseß[5]).

Wie der Schmuck der Locken die jungen Könige auszeichnet, so der lange, weiße Bart die greisen Meister. So heißt es von Berther im Rotherliede:

2468: Siestu jenen grawin man
20 Mit deme schonin barte stan?
2500: Vf den gurtel ginc ime der bart
Bi den ziden also lossam.
4947: Deme was die bart harte breit.

Dieser schneeweiße Wigand reitet auch auf einem weißen
25 Streitrosse. Als der Riese Sigenot den alten Hildebrand am Barte davonträgt, da ruft der greise Mann: „O weh! nimmer kam in meinen Bart eines Mannes Hand. So lang ich lebe, werd' ich nie mehr einen Tag von Herzen froh sein, ich räche denn meinen Bart.“ Er rächt denselben auch wirklich, indem er
30 nachher den Riesen erschlägt. Dies sein Schicksal erzählt er nachher Dietrichen also (Laßberg Strophe 43):

Bi minem bart er mich gevie.
Bald er do von dannen gie

---

[1]) Anh. z. Heldenb. 212a. Hier erschlägt der Berner Kriemhilden. **Also reit der Berner und Hildebrand hinweg. Die selben wunden** (es sind ihm zwei ins Haupt geschlagen) **woltent Hiltebrant nye geheilen biß in synen todt.** In einem spätern Streit wird er von Gunthern erschlagen. Nach Wilk. Sag. III, 172 stirbt er an Siechtum.

[2]) Gudrun 1363: **Sein part was im prait, sein har was im bewunden mit porten den vil gûten. 1421: Ir bayder greyse locke sach man in golde gewunden.**

[3]) **3345: Da sprach Wate der alte: ich wayss hiebei vil nahen ir rechte wasserstrasse (2981: merstrasse), wir mugens auf dem mer vil wol ergahen. 4500: Was half daz sy nu wiste der alte Wate vnd von Tenen Frûte.**

[4]) **4501—16. 5569—80.**

[5]) **6447: Wate ward truchsässe der helt von Sturmlannd.**

Gen ainem holen staine.
Also sprach maister Hiltebrant:
In minem barte lag sin hant,
Do wart min vrœde klaine,
Won ich da alles des uergas, 5
Das mir ie wart ze liebe.
Den bart er mir da us gelas
Sa recht als ainem diebe.
Er het mich senfter wol getragen.
Hie lant die red beliben! 10
Ich han in drum erslagen[1]).

Sein grauer Bart ist ihm das Wahrzeichen seines langen Heldenlebens, wie er im Liede zu seinem Sohne spricht:

Str. 7: zu reisen und zu fechten biss auf meine hinnefahrt,
das sag ich dir, viel junger! darauf grawet mir 15
der bart,

Vgl. Wilkinensage K. 375. Rafn S. 562. Dietleib Str. 2634:

Darzů ich das vernomen han,
Daz im grabe nu der bart.

Von Berther wird gesagt, manchen kalten Winter hab' er sein 20 Lehen, das er von Rother empfangen, mit seinem Schilde beritten, davon dem unverdrossenen Manne oft sein Bart bereift worden.

Wir haben das Verhältnis des Meisters angeknüpft an den einfachen Beruf des Nährvaters, wie er in den nordischen Sagen, 25 noch den geschichtlichen, sich darstellt; in politischer Entwicklung möchten wir dasselbe in dem Majordomus wiedererkennen, der unter den fränkischen Königen so bedeutend hervortritt, aber auch dem ostgotischen Hofe nicht gefehlt hat[2]). Nicht als ob in den mächtigen Hof- und Staatsbeamten, welche statt des 30 alterschwachen Königgeschlechts herrschten und zuletzt dieses vom Throne warfen, noch etwas von der Herzlichkeit und Treue der sagenhaften Meister übrig geblieben wäre. Dem Hause Pipins ist mit den Wölfingen nur das gemein, daß beide dem Königsstamme, hier der Amelungen, dort der Merowingen, die nächsten 35

---

[1]) Schon das Greifen an Locken und Bart galt für schimpflich und mußte gebüßt werden. Lex Burgund. add. I, 5. Grimm, Rechtsaltert. S. 710. Diebe wurden geschoren. S. ebend.

[2]) Theodahad läßt sich durch den Majordomus beim Heere vertreten. Cassiodor, Var. X, 18: majorem domus nostræ. Mans. 112. Masc. II, 61.

sind und das Meisteramt von Glied zu Glied in sich vererben. Aber der letzten politischen Gestaltung mußten ältere und einfachere Zustände vorangehen, und je weiter in der Zeit wir aufsteigen, um so mehr erscheint der fränkische Majordomus auch nur
5 als der erste des Gefolges, als Erzieher, Begleiter und Berater der Könige[1]). Die erste Erwähnung desselben, an der Grenze der Geschichte, findet sich in einer sagenhaften Erzählung, welche sogleich an das Meisterwesen in den Liedern erinnert. Childerich, Chlodwigs Vater, wird den Franken verhaßt und abgesetzt. Sein
10 Freund Wiomad, aus einem der edelsten Geschlechter, der ihm sonst in allen Dingen geraten und beigestanden, rät ihm jetzt, nach Thüringen zu entweichen, bricht seinen Goldring entzwei und gibt ihm die Hälfte; wenn ihm die andere gesandt werde und beide zusammenpassen, soll es ihm das Zeichen zur Rückkehr sein. Die
15 Franken wählen den Römer Ägidius zum König. Wiomad macht sich diesem beliebt und wird sein Majordomus. Als solcher rät er zu stets härtern Auflagen, dann zur Hinrichtung der Mächtigsten im Lande, der Feinde des vertriebenen Childerich. Dadurch wendet er die Franken von Ägidius ab, sie sehnen
20 sich nach Childerich zurück und bald empfängt dieser die andere Hälfte des Ringes, das Zeichen der Versöhnung (Gregor. Turon. histor. epitom. c. 11. Pertz S. 16. Grimm, Deutsche Sagen II, 73 f.). So ist Wiomad gegen seinen rechten Herrn ein Eckart, gegen den andern ein Sibich.

25 Auch die langobardischen Geschichten, wie Paulus Diaconus sie aufzeichnet, enthalten mehreres, was diesen Verhältnissen angehört.

Die Recken.

Recke[2]) bezeichnet in allgemeinerem Sinne jeden tüchtigen Kriegsmann, wonach dieser Name allerdings auch dem König
30 und dem Meister ansteht; ist aber vom König und seinen Recken die Rede, so sind unter letztern die Erlesenen des Gefolges oder der Lehnsmannschaft, die nächste Umgebung des Fürsten, gemeint. Aus der ganzen Zahl der Mannen werden zu kühneren Unternehmungen die Recken ausgewählt, daher wohl auch die

---

[1]) Pertz, Geschichte der merowingischen Hausmeier. Hannover 1819. S. 12.

[2]) Grimm, Rechtsaltert. S. 733: Im Mittelalter war Recke ein vielgewanderter Held. Gudrun 5881: Er was auch ein recke vnd tet im streite wol. Walth. 452: Viro forti similis fuit 330: More gigantis. Nib. 9299: Er (Giselher) wunte zů dem tote den Dieteriches man (Wolfhart) ez en-het an einen reken zware niemen getan.

Benennung Wählrecken[1]). Recken sind gleich „auserwählten Degen“[2]). In Reckenweise fahren ist der Gegensatz von einer Heerfahrt oder von „viel Volkes führen“, es ist der Ausdruck dafür, wenn der König mit wenigen seiner geprüften Helden sich auf ein Abenteuer begibt, wie wenn Rother ohne die volle Heereskraft ausfährt, seine gefangenen Boten zu befreien, oder wenn Siegfried und Gunther nur zu vieren auf die mißliche Werbung um Brunhilden sich einschiffen[3]).

Daheim sitzen die Recken im Saale des Königs[4]), hören mit an, wenn ihm Botschaft zukommt, geben Rat und verheißen Hilfe, wenn ein ernster Entschluß zu fassen ist. So geht, im Alphartsliede, der Vogt von Berne vor seine Recken, die kühnen Wölfinge, in den Saal, sie springen auf, den Fürsten zu empfangen, er heißt sie sitzen, klagt ihnen seine Not, wie sein Oheim Ermenrich ihn vertreiben wolle, und mahnt sie, was sein Vater an ihnen getan und wie sie demselben Treue geschworen; erst schweigen alle und sehen in herzlichem Leid einander an; dann,

---

1) Rab. 536: Drizzig tusent solt ir han der edeln welrecken. Rüdiger teilt sie Dietrich zu. 524: Die besten hiez er uzlesen, Rüdiger als Rottmeister. 635: Die edeln welrecken here, unbestimmt. 811: Die waren zu irn handen welrecken, bei Gunther. 850: Da kamen alrest zusamen welrecken. 858: Die recken uzerkoren. 923: Bistu ein welrecke, so lestu dich erbitten, Dietrich hinter Wittich her. Vgl. Not. 3 unten. Nib. 2033: Wol drizech hundert recken die wâren schiere komen, ûz den wurden der besten tûsent dô genomen, bei den Nibelungen. 5903: Sô wel ich ûz in allen tûsent ritter gût, zur Hunnenfahrt. 5925: Hagne welte tûsent die het er wol bekant, und swaz in starken striten gevrümt het ir hant. 5940: Wir füeren mit uns hinnen sô manigen ûz-erwelten man. Vgl. Gudrun 6118: Da kam der kunig Herwig ze Ludwiges sal mit seinen walgenossen nach plûte far gegangen. 5666: Das haysse walblût.

2) Nib. 4125: Die ûzerwelten degene mit schilden komen dar, einlef hundert recken, die het an siner schar Sigemunt der herre. Vgl. Nib. 8931: Dô lief er zû den gesten einem degen (al. recken) gelich. 8134: Der rât en-zæme niemen wan einem degene, Hagen von Giselher. Vgl. Not. 3. Dietrichs Fl. 3116: Sechs recken myn dan xii tusent tegen.

3) Roth. 558: Sie reiten iren heren, Er solde mit grozen erin. In reckewis over mer vare. 586: Der herverte ist ein teil zo vil, Vnde ob du iz ton wil, So machtu diche allerbest bewaren, Wiltu in recken wis over mere varen, damit die Boten nicht umgebracht werden. 719: Ich moz vzme lande In einis reckin wise varen Vnd wille mich anderis namen. Rother fährt mit zwölf Herzogen, deren jeder zweihundert Ritter hat, und König Asprian zwölf seiner Mannen. Nib. 1373: Wie vil wir volkes fûrten. 1377: Wir sule in recken wise ze tal varen den Rin. 1384: Uns (viere) endurfen ander tusent mit strite nimmer bestan. 7319: Wan wichet ir uns reken? ja dunket es mich gût (sagt Volker), ez heizent allez degene unde sint geliche niht gemût. 8781: Gewaffent wart do Rüedeger mit funfhundert man, darüber zwelf recken ze helfe er do gewan. Vgl. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man. Dietl. 456: Er (Bitrolf) liez auch taugenlichen gar würchen, daz er wolte dan selbzwelffter seiner man füeren in die frömde lant die pesten recken, die er vand, die welet Pitrolf darzû. 7578: Und wie der alte Hildebrant welet daz der geste schar gegen hertem streite wurde gar.

4) Nib. 321: Welt ir den herren (al. kunic, Gunther) vinden, daz mac vil wol geschehen; in jenem sale witen da han ich in gesehen bi den sinen helden; da sult ihr hine gan; da mugt ir bi im vinden vil manegen herlichen man. 4754: Si giengen in den sal, da si den künic (Gunther) funden bi manigem herlichem man. Dietrichs Fl. 5791: Und auch die recken uberal, die by ym lagen auf dem sal, bei Dietrich zu Bern.

als er ausgesprochen, rufen sie einhellig ihm Trost zu und geloben, Leib und Leben für ihn zu wagen, er aber will all sein Vatererbe mit ihnen teilen.

Bei hohen Festen begleiten die Recken, bloße Schwerter 5 in der Hand, die Gemahlin oder Schwester ihres Fürsten, als Schirm und Zierde des Königshofes[1]).

Auf ein Gefolge solcher Helden wird hoher Wert gelegt und diese sind sich dessen stolz bewußt. Als Kriemhild, mit Siegfried neu vermählt, von Worms scheidet, will sie auf all 10 anderes Erbe verzichten, nur die Recken sollen zwischen ihr und den Brüdern geteilt werden. Sie wählt sich Hagen und die Seinigen zum „Heimgesinde". Doch zürnend erwidert er: „Wir Tronecker müssen bei den Königen bleiben, denen wir alldaher gefolgt haben[2])."

15 Diesen folgen sie auch ferner bis in den gemeinsamen Untergang.

Von solcher Treue in jeder Not heißen die Recken manchmal auch Notgestalden, Helden zu rechter Not, dann die Stäten, die Notfesten, die Sturmfesten[3]).

---

[1]) Nib. 22: In diente vor ir landen vil stolziu ritterschaft mit lobelichen eren unz an ir endes zit. 30: In waren undertan ouch die besten recken, von den man hat gesagt, stark unde vil küene, in scharpfen striten unverzagt. 1125: Do hiez der kunec riche mit siner swester gan, die ir dienen solden, wol hundert siner man, ir unt siner mage, die trûgen swert en-hant. Daz was daz hove-gesinde von der Burgondenlant. 6725: Nu solte min herre Giselher nemen doch ein wip (sagt Hagen). Ez ist so hoher mage der mark-gravinne lip, daz wir ir gerne dienten, ich unde sine man, und solde-s under krone da zen Burgonden gan. 4811: Welt ir ir des günnen, so sol si krone tragen vor Ezelen recken; daz hiez ir min herre sagen. 7744: Man sol mich (Hagen) sehen selten ze hove nach Ortliebe gan. Gudrun 67: Da sy bey recken solten tragen krone. 708: Die vor seinen helden ze hove solde gan (Hilde). 5182: Wann ich (Gudrun) steen vnder crone vor ewrn recken gût, so hayss ich küniginne. 2192: Die alten zu den jungen trûgen ze hofe swert.

[2]) Nib. 2797 (Str. 705): Do sprach diu vrowe Criemhilt: Habt ir (Siegfried) der erbe rat umb Burgunde degene! so liht ez niht enstat, si mag ein kunic gerne füeren in sin lant. Ja sol si mit mir teilen miner lieben brüeder hant. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man, die sin dir heimgesinde. 2809: Ander iwer gesinde die lat in volgen mite (sagt Hagen zornig), want ir doch wol bekennet der Tronegære site, wir müezen bi den kunigen hie ze hofe bestan wir suln in langer dienen den wir alher gevolget han. 3306: Zwiu sold ich (Brunhild) verkiesen so maniges ritters lip, der uns mit dem degene dienstlich ist undertan? Gudrun 6496: Er sprach: Du solt sy mynnen, du hast von ir manigen recken gûten.

[3]) Rother 3548: Rother lieuer herre min, daz sin die notstadele din. Dietrichs Fl. 9277: Da waren recken zu ir hant, die man heizzet genotigot wigant. 4657: Die sine (Hildebrands) notgestalden. 6619: Die stritherten. Rab. 149: Die notgestalden alle ... die dem von Perne wolden vff Ermrichen helffen als sie solden. 537: Wie vil der dinen notgestalden were. 834: Und sint auch daz die besten in herten striten die vil notvesten. 75: Ja sint ez helde stete. 86: Dez gewerten in die starcken vnd die steten. 837: Ahey daz waren helden stete, die slugen durch die ringe, daz daz plute dar auz schrete. Alphart 74: Zwene helden zu rechter not. 76: Zu den nœthen verwegen. 160: Alphart der junge degen was ein held zu rechter not. Klage 1057: Da ruwent si mich (Dietrich) sere die notgestallen mine. Dietleib 11 013: Der sturmveste. 11 292: Manig ritter sturmveste. 12 129: Die sturmvesten. Gudrun 2483: Nu was der notueste kumen in das lanndt. Dietrichs Fl. 5120: Die starcken und die notuesten. 6297: Die notuesten.

Über die germanischen Gefolgschaften berichtet Tacitus mehreres vornehmlich hierher Bezügliche. Das war der Fürsten Macht und Würde, stets von einer großen Schar erlesener Jünglinge umgeben zu sein, im Frieden eine Zier, im Krieg eine Schutzwehr. In der Schlacht war zwischen Fürsten und Gefolg ein Wetteifer der Tapferkeit. Ehrlos für immer, wer, ihn überlebend, aus dem Gefechte wich; ihn verteidigen, schirmen, seinem Ruhme die eigenen Heldentaten beimessen, heilige Eidespflicht[1]). Später, im vierten Jahrhundert, sehen wir den Alemannen Chnodomar an der Spitze eines Gefolges, das, als der König sich römischer Übermacht ergeben, für schändlich hält, ihn zu überleben oder nicht mit ihm zu sterben, und sich mit ihm binden läßt[2]). An Kriemhilds Heimgesinde erinnert das große Gefolge edler und streitbarer Männer, das der Ostgote Theoderich seiner Schwester Amalafrida bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönige Thrasamund mitgibt und welches nachher der Fürstin unglückliches Schicksal teilt[3]).

Der Kreis der ausgezeichnetsten Recken, die zunächst um den König versammelt sind, ist gewöhnlich in der Zwölfzahl gedacht, in der Art, daß der König bald mitgezählt ist, bald nicht. So erfüllt Wolfdietrich mit seinen elf Dienstmannen, d. h. seinem Meister Berchtung und dessen zehn Söhnen, diese

---

[1]) Tacit. Germ. c. 13: Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur; magnaque et comitum æmulatio, quibus primus apud principem suum locus; et principum, cui plurimi et acerrimi comites. Hæc dignitas, hæ vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello præsidium. C. 14: Cum ventum in aciem, turpe principi, virtute vinci, turpe comitatui, virtutem principis non adæquare. Jam vero infame in omnem vitam ac probosum, superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriæ ejus assignare, præcipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant: comites pro principe.

[2]) Ammian. Marcellin. l. XVI, c. 12: Quibus visis compulsus ad ultimos metus, (Chnodomarius) ultro se dedit, solus egressus: comitesque ejus ducenti numero, et tres amici junctissimi, flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus, tradidere se vinciendos. Nach Chr. 357. So will auch das Gefolge des Angelsachsen Byrhtnoth (991) den gefallenen Herrn nicht rachelos überleben. Conybeare S. XCIV bis XCVI.

[3]) Procop. l. I, 8: Conjuge, nec marem unquam, nec fœminam enixa, viduatus (Thrasamundus, Vandalor. rex), ut regnum optime stabiliret, missa ad Theodoricum Gothorum regem legatione, sibi uxorem poscit sororem ejus Amalafridam, a recenti viri funere viduam. Sororem illi misit cum comitatu Gothorum mille nobilium, qui stipatorum munus obirent: hos secuta sunt ministeria e viris bellicosis collecta ad quina circiter millia. Unum item e Siciliæ promontoriis (Lilybæum vocant) sorori Theodoricus donavit. Masc. II, Anm. 38 u. Sobann l. I, c. 9: Regnante Ilderico (Vandal. reg.) Mauri Bizaceni, qui parebant Antallæ, prœlio fudere Vandalos, hisque (Vandalis) societatem et amicitiam renunciarunt Theodoricus et Gotthi, ideo facti hostes, quod Amalafrida in custodiis asservaretur, cæsique, ad internecionem Gotthi fuissent, impacto illis crimine conjurationis in Vandalos et Ildericum. Minime tamen ultum ivit Theodoricus, suas opes intelligens non sufficere ingenti classi, qua bellum in Africam portaret. Masc. II, Anm. 40, 2. Amalafrid wurde später höchst wahrscheinlich umgebracht. Ebd. 39, 6.

Zahl. In Dietrichs von Bern Gefolge werden mit dem Meister Hildebrand bald elf, bald zwölf Recken genannt. Den drei burgundischen Königsbrüdern sind neun namhafte Helden beigegeben; und wo sich die Heldenkreise feindlich gegenübertreten,
5 kämpfen zwölfe gegen zwölfe.

Die Zwölfzahl bildet nun auch in den deutschen Rechten häufig eine volle Verwandtschaft. Für die gesippten Eideshelfer, welche ursprünglich und zugleich auch Fehdegenossen sind, ist zwölfe entweder die bestimmte Zahl oder, bei verstärkter Menge
10 derselben, die Grundzahl; auch der Schöffen sind mit dem Richter oder ohne ihn zwölfe. Bei den Geschwornengerichten zeigt sich noch dasselbe Verhältnis (Rogge S. 191. 162. 244. Grimm, Rechtsaltert. S. 217). Von der Familie ist offenbar diese Zahl auch auf die Gefolgschaft und in das Heldenlied über-
15 gegangen, wo, wie öfters erwähnt worden, die vornehmsten Recken Mannen und Mage des Königs zugleich sind. Wo dieser in seiner Vollkraft, in seiner Ganzheit auftritt, erscheint er selbzwölfte.

Als Siegfried, Kriemhilden zu erwerben, gen Worms ziehen
20 und sein Vater ihn dazu zahlreich ausrüsten will, sagt er (Nibel. Lachm. 60):

> Si mac wol sus ertwingen dâ mîn eines hant.
> ich wil selbe zwelfter in Guntheres lant.

Als der Markgraf Rüdeger endlich entschlossen ist, gegen
25 die Burgunden zu kämpfen, sagt das Lied (Nibel. Lachm. 2106):

> Gewâffent wart dô Rüedegêr mit fümf hundert man;
> dar über zwelf recken sach man mit îm gân;
> di wolten prîs erwerben in des sturmes nôt.

Dietleib 5241: Der pote sprach: ich sach da stan
30 wol zwelfe Dietriches man,
der yetzlicher seines rates phlag.

Im Volksliede von Hildebrand wird dieser gewarnt (Str. 23):

> Was begegnet dir auf der marke? der junge Alebrand;
> Ja rittestu selbzwölfte, von ihm würdestu angerand;

35 d. h. rittest du in ganzer, voller Genossenschaft.

Die Reihe der Recken, welche das Gefolge des Königs ausmachen und an deren Spitze der Meister steht, mustern wir

nun noch weiter, in der Art, daß wir von den Spuren des höheren Altertums zu den Ansätzen späterer Bildung vorschreiten.

Heergesellen.

Die Bande des Bluts waren die erste, natürliche Gewähr gegenseitigen Schutzes. Das Leben des einzelnen schien in 5 dem Grade sicher gestellt, je zahlreichere Verwandtschaft seinen Tod zu rächen drohte. Wir haben bereits erwähnt, wie im Norden ein der Blutsverwandtschaft in den Wirkungen gleichartiges Verhältnis dadurch gebildet wurde, daß man Kinder in die Pflege andrer Häuser übergab. Nicht bloß wurden hier- 10 durch der Erzieher und dessen Söhne dem Pflegling als Vater und Brüder innig verbunden, die Allgemeinheit der Sitte scheint besonders auch darin ihren Grund gehabt zu haben, daß durch solche Übergabe die beiderseitigen Geschlechter selbst sich verwandt und hilfpflichtig wurden[1]). Aber noch eine weitere Aus- 15 bildung der Verwandtschaftsbande war den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Wenn der junge Normann die Waffen ergriff, wenn er auf kühne Seezüge ausfuhr, in welchen er den Beruf seiner kräftigen Lebensjahre fand, da mußten ihm die erwünschtesten Genossen diejenigen sein, von deren Kraft und 20 Fertigkeit er sich den wirksamsten Beistand versprechen durfte[2]). So knüpfte sich ein Band der Wahl, das man aber durch sinnbildliche Handlung denen des Blutes und der Pflege gleichzustellen suchte. Die Weihe solcher Verbrüderung bestand nämlich darin: man schnitt lange Rasenstücke auf, befestigte sie an 25 den Enden in der Erde, richtete sie auf und stützte sie mit einem Spieße; dann traten die Freunde darunter, verwundeten sich, ließen ihr Blut zusammenfließen und vermischten es mit Erde, fielen sofort auf die Knie und schwuren bei den Göttern, einer des andern Tod zu rächen, wie Brüder, worauf sie sich die Hände 30

[1]) In der Orvaroddssaga, K. 1 (Rafn III, 2. S. 61) bittet sich Ingjald zum Lohne der Gastfreundschaft von Grim Lodinkin aus, daß dieser, ein sehr reicher und mächtiger Mann, seinen Sohn Odd ihm zurücklasse. „Nej," svarede Ingjald, „Penge har jeg nok af, men din Bistand og dit Venskab önsker jeg mig, og at du skal befæste det ved at lade din Sön Odd blive her tilbage." „Jeg veed ikke," sagde Grim, „hvad Lopthæna (Grims Frau) siger dertil." „Ja!" svarede Lopthæna, som var tilstede, „saa godt et Tilbud tager jeg med Glæde imod." Auch Ingjald ist ein reicher Bonde.

[2]) Die Gesetze der Jomsvikingen verpflichteten zu gegenseitiger Blutrache. Den ene skulde hevne den anden som Fader eller Broder. Müllers Sagabibl. III, 63. 89.

reichten[1]). Das zusammenfließende Blut bedeutet offenbar die Einigung in der Blutsverwandtschaft und in den aufgerichteten Rasenstücken erkennen wir das gemeinschaftliche Dach, unter welchem natürliche und Pflegegeschwister auferzogen werden; noch heute sind im höheren Norden die Häuser mit Rasen gedeckt[2]). Auch wurden diese Verbindungen Pflegbrüderschaft (Fostbrödralag) genannt. Sie wurden manchmal gerade von solchen eingegangen, die sich eben erst im Kampfe gegeneinander geprüft hatten[3]), sie mußten jeder engeren Freundschaft das Siegel aufdrücken und sagten dem kriegsrüstigen Geiste der Normänner so sehr zu, daß sie, obgleich ein abgeleitetes Verhältnis, dem ursprünglichen der Blutsverwandtschaft vorgesetzt wurden, daher Blutsfreunde selbst, welche sich zu Schutz und Trutz auf das festeste verpflichten wollten, den Pflegbrüdereid zusammen

---

[1]) Müller, Sagabibl. I, 168 (Gisle Surssöns Saga.): De gaae nu ud paa en Odde, opskiære Strimler af Grönsvær, hvis Ender de befæste i Jorden, og understötte det med et Spyd saaledes, at man med Haanden kunde röre ved Naglen, der holdt Spydsjernet. Alle fire gaae derunder, saare sig, lade deres Blod löbe paa Jorden under Grönsværen, og röre Jorden og Blodet saamen. Derpaa faldt de paa Knæ, og svore ved alle Guder, at den ene vilde hevne den anden som en Broder. Men da de skulde give hinanden Hænder usw. Ebend. I, 153 (Fostbrödresaga): Thorgeir og Thormod vare tvende tappre, men ustyrlige Ynglinge fra den nordlige Deel af Island, som uagtet den indförte Kristendom havde tilsvoret hinanden paa gammel Viis Fostbroderskab, og at skulle hevne hinandens Död. De havde nemlig skaaret trende lange Strimler af Grönsvær, fastgiort Enderne i Jorden, men saaledes löftet Grönsværen, at den sværgende kunde gaae derunder. Ebend. II, 656 (Saga om Illuge Grydefostre): De svore Fostbrödrelag, og lode deres Blod rinde sammen, under Löfte ad hevne hinandens Död. Saxo Gramm. l. I, S. 12: Spoliatum nutrice Hadingum grandævus forte quidam, altero orbus oculo, solitarium miseratus, Lisero cuidam piratæ solenni pactionis jure conciliat. Siquidem icturi fœdus veteres vestigia sua mutui sanguinis aspersione perfundere consueverant, amicitiarum pignus alterni cruoris commercio firmaturi. Quo pacto Liserus et Hadingus arctissimis societatis vinculis colligati, Lokero, Curetum tyranno, bellum denunciant. Id. l. IV, S. 82: Ipse equidem (Britann. rex) ac Fengo, ut alter alterius ultorem ageret, mutua quondam pactione decreverant usw. Finn Magn. Edd. II, 287 (Lokasenna): Loke: Mindes du vel Odin! Da vi i Tidens Morgen Blanded fælles Blod (E. O. blandede Blod sammen); Da lod du som om aldrig En Drik du vilde smage Hvis ei manden os begge böd. In der Anmerkung zu dieser Stelle II, 308 sagt Finn Magn.: Blodpagter (hvortil vel ogsaa Omskjærelsen i visse Maades höres) vare fra ældgamle Tider af almindelige i Oesterlandene. Udförligst bescrives en saadan, ved et Fostbroderskabs Stiftels ei Armenien, af Tacitus Annal. 12, 47. Ifr. Lucians Toxaris (om Skytherne). Flere hertil hörende Efterretninger findes hos Herodot og Mela. Die Stelle in Tacit. ann. XII, 47, wo vom Frieden zwischen Rhadamistus und Mithribates, welcher verraten wird, die Rede ist, lautet: Simul in lucum propinquum trahit, provisum illic sacrificium imperatum dictitans, ut diis testibus pax firmaretur. Mos est regibus, quotiens in societatem coëant, implicare dextras, pollicesque inter se vincire nodoque præstringere: mox, ubi sanguis artus extremos suffuderit, levi ictu cruorem eliciunt atque invicem lambunt. Id fœdus arcanum habetur quasi mutuo cruore sacratum. Sed tunc, qui ea vincula admovebat, decidisse simulans, genua Mithridatis invadit, ipsumque prosternit; simulque, concursu plurium, injiciuntur catenæ. Vgl. auch Orph. Argon. 303 ff.

[2]) Vgl. Sagan af Niáli. Kavpm. 1772. K. 80. S. 119. Troils Briefe über Island 72: „Das Dach wird mit Rasen gedeckt, die über Sparren, bisweilen auch, welches doch dauerhafter aber auch kostbarer als Holz ist, über Rippen von Walfischen gelegt werden.“ Der Spieß mag Stützen oder Holzsäulen, wovon öfters die Rede ist, bezeichnen.

[3]) Z. B. Sagabibl. I, 178: At indgaae Staldbroderskab med hinanden. Vgl. die Notgestalden.

schworen[1]). Das Christentum konnte diese Verbrüderungen zur Blutrache nicht für erlaubt anerkennen; dennoch hörten sie mit dessen Einführung nicht sogleich auf[2]).

Daß in der nordischen Darstellung unsres Heldenkreises die Pflegbrüderschaft nicht fehle, bringt schon die Landesart mit sich. Sigurd schwört solche mit den Giukungen und Gunnarn wird das zumeist vorgeworfen, daß er vergessen, wie sie ihr Blut zusammenrinnen ließen[3]).

In den deutschen Dichtungen erscheint keineswegs diese scharfausgeprägte Form der Genossenschaft. War sie auch bei den deutschen Völkern vorhanden, so mußte sie doch früher dem Einflusse des Christentums und der Ausbildung des Lehenstaats weichen, welcher, wie jeder allgemeinere Verband, geeignet war, einzelne Verbrüderungen in sich aufzulösen. Gleichwohl treffen wir auch in unsern Liedern auf merkwürdige Züge, zu deren Erläuterung es nötig schien, auf den heidnischen Gebrauch zurückzugehen.

Die alten Rechte des Bluts wußten sich auch im Lehensverbande geltend zu machen; doppeltes Band hielt nur um so fester. Es war der Vorteil des Lehnsherrn, die größern Lehen an seine Angehörigen zu vergaben oder die mächtigern Vasallen durch Verwandtschaft sich näher zu verknüpfen. Darum ist fast jeder ausgezeichnete Recke „Mann und Mage“ zugleich; die Wölfinge sind den Amelungen, die Tronecker dem burgundischen Königsstamme verwandt. Daß auch die Verwandtschaft durch Pflege nicht unbekannt war, haben wir an dem Verhältnisse des Meisters und seiner Söhne zu dem jungen Könige darzutun versucht und eine weitere Spur derselben werden wir in der Schildgenossenschaft nachzuweisen uns bemühen. Nicht minder tritt endlich die geschworne Brüderschaft zwischen einzelnen, die wechselseitige Verbindlichkeit zur Blutrache, in bestimmten

---

[1]) In der oben angeführten Hauptstelle, Sagabibl. I, 168 gehen zwei Brüder und zwei Schwäger diese Verbindung ein, um die Weissagung Lügen zu strafen, daß ihr Übermut nicht lange dauern werde: sie geraten aber bei der Zeremonie selbst in Streit.

[2]) S. die aus Fostbr. S. ausgehobene Stelle. Sodann Sagabibl. I, 165 (S. von Biörn Hitdälakappe): Thorstein og Biörn indgik derpaa nöie Venskab, og lovede at hevne hinandens Död, dog betingede Thorstein sig, at efterdi de nu vare Kristne, og altsaa vidste bedre end för, hvad de burde giöre, skulde ikke allene Manddrab, men ogsaa Böder og anden lovbestemt Straf ansees for anstændig Hevn.

[3]) Grimm, Edd. 242 f. 254 f. 236 f.: „Gedenkst du nicht, Gunnar, genugsam das, daß ihr Blut in die Spur beide rinnen ließet?“ Finn M. Edd. IV, 61. 69. 88: Ej du det Gunnar! Fuldelig mindes Da I Blod i Spor Begge udgjöde. Volf. Sag. K. 35. S. 124 f. K. 39. S. 156. Rafn II, 1. S. 89 f. 113. Saxo B. V. S. 133: At Hoginus filiam suam Hithino despondit, coniurato invicem, uter ferro perisset, alterum alterius ultorem fore.

Beispielen zutage. Die Worte Gesellschaft, Gesellen, Heergesellen, sonst auch von allgemeinerer Bedeutung, bezeichnen in solchen Fällen jene engere Verbindung. Wolfdietrich und Otnit, die sich erst unter der Linde zu Garten bekämpft, schwören beim
5 Abschied, einer des andern Tod zu rächen[1]). Die Helden von Bern und Laurin schwören sich, nach hartem Streit, Gesellschaft zu[2]). Auch Heime hat gegen Wittich, der ihm aus Todesgefahr geholfen, sich vereidet, in keiner Not denselben zu verlassen[3]). So getreulich in der Nibelungennot die burgundischen
10 Helden alle zusammenhalten, so besteht doch zwischen Volker und Hagen noch besondre Genossenschaft. Als die Burgunden an Etzels Hof angekommen und schon durch schlimme Anzeigen gewarnt sind, blickt Hagen über die Achsel nach einem Heergesellen, den er auch in dem kühnen Volker gewinnt. Diese
15 beiden stehen fortan überall zusammen, schaffen sich im Kampf in die Hände, behalten einander wohl im Auge, erfreuen sich je einer an des andern Wort und Tat. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich trotzend Kriemhilds Saale gegenüber auf die Bank, wo sie gleich wilden Tieren von den Hunnen
20 angegafft werden. Als nun die Königin mit einer großen Schar Gewaffneter sich nähert, fragt Hagen seinen Freund, ob dieser ihm beistehen werde, wenn es zum Streite komme. Volker versichert, er werde keinen Fuß breit weichen und käme der König mit all seinen Recken. „Wes bedarf ich dann mehr?“

---

[1]) Wolfd. 70b, 6: Sy redten zů der eyle, Wer es das keme not, Auch sich erhieb die weyle, Das einer lege todt, Das schwůren sy besunder Zů rechen an der zeyt. Das seyt man durch ein wunder In allen landen weyt. Wolfdietrichs Dienstmannen heißen seine Eidgenossen 51b, 3. 55b, 8; er selbst 69a, 3 der tugend ein eydtgenoß; Riesen 51a, 2 des teüffels eydtgenosse; ebenso 82b, 1 ein riesenhaftes Ungetüm. Dem Verhältnis Wolfdietrichs zu seinem treuen Gesellen Wernher, den er als Heiden bekämpft und dann getauft, mag ursprünglich auch eine solche Genossenschaft zugrunde gelegen sein. 48b, 1 v. u.: Do sprach wolfdietheriche: Wernher, geselle mein, So rechte tugentliche Wiltu hie bey mir sein? Er sprach: ja, fürste here, Biß auf meins endes zil, Das ich mich nimmermere Von eüch gescheiden wil. 89a, 1—4: Und wernher an seiner seyten Was jm getreülich mit. Das was in herten streyten Gutes gesellen sit. . . . Do er (Wolfdietrich) nůn auf der heyde Den gesellen sein verlos, Do geschach jm also leyde, Sein sorge die war groß. Do er die rechten mere Aller ersten do vernam, Von seinen schlegen schwere Mancher zum tode kam.

[2]) Laur. 196: Wir wollen all gesellen syn. Dietlieb und her Dietherich Mit ganzen truwen sicherlich Schwůrent do geselschaft. Sy hetten beyde grosse krafft Vnd der kleine laurin Můst in dem fryd begriffen syn, Es stůnd kurz oder lang. Laurin do her für sprang. Er sprach zu dem schwager syn: Seid wir nů gesellen syn, So wil ich vns machen vndertan Alles das ich gůtes han.

[3]) Alph. 251: Hörst du das, geselle Heime? sprach Wittich der degen. Uns kan niemand gescheiden, denn allein mein leben. Ich mahn dich deiner Eide, sprach der hochgeborn, Und deiner stäten treue, die du mir hast geschworn. 252: Dass du mir gehiessest bis an deinen tod, Dass mich dein hand nicht liesse von keinerhande not, Daran solt du gedenken, du auserwähiter degen, Wo ich dir kam zu hülffe und fristete dir dein leben. 253: Das thät ich zu Mautaren, da helf ich dir aus noth; da müsstest du fürwahre den grimmiglichen tod du und der von Berne beide genommen han, wenn nicht dass ich euch beiden so schier zu hülfe kam.

ruft Hagen getrost. Nachher gehen die Gäste mit Etzels Helden je paarweise zu Hof; da heißt es: wie sonst jemand sich gesellte, Volker und Hagen schieden sich nie, als in dem einen, letzten Sturme. In der Nacht vor dem Ausbruch des Kampfes übernimmt Hagen die Schildwache; alsbald erbietet sich ihm Volker zum Gefährten und dankbar antwortet jener: „In allen meinen Nöten begehr' ich niemand, denn dich allein.“ Seinem Gesellen muß Hagen helfen, und wär' es all seiner Blutsfreunde Tod. Ohnmaßen reut ihn, daß er jemals über dem Spielmann gesessen, den er so herrlich kämpfen sah. Wem von Hagen Friede ward, der hat ihn auch von Volkers Hand. Keine Not an Magen und Mannen geht jenem so nahe, als da er Volkern erschlagen sieht, seine Hilfe, seinen besten Heergesellen. Rächend haut er dem alten Hildebrand die Wunde, die nie mehr heilt. So finden wir auch hier die freigewählte Heergesellenschaft noch über Verwandtschaft und Lehenspflicht gestellt und die Todesrache, wenn nicht ausdrücklich beschworen, doch ohne Säumnis vollzogen. Aber eben die fest verbundene Heldenkraft dieser beiden ist langehin der mächtigste Schutz und Beistand für alle.

Wolfhart.

Freudiger Kriegsmut ist so sehr der Lebensatem aller Heldendichtung, daß nicht leicht in einem heroischen Fabelkreise, der sich zur vollständigen Zusammenreihung der Charaktere entwickelt hat, ein Held fehlen wird, der in seiner Person darstellt, was nach dem strengeren oder minder strengen Geiste jedes Volkes für das Äußerste der Kampflust und des kriegerischen Ungestüms gelten kann. In den deutschen Heldenliedern ist dieses die Rolle Wolfharts, vom Geschlechte der Wölfinge.

Der scharfe Norden hat seine Berserker, Kämpfer, welche, manchmal von plötzlicher Wut ergriffen, mit den Zähnen knirschen, in ihre Schilde beißen, glühende Kohlen verschlingen, durch loderndes Feuer laufen, ohne Panzer (Berserker bedeutet bis aufs Hemd, Unterkleid bloß) in den Streit rennen, ja in ihrem Blutdurst gegen die eignen Genossen toben und deshalb beim Ausbruch des Anfalls in Bande geschlagen werden[1]).

[1]) Sagabibl. I, 149 (Vatnsdälasaga): Af Ingemunds Sönner var Thorstein den sindigste, Jökul den stridbarste, og Thorer henreves stundom af Bersærkergangen, hvilket ansaaes for et Uheld. 150: Thorstein havde, for at befrie sin Broder for Bersærkegangen, der stundom kom over ham, naar han mindst önskede det, giord det Löfte til den Gud, han ansaae for den mægtigste, den der havde skabt Solen, at han vilde opdrage et Frillebarn, som hans Systersön Thorgrim havde ladet udsætte. Auch I, 38. Saxo B. VII, S. 189: Hic (Syualdus) septem filios habebat, tanto veneficiorum usu callentes, ut sæpe subitis

Odin, der Kampfgott, ward auch für den Stifter dieses Zustandes, der Berserkergang hieß, angesehen[1]). Übrigens gedenken auch Sagen von geschichtlicher Geltung der Berserkerwut, die als ein Unheil für den damit Befaßten betrachtet ward,
5 und noch das isländische Christenrecht von 1123 erklärt da, wo es gegen die Überbleibsel des Heidentums eifert, sowohl den Berserker selbst, als diejenigen, welche den Wütenden nicht zu bändigen sich bemühen, für rechtlos[2]). Es ist an sich nicht unglaublich, was in einer andern Schrift hierüber geäußert
10 worden, daß, in Zeiten vorwiegender Körperkraft, das Übermaß aufgeregter Lebensfülle sich zu augenblicklicher Raserei steigern konnte. (S. Menzel, Gesch. d. D. I, 10.)

Die deutschen Lieder erwähnen des Berserkerganges nicht ausdrücklich, aber einzelne Erscheinungen deuten darauf. Ro-
15 thern zu Hilfe führt der Riesenkönig Asprian zwölf riesenhafte Mannen, darunter den grimmigen Widolt, der seines Zornes

---

furoris viribus instincti solerent ore torvum infremere, scuta morsibus attentare, torridas fauce prunas absorbere, extructa quævis incendia penetrare; nec posset conceptus dementiæ motus alio remedii genere quam aut vinculorum injuriis, aut cædis humanæ piaculo temperari. Tantam illis rabiem sive sævitia ingenii, sive furiarum ferocitas inspirabat B. VII, S. 190: Ea tempestate Harthbenus quidam, ab Helsingia veniens, raptas regum filias stupro fœdare gloriæ loco ducebat usw. Tanta vero corporis magnitudine erat, ut novem cubitis proceritatis ejus dimensio tenderetur. Huic duodecim athletæ contubernales fuere, quibus officio erat, quoties illi præsaga pugnæ rabies incessisset, vinculorum remedio oborti furoris impetum propulsare. Ab his Haldanus Harthbenum ejusque pugiles viritim impetere jussus, non solum certamen spopondit, sed etiam victoriam sibi ingenti verborum fiducia promisit. Quo audito, Harthbenus, repentino furiarum afflatu correptus, summas clypei partes morsus acerbitate consumpsit, igneos ventri carbones mandare non destitit, raptas ore prunas in viscerum ima transfudit, crepitantia flammarum pericula percurrit, ad postremum omni sævitiæ genere debacchatus, in sex athletarum suorum præcordia furente manu ferrum convertit. Quam insaniam illi pugnanti aviditas, an naturæ ferocitas attulit, incertum est. Paul. Diac. hist. Lang. I, 20: Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes, solummodo corporis verebunda.

1) Heimskr. (Ynglinga Saga K. 6. I, 10. 11): Hann (Asa-Odinn) oc hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Odinn kunni sva gera, at í orustu urdu óvinir hans blindir, eda daufir, eda óttafullir; enn vopn þeirra bitu eigi helldr enn vendir: enn hans menn fóru bryniu lausir, oc voru galnir sem hundar edr vargar, bitu í skiölldu sína, voru sterki sem birnir eda gridungar: þeir drápu mannfólkit, enn hvartki elldr ne iarn orti á þá: þat er kallat berserksgangr. Dän. Übers. S. 11: Hand oc hands Hoffguder kallis Sangsmede (Dictemestere) thi den kunst bogynte fra dennem i Nordlandene. Odin kunde saa giöre, at hans Fiender udi Strit blefue blinde, elle döve eller forskræckede. Men deris Vaaben kunde icke bide mere end Ris-Qviste. Men hans egit Folk ginge frem foruden Brynie, saa galne som Hunde elle Ulfue, bede i deres Skiolde, oc vare saa stærke som Biörne eller Tiure, oc sloge ihiel for Fod, men huercken Ild eller Jærn kunde bide paa dennem. Det bleff kaldet Berserksgang (Kiempegang). Note 5: De Berserkis dictaque eorum rabie vide annotationes ad Christni-Saga p. 142.

2) Jus ecclesiast. vetus s. Thorlaco-Ketillian. constitut. an. Chr. MCXXIII. ed. Gr. Thorkelin. Havn. et Lips. 1776. Cap. XVI, um Blótskap, de Idololatria S. 78: Ef madr gengr bersercs gáng oc ver þat fiörbaugsgard, oc ver saa karlmönnom þeim er hiá ero nema þeir hepti hann at, þa ver engum þeirra er þeir vinna stödvat. Ef optar kemr at, oc ver pat fiörbaugsgardi: Furore actus berserkico relegetur, præsentesque viri, nisi rabidum compescant, eadem pœna afficiantur; si eum compescere possint, pœnæ obnoxii non sunt. Sæpius rabiens relegetur. Vgl. Münt. 544. 530.

wegen, einem Löwen gleich, an die Kette gelegt ist. Wenn sich Streit um ihn erhebt oder sonst sein Zorn erregt wird, sträubt er sich an der Tanne, brummt wie ein Bär, beißt in das Eisen, daß Feuerflammen herausfahren, schickt schreckliche Blicke umher und wirft mit Steinen um sich. Läßt man ihn von der Kette oder hat er selbst sie gebrochen, so schwingt er die ungeheure Stahlstange, womit er, wie mit Donnerschlägen, die Feinde zermalmt, daher er auch Widolt mit der Stange genannt ist. Unter den Kämpfern im Rosengarten erscheint der Riese Schruthan; wenn dieser sein Schwert auszieht und zu Streite geht, so verliert er seine Sinne, daß er niemand leben läßt; ein Heer würd' er vertilgen, wenn ihn sein Zorn ergreift[1]). Spuren solcher kriegerischen Wut zeigen sich noch bei Wate im Gudrunliede, der leichter in starken Stürmen ficht, als er bei schönen Frauen sitzt, der, blutberonnen, „mit griesgramenden Zähnen", Fremden und Freunden schreckbar, in seinem Zorne dahertobt, endlich bei Wolfhart, dessen Bild hier mit den festen und starken Strichen unsrer Lieder wiederzugeben ist.

Wolfhart, ein Wölfing, Meister Hildebrands Neffe und Alphatts Bruder, ist ein junger Held, der nimmer Streites satt wird[2]). Er heißt der starke, der schnelle (Nib. 6893—9202), der kühne, der grimme, in Schlachten der wütende Mann. Überall rät und reizt er zur Gewalt, zur Rache, zum offenen Kampfe. Was soll ein Recke, von dem niemand spricht? Besser, von Heldenhand, als auf dem Stroh zu sterben; je mehr Feinde, desto mehr müssen ihrer unterliegen[3]). Er verlangt stets den

[1]) Roseng. II, 126: Wer bestaht uns dann den Riesen, Der da heisset Schruthan Dem die riesen alle, Bis an das meer sind unterthan? 127: Als er sein schwerdt ausziehet, Und zu streite gat, So verleurt er seine sinne, Daß er niemand leben hat, Und wär vor ihm ein heere, Wenn ihn begreift sein zorn, Sie hätten sicherliche Alle den leib verlorn. Heldenb. 164a: Wer bestreyt vns dann den ryse, Der do heysset schrůthan, Dem die recken gryse Biß an das mör sind vntertan? Wann er syn schwert gewinne Und damit zů streite gat, So verleürt er syn sinne, Das er nyemant leben lat; Und wer vor jm ein höre, Wan in begreyfft der zorn, Und hetten geleiche wöre, Ir leben hetten sy verlorn. Widolt und Schruthan sind ganz als Riesen gedacht, vielleicht weil solche Unbändigkeit der späteren Zeit völlig fabelhaft erschien; doch bezeichnet eben das Riesige die ungeheure Körperkraft, die wir als Ursache der Berserkerwut angeführt, und auch die nordischen Berserker sind öfters Riesen, welche zu bekämpfen der edleren Helden Aufgabe und Verdienst ist.

[2]) Roseng. I, 192: Ich gedenke noch, Wolfhart, Du werdest strites mat. Dietr. Fl. 8430—46: Da muz ich vechtens werden satt Oder ich muz da geligen tot. Dietl. 11 415: Wie halt Wolfhart der mære Nie ware komen an die stat, Da er vechtens wurde sat, Doch was ermuedet so sein hant.

[3]) Sigen. 22: Was sult eynes edlen fursten leib, Des lob wurd gar verswigen usw. 123: So geschech mir lieber von (eines) heltes hant, den das (eyner) [ich] posleichen albie ersturb auf eynem stro: wurd ich erlich erslagen, des wer ich werlich fro. Dietr. Fl. 3393—95: Wir mussen doch ersterben; wir sullen hute werben, daz man uns klage hin nach. 6117—21: Ir geliget dester mer under. Rab. 526: Ir gel(e)it dester mer vnder ... ist ir vil (so) slahen wir ir desto mere Dietl. 7764—90: Zweu sol der in herefart, von dem man nicht se reden hat usw.

Vorstreit, rennt vorschnell und unaufhaltsam einem Löwen gleich, in wilden Sprüngen, unter die Feinde und tobt umher, daß ihm das Blut von den Füßen über das Haupt springt[1]). Im wildesten Kampfe verjüngt er sich, sein Herz klingt vor 5 Freuden, wie eine Schelle[2]). Zornigen Rufes, der laut, wie ein Horn, erschallt[3]), mahnt er die Streitgenossen, niemands zu schonen, Raben und Geier mit Blut zu laben, das Feld mit Leichen zu düngen; wen dürstet, der soll Blut trinken, die Scheide soll man wegwerfen und das Schwert kräftig in beide 10 Hände nehmen[4]).

Sein Aufzug im Rosengarten, wo er billig den ersten Kampf hat, wird so beschrieben: er führt im Schild einen goldnen Wolf, sein Speer ist armesdick, sein Roß, weiß wie Hermelin, geht in Sprüngen, auf dem lichten Helme steckt eine 15 silberweiße Stange mit Goldschellen, die, wenn er den Helm schüttelt, laut erklingen[5]), eben wie in seiner Brust das kampffreudige Herz.

---

1) Nib. 9193 (Str. 2208): Do wold er zû zim springen, wan daz in niht enlie Hildebrant sin œheim in vaste zim gevie: ich wæn du woldest wüeten, durch dinen tumben zorn usw. Lat abe den lewen, meister! er ist so grimme gmût usw. Alsam ein leu wilder lief er vor in dan; im wart ein gæhez volgen von sinen vriunden getan. Swie witer sprunge er pflæge usw. 9280 (Str. 2231): So rehte krefteclichen er zû dem kunege drang, daz imez blût under füzen alüber daz houbet spranc. Dietl. 9383: Er sprang, als wir hœren sagen, als ein wilder liebhart.

2) Dietr. Fl. 6981—92: Hei getet(en) wir noch eine vart do uns so wol (an) gelunge! ach wie dan myn hertz klunge vor freuden als ein schelle! wurde ich in miner zelle noch ymmer gewaltig alsam ee, so geschech werlichen wee dem könig Ermriche usw. Rab. 601: Wolfhart des tages in dem strite vaste junget.

3) Roseng. I, 1163: Wolfhart dem kuenen wart die rede zorn. Er begunde rueffen daz sin stim lut als ein horn: Er sprach: ich wil noch me striten durch den alten grin usw.

4) Dietr. Fl. 6024—38: Sie werden kleine gespart usw. 6402—30: Nu freuwt uch helde gute wir sollen in mannes blute heute waten untz uber die sporn usw. Ahei waz freude mir geschiht wen noch hute myn auge ansicht daz sich die geyr und die raben mit dem blute muzzen laben. 6456—64: Wolfhart der hochgemute schrey alsam ein wutend man: nu lant genesen nieman ... daz manig frawe hernach clait. 6544—61: Wolfhart schrei sere: Ir lat ir einen hin nicht ... ist under uns ieman, er sihe here oder furste, den von hitze durste, der leg sich nieder und trink daz blut und fecht aber als ein helt gut ... wir sollen uns mit blute twahen. 6702—7: In der zit kam Wolfhart gerant, als ob er were ein tobend man. Er rieff Dietlaiben an: Lazza den schilt auf daz lant! nym das swert in baide hant und slahe siege vngezalt. 8437—46: Da soln vogel und tier buzzen ires hungers gier mit azze und mit blute usw. 9370—77: Vaste rieff der sturmgite als ein wutender man: Lat, helde, dar gan und lazzet nieman genesen! Ez muz ein urtail wesen: wir soln auch nit langer leben. Ez wirt nieman von mir fried geben, jungen noch alten. Rab. 517—20: Wir tungen das gevilde, daz man hin abe sehe gan den bach von dem blute ... sprach der wutende man ... da von mynen handen muz fliezzen daz blut ... ich mache satel lere usw. 527: Raben und geyren die wartent ane zal. 601: Sie vielen vaste ane zal: owe, daz velt lag getunget. 747: Ahei! da sich ich myn tunge. 763: Der waz aller rot von blute. 855 f.: Ir tunget vast die wilde: werffet von den handen die schilde vnd nemt die swert mit krefften!

5) Roseng. I, 1116: Also vermessenclichen sprangt Wolfhart in den tot. Sin helm was gesteinet und gap ouch liechten schin. Do fûrt er an dem schilte ein wolf, was rot guldin. Do fûrt er uf dem helme, der degen vil gemeit, Ein silberwisse stange, von der man wunder seit, Daran die goltschellen, daz rede ich ane wank, Wenn er den helm erschutte, daz ez vil lut erklank. Sin ros gieng in sprüngen, das was wiz als ein harm. Do fûrt er in der hende ein sper groz als ein arm.

Zierliches Benehmen bei Frauen ist nicht seine Sache, des Kusses entbehrt er wohl, des Streites nicht. Er scherzt gern, doch nicht zum feinsten; nach dem Rosengarten, rät er, soll jeder Mann ein altes Trumm Seide mitnehmen, für den Fall, daß ihm der Schädel zertrennt würde; dort wird ihm auch, wie er selbst gesteht, sein ungekämmtes Haar von Hagens Schwerte nur allzu wohl geschlichtet[1]).

Sein jäher Zornmut verursacht, gegen Dietrichs Verbot, den Kampf der Wölfinge mit den Nibelungen, darin jene, außer Hildebrand, sämtlich untergehen. Als er selbst von Giselhern die Todeswunde empfangen, läßt er den Schild fallen, hebt hoch das Schwert und gibt dem Gegner den Tod. Hildebrand sieht den Neffen im Blute liegen und will ihn aus dem Hause tragen, aber Wolfhart ist ihm zu schwer. Aus dem Blute blickend, heißt er den Oheim den Verwandten sagen, daß sie um ihn nicht weinen, von eines Königs Handen lieg' er hier herrlich tot und sein Leben habe er so vergolten, daß von ihm allein wohl hundert erschlagen liegen[2]). Nachher findet Dietrich den Leichnam; mit rötlichem (jugendlichem) Bart und durchbissenen Zähnen liegt Wolfhart unter den Erschlagenen, das Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß[3]).

---

[1]) Im Sigenot (126—32) scherzt er mit Uten, sie soll sich nicht um einen Alten grämen; ihm selbst kehren alle Frauen das Hinterteil zu. Roseng. I, 145—56: Nu küsse sy der teuffel ... ich minne lieber ein junckfrowe muleht unde swartz. 195—244: Solt ich noch Wurmez riten vmb einen rosencranz? Ich belib lieber hie heimen, so blibet mir der schedel ganz ... Ich wil ir lon die rosen, ich hab ir heimen genůg. Ich hab disen sumer gegangen, daz ich ir keine trůg ... Ich wil mich nit me ruemen, den ich vol bringen mag. Ich gebe für daz küssen lieber einen schlag ... Ires kusses enbir ich wol, irs strites enbir ich nicht ... Ieder man sol mit im füeren ein altez sidin dron, Wirt im sin houbet endrennet, zů dem ist ez im fron. 671—78 zürnt er, daß man den einzigen Fergen fürchte: wie süllent wir den in dem garten zwelf gesigen an? Wir sullen ime flehen als man dem esel tůt, Wenne er nüt seck wil tragen, mit einem knütel gůt usw. 2255—66: Wolfhart ist ungezogen usw. Er setzet rosen krenze uf ungekemtez hor ... Min hor ist mir gekembet gar unvermessenlich ... Also mir ist geslichtet, ich trüeg ez lieber krump. Hagene von Tronie mir mines hores pflag. Mit sinem gůten swerte gap er mir mangen slag usw. Roseng. II, 38 verschmäht er das Magdtum der Jungfrau: das ist mein beste freude, wenn ich fechten soll.

[2]) Nib. 9301 (Str. 2234): Also der küene Wolfhart der wunden do enpfant, den schilt den liez er vallen, hoher an der hant hůb er ein starkes waffen, daz was scharpf genůc; durch helm unt durch ringe der helt do Giselheren slůc. Sie heten beide einander den grimmen tot getan. 9310 ff.: Hildebrant was gegan, da Wolfhart was gevallen nider in daz blůt. Er besloz mit den armen den reken küen unde gůt. Er wolden uzem huse mit im tragen dan; er was ein teil ze swære, er můse in ligen lan. Do blikte uz dem blůte der rewunde man, er sach wol daz im gerne sin neve het geholfen dan. Do sprach der totwunde usw. Unde ob mich mine mage nach tode wellen klagen, den næhesten und den besten den sult ir von mir sagen, daz si nach mir niht weinen, daz ist ane not, vor eines küneges handen lige ich hie herlichen tot. Ich han ouch so vergolten hier inne minen lip, daz ez wol mugen beweinen der gůten ritter wip. Ob iuch des iemen vrage, so mugt ir balde sagen, vor min eines handen ligent wol hundert erslagen.

[3]) Klag. 1758 (Lachm. 835): Do sah er (Dietrich) Wolfharte mit rotelihtem barte Tot gevallen in das bluot ... Wolfhart der wigant der het verchlomen in der hant daz swert in sturmesherter not, swie der helt doch wære tot, daz dietrich und hiltebrant im daz swert

Beständig in Dietrichs Gefolge, dient Wolfhart dazu, den Charakter des Hauptthelden durch Gegensatz hervorzuheben. Wenn Dietrich zögert, tobt Wolfhart, durch Hohn und Trotz sucht er den zweifelmütigen Herrn aufzureizen; aber des Berners 5 Zornflamme, die nur im rechten Augenblick auflodert, ist entscheidend und siegreich, während Wolfharts nimmersatte, voreilige Wut ihn selbst und andre in Not und Verderben reißt.

Der Spielmann.

In einer Welt, die gänzlich vom Gesange getragen ist, muß der Gesang selbst seine Geltung haben. Je weiter hin- 10 auf im Reiche der Lieder und Sagen, je unbedenklicher führen noch Könige und Helden das Saitenspiel, je wirksamer greift der Zauber der Töne in den Gang der Begebenheiten ein.

Drei Helden deutscher Sagenkreise sind der Töne mächtig, Rother, Horand und Volker, außerdem, daß manchmal eine 15 rüstige Schar singend daherreitet.

Das Gedicht von Rother hat noch recht seinen Grundton in den drei Harfenschlägen, welche dieser König den abfahrenden Boten zum Zeichen gibt, daran sie in der Not seiner gewiß sein sollen. Getrost auf diese Klänge fahren sie hin, mit 20 lautem Ruf und sausenden Segeln. Als sie zu lang ausbleiben, nimmt er wieder die Harfe und steigt selbst zu Schiffe. Die Königstreue, die sonst mit dem Schwerte sich bewährt, waltet hier im Wohllaut des Saitenspiels. Denn als die Gefangenen, auf Rothers Bürgschaft, zum erstenmal wieder außerhalb des 25 Kerkers gespeist werden, da erklingt hinter dem Umhang der Leich, von dem ihnen Becher und Messer entfallen; freudetrunken begrüßen sie den „reichen Harfner", dessen erste Klänge ihnen die Losung zur Freiheit, der Königstochter aber, als Zeugin dieser wunderbaren Wirkung, das Wahrzeichen sind, 30 woran sie den König erkennt, dem sie jetzt zu folgen bereit ist[1].

Im Hegelingenliede führt nicht der König Hettel selbst die Braut heim, sondern sein Recke, der sangeskundige Horand. Aber in diesem erscheint noch jene Ansicht des Altertums, daß der Musik ein Zauber, eine unwiderstehliche Gewalt über die

---

uz der hant chunden nie gebrechen, dem zornmûtes vrechen, unz daz sis mit zangen uz sinen vingern langen mûsen chlosen dem man. Do man daz wafen gewan, owe, sprach her Dietrich, vil guot swert, wer sol dich nu mer so herliche tragen? du wirst nimmer mer geslagen so vil bi kunigen richen, also dich vil lobelichen hat geslagen Wolfhart ... Wolfhart vor den wiganden mit durchbizzen zanden noch lach in dem bluote. In hiez der degen guote heben uz der aschen: sin herre bat in waschen und vlœwen uz den ringen.

[1]) Sonst kommen in dem Liede von Rother noch mehrmals Spielleute als eigentliche joculatores vor. Die Rückentführung durch den Spielmann ist Wiederholung dessen, was ursprünglich durch den König selbst geschieht.

Natur und das menschliche Gemüt innewohne. Wenn Horand singt, dann schweigen die Vögel, die Tiere des Waldes lassen ihre Weide stehen, das Gewürm kriecht nicht weiter im Grase, die Fische schwimmen nicht von der Stelle, Traurige werden getröstet und Kranke gesund, den Gesunden schwinden die Sinne; 5 dann muß die Jungfrau aus der Kammer an die Zinne und zuletzt folgt sie dem Sänger über das Meer. Die süße Weise, von der sie bezwungen wird, hat weder zuvor noch hernach ein Christenmensch gelernt, Horand hat dieselbe auf der „wilden Flut" gehört, d. h. von irgend einem Wassergeiste. Denn eben 10 den Naturgeistern in Berg und Flut sind solche Wunderklänge vornehmlich eigen, wie auch unser Bergkönig Elberich die Harfe herrlich spielt[1]). All dieses stimmt oft wörtlich mit den Schilderungen überein, die in schwedischen, dänischen und schottischen Volksliedern von der Wunderkraft des Gesanges oder der Gold- 15 harfe gemacht sind, wodurch die Tochter des Bergkönigs oder die Jungfrau im Elfenhaine den Christenmann verlockt, oder umgekehrt der christliche Bräutigam dem Wassernix die geraubte Braut abnötigt, oder auch eine Hirtin, ein Mühlmädchen den König hinreißt, die Goldkrone auf ihr Haupt zu setzen. Von 20 solchen Zaubertönen heißt es dann in den Liedern: die Vögel auf den Zweigen vergessen, was sie singen sollen, Waldtiere und Fische, wohin sie springen oder schwimmen wollten; der Falke breitet seine Schwingen aus, der Fisch spielt mit seinen Flossen; die Wiese blüht, der Wald belaubt sich; Menschen und 25 Wassergeistern lacht und weint das Herz; der König und seine Hofleute tanzen, Holz und Halm tanzen mit; die Rinde wird vom Baume gespielt, das Horn von der Stirne des Stieres, der Turm von der Kirche; Leichen erstehen aus den Gräbern, die versunkene Braut hebt den weißen Arm aus den Wellen 30 und eilt auf den Schoß des Geliebten zurück[2]).

Daß man vom Wassernix (Strömkarl, Necken) Musik lernen könne, daß es eine den Elfen abgehörte Tanzweise gebe, bei welcher Junge und Alte, Blinde und Lahme, die Kinder in der Wiege, selbst alle Hausgeräte zu tanzen anheben und wo- 35 von der Spieler selbst nicht ablassen könne, wenn er nicht das

---

[1]) Otn. Str. 522: Do trûg Elberich der cleine ein harpfe in der hant. Er rûrte also geschwinde die seiten alle sant. In einem süssen tone, Das der sal erdoß usw. Darum kann auch Laurin zû Bern ein gaugkler sin (Heldenb. 207a). Die Berge Laurins usw. sind ohnehin voll Klanges. Silv. de romanc. S. 244. 261.

[2]) Svensk. Folkvis. I, 33. 35. 128 (Riddaren Tynne). III, 47 (Vallpiga). 51 f. (Vallkulla). 54. 57 (Qvarnpiga). 142. 144. 147 (Harpans kraft). 170 (schwed. Elfenhöh'). Udv. dansk. Vis. I, 235 (Elvehöj. Vgl. Grimm 156, 521). 328 f. (Harpens kraft). Bei den Alten Orpheus, Sirenen. Jamieson, Popul. Ball. and Songs. Edinburg 1806. I, 93, 99.

Stück rückwärts zu spielen wisse oder ihm von hinten die Saiten der Geige zerschnitten werden, ist im Norden alter Volksglaube, und auf Ähnliches deutet in einem altdeutschen Gedichte, einer Erzählung des dreizehnten Jahrhunderts, der Albleich (Elfenspiel), die süßeste Weise, die Fiedlern zu Gebot steht[1].

Verweisen wir die einzelnen Erzählungen der Geschichtbücher von deutschen Königen, welche Gesang und Tonkunst übten, immerhin in das Gebiet der Sage, z. B. daß der Wandalenkönig Gelimer, mit dem Rest seines Volkes auf dem Gebirg eingeschlossen und ausgehungert (a. Ch. 534), sich vom feindlichen Feldherrn ein Saitenspiel zum letzten Trost erbeten habe (Procop. hist. misc. l. II, c. 6. Grimm, D. S. I, 13 f.); oder daß noch der angelsächsische Alfred (um 878) als Harfner das Lager der Dänen ausgespäht![2] die Sagen selbst setzen einen Begriff von der Würde des Gesanges voraus, wonach man diesen mit jedem höchsten Berufe vereinbar fand; ist ja doch das Lied den Heldenaltern der Ausdruck aller geistigen Regung und Bildung. Im skandinavischen Norden, wo Odin, der Schlachtengott, den Dichtertrank geraubt hat und den Dichtern Gesänge gibt (Edd. III, 9)[3], ist vollkommen geschichtlich bestätigt, daß, als Skalde zu glänzen, den Königen und den gepriesensten Helden für ehrenvoll galt. Noch in späteren Jahrhunderten, in der Blüte des deutschen und romanischen Minnesanges, stehen die höchsten Namen in der Reihe der Sänger.

Aber neben dieser freien Übung edler Kunst zeigt sich von frühester Zeit ein gewerbmäßiger Betrieb, der zwar als ergötzlich, ja als unentbehrlich gehegt und belohnt, jedoch mehr und mehr mit dem Stempel der Unehre bezeichnet ward, eben weil hier die Kunst mehr um Sold, als um Ehre, diente, weil das Lob in solchem Gesange für ein feiles galt und die Begehrlichkeit der Sänger zu gemeinen und sittenlosen Hilfsmitteln griff, daher auch in den Rechtsbüchern des dreizehnten Jahrhunderts die Spielleute den Ehr- und Rechtlosen beigezählt

---

[1]) Arndt, Reis. III, 17. IV, 241 f. Svensk. Folkv. III, 128. Grimm, Elfenm. LXXXIII. Grimm, Zur Rezens. Vorr. II, nach Pf. Hands. 341. Bl. 357; da saßen Fiedler und videlten alle den albleich, die süßeste Melodie. Vgl. Silva de romanc. 244: del conde Arnaldos y del marinero. Fauriel II, 80. 390. Grimm, Deutsche Mythol. S. 438 f.

[2]) Vgl. Beda IV, 24: Unde nonnunquam in conviviio, cum esset lætitiæ causa, ut omnes per ordinem cantare deberent, ille, ubi appropinquare sibi cytharam cernebat, surgebat a media cœna. Lingard I, 211. N. 1 findet diese Geschichte, die Ingulf S. 26 und einige nach ihm erzählen, an sich selbst unwahrscheinlich, auch sei sie Assern nicht bekannt gewesen. Hume I, 53 führt W. Malmesb. 2, 4 an und erhebt keinen Zweifel gegen die Erzählung.

[3]) Heimskr. I, 10 f. (Yngl. S. K. 6): Mællti han allt hendingum, sva sem nû er þat qvedit, er skalldskapr heitir: Han oc hofgodar hans heita lióda-smidir, þvi at sû íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Vgl. oben S. 61.

sind. In diesem Doppellichte des heldenhaften und des gewerbsmäßigen Kunstberufes betrachten wir den Spielmann Volker und dessen Auffassung im Nibelungenliede.

Die Eddalieder und die Wolsungensage wissen nichts von Volker, sie teilen dem Könige Gunnar selbst die Gabe des 5 Harfenspieles zu, ganz mit altertümlicher Zaubermacht. Von Atli in den Schlangenhof geworfen und an den Händen gefesselt, schlägt er die Harfe, die ihm seine Schwester zugeschickt, mit den Zehen so herrlich, daß Frauen weinen, Kämpfer erschüttert sind und das Gebälke zerspringt; die Schlangen aber schlafen 10 ein, ausgenommen eine Natter, die den Helden ins Herz sticht. Fern über den Sund hat Oddrun, seine Geliebte, die mächtigen Saitenklänge vernommen, womit er sie zu Hilfe ruft, eilend fährt sie hinüber, trifft ihn aber nicht mehr lebendig (Edd. IV, 105. 138 f. 151. 175. Volf. S. Kap. 46, S. 190). In 15 dem deutschen Liede nun hat der König das Saitenspiel an seinen Recken Volker abgegeben.

Schwert und Saitenspiel in denselben Händen bilden an sich einen Gegensatz, der um so stärker den Witz, ja die ironische Betrachtung hervorrief, je seltener diese Vereinigung in der 20 Wirklichkeit geworden war. Volker von Alzei, einer von den tapfersten und mächtigsten Recken der burgundischen Könige, der Bannerführer ihres Heeres, erscheint zugleich als Spielmann, als Fiedler; denn bezeichnend ist schon die Fiedel, die Geige mit dem Bogen, an die Stelle der älteren Harfe getreten, welche 25 noch vom König Rother geführt ward und im Liede von Morolf stets die deutsche Harfe heißt (vgl. Venant. Fortun. um 570: Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa).

Da wird denn im Nibelungenlied für nötig erachtet, besonders zu erklären, warum Volker der Spielmann genannt war, 30 nämlich: „weil er fiedeln konnte", d. h. nur, weil er der Kunst mächtig war, nicht aber nach Art der fahrenden Leute auf Erwerb damit ausging. Beigefügt ist ausdrücklich, er sei ein edler Herr gewesen, dem viel guter Recken untertan waren, dessen Gefolge solch Gewand trug, daß ein König sich nicht daran 35 zu schämen hätte, und so führt er auch im Verlauf des Gedichtes, gleichsam zur Wahrung seiner Ehre, meist ein auszeichnendes Beiwort: der edle, der kühne Spielmann; kühnerer Fiedler war nie einer; groß war seine Kraft neben der Kunst; und als ihn die Tochter des Markgrafen Rüdiger unter 40 den sechs vornehmsten Gästen mit Kuß empfängt, wird namentlich bemerkt, daß ihm als Helden solches widerfahren. Wenn nun dieser edle und kühne Recke dennoch gleich andern Spiel-

leuten in Rüdigers gastlichem Saale kurzweiliger Sprüche voll ist und zum Abschied vor der Hausfrau süße Töne fiedelt und ihr seine Lieder singt, auch dafür zwölf Goldringe zur Gabe empfängt, die er zu Hofe tragen soll, und wieder um-
5 gekehrt, wenn er wie ein wilder Eber ficht und doch ein Spielmann ist, das mußte den Zeitgenossen des Liedes überaus ergötzlich vorkommen. Mit dem grauenvollen Ernste der Begebenheiten steigert sich die Ironie dieses Gegensatzes zu schneidendem Heldenscherze. Einen Fiedelbogen, stark und lang, einem
10 scharfen, breiten Schwerte gleich, zieht Volker an sich, als er vor Kriemhilden auf der Bank sitzt; schweren Geigenschlag droht er den zudringenden Hunnen, laut erklingt ihm der Fiedelbogen an seiner Hand, ungefüg fiedelnd geht er durch Etzels Saal; wie ein wilder Eber ficht er und ist doch ein Spielmann,
15 seine Leiche lauten übel, seine Züge sind rot, seine Töne fällen manchen Helden. Da spricht Hagen zu Günthern: „Nun schau, König! Volker ist dir hold, er dienet williglich dein Silber und dein Gold, sein Fiedelbogen schneidet durch den harten Stahl, nie sah ich einen Fiedler so herrlich stehen, seine Leiche
20 hallen durch Helm und Schild, wohl soll er reiten gute Ross' und tragen herrlich Gewand." Geld, Rosse, Kleider sind die Gaben, darum bei Festlichkeiten, wie früher in demselben Liede bei Siegfrieds Schwertnahme von den Fahrenden gedient wird, auf deren Gewerbe Hagen hier anspielt; so wie in der vor-
25 erwähnten Stelle, wonach Volkers Mannen Gewand tragen, dessen ein König sich nicht zu schämen hatte, angedeutet ist, daß er seinem Gefolge so kostbar gebe, was andre Spielleute zum Lohne zu empfangen pflegen. Dem Gegensatz enthoben, ein Genosse jener altertümlichen Harfner, erscheint Volker in
30 der nächtlichen Schildwache, die er vor dem weiten Saale hält, darin die burgundischen Gäste, am Vorabend der letzten Not, voll banger Ahnung sich niedergelegt haben. Mit seinem Heergesellen, dem grimmen Hagen, tritt er vor die Türe des Hauses, beide in lichtem Sturmgewand. Volker lehnt seinen guten Schild
35 an die Wand, holt seine Geige und setzt sich damit auf den Stein an der Türe. Erst klingen seine Saiten ermutigend und stark, daß all das Haus ertost, dann süßer und sanfter, bis er alle die „sorgenden" Männer in den Schlaf gespielt. Nun nimmt er wieder den Schild zur Hand und hütet ihrer
40 in Treue. Diese schöne Stelle, worin das Saitenspiel in reiner Macht und Bedeutung anschlägt, ist wohl auch diejenige, wodurch der Spielmann Volker ursprünglich dem Liede angehört; durch alle Umwandlungen der Sage meinen wir in seinem Geigenstrich

einen Nachhall von Gunnars wunderbarem Harfenschlage zu vernehmen; wie vor diesem die Balken zerspringen, so ertost von jenem noch all das Haus, und wie Gunnar die Nattern einschläfert, so Volker die nagenden Sorgen seiner Freunde. Auch im Rosengarten ficht Volker von Alzei, der Spielmann, 5 und es fehlen auch hier nicht die scherzhaften Vergleichungen des Kampfes mit Geigenstrich und Tanz; bereits aber ist die goldene Fiedel in den Schild der Helden versetzt und geht damit in eine heraldische Beziehung über, welche sich in den Wappen der Stadt Alzei und einiger von dort ausgegangener 10 Adelsgeschlechter erhalten hat.

Aus dieser örtlichen Nachweisung, zusammengenommen mit dem Umstande, daß Volker im Nibelungenliede zuerst in der Sage erscheint, während er noch im spätern Dietleibsliede und der Sage, wie sie in diesem vorausgesetzt wird, fehlt, erklärt 15 sich W. Grimm (Heldens. 355) die Einschiebung desselben in das erstere Gedicht folgendermaßen:

Jetzt, sagt er, bin ich auch imstande, Nachweisungen über seinen wahrscheinlichen Ursprung zu geben. Die Herren der Burg Alzei, welche durch ihre Lage nahe bei Worms schon Anspruch 20 darauf hatte, an der Sage teilzunehmen, führten eine Fiedel im Wappen und hießen im Volk die Fiedeler. Daraus wird deutlich, warum die Fiedel, daz wâfen, auch Volkers Schwert ist und beide in mannigfachen Ausdrücken (ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât 1941, 3; sîn videlbogen snîdet durch den 25 herten stâl 1943, 3) miteinander vertauscht werden, oder mit andern Worten, warum er zugleich Held und Spielmann ist, und die Geige, sein Wappen, mit in den Kampf trägt. Ich meine auch, daß der ganze etwas phantastische Charakter gegen die sonstige geschichtliche Haltung des Nibelungenliedes absticht, sowie 30 seine durch frühere Ereignisse nicht erklärte Freundschaft zu Hagen auffällt.

Sollte auch wirklich der Spielmann Volker erst auf diese Art in das Lied gekommen sein, obgleich eine eigentlich heraldische Beziehung noch nicht im Nibelungenliede, sondern erst 35 in den Rosengartenliedern sich zeigt, und sollte nicht umgekehrt das Wappen von Alzei aus der Sage stammen, so ist doch anzunehmen, daß ein Charakter, der so bedeutend, wie Volker, im Liede auftritt, wenigstens für seine Aufnahme in dasselbe einen Anhalt in der Sage vorgefunden haben werde. Einen 40 solchen würde das vorerwähnte Harfenspiel des Königs Gunnar darbieten.

Dazu, wie Volker die Helden in den Schlaf geigt, findet sich ein ländliches Seitenstück im Menchinger Vogtsrecht (bei Nördlingen) von 1441 (Grimm, Rechtsaltertümer S. 395):

Und soll man den rechern die groß glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in den amthof kommen und mit einem pfeifer voraushin pfeifen laßen, unz auf die vorgen. mad und des abends sol er (der Amtmann) in wider heim laßen pfeifen.

Ähnlich im Sigolzheimer Hofrecht (Elsaß), ebendaselbst:

Und sol mans in (dem Köhler und Zimmermann, wenn sie den Zins bringen) wol bieten und (so es) erberliche zu naht wird, so sol man in stro umbe das vür zetten unde einen giger gewinnen darzu, der in gige, das sie entslaven, unde einen knecht, der in hüte irs gewandes, das es in nit verburne.

Spielleute, welche in die Handlungen eingreifen, sind noch Werbel und Swemmel, die Fiedler des Königs Etzel. Sie gehören nicht, wie Volker, in die Reihe der Helden, aber als Diener und Boten des mächtigsten Königs sind sie höher gestellt, denn die gewöhnlichen Fahrenden. Bei Etzels Hochzeit mit Kriemhilden und auf ihren Botschaftsfahrten werden sie reichlich beschenkt. Mit einem Gefolge von vierundzwanzig Recken werden sie gen Worms geschickt, um die burgundischen Könige nach Hunnenland einzuladen. Werbeln bekommt diese Botschaft übel, zum Lohne dafür schlägt ihm der zürnende Hagen vor Etzels Tische die rechte Hand auf der Fiedel ab. Er übt damit eine Gewalttat, die in dem Gesetze der Angeln und Weriner besonders vorgesehen ist: die Hand des Harfners, gleich der des Goldschmieds, wird darin durch erhöhte Buße geschützt[1]. Swemmel bringt die Nachricht vom Falle der burgundischen Könige, samt ihren Waffen und Rossen nach Worms. Auf dem Rückwege muß er dem Bischof Pilgrim zu Passau, dem Oheim dieser Könige, die ganze Geschichte ihres Untergangs als Ohren- und Augenzeuge vorerzählen, und der Bischof läßt solche zum ewigen Gedächtnis niederschreiben.

Der streitbare Mönch.

Eine gewaffnete Geistlichkeit vertrug sich zwar nicht mit

---

[1] Lex Anglior. et Werinor. hoc est Thuringor. tit. V. § XX: Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illum (Herold. illud) quarta parte maiori compositione, quam alteri eiusdem conditionis homini. Aurifices similiter. Feminas (Herold aurifici ... fœminæ) fresum facientes similiter. Georgisch, Corp. Jur. Germ. ant. S. 448. Bei Saxo l. VI, S. 143 beginnt auch Starkather an Ingells verweichlichtem Hofe sein Strafgericht damit, daß er dem Pfeifer (tibicen) ein Bein ins Gesicht wirft.

Lehre und Ordnung der christlichen Kirche, die nicht selten dagegen eiferte, wohl aber mit der Kriegsverfassung und dem kriegerischen Geiste des Mittelalters; sie begegnet uns daher in mannigfaltigen Erscheinungen von den fränkischen und angelsächsischen Bischöfen und Äbten an, die an der Spitze ihrer Schar zogen[1]), bis zu dem kölnischen Erzbischof am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, der als Gefangener des Herzogs von Brabant in voller Eisenrüstung im Kerker sitzen mußte (Ottokar Kap. 525—37. Schacht S. 254). Bei Heereszügen zur Rettung und Verherrlichung des Christenglaubens hatte das Schwert in Priesterhand nichts Befremdliches. Nicht immer bedienten sich geistliche Besitzer von Lehen und Eigen des Rechtes, die Kriegspflicht, die davon zu leisten war, durch Stellvertreter aus dem Laienstande versehen zu lassen[2]). Söhne tapferer Geschlechter, die für geistliche Würden bestimmt wurden, Fürsten und Ritter, die nach kriegerischer Laufbahn in das Kloster traten, die beste Ruhestätte für das Alter in jener stürmischen Zeit, empfingen mit der Priesterweihe und dem Ordenskleide nicht sogleich auch den Geist der Demut und des Friedens. Erscholl das Geräusch der Waffen bis in die einsame Klosterzelle, dann regte sich wohl auch der alte Kampfmut in der Heldenbrust, wie der aquitanische Herzog Hunold im achten Jahrhundert nach fünfundzwanzigjährigem Klosterleben nochmals zu Schwert und Fahne griff (Masc. II, 312).

Was sich so im Leben gestaltet, nahm auch in den Dichtungen seine Stelle ein. Der Helden geistliches Ende ist zwar häufig nur für einen Zusatz mönchischer Bearbeiter anzusehen. Dagegen ist der streitbare Mönch als lebendiger Charakter in die Genossenschaft verschiedener Heldenkreise eingetreten und aus letzteren wieder in die Klosterlegenden übergegangen. Auch die deutsche Heldensage hat diesen Charakter, der ihr nicht ursprünglich angehörte, wohlgefällig in sich aufgenommen und gehegt.

König Rother folgt dem Rate des getreuen Berchter, sich mit ihm zu „mönchen“; ähnlich dem westgotischen Könige Wamba

---

[1]) Pertz 95. 190—92. Philipps 86, bes. die Stelle aus dem Chron. Fontanell. Bouq. II, S. 661 (Pertz 190): Wido sortitur locum regiminis (monast. Fontanellens.); hic namque propinquus Caroli (Martelli) principis fuit, qui etiam monasterium S. Vedasti, quod est in Atrebatensi territorio, jure regiminis tenuit anno uno sicut est istud. Erat autem de secularibus clericis, gladioque quem semispacium vocant semper accinctus, sagaque pro cappa utebatur, parumque ecclesiasticæ disciplinæ imperiis parebat. Nam copiam canum multiplicem semper habebat, cum qua venationi quotidie insistebat, sagittatorque præcipuus in arcubus ligneis ad aves feriendas erat, hisque operibus magis quam ecclesiasticæ disciplinæ studiis se exercebat.

[2]) Außer den Stellen in voriger Note vgl. Raumer V, 486. VI, 123. 392 f.

und dem langobardischen Ratchis[1]). Wolfdietrich, der Welt müde, opfert Krone und Sturmgewand auf den Altar des Klosters Tustkal, wo er sich einbrüdert. Es erbarmt ihn, daß man den Armen spärlichere Kost reicht, er schüttet die Speise zusammen und teilt sie gleich aus, die widerspenstigen Ordensbrüder hängt er mit zusammengeknüpften Bärten über eine Stange auf. Mit ungeschwächtem Heldenmute rennt er in das Heer der Heiden, die das Kloster bedrängen, blutrot sind die Buchstaben, die er schreibt, übel der Segen, den er spendet. Um seine Sünden in einer Nacht abzubüßen, setzt er sich im Münster auf eine Bahre, wo er mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen den härtesten seiner Kämpfe bestehen muß. Die Wilkinensage erzählt, daß Heime, der Amelungenrecke, unter andrem Namen sich in ein Kloster begeben und seine Waffen zu des Abtes Füßen gelegt. Sie werden wieder hervorgenommen, als Heime für die Rechte des Klosters einen Riesen im Zweikampfe besteht. Der Ruf dieser Tat dringt zu Dietrich von Bern, der daran den Helden erkennt und ihn aus dem Kloster zurückholt. Den Mönchen ist nicht leid um ihn, weil sie alle sich vor ihm gefürchtet und er den Abt selbst mißhandelt[2]). Nach der Chronik des Klosters Novalese in Piemont (Chron. monast. Novalic. l. II, c. 7—13, bei Muratori, Script. rer. ital. t. II, p. II. Grimm, D. Sag. II, 55 ff.) hat auch Walther, der Held des lateinischen Gedichts, im Alter sich zum geistlichen Leben gewendet und dieses Kloster, das er der strengen Zucht wegen vor allen gewählt, gegen feindliche Gewalt verteidigt. Das Schulterblatt eines weidenden Kalbes dient ihm gelegentlich als Waffe.

Mitten im Heldenleben tummelt sich der handfeste Mönch Ilsan. Er ist vom Meistergeschlechte der Wölfinge, ein Bruder Hildebrands, und erscheint im Liede von der Ravennaschlacht noch selbst als Meister der jungen Fürsten, die durch seine Nachgiebigkeit so kläglich umkommen. Dagegen ist in den Rosengartenliedern das Mönchtum ihm wesentlich. Als Dietrich an den Rhein ausreiten will, fehlt noch ein Recke zu zwölfen. Hildebrand schlägt seinen Bruder Ilsan vor. Sie ziehen vor das Kloster Eisenburg oder Ilsenburg, wo derselbe schon zweiunddreißig Jahre Mönch ist. Er bedenkt sich nicht lange, die

---

[1]) Wamba 680. Ratchis 749. Masc. II, A. 228 f. II, 319 Note.

[2]) Sag. om K. Didrik, K. 387—91. Rafn II, 1. S. 602—21. Bei Heimes Kampf mit dem Riesen heißt es S. 613: og saa sige tydske Kvad, at han skar saa meget af hans Laar, at een Hest ikke kunde drage mere. Daß nachher die Mönche von Heime ermordet und das Kloster von ihm und Dietrich, weil es diesem Schatzung versagt, ausgeraubt und verbrannt wird, mag in dem auch sonst bemerklichen Hasse gegen Dietrich als Arianer seine Quelle haben.

Fahrt mitzumachen, und die Klosterbrüder beten, daß er nicht wiederkehre, denn er hat sie manchmal an den Ohren umgezogen, wenn sie nicht tun wollten, was er ihnen gebot. Den starken Rheinfergen, der zum Fährgelde Fuß und Hand begehrt, lockt er herüber, indem er sich für einen Wallbruder ausgibt, 5 und bezwingt ihn dann mit Faustschlägen. „Nummer dummer amen!“ (d. h. in nomine domini) spricht der Ferge, vor dem geistlichen Herrn am Boden liegend, und ist nun bereit, mit seinen zwölf Söhnen die lieben Gäste überzuschiffen. Im Rosengarten kämpft Ilsan nach dem einen Liede mit Studenfuß, 10 nach dem andern mit Volker. Die graue Kutte über dem Stahlgewand, watet er durch die Rosen oder wälzt sich gar darin und alle Frauen lachen über ihn. Wen er Beichte hört, der empfängt schwere Buße. Der eine genügt ihm nicht, er gibt noch weitern zweiundfünfzigen den Segen, so viel als 15 seiner Klosterbrüder sind, deren jedem er einen Rosenkranz mitzubringen gelobt hat. Gleich viele Küsse muß ihm Kriemhild geben und er reibt sie mit seinem Barte, daß ihr rosenfarbes Blut nachfließt. Man will ihn nicht mehr in sein Kloster einlassen, doch er stößt das Tor auf, drückt die Kränze 20 auf die Platten der Mönche, daß ihnen das Blut über die Stirne rinnt, und zwingt sie, ihm seine Sünden büßen zu helfen; die es nicht tun wollen, hängt er, wie Wolfdietrich, an den Bärten über die Stange. Im Alphartliede führt der Mönch Ilsan zur Rache um seinen Neffen elfhundert Kloster- 25 leute herbei, die über den lichten Ringen schwarze Kutten tragen. Sie singen gar üble Töne und fällen manchen in das Gras. Durch diese getreue Hilfe wird Ilsan mit Dietrich ausgesöhnt, dem er vor Garten den Oheim erschlagen. Über Alpharts Grab geführt, heißt er das Weinen lassen und nur auf Ver- 30 geltung denken. In den dänischen Kämpferliedern führt er, auf Dietrichs Heldenfahrt, Kutte und Kolben im Schild und ein Messerlein an der Seite, das nicht über elf Ellen lang ist; auch sonst hat der kahle Mönch mit dem Kolben, daran fünfzehn Männer zu tragen haben, mancherlei derblustige Abenteuer 35 außer- und innerhalb des Klosters.

Daß dem Mönche nicht ziemlich sei, die Waffen zu handhaben, ist in unsern Liedern genugsam ausgesprochen. Der Abt verweigert dem Bruder Ilsan den Urlaub; das Recht der Gotteskneckte sei, nicht zu streiten, sondern Tag und Nacht 40 dem Herrn zu dienen. Erst als der Mönch die ganze Brüderschaft dafür verantwortlich macht, wenn einem der Helden im Rosengarten Leides geschehe, willigt der Abt ein, indem

er sich selbst einen Kranz ausbedingt. Auch hat Ilsan beim Eintritt in das Kloster seinem Herrn noch eine Fahrt gelobt, gleichwie Wolfdietrich sich vorbehalten, zur Verteidigung des Klosters wieder zum Schwerte zu greifen. Dennoch reichen 5 diese und andere Entschuldigungen nicht völlig aus. Im Rosengarten muß Ilsan von Kriemhilden hören: zu Chore gehen und Messe singen stünd' ihm besser an; und Volker meint, klare Seide würd' ihn besser kleiden, als die Kutte, man sollt' ihn, nachdem er gestritten, aus dem Kloster jagen. Hierauf 10 erwiderte er, das Streiten sei ihm von den Wölfingen angeboren. Der Widerspruch des weltlichen Treibens mit dem geistlichen Beruf ist bei Ilsan gedoppelt, indem er um den Kuß der Frauen Leib und Seele wagt. Ward nun schon der kämpfende Spielmann ironisch aufgefaßt, so mußte der Mönch, 15 um Frauendank fechtend, ganz zur lustigen Person werden. „Wem hat der Berner seinen Toren hergesandt?" wird ihm zugerufen. Scherzhaft ist durchaus seine Erscheinung gehalten und wiederkehrend sind die meist doppelsinnigen Anspielungen auf Paternoster und Benedicite, auf Beichthören und Buße- 20 geben, auf den Predigerstab, die tönende Kutte, das kurze Mönchshaar mit dem Rosenkranze, den rauhen Bart, der zarte Lippen wund reibt. Ergötzlich sind in dem einen Liede Volker und Ilsan einander im Kampfe gegenübergestellt: der Spielmann mit dem blutigen Fiedelbogen und der Mönch mit dem 25 lichten, scharfen Predigerstabe.

Rumolt.

Neben dem Kriegs- oder Lehendienste bildet sich ein Hofdienst, der, aus den Bedürfnissen jedes größeren Haushalts hervorgegangen, sich in verschiedene Hauptämter sonderte, denen die niederen Dienstleute zugeteilt und untergeordnet waren. 30 Vier solcher alter Hofämter sind es vorzüglich, die wir das ganze Mittelalter hindurch von den Höfen der Könige bis zu denen der Grafen und Äbte überall bestellt finden: Kämmerer, Marschalk, Truchseß und Schenk. Doch sind diese bekanntesten nicht die einzigen, namentlich wird nicht selten auch des Küchen- 35 meisters erwähnt. Der Hofdienst mußte an sich weniger ehrenvoll erscheinen, als der Kriegsdienst, teils weil ihm als solchem die Waffenehre abging, teils weil ursprünglich Hörigkeit damit verbunden war. Bald zwar wußten jene Hauptämter sich hoch genug zu stellen; stets in der nächsten Umgebung des Herrn, 40 bekleideten die Inhaber derselben sich mit Glanz und Macht, die kriegerische Würde kam zu der höfischen, erblicher Landbesitz

verband sich dem Amte, das nur noch im Prunkdienst bei hohen Festlichkeiten sich äußerte[1]). Die Inhaber der vier Reichsämter standen zu oberst in der Reihe der deutschen Fürsten (Majer, T. Staatskonst. S. 81).

Der burgundische Königshof des Nibelungenliedes ist mit seinen Amtleuten wohl ausgerüstet: Dankwart, Hagens Bruder, ist Marschalk; Ortwin von Metz, dessen Neffe, Truchseß; Sindolt Schenk; Hunolt Kämmerer; Rumolt Küchenmeister. Bei ihnen hat das Hofamt noch seine Bedeutung; steht ein Fest bevor, dann sind sie „unmüßig" mit ihrem Gesinde, alles zu ordnen und zu richten; sie pflegen der Gäste so, daß all das Land davon Ehre hat. Zugleich aber sind sie tapfere Recken und ziehen mit auf Heerfahrt; dann ist besonders der Marschalk als Führer und Verpfleger der reisigen Knechte tätig. Auch Rumolt, der Küchenmeister, ist ein kühner und treuer Held, er streitet wacker gegen die Sachsen und ihm werden Land und Leute befohlen, als die Könige zu den Hunnen fahren. Dennoch ist an ihm der Spott hängen geblieben, wie der Ruß an seinem Schilde. Die Verwaltung der Küche, scheint es, konnte nicht zu rechter Würde gelangen, und wo neben dem Truchseß ein Küchenmeister bestand, mochte jenem der Ehrendienst im Saale, diesem die Aufsicht in der Küche zukommen. Darum wird scherzweise von Rumolt angerühmt, wie gut er seine „Untertanen" hergerichtet, die weiten Kessel, die Häfen und Pfannen. Während Ortwin, der Truchseß, zu Gewalttaten, wie zu Siegfrieds Ermordung, gerne stimmt und selbst bereit ist, so gilt Rumolts Rat sprichwörtlich für einen überaus friedlichen. Er, der Küchenmeister, rät seinen Königen, als die Fahrt zu den Hunnen besprochen wird, nicht so kindisch das Leben zu wagen, gemächlich daheim zu bleiben, mit guten Kleidern sich zu schmücken, den besten Wein zu trinken und schöne Frauen zu minnen; an Speise, so köstlich je ein König in der Welt sie hatte, soll es ihnen nicht fehlen. Trauern muß der getreue Mann, als sie dennoch die verderbliche Reise antreten.

Im Liede von Dietleib wird der Scherz über Rumolt noch weiter ausgesponnen. Rußfarb, mit Sinnbildern der Kochkunst bemalt, ist der Schild des Küchenmeisters, der wie ein Löwe streitet, übel sind die beraten, denen Hunolt (Sindolt) da den Wein schenkt und Rumolt die Braten anrichtet oder Krapfen austeilt, davon die Glieder schwären.

---

[1]) Philipps 77. Masc. II, 328. Raumer V, 22. Rössig 288 f. Lang, Regest. I, 387: Liupoldus magister coquinæ aulæ imperialis, dictus de Nortenberch.

Auch bei den Hegelingen werden beim Feste die ersten Helden zu den Hofämtern berufen; Irold wird Kämmerer, Wate Truchseß, Frute Schenk, statt des abwesenden Horands; der Marschalk bleibt unerwähnt.

Rüdeger[1]).

5 Höher, innerlicher aufgefaßt ist die Verbindung der Häuslichkeit mit dem Heldentum, des friedlichen Dienstes mit dem kriegerischen, in dem Charakter des Markgrafen Rüdeger, der mit vollstem Rechte der milde, der gute, der edle, der getreue zugenannt wird.

10 Aus seiner Heimat vertrieben, von Etzeln wohl aufgenommen und ansehnlich belehnt, widmet er seine Dienste zunächst der Königin Helke, als Vollzieher ihrer wohlwollenden Absichten, als Schatzmeister ihrer Mildtätigkeit. Den heimatlosen Dietrich und dessen Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnen-15 reiche, schafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armut inne werde. Er führt sie zu der Königin, wo sie unter seiner Obsorge herrlich bewirtet und ausgestattet werden. So wird der Empfang bei Etzeln vorbereitet, der ihnen, auf Helkens Fürsprache, seine Hilfe zu-20 sichert. Der Markgraf führt selbst das hunnische Hilfsheer gegen Ermenrich. Als auf diesen Zügen die zween Söhne Etzels umgekommen sind, ist er der Vermittler zwischen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er selbst sich jedes Gastes freut, ist auch er überall gern gesehen und darum geschickt zu Botschaften, 25 zumal an Frauen, denen er durch seine freundliche Sitte sich empfiehlt. Nach dem Tode seiner Gebieterin Helke wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilden. Diese läßt sich erst erbitten, nachdem er, auch ihr mit allen seinen Mannen zu dienen und, was ihr Leides geschähe, zu rächen, beschworen hat. Die volle 30 Freundlichkeit seines Wesens zeigt sich in seinem eigenen gastlichen Hause zu Bechelarn, als er die Burgunden auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier ist alles heiter, „wonniglich", heimatlich; aufgetan ist die Burg, offen stehen die Fenster an den Mauern; an der Hand werden die Gäste in den schönen, geräumigen 35 Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt und sie fröhlich gegen der Luft sitzen. Wie das Haus, so die Bewohner, er der beste Wirt, der irgend an der Straße wohnt, dann seine liebe Hausfrau und die schöne Tochter, deren Kuß die Helden

[1]) Vgl. Tac. Germ. c. 21. Caes. de bello gall. VI, 23. Pomp. Mela III. Vgl. Grimm, Rechtsaltert. 122. 190, 6. 249 u. 399—402.

begrüßt. Am wohlbesetzten Tische, bei gutem Weine geht allen das Herz auf. Wie sehr sie sich wehren, müssen sie doch bleiben bis zum vierten Morgen und zum Abschied werden sie auf das reichlichste beschenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichste der Jüngling 5 Giselher, dem der milde Wirt seine schöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäste an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorsteht zwischen den Pflichten dieser innigen Gastfreundschaft und dem Eide, womit er sich Kriemhilden verpflichtet hat. Er soll die verderben, die er in sein Haus 10 geladen, denen er Trank und Speise samt all seiner Gabe geboten. Welches er läßt und welches er beginnt, so hat er übel getan. Er heißt Etzeln wiedernehmen, was er von diesem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn 15 seines Schwures. Da gibt er Seel' und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild selbst darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienst und Gruß auf, obschon sie ihn der Gastgeschenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rhein und er selbst mit Ehren tot! Noch gibt er seine letzte 20 Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zerhauen ist, vergibt er den seinigen. Wie grimm und hartgemut Hagen ist, doch erbarmt ihn des, er und sein Geselle Volker geloben, Rüdeger nimmer im Streite zu berühren. Als nun der Markgraf sich aufgerafft und in die Schar der Burgunden gedrungen, 25 trifft er fechtend auf Gernot, einer fällt von des andern Schlage, Rüdeger von dem Schwerte, das er selbst dem Gegner gegeben. Nie ward so reiche Gabe schlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erschallet Haus und Turm, zergangen ist alle Freude in Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Tränen 30 über die Bärte, ein Vater ist ihnen erschlagen; „säh' ich heute meinen Vater tot, mir würde nimmer leider," ruft Wolfwin aus; sie erheben um seine Leiche den Kampf, in dem sie untergehen.

Mit sichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdegers Charakter. Mit den innigsten Worten, in blühendem Bilde, wird 35 seine Milde, seine Güte gepriesen. Er ist ein Trost der Elenden, ein Vater aller Tugenden; sein Herz trägt Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen trägt. „Wie Rüdeger erschlagen ward," ist eine der ausgeführtesten Abenteuren, die rührendste Darstellung im Nibelungenliede. Hier erscheint nicht bloß äußerer 40 Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildesten Tugenden selbst, die Gastfreundschaft, die Diensttreue, sind unter sich in den schmerzlichsten Widerstreit geraten und

das Herz, das sie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwicklung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geschworen? Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weisen. Brot und 5 Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gern gegeben, das Leben selbst gäb' er willig hin, aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch soll er hinopfern. Seine Dienstwilligkeit ist ihm zum Fluche geworden, die Gabe seiner Gastfreundschaft gibt ihm den Todesstoß. Diese Empörung von 10 Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, diese Zerspaltung des edelsten Herzens ist der tiefste Schnitt des furchtbaren Geschickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden versinkt so jammervoll in den allgemeinen Untergang, als eben dieser, der bestgesinnte.

15 Es ist an seiner Stelle bemerkt worden, daß Rüdeger als geschichtliche Person, als ein Graf der Ostmark im zehnten Jahrhundert nicht zu erweisen, wahrscheinlicher der Sagenheld in die Geschichte übertragen sei. Wenn er in der eigentümlich nordischen Sage nicht vorkommt (wohl aber in der Wilkinensage), so erklärt 20 sich dieses daraus, daß überhaupt der gotische Bestandteil des Sagenkreises dem Norden fremder geblieben. Hiernach kann auch nicht behauptet werden, daß der Charakter dieses Helden erst in der späteren Ausbildung christlichen Sinnes und ritterlicher Sitte (vgl. Grimm S. 361) seinen Grund habe, obgleich der 25 Einfluß christlich-ritterlicher Ansicht auf die Darstellung desselben keineswegs zu verkennen ist. Neben den strengeren Eigenschaften des Heldentums, welche in mannigfaltigen Gestalten unsres Sagenkreises zur Erscheinung gebracht sind, mußten doch die milderen Tugenden, wie sie im germanischen Leben selbst 30 nicht gefehlt haben, auch in den Liedern ihre Vertretung finden. Sie fanden solche in Rüdeger, dessen gastliche Freigebigkeit, die wir auf die höchsten Güter sich erstrecken sahen, demjenigen entspricht, was uns aus frühester Zeit von der unbegrenzten Gastfreiheit der Deutschen berichtet ist; eben die von Rüdegern 35 so rückhaltlos geübte Sitte, dem abgehenden Gaste keinerlei Geschenk zu versagen, ist durch Tacitus als eine altgermanische bewährt.

Das aber liegt ganz im Wesen der epischen Entwicklung, daß, wenn einmal die milderen Gesinnungen in einem der Hel- 40 dencharaktere ihren Vertreter hatten, sich an diesen alles anschloß, was die Herrschaft des Christentums von sanfterer Sinnesart und Sitte auch im Heldengesang enfalten konnte, daß er vorzüglich ergriffen wurde, um, im Gegensatze der wilden Naturkraft,

die innere ethische Richtung zur Reife zu bringen. Bricht jene zumeist noch in der Berserkernatur Wolfharts hervor, der auch bei Rüdegers Tode zornmütig nur darüber klagt, wer nun zu so mancher Heerfahrt der Recken Weiser sein werde, so erscheint dagegen der Durchbruch des inneren Lebens vor allem 5 in jenem Seelenkampfe des edlen Rüdegers.

Ich komme zu einer weiteren Schilderung: Waffen und Rosse. Es fällt vielleicht auf, daß ich diese Gegenstände gewissermaßen in die Reihe der Persönlichkeiten und Charaktere aufnehme. Ich erkläre mich darüber. 10

Waffen und Rosse.

Als noch der reisige Held einer wandelnden Burg zu vergleichen war, als der volle Harnisch einen Teil seiner Person auszumachen schien, da gebührte den Gegenständen dieser Ausrüstung allerdings eine Stelle im Kreise der durch wechselseitige Treue verbürgten Genossenschaft. Sie waren nicht totes, willen- 15 loses Werkzeug, sie erschienen belebt, von dämonischen Kräften beseelt, sie waren Zeugen und Symbole der wichtigsten Handlungen des Lebens, innig befreundete Gefährten in Not und Tod.

Göttliche Verehrung des Schwertes ist von manchen barbarischen Völkern, unter den deutschen namentlich von den 20 Quaden, berichtet. Als Zeichen solcher Verehrung wird das Schwören auf das Schwert angeführt, besonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen. Franken, Sachsen, Dänen, Normannen sehen wir, nach Volkssitte, den Eid des Friedens und der Treue auf ihre Waffen schwören. Sie schwuren bei 25 dem, sagt ein fränkischer Geschichtschreiber von den Normannen, wovon sie vor allem Schutz und Heil erwarteten. Auch die Gesetze der Langobarden und der Bayern kennen den gerichtlichen Eid auf geweihte Waffen, neben dem auf die Evangelien. Noch bis zum fünfzehnten Jahrhundert erkennen die Gerichte 30 den Eid auf das Schwert.

In den Heldenliedern der Edda soll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schneide geschworen werden. Darum wird auch dem Eidbrüchigen geflucht, daß ihm das Schiff nicht schreite, wenn auch erwünschter Wind 35 wehe, daß ihm das Roß nicht renne, wenn er vor Feinden fliehen müsse, daß ihm das Schwert nicht schneide, als auf sein eigen Haupt. Der deutsche Siegfried stößt vor dem Drachensteine sein Schwert in die Erde und schwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen kehren wolle. 40

Bei der Betrachtung des Mythischen ist angeführt worden,

wie der Heldenjüngling von Odin selbst oder von der Walküre, die über ihm waltet, zuerst das Schwert empfängt. Diesem höheren Ursprung gemäß haften auf solchen Waffen wunderbare Kräfte und strenge Geschicke, die durch ganze Geschlechter fort-
5 wirken. So gibt es Schwerter, die nicht entblößt werden können, ohne jemands Tod zu werden, oder die jeden Tag einen Mann heischen. Dem Schwerte Tyrfing ist angewünscht, daß es, so oft es gezogen würde, seinen Mann fälle, das Werkzeug zu den drei größten Schandtaten werde und dem Besitzer den Tod gebe;
10 hierauf beruht die Entwicklung der berühmten Hervarasage. Das Wölsungenschwert hat seine eigene Geschichte, ebenso das Schwert Nibelungs, Balmung, welches Siegfried für die Teilung des Hortes empfängt und das er sogleich gegen die Geber selbst wendet. Sein Mörder, Hagen, bemächtigt sich auch des Schwertes
15 und läßt es, übermütig trotzend, auf seinen Knien vor Kriemhild spielen, die, dadurch ihres Leidens gemahnt, zu weinen beginnt. Aber das übel gewonnene wird ihm zum Verderben. Als er, in Banden, vor Kriemhild geführt, den Schatz anzuzeigen sich weigert, da ist ihr doch das Schwert wieder geworden,
20 das ihr Liebster trug, da sie ihn zuletzt sah; sie zieht es aus der Scheide und schlägt dem Mörder das Haupt ab, wird aber selbst dafür von Hildebrand erschlagen. Leicht erkennt man, wenn es auch nicht ausgesprochen ist, die Verbindung Balmungs mit dem Fluche des Hortes und dem ganzen Verlauf der furcht-
25 baren Geschicke.

So wie Schwerter durch Zaubersprüche stumpf gemacht werden können, gibt es andrerseits gefeite Harnische, darauf kein Eisen haftet. Auch bloßen Hemden von Seide, auf zauberhafte Weise verfertigt, wird in nordischen Sagen diese Eigen-
30 schaft zugeschrieben. Wer ein solches an hat, ist nicht bloß durch Eisen unverwundbar, auch Feuer beschädigt ihn nicht, von Kälte leide er weder zu Lande noch zur See, kein Schwimmen ermattet ihn, kein Hunger quält ihn. Es sind dies die Nothemde des deutschen Mittelalters. Dahin gehört nun auch Sankt Georgs
35 Hemd, das Wolfdietrich trägt. In diesem Hemde, von schneeweißer Seide, wird er, nach der einen Bildung des Heldenliedes, von einem frommen Einsiedler getauft; es schützt ihn gegen Stich und Schlag, gegen Feuer und Wasser, auch gegen alle Zauberei; anfangs klein, ist es ihm doch stets gerecht und er
40 gewinnt mit jedem Jahr eine Mannesstärke weiter. Nach der andern Gestalt der Sage ist Sankt Jörg selbst Wolfdietrichs Pate und das Hemd sollte wohl das Patengeschenk sein, wenngleich erzählt wird, daß der Held solches dem Helden Palmunt

abgenommen, der es aus einem Kloster geraubt hatte. In großen Nöten ruft Wolfdietrich den Heiligen an, dessen Hemd ihm zu tragen vergönnt ist, und dieses behütet ihn vor jeder Art Waffen, wie vor dem Rachen der Lindwürme.

Der christliche Patron behauptet hier dieselbe Stelle, die 5 in andern Fällen der Heidengott einnimmt, der seinem Schützlinge zauberhafte Waffen verleiht. Die Erteilung des Namens (Namenfeste) war schon im nordischen Heidentum eine feierliche Handlung und stets von einem bedeutenderen Geschenke, besonders an Waffen, begleitet. Wir haben schon früher bemerkt, 10 wie nach Verdrängung der großen Götter bald christliche Heilige, bald untergeordnete Naturgeister, die der Volksglaube fortleben ließ, in die Obliegenheiten jener sich teilten. Wesen der letzteren Art, die elfischen Zwerge, sind es dann auch meist, von denen die jungen Helden mit wunderbaren Waffen ausgestattet werden; 15 dieses lag um so näher, als schon nach heidnischer Ansicht die Erdgeister, die in ihren Berghöhlen über den Hort der Erze zu walten hatten, solchen auch kunstreich verarbeiteten und für die Götter selbst Waffen und andres Geräte schmiedeten. Odins Speer, Thors Hammer, Freyrs Schiff, der Göttin Sif Haare 20 von Gold, Freyas Halsschmuck usw. sind Kunstwerke der Schwarzelfen, Söhne Iwalds. Gleichnamig mit diesem erscheint noch in unserm Volksbuche von Siegfried der Zwergekönig Egwald. Wie dort den Göttern, so sind auch gewaltigen Helden die Zwerge, obgleich meist nur gezwungen, mit herrlicher Arbeit 25 zur Hand. Das Lied von Otnit läßt uns in die Esse selbst, in die Höhle des Berges, hineinschauen, daraus Elberich die von ihm gefertigten, wunderbar leuchtenden Waffen seinem Sohne hervorholt.

Wo die Waffen so vieles galten, war auch der Waffenschmied 30 ein wichtiges Glied der Gesellschaft. Von allen Handarbeiten jener Zeit war die seinige die kunstreichste. Der Wunderglaube, der auf dem Werk haftete, mußte den Meister mit berühren. Im Gebirge, wo die Erze wuchsen, stand auch die Werkstätte des Schmiedes; der schaffende Geist, der in den Bergen wirkte, schien 35 an der Esse fortzuarbeiten. So spielen denn die Waffenschmiede in Liedern und Sagen eine bedeutende Rolle, sie sind angesehen und gefürchtet, sie gelten meist für Elfen oder Elfensöhne.

Viel Abenteuerliches wird erzählt von den Schicksalen und Wettkämpfen der Schmiede, in der Götterwelt und bei den Men- 40 schen. Die Schwarzelfen wetteifern, wer den Göttern die kostbarsten Werke bereite; Loke selbst verwettet darüber sein Haupt und sucht, zur Bremse verwandelt, die Arbeit zu stören; die

Asen auf ihrem Richtersitze beraten das Urteil. Der berühmteste von allen Schmieden aber ist Wieland; in Skandinavien und in Deutschland, in England und in Frankreich war seit den ältesten Zeiten sein Name sagenhaft. Wielands Werk hieß jedes kunstreichste Waffenstück oder Prunkgeräte. Er ist der Dädalus des Nordens. Ein Lied der Edda singt seine Geschichte, wie er, ein Fürst und Genosse der Elfen, Gemahl einer Walküre, von dem schwedischen Könige Nidud räuberisch überfallen wird und, mit zerschnittenen Fußsehnen auf einen Holm gesetzt, Schmiedarbeit für denselben fertigen muß; wie er dann, Rache brütend, des Königs beide Knaben in seiner Werkstätte ermordet, aus ihren Hirnschalen silbergefaßte Becher für den Vater, aus den Augen edle Steine für die Mutter, aus den Zähnen Brustringe für die Schwester fertigt und, nachdem er auch diese überlistet und entehrt hat, hohnlachend in die Wolken entfliegt. Auch die Wilkinensage erzählt, in den Hauptzügen übereinstimmend, diese Geschichten, schickt übrigens ausführliche Nachrichten über sein Geschlecht, seine Jugend und Lehrzeit voran. Hier ist er ein Sohn des Riesen Wade, den König Wilkinus mit einer Meerfrau erzeugt. Die Schmiedekunst erlernt er zuerst bei Mimer, zu dem auch Sigurd gekommen, dann bei zween Zwergen in einem Berge, die, auf seine Geschicklichkeit eifersüchtig, ihm nach dem Leben trachten. Nachher dient er dem König Nidung, wo er unter andrem mit dem Schmiede Amilias eine Wette auf Leib und Leben eingeht. Wieland soll ein Schwert, Amilias Helm und Harnisch schmieden; dringt das Schwert durch diese, so ist Amilias, wo nicht, Wieland des Hauptes verlustig. Als die Zeit der Probe gekommen, setzt Amilias sich in seiner Rüstung auf einen Stuhl. Wieland stellt sich hinter ihn, setzt das Schwert an den Helm und schneidet bis zum Gürtel hindurch. Dem Amilias ist es zuerst, als gösse man kalt Wasser über ihn, und als er sich schüttelt, fällt er in zwei Stücken vom Stuhl herab. Dieses ist das Schwert Mimung, welches Wieland nachher seinem Sohne Wittich gibt, in dessen Geschichte dasselbe häufig vorkommt. Als Vater dieses Helden, als Verfertiger des Schwertes Mimung und andrer herrlicher Waffen wird Wieland auch in den deutschen Liedern genannt. So sind nach dem Dietleibsliede die dreizehn trefflichen Schwerter, die nur Fürst oder Fürstenkind tragen durfte, von den Schmiedemeistern Mime (Mimer der Wilkinersage), Hertrich und Wieland verfertigt. Daß aber auch sonst Wielands Abenteuer verbreitet waren, zeigt der Anhang zum Heldenbuch, wonach derselbe, ein Herzog, durch zween Riesen von seinem Lande vertrieben und dadurch in

Armut gekommen, des Königs Elberich Gesell und ein Schmied im Berge zu Glockensachsen ward, danach zu König Hertwich (obigem Hertrich) kam und von dessen Tochter die zween Söhne Wittich und Wittigowe gewann. Merkwürdig erscheint im Tristan, also aus nordfranzösischer Quelle, ein Herzog Gilan (zu Swales), als Besitzer eines wundersamen Hündleins, das ihm aus Avalun, der Feien Land, von einer Göttin aus Liebe gesendet worden. Dieses „fremde Werk von Avalun" läßt im ergötzlichsten Farbenwechsel seine seidenen Haare spielen und hat am Hals eine Schelle hängen, deren süßer Klang jedes Leid vergessen macht. Um dasselbe für die Geliebte zu erlangen, bekämpft Tristan einen Riesen, der den Herzog Gilan und dessen Land bedrängt. Dieses feenhafte Geschöpf ist doch wohl ursprünglich ein Kunstwerk des Wieland (Guielandus, Gilan), der im Anhang zum Heldenbuch auch als ein von Riesen bedrängter Herzog bezeichnet wird.

Die Heldenwaffen haben Namen, als Ausdruck der poetischen Persönlichkeit, zu der sie durch den Ruhm des Meisters, durch besondre Gaben und eine eigene Geschichte sich erhoben. Diese Namen sind meist von ihrer Abkunft oder von ihren Eigenschaften, dem Glanz, der Schärfe usw. entnommen. Z. B. Balmung, das berühmte Schwert Siegfrieds, das er mit dem Nibelungenhorte erhielt, hat seinen Namen von Balm (Stalder, Schweiz. Idiot. I, 127: Balm, Balme, f. Höhle, oder ein oben überhängender Fels) und der Abstammungssilbe ung; also eigentlich: Kind der Felshöhle; denn es kommt mit dem Zwerghorte aus dem hohlen Berge. Jedes Schwert hat auch seinen eigentümlichen Klang, woran es, wie der Mensch an der Stimme, kenntlich ist. Schöne Sagen sind hierauf gebaut. Wermund, ein alter blinder Dänenkönig, wird nach Saxos Erzählung (B. IV. S. 96) vom König der Sachsen zum Kampf um sein Reich gefordert. Uffo, Wermunds Sohn, bisher für stumm und träge gehalten, erhebt sich plötzlich und begehrt nicht bloß mit einem, sondern mit zween Gegnern den Holmgang zu bestehen. Aber jeder Harnisch zerspringt über seiner breiten Brust; man muß ihm den des Vaters zerschneiden und mit einer Spange heften. Jedes Schwert zerbricht von seiner Hand geschwungen. Der alte König hat eines gehabt, mit Namen Skrep, dem auf den ersten Hieb nichts zu widerstehen vermochte. Er hat es längst in die Erde gegraben, weil er es seinem Sohne nicht anvertraut, Fremden nicht gegönnt. Jetzt sucht er es hervor und reicht es dem Sohne. Es ist vor Alter morsch und zerfressen, aber wenn dieses bricht, so hält kein andres. Auf einer Insel

der Eider treffen sich die drei Kämpfer. Beide Stromesufer sind mit Zuschauern angefüllt, Wermund stellt sich an den Rand der Brücke, um sich in die Wellen zu stürzen, wenn sein Sohn besiegt würde. Dieser, dem Schwerte mißtrauend, wehrt erst
5 nur mit dem Schilde die Schläge der beiden Sachsen ab. Der blinde Vater meint, es geschehe aus Schwäche und neigt sich schon zum Sturze. Da hört er den Klang des Schwertes Skrep und seine Seele ist erfrischt; der eine Feind, so sagt man ihm, ist mitten hindurch gehauen. Zum zweitenmal dringt der Klang
10 seines Schwertes ihm ins Ohr; auch der andre ist hingestreckt. Freudetränen vergießt der Greis und die Dänen jauchzen dem Sieger. Auch in einer altdänischen Ballade hört ein Vater weither über das Gebirg die Schwerter seiner Söhne schallen, die unter sich in mörderischen Kampf geraten sind; gerade wie
15 Oddrun (Edd. IV, 138) die letzten Harfenschläge Gunnars über den Sund vernimmt. (Vgl. Wunderh. I, 275) In den nordischen Sprachen heißt es, die Schwerter singen; Rolf Krakes Schwert Sköfnung singt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutschen Liede begegnen Vater und Sohn, Biterolf und
20 Dietleib, einander unbekannt sich im Getümmel der Schlacht; dieser führt gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Welsung, das er vor manchen Jahren daheim gelassen, und schmerzliche Sehnsucht ergreift ihn. Auch sonst wird oft genug der Klang edler Schwerter gerühmt.
25 Walthers Schwert ertönt im Kampfsturm wie eine Glocke. Aber auch andre Kennzeichen gibt es. Mimings Spur erkennt Dietrich an den tiefen und weiten Wunden, die den jungen Königen von Wittich geschlagen sind. Am Glanze wird Dietrichs Helm Hildegrin überall erkannt.

30 Das selbständige Leben, das man den Waffen beimaß, scheint selbst in der Gesetzgebung sich zu äußern. War jemand in ein fremdes Haus gegangen und hatte seinen Spieß außen an die Tür gelehnt, oder waren sonst Waffen an einen Ort gelegt worden, wo sie ruhig sein konnten, und hatte dennoch ein
35 andrer sie genommen und damit Schaden getan, so mußte, nach englisch-normännischem Rechte, zwar der Täter diesen Schaden büßen, aber auch der Eigentümer sollte die Waffen nicht zurücknehmen, bevor sie von aller Anschuldigung rein waren[1]). Die Waffe ist hier mit Schuld belastet, fast wie ein der Zurech-
40 nung fähiges Wesen.

---

[1]) Die Stellen in Phill. Gesch. des angels. Rechts S. 109. N. Namentlich Leg. Henr. Pr. 87: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat, antequam in omni calumnia munda sint.

Die Geschichte der Helden beginnt mit der meist wunderbaren Erwerbung der Waffen, dieser Werkzeuge künftiger Taten. Ein „edles" Schwert ist wohl ein Land wert. Die Dichtung verherrlichte, was im Leben selbst eine wichtige Handlung war. Die Waffennahme bezeichnete den Übergang des schwertmäßigen Jünglings zur Mündigkeit, sie war eine notwendige Ergänzung der Person; denn nur der Wehrhafte konnte sich und andern Sicherheit verbürgen. „Die Waffen zu nehmen," sagt Tacitus (Germ. 13), „ist keinem durch Volkssitte gestattet, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig erkannt. Dann wird der Jüngling in der Versammlung selbst von einem der Fürsten, oder vom Vater, oder von einem Verwandten, mit Schild und Speer geschmückt. Dies ist bei den Germanen die Toga, dies der Jugend erste Ehre; vorher sind sie für einen Teil des Hauses angesehen, jetzt des Gemeinwesens." Die feierliche Wehrhaftmachung, Schwertnahme, Schwertleite finden wir bei den germanischen Stämmen das ganze Mittelalter hindurch. Sie fiel in der Folge zusammen mit der Erteilung der Ritterwürde, und die Rittergedichte sind freigebig mit ausführlichen Beschreibungen dieser Festlichkeit. Im Nibelungenliede selbst empfängt Siegfried nicht mehr das umgeschmiedete Wölsungenschwert aus der Hand des kunstreichen Reigen, im Münster zu Xanten läßt ihn sein Vater Siegmund nach christlichem Brauche festlich zum Ritter werden. Wir überlassen diese Feste dem Ritterwesen und richten hier unser Augenmerk auf die Verbindungen, welche, nach germanischer Sitte, mit der Waffennahme eingegangen wurden. Es war zunächst der Vater, oder wer dessen Stelle vertrat, der dem Jüngling die Waffen reichte. Fränkische und angelsächsische Könige, wie später hohenstaufische Kaiser, sahen wir den Sohn oder Enkel mit dem Schwerte gürten. Diese Obliegenheit ward aber auch von solchen, die mit dem Jüngling entfernter oder gar nicht verwandt waren, namentlich von mächtigen Schutzherren, übernommen und diese traten damit in die Pflichten und Rechte des Vaters ein. So erklärt sich uns die in frühern Zeiten vorkommende Sohnesannahme durch Waffen (adoptio per arma). Schon der wehrhaftmachende Fürst, bei Tacitus, kann hierher bezogen werden. Der ostgotische Theoderich macht den König der Heruler sich zum Sohne durch Waffen. „Ich gebe dir," läßt er demselben schreiben, „Rosse, Schwerter, Schilde und andres Kriegszeug, aber, was stärker als diese ist, ich teile dir meine Gerichte zu." Selbst der byzantinische Kaiser folgt dieser Sitte und nimmt den Goten Eutharich, zum Zeichen des Friedens, als Waffensohn an. Von dem Westgoten Theoderich empfängt der Suevenkönig

Remismund zum Bundespfande Waffen und Frau. Der Merowinge Gunthram versöhnt sich mit seinem Neffen Childebert, indem er, selbst kinderlos, denselben für seinen Sohn erklärt. Er setzt ihn auf seinen Stuhl und übergibt ihm das Reich
5 mit den Worten: „Ein Schild deck' uns, ein Speer schütz' uns!" Selbst wenn er noch Söhne bekommen würde, soll Childebert zu ihnen gezählt sein. Was sich in solchen Fällen als Form staatsrechtlicher Verhältnisse darstellt, das zeigt sich uns in den Sagen als mythische Einkleidung. Odin, den Heldenjünglingen
10 das Schwert verleihend, erklärt sie für seine Söhne. Elberich gibt dem jungen Otnit sich als Vater zu erkennen und reicht ihm die herrlichen Waffen.

Wie sich Geber und Empfänger der Waffen als Vater und Sohn verbanden, so scheinen diejenigen, welche zugleich von
15 demselben Waffenvater das Schwert nahmen, sich zu Brüdern geworden zu sein. Wenn ein Fürst seinen Sohn zum Ritter machte, so ließ er mit ihm eine zahlreiche Schar edler Jünglinge die Waffen nehmen und stattete sie reichlich mit Rossen und Kleidern aus. Sie heißen in unsern Liedern Schildgefährten,
20 Schildgesellen, Schwertgenossen. Mag dieses zum bloßen Festprunke geworden sein, ursprünglich war auch hier gewiß ein engeres Verhältnis begründet. Der Vater bezweckte, dem Sohne eine schützende Umgebung tüchtiger Altersgenossen für das ganze Leben zu verbrüdern. Sie waren des jungen Fürsten erstes und
25 angestammtes Gefolge.

Aber auch mit den Waffen selbst wurde beim Empfang derselben eine Verbindung geschlossen, welche sich weit über das bloße Recht des Besitzes erhob. Daß der poetische Sinn der Zeit dem durch stetes und nahes Bedürfnis vertrauten Geräte
30 Leben und Seele lieh, ist schon aus früherem ersichtlich. Das treue Schwert, des Helden beständiges Geleite, gewann auch Freundesrecht. „Gewissen Freund, versuchtes Schwert, soll man zu Nöten sehen," ist ein altes deutsches Sprichwort[1]). „Ich minne Schild und Speer," antwortet der heimatlose Wolfdietrich
35 der Königin, die ihn eine unter ihren Jungfrauen wählen heißt. Im Saale zu Bern sitzen Dietrichs Recken beieinander, je zu zweien oder dreien gesellt, aber in der Ecke sitzt einer, der Held Nudung, der hat keinen Gesellen, über seine Beine hat er ein Schwert gelegt, „das war ihm so lieb". Als auf Brunhildens
40 Burg die gefährlichen Wettspiele vorbereitet werden, da bedauern

[1]) Walther v. d. Vogelw. I, 131b. Bruder Wirner (Alt Meisterges. B. LVIII): Getriuwer vriunt, vursuchtez swert, die zwiene sint in noten gût; sie sint wol hoer eren wert, der sie hat dicke wol behût. Freidank 95, 18.

Dankwart und Hagen, daß sie beim Empfang, obwohl ungern, ihre Waffen abgegeben. Brunhilde hört es und läßt ihnen solche zurückstellen. Beim Wiedersehen seines Schwertes wird Dankwart vor Freuden viel rot. Dies ist sonst Bezeichnung der Freude beim Anblick der Geliebten. „Gunther ist unbezwungen," ruft er, „nun wir unsre Waffen haben." Es ist ein oft wiederkehrender Ausdruck, daß der Held sich jeder kühnen Tat vermißt, „ihm breche denn das Schwert an seiner Hand". Gernot rühmt von dem Schwerte, das ihm Rüdeger gegeben, es sei ihm in all der Not nicht gewichen, es sei „lauter und stet, herrlich und gut". Der alte Hildebrand, von seinem unerkannten Sohn aufgefordert, Harnisch und Schild abzugeben, weigerte sich solchen Undanks. „Mein Harnisch und mein grüner Schild, die haben mich oft ernährt (gerettet)." Auf gleiche Anforderung erwidert Walther: „Meinen Schild will ich wehren, für gute Dienste bin ich sein Schuldner, oft hat er sich meinen Feinden entgegengeworfen und Wunden, statt der meinigen, aufgefangen." In den Schild sinkt der wunde, der tote Held nieder. Im Tode noch hält Wolfhart sein Schwert so fest in der Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. „O weh," spricht Dietrich, „viel gut Schwert, wer soll dich nun so herrlich tragen? du wirst nimmermehr so viel und löblich geschlagen bei gewaltigen Königen, als Wolfhart dich geschlagen hat."

Die Waffen folgten dem Helden auch auf den Scheiterhaufen, wie schon Tacitus berichtet, nachher in das Grab. Hierbei lag ohne Zweifel die Vorstellung vom fortwährenden Kampfleben in einer andern Welt zugrunde. Beraubung der Toten (Reraub) war ein besondres Verbrechen. Darum bittet Wolfdietrich den toten Otnit, zu erlauben, daß er dessen Harnisch, Kreuz und Krone nehme. Eines Engels Stimme antwortet aus Otnits Helme gewährend. Das aufgefundene Schwert Otnits legt jedoch Wolfdietrich, der Seele Heil wünschend, auf den Leichnam und bekleidet diesen mit seiner eigenen Brünne. „Beraubt' ich einen Toten," spricht er, „ich möchte die Krone nicht haben." Auch Dietrich von Bern bedenkt sich sehr, die Waffen des erschlagenen Ecke zu nehmen; und er tut es nur, indem er seine zerhauenen dafür austauscht. Den Toten deckt er mit grünem Laube zu.

In nordischen Sagen kommt wohl auch vor, daß ein Grabhügel erbrochen wird, um das Heldenschwert herauszuholen, oder daß der Tote, durch Zaubergesänge beschworen, sein berühmtes Schwert herauswirft. Doch pflegt dies wenig Heil

zu bringen. Das Volk in Dänemark erzählt, wie ein erschlagener König bei Nacht umgeht, sein gutes Schwert zu suchen, oder wie ein riesenhaftes Schwert im Hügel gefunden und mit zwölf Pferden auf den nahen Hof geführt wird, wie aber dasselbe, weil nachts alle Wände zittern und die Scheiben klirren, bald an seine Stätte zurückgebracht werden muß.

Was hier über die Waffen ausgeführt worden, gilt in seiner Art auch von dem Streitroß.

Der Kriegsdienst zu Pferd war von frühester Zeit bei den deutschen Völkern einheimisch. Der Begriff einer Auszeichnung knüpfte sich daran. So erscheinen in der Alemannenschlacht Chnodomar und seine fürstlichen Gefährten zu Rosse, werden jedoch genötigt, abzusteigen, um das Schicksal ihres Volkes zu teilen. Bei den Tenkterern, welche Tacitus als das pferdelustigste Volk bezeichnet, soll das Pferd nicht auf den ältesten, sondern auf den tapfersten Sohn vererbt worden sein. Den Wahrzeichen und Mahnungen aus dem Gewieher und Schnauben dieser Tiere, die man für Vertraute der Götter hielt, schenkten die Germanen vorzüglichen Glauben. Weiße Pferde, von keiner irdischen Arbeit berührt, wurden zu diesem Behuf in den heiligen Hainen genährt. Noch die fränkischen Kirchenversammlungen eifern gegen die Zeichendeutung von Pferden.

Wie Odin Waffen gab, so half er auch, nach der Wölsungensage, dem jungen Sigurd aus dem Gestüte seines Stiefvaters das trefflichste Roß auswählen, den berühmten Grane, von Odins Sleipner abstammend. Das Pferd muß der Größe und Stärke des Helden gewachsen sein. Wolfdietrich drückt ein fremdes, das ihm angeboten wird, mit der Hand zur Erde. Nur sein eigenes, das sein Meister ihm gezogen, trägt ihn, in klafterweiten Sprüngen. Vierzehn Tag' und Nächte läuft es, ohne von seiner Macht zu verlieren.

Auch die Pferde haben Namen, von ihrer Farbe, Stärke, Geschwindigkeit; Falke heißt Dietrichs Roß, das über Feld fliegt, als ob es wehte. Er versucht es, indem er eine Hindin überreitet. Sie haben Verständnis und treue Anhänglichkeit, warnen ihren Herrn und helfen ihm.

Als Otnit unter der Zauberlinde eingeschlafen und der Lindwurm herankommt, sucht ihn sein Bracke mit Springen und Gebell, sein Roß mit Schreien und Scharren zu erwecken. Des Berners Roß, während des Fußkampfes mit Ecke an einen Baum gebunden, schlägt um sich, und schreit, als es seinen Herrn in Bedrängnis sieht. Eckharts Roschlin beißt und schlägt zornig in der Schlacht und treibt dreihundert Feinde zurück.

Eine dänische Ballade erzählt, wie zween Stallbrüder auf der Jagd über den Vorzug ihrer Rosse und Hunde in Streit geraten, einander erschlagen und wie dann auch die Pferde kämpfen und die Hunde sich zerreißen.

In jenem Reiterstücke, in der Rabenschlacht, wie der zürnende Dietrich Wittichen bis ins Meer verfolgt, mahnt Wittich sein Roß Scheming zur Eile, indem er ihm Öhmd und lindes Heu verspricht, wenn es ihm das Leben rette; da macht das Roß weite Sprünge. Der Berner aber wirft diesem Rosse, das einst ihm gehört, klagend vor, daß es nun seinen Feind von hinnen trage.

Das Besteigen des Rosses gehörte zur Wehrhaftmachung, zum Ritterwerden. Wenn die jungen „Schwertdegen“ aus dem Münster kommen, wo sie das Schwert empfangen, dann stehen außen die gesattelten Rosse, darauf sie sogleich als Kampfprobe den Schaft brechen. So bei Siegfrieds Schwertnahme im Nibelungenliede. Gleichwie nun das Vermögen, Roß und Waffen zu handhaben, Bedingung der Selbständigkeit war, so galt auch derjenige, der die Kraft hierzu verloren hatte, für ritterlich tot. Das bajuwarische Gesetz bestimmt die strenge Bestrafung eines Herzogsohnes, der seinem Vater die Herrschaft entreißen wollte, für den Fall, daß der Vater noch das Roß mannlich besteigen und die Waffen rüstig führen könne. Der Sachsenspiegel macht die Fähigkeit, fahrendes Gut zum Nachteil der Erben zu vergeben, davon abhängig, daß der Mann vermöge, begürtet mit einem Schwert und mit einem Schild auf ein Roß zu kommen von einem Stein oder Stock, einer Daumellen hoch, ohne Hilf', also doch, daß man ihm das Roß und den Stegreif halte. So wird auch in Rechten und Urkunden des Mittelalters ausdrücklich erheischt, daß der Geber oder Verpfänder verfügt habe, „dieweil er reiten und gehen konnte“. Der Wert solcher ritterlichen Rüstigkeit wird auch in unsern Heldenliedern, in episch wiederkehrendem Ausdruck, damit bezeichnet, daß der Held, gewappnet, ohne Bügel, in den Sattel springt. Die Rosse springen freudig unter den Jünglingen, ist gleichfalls ein episch wiederholtes Bild; von dem greisen Berchter aber, im Rotherslìede, heißt es: „Hei! wie vermessentlich er ritt! ihm ging das Roß in Sprüngen, baß, denn einem Jungen.“

War hiernach das Reiten nicht bloß eine Standesauszeichnung der Edlen, sondern selbst ein Kennzeichen der Mündigkeit und Vollkraft, so dürfen wir uns nicht wundern, das Fußgehen als schimpflich betrachtet zu finden. Von dem englisch-dänischen Könige Harald, dem Sohne Kanuts des Großen, erzählt der

Chronikschreiber, er sei von seinem Vater gänzlich abgeartet, denn unbekümmert um Ritterschaft und Hofsitte, hab' er nur seinem Eigenwillen gefolgt und sei, gegen seine königliche Würde, lieber zu Fuß gegangen, als geritten, daher man ihn seiner 5 Leichtfüßigkeit wegen Harald Harefoot (Hasenfuß) genannt habe. Hieraus erklären sich manche Züge in den Liedern. Der Fußgänger Ecke, den kein Roß zu tragen vermag, der, gleich Wolfdietrichs Pferde, vierzehn Tage und Nächte ohne Müdigkeit fortlaufen kann, der in weiten Sprüngen, davon der Wald 10 rauscht und Wild und Vögel verscheucht werden, vom Rhein zur Etsch rennt, der dann kampffordernd neben dem reitenden Dietrich herschreitet, mußte den Hörern des Heldenliedes eine überaus eigentümliche und merkwürdige Erscheinung sein. Im Liede selbst bittet ihn die königliche Jungfrau, die ihn herrlich 15 gewappnet, um ihrer Ehre willen zu reiten, und der alte Hildebrand ruft ihm befremdet zu, in solch reichem Gewande sollt' er geritten sein. Selbst der Zwerg Laurin erscheint beritten, weil er wehrhaft, kampfrüstig vorgestellt ist. Dietrichs Vertreibung von Bern, das Opfer, das er der Treue bringt, wird 20 dadurch besonders als mitleidswert dargestellt, daß er zu Fuße von dannen zieht. „Dir wird die Ehre nimmer getan," sagt Ermenrich zu ihm, „daß ich dich reiten ließe; zu Füßen mußt du arbeiten auf der Straße, damit du dich selbst unehrest." Zu wiederholten Malen wird dieser schmähliche Abzug von 25 Männern und hohen Frauen, die solcher Mühsal nicht gewohnt sind, bejammert. Gleicherweise sagt Rüdeger, als er mit seinen Gastfreunden kämpfen soll: „Ich will auf meinen Füßen in das Elend gehn."

Noch sonst haben die Pferde, mit den Waffen, ihren An-30 teil an bedeutenden Handlungen und Ereignissen des Menschenlebens. Sie gehörten zum Brautkauf, wie schon Tacitus meldet, daß der germanische Bräutigam ein gezäumtes Roß mit Schild, Speer und Schwert als Heiratgabe eingebracht. Bei Ostgoten, Thüringern, Franken führen fürstliche Freier dem Brautvater 35 erlesene und geschmückte Pferde zu; und so ist es auch zu verstehen, wenn im Hegelingenliede der König Hettel seinem Schwäher Rosse von Dänemark auf den Strand führen läßt, denen die Mähnen bis auf die Hufe reichen.

Des germanischen und altnordischen Gebrauchs, das Roß 40 mit dem Helden zu verbrennen oder zu begraben, geschieht zwar in unsrem Sagenkreise nicht mehr Erwähnung, obgleich Habichte und Diener auf Sigurds Scheiterhaufen gelegt werden. Nicht unbeteiligt bleibt aber das treue Roß bei dem Tode seines

Herrn. Sigurds Grane kommt allein aus dem Walde zurück; weinend geht Gudrun, das Roß zu befragen; da fährt es zusammen und verbirgt sein Haupt im Grase, denn es weiß, daß sein Herr nicht mehr lebt. Nach einem andern Eddaliede hängt das Grauroß den Kopf über den Toten. Otnits Roß und Hund, aus dem Walde vor das Tor zu Garten wiederkehrend, sind der Kaiserin Boten von dem Tode des Gemahls. Helke, aus dem Blumengarten kommend, sieht, erschreckend, die Pferde ihrer Söhne mit blutigen Sätteln auf dem Hofe stehen. Rüdegers Roß Boymund geht rückwärtsblickend an der Hand des Knappen, der es nach Bechlarn heimführt, manchmal sonst, wenn es seinen Herrn nicht sah, brach es den Zaum und lief die Wege zurück, nun liegt er tot, der es dahingeritten und oft mannlich auf ihm gestritten. Zuvor schon ist es der Tochter seines Gebieters im Traum erschienen, wie es, mit silberner Decke klingend, dahersprang, dann aus einem Wasser trank, darin es auf der Stelle versank.

Wir schließen diese Schau der Waffen und Rosse mit einem Satze nordischer Rechtsbücher (Gutalagh 95, 4) der uns in einem kleinen Bilde malerisch darstellt, wie dem Manne sein Kampfgeräte Haus und Hof war. Gleich dem Angriff auf einen Mann in seinem Haus oder auf seinem Acker, den er pflügt oder schneidet, wird der gewaltsame Überfall dessen gebüßt, „der sonst wo auf dem Felde seinen Spieß und Schild hingesetzt oder seinen Sattel niedergelegt und so sich Herberge genommen hat“.

So haben wir, das Leben und die Sitte, wie sie in den Liedern dargestellt sind, mit den geschichtlichen Altertümern vergleichend, den Heldenkreis abgeschlossen, zu welchem König, Meister und Recken von mannigfachem Charakter, durch wechselseitige Treue unter sich verbunden sind, und in dem selbst Waffen und Streitrosse, als belebte und beseelte Wesen hervortretend, ihre Stelle fanden.

Zu diesem Bunde der Treuen aber bildet, wie der Schatten zum Licht, ein andres Geschlecht den Gegensatz, die Ungetreuen, von denen jetzt noch zu handeln ist.

Die Ungetreuen.

Wo die Treue Urquell und Inbegriff der edelsten Tugenden ist, da muß die Untreue Wurzel und Krone alles Bösen sein. Treu und ungetreu bezeichnet in unsern Liedern den Gegensatz von gut und böse. Der Getreue ist mild und tapfer; sich selbst vergessend, gibt er für die Bande des Blutes und der Genossenschaft jedes Gut des Lebens und das Leben selbst

dahin. Der Ungetreue in seiner Selbstsucht ist karg und zugleich feige. In vollständigem Gegenbilde stehen den getreuen Königen, Meistern, Recken die ungetreuen gegenüber, die auch überall mit diesem Beiwort gezeichnet werden.

Ermenrich.

5 Der ungetreue König ist Ermenrich. Seine Gestalt steht in den deutschen Liedern bleich und gespensterhaft im Hintergrunde, teils weil der Gesang sich nicht darin gefallen mochte, die Verneinung zu beleben, teils weil die ausführlicheren Darstellungen seiner früheren Geschichte nicht auf uns gekommen 10 sind. Doch kann mittels der Auszüge beim Heldenbuch und der Wilkinensage das Notwendige ergänzt werden. Der Anfang seiner Frevel ist die Untreue gegen seinen Marschalk und Ratgeber Sibich, den er versendet, um während dessen Abwesenheit das schöne Weib desselben zu seinem Willen zu zwingen. Üppig, 15 in einer Reihe von Verbrechen und Unheil, wuchert diese Schandtat fort. Sibich übt heimtückisch Rache, indem er durch boshafte Ratschläge die Gier nach fremdem Besitz in die Brust seines Herrn wirft und ihn damit antreibt, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüten. Die Harlunge, seine Brudersöhne, läßt Er- 20 menrich verräterisch greifen und aufhängen, um sich ihrer Erblande zu bemächtigen. Seine eigenen Söhne kommen um, indem er, nach erweiterter Herrschaft trachtend, sie auf gefährliche Fahrten aussendet. Doch erscheint sein Sohn Friedrich noch in den Kämpfen, welche den Hauptgegenstand unsrer Lieder 25 ausmachen. Diese Kämpfe, worin Ermenrich auch seines andern Bruders Söhne, Dietrich und Diether, ihres Erbes berauben will, werden von ihm mit Mord und Brand gegen die Wehrlosen, mit schnödem Verrat gegen die tapferen Gegner, ja an den eigenen Freunden und Mannen, geführt. Zuerst sucht er 30 den Berner damit in die Falle zu locken, daß er denselben unter dem Vorwande zu sich ladet, als wollt' er, den Tod der Harlunge abzubüßen, zum heiligen Grabe fahren und indes sein Reich in des Neffen Pflege geben. Dietrich, von dem Boten Randolt selbst gewarnt, kommt nicht und nun bricht Ermen- 35 rich los, mit Feuer und Schwert die Lande verwüstend. Aus dem Felde geschlagen, sinnt er auf andre Mittel. Den Recken, welche Dietrich nach dem Schatze zu Pola ausgeschickt, legt er Hinterhalt, nimmt sie gefangen und droht, sie zu hängen, wenn ihm nicht Dietrichs Städte und Lande überantwortet werden. 40 Er achtet nicht, daß achtzehnhundert seiner Mannen und sein Sohn Friedrich selbst des Berners Gefangene sind. Sie alle will

er preisgeben, während Dietrich um seine sieben Dienstmannen alles hingibt. Vor Bern unter seinem Gezelte liegend, weidet der Unbarmherzige sich an des Neffen kläglichem Abzug. Umsonst mahnt ihn dieser, mit weinenden Augen, der Bande des Bluts, vergeblich ist die Fürbitte von mehr denn tausend Frauen 5 und Jungfrauen, deren Schönheit Gott vom Himmelreiche schauen möchte. Sie flehen ihn bei aller reinen Frauen Ehre, königlich an ihrem Herrn zu tun. Mit schmählicher Drohung weist er sie von sich, scheint er doch selbst nicht von einer Frau geboren zu sein, da er nachher zu Raben schamlos Frauen und Kinder 10 hängen und enthaupten läßt. Stets, wenn seine Sache übel steht, entflieht er heimlich aus der Schlacht oder um Mitternacht aus der erstürmten Stadt, überläßt die Männer, die für ihn kämpfen, ja den eigenen Sohn, treulos ihrem Schicksal und vergießt nur dann Tränen, als er sie mit schwerem Gold aus 15 der Gefangenschaft lösen soll. Dem Ehrlosen, Zagen ist denn auch nicht der Tod der Helden beschert, in elendem Siechtum bersten ihm die Eingeweide.

Die Lieder, welche diese Geschichten erzählen, sind voll von Jammer und Verwünschungen über Ermenrichs Untreue. 20 Er ist der ungetreueste, der je von Mutter geboren ward, durch ihn ist Untreue zuerst in die Reiche kommen, von ihm ist das Land öde, er hat allen Mord gebraut, ihm fluchen Männer und Frauen.

Der nordische Jormunrek und sein Ratgeber Bichi (in 25 Saxos getrübter Darstellung B. VIII, S. 240 f. Jarmerich und Bicco) erscheinen erst am Schlusse der Wölsungengeschichte. Der König läßt, auf des treulosen Bicke Anstiftung, aus Eifersucht, seinen Sohn Randwer hängen und seine Gemahlin Swanhild von Pferden zu Tode treten und wird dafür von ihren 30 Brüdern an Händen und Füßen verstümmelt.

Sibich.

Als Sibich erfuhr, daß Ermenrich ihm sein Weib entehrt, sprach er bei sich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer, frommer Mann gewesen, und ward mir der Name geben: der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich.“ Er voll- 35 zieht das Werk der Rache durch das langsame Gift seiner boshaften Ratschläge. Wie die getreuen Meister Hildebrand, Eckart u. a. die Schutzgeister ihrer Herren sind, sie zu wackeren und rühmlichen Taten anweisen, so führt Sibich den seinigen in Laster, Schande, Verderben. Durch Sibich sind die un- 40 getreuen Räte in die Welt gekommen; Sibichs Rat ist der

Same alles Bösen, und wenn Ermenrich einmal etwas Löbliches vornimmt, wie die Loskaufung der Gefangenen, so wird ausdrücklich bemerkt, daß nicht Sibich, sondern ein andrer, den Rat gegeben. Wie das ganze Geschlecht des treuen Meisters die Gesinnungen desselben teilt, so gehören Sibichs Verwandte, sein Sohn Saben und Ribestein, zu den Verrätern. Er und die Seinigen sind, wie ihr König, feig und feldflüchtig. Sie werden, um den Gegensatz hervorzuheben, je von einem des getreuen Meistergeschlechts, Sibich von Eckhart, Saben von Wolfhart, gefangen, quer auf das Roß gebunden und dem schmählichen Tod am Galgen zugeführt.

Wittich und Heime.

Ungetreue Recken sind Wittich und Heime, Schildgesellen, durch gleiche Gesinnung verbunden. Tapfer und kriegskundig werden sie gesucht und gefürchtet. Sie verkaufen ihren Dienst um Gold, leihen sich der Hinterlist und Grausamkeit, verschmähen kein ehrloses Mittel und werden flüchtig in der Angst des bösen Gewissens.

Wittich, des elfischen Wielands Sohn, führt im Schild eine Schlange. Auch Madelger, nach deutscher Sage Heimes[1]) Vater, scheint zum Geschlecht der Elfen gehört zu haben. So ist schon in der Abkunft die unheimliche Natur dieser beiden begründet.

Erst sind sie Dietrichs Mannen und ziehen mit ihm in den Rosengarten. Doch scheuen sie sich anfangs vor den riesenhaften Gegnern und Wittich kämpft nicht eher, als bis Dietrich, nachdem er Gold und Land vergeblich geboten, das treffliche Roß Scheming, welches früher dem Recken gehört, ihm zurückzugeben verspricht. Auf der Fahrt zu Laurin ist Wittich ebenso gewalttätig in Zerstörung des Gartens, als argwöhnisch und scheu, dem Zwerg ins Gebirge zu folgen; erst von den andern verspottet, sprengt er zornig voran. Seinen Übergang in Ermenrichs Dienst beschönigt er im Rosengartenliede damit, daß er den Haß der Wölfinge nicht länger ertragen könne. Besonders mißgönnt Wolfhart ihm das Roß Scheming. Die getreuen Wölfinge sind natürliche Widersacher des ungewissen Dienstmanns. Dietrich mahnt den Wegreitenden der ihm geschworenen Eide und Wittich verflucht sich, wenn er sie breche. In den Kriegen des Berners mit seinem Oheim sind Wittich

[1]) Vgl. Saxo B. VI, S. 159: Hama. B. VIII, S. 234. B. IX, S. 264, 2. Grimm, Heldensage S. 17. Auch in der Brawallaschlacht auf Rings Seite ein König Hama, Saxo B. VIII, S. 223.

und Heime Hauptleute bei Ermenrich. Sie führen den folgeschweren Überfall der von Pola zurückkehrenden Helden, als diese entwaffnet bei ihren Feuern rasten. Später selbst von Dietrich gefangen, schwört Wittich ihm von neuem Treue, wird zum Markgrafen von Raben bestellt und, nach dieser Darstellung, jetzt mit dem guten Scheming beschenkt. Verräterisch überliefert er die Stadt an Ermenrich, der Frauen und Kinder hinwürgen läßt. Das kalte und finstere Wesen dieser „Mordrecken" zeigt sich vornehmlich darin, daß sie als Feinde und Verderber alles Schönen auftreten. Sie sprechen ihre Nichtachtung der Frauen ungescheut aus; ihrer lauernden Fechterkunst unterliegen die blühendsten, feurigsten Jünglinge. Wie der grimme Wittich die Rosen zertreten, so schlachtet er jugendliche Helden. Die drei Königssöhne Diether, Scharpf und Ort, der Hut ihres Meisters entritten und auf der Heide verirrt, sehen, als der Nebel weicht, einen Recken streitfertig unterm Schilde halten. Diether entbrennt von Zorn und Schmerz, als er den Mann erkennt, der an ihm und seinem Bruder so große Untreue begangen. Wittich, angerannt von den Jünglingen, warnt und schont noch im Gefechte, aus letzter Erinnerung an die alten Bande und aus Furcht vor Dietrichs Rache. Doch als er schwere Wunden empfangen, faßt ihn sein Grimm und er haut sie in ihren Sommerkleidern durch Hirn und Zähne, durch Leber und Herz. Unedler ist sein Kampf mit dem jungen Alphart auf der Warte. Unheil ahnend, nur auf Ermenrichs dringenden Aufruf, reitet er hinaus. Er wird von Alphart aus dem Sattel gestochen; sein Roß Scheming läuft hin und ißt das grüne Gras, als achtet' es wenig den Fall des ungetreuen Herrn. Aber unfern im Schatten hält Heime und kommt jetzt seinem Gesellen zu Hilfe. Gegen Ehr' und Sitte bekämpfen die zween den einen, sie hauen auf ihn von vorn und hinten, dem Gefallenen reibt Wittich das Schwert im Leibe um und schneidet ihm das junge Leben ab. Das Bewußtsein ihrer Schuld macht die Mörder zaghaft. In der Schlacht zur Rache um Alphart brechen sie die Zeichen von ihren Helmen und schwingen die Schilde hinter sich, um nicht erkannt zu werden; sie entfliehen mit Sibich und Ermenrich. Nach der Schlacht von Raben aber, als Dietrich, von den Leichen der drei Königssöhne hinweg, zornglühend Wittichen verfolgt, rennt dieser in unaufhaltsamer Flucht bis in den Schoß des Meeres, wo seine Ahnfrau, die Meerminne Waghild, ihn aufnimmt. So kehrt er zurück in das Reich der tückischen Geister, dem er entstammt ist.

Hagen.

An den Schluß dieser Heldenbilder stellen wir denjenigen Charakter, welcher Eigenschaften in sich vereinigt, die in andern nur einzeln hervortreten und unter sich durchaus unverträglich scheinen. Es ist Hagen, der Nibelunge Trost, der
5 Mörder Siegfrieds, der getreueste zugleich und der ungetreueste Mann[1]); der getreueste, stets wachsame für die Macht und Ehre des Königshauses, dem er als Verwandter und Dienstmann verbunden ist, aber aus eben dieser Treue der ungetreueste gegen jeden, der jenes Haus verdunkeln oder gefährden möchte.
10 Gegen solche entladet er ganz die finstere, feindselige Gewalt seines Wesens, all seinen Hohn und seine Härte, mit einem Worte den Grimm, wovon er den Beinamen hat. Mit sicherer Hand, in wunderbaren und doch folgerechten Gegensätzen, ist diese Doppelnatur durch die Verwicklungen des Nibelungen-
15 liedes hindurchgeführt.

Hagen von Tronje, Aldrians Sohn, wird im Eingang des Liedes zuerst unter den Recken genannt, die den Stolz und die Kraft des burgundischen Hofes ausmachen. Sein Aussehen wird gelegentlich geschildert: er ist grauenhaft (griulich) und doch
20 von schönem Leib, wohlgewachsen, mit breiter Brust und langen Beinen, halbgreisem Haar, aber herrlichem Gang; seine jähen, schrecklichen Blicke verraten die grimme Sinnesart; rabenschwarz, von Edelsteinen funkelnd, sein Gewand. In früher Jugend war er als Geisel seines Königshauses bei Etzel. Ihm sind
25 die fremden Reiche kund. Darum, als Siegfried selbzwölfte zu Worms auf den Hof geritten, sendet Gunther nach Hagen, um zu erfahren, wer diese Gäste seien: Hagen geht an ein Fenster und läßt sein Auge nach ihnen wanken. Obschon er Siegfrieden nie gesehen, erkennt er ihn doch, erzählt von seinem
30 Drachenkampf und der Erwerbung des unendlichen Hortes, und rät, den jungen Helden wohl zu empfangen, damit man sich ihn verbinde. Doch als nun Siegfried übermütig hervortritt und Gunthern zum Zweikampf um Land und Krone ausfordert, als die Burgunden zornig dastehen und Ortwin nach Schwer-
35 tern ruft, da schweigt Hagen lange, zum Befremden des Königs; zuletzt spricht er: „Das sollt' er unterlassen haben; meine Herren haben ihm nicht solches zuleide getan." Zwar wird dieser erste Zusammenstoß beschwichtigt, aber schon bemerken wir in Hagens dunkler Seele den Unwillen über die Anmaßung des

[1]) Nib. 5056: Mich hât der leidege Hagene mînes gûtes ân getân.

Fremden, die Berechnung, ihn zu benützen, aber auch die Ahnung, daß solcher Anfang zum Bösen führe. Auf Hagens Rat bittet Gunther den Gast, für ihn die Sachsen zu bekämpfen, und nachher auf der gefährlichen Brautfahrt nach Brunhilden ihn zu begleiten. Hagen selbst entzieht sich keiner dieser Unter- 5 nehmungen. Als Brunhild, durch Siegfrieds Hilfe besiegt, Gunthern ihre Gewalt einräumt, da freut sich dessen der kühne Hagen. Die Botschaft nach Worms, wohin er vorausgesandt werden soll, lehnt er ab und schiebt sie auf Siegfried, der um Kriemhilds willen gebeten wird. Nachdem diese dem jungen 10 Helden, zum Lohn seiner Dienste, vermählt ist, heißen ihre Brüder sie tausend Recken auswählen, die ihr als Heimgesinde in Siegfrieds Reich folgen sollen. Sie sendet alsbald nach Hagen, aber zürnend erwidert dieser: „Uns mag Gunther niemand auf der Welt geben; ihr kennt doch wohl der Tronjer 15 Sitte, wir müssen bei den Königen hier zu Hofe bleiben; denen wir bisher gefolgt, sollen wir ferner dienen." Die Boten, welche nachher ausgeschickt werden, um Siegfried und Kriemhilden nach Worms zum Feste zu laden, kommen reichbeschenkt zurück und weisen die empfangenen Gaben, Gold und Kleider, 20 vor. „Er mag leicht geben," spricht da Hagen; „er könnt' es nicht verschwenden, und lebt' er ewig; den Hort der Nibelunge hält seine Hand verschlossen; möchte der noch einst in der Burgunden Land kommen!" Bei dem Feste bricht der Zank der Königinnen aus. Von Kriemhilden hat Hagen sich los- 25 gesagt, als sie den Hof ihrer Brüder verlassen; Brünhilden, der Frau seines Königs, ist nun sein Dienst gewidmet. Zu ihr geht er und fragt die Weinende, was ihr sei. Er gelobt ihr, daß Siegfried ihren Kummer entgelten müsse, und setzt sein eigenes Leben dafür ein. Den Männern hält er den Schimpf 30 vor, den Siegfrieds Reden auf das Königshaus gebracht. „Sollen wir Gauche (Kuckucksbrut, Bastarde) ziehen?" fragt er und rät fortan auf Siegfrieds Tod. Wie er Kriemhilden das Geheimnis von dessen Verwundbarkeit ablockt und die verräterische Jagd anstellt, wie er den Wein vergißt und den Wettlauf 35 nach der Quelle veranlaßt, wie er den Waffenlosen hinterrücks durchbohrt und vor dem Todwunden die Flucht ergreift, darin zeigt er die volle Meisterschaft der Untreue. „All unser Leid und unsre Sorge," ruft er über dem Sterbenden, „hat nun ein Ende: wir finden keinen mehr, der uns bestehen dürfte; 40 wohl mir, daß ich seine Herrschaft abgetan!" Er rastet auch nicht, bis der Nibelungenhort nach Worms gebracht und die Schlüssel Kriemhilden entrissen sind. „Laßt mich den Schuldigen

sein!“ sagt er zu dem zögernden Gunther. Er versenkt auch den Hort im Rheine, da jetzt noch kein ruhiger Genuß desselben möglich ist[1]). Er allein widerrät die Vermählung der Witwe an Etzeln; auch der Fahrt zu den Hunnen widersetzt er sich, bis Gernot und Giselher ihn, der schuldbewußt den Tod fürchte, daheim bleiben heißen. Da zürnt er und duldet nicht, daß sie ohne ihn fahren. Rumolt hält ihnen vor, daß Hagen sie noch nie verraten habe. Hagen reitet nun der Schar zuvorderst, den Nibelungen „ein helfelicher Trost“. Die Meerfrauen weissagen ihm, daß keiner zurückkommen werde, außer dem Kapellan, und nachdem er, ungläubig erst, an diesem bei der Überfahrt über den Strom die Probe macht, schlägt er das Schiff zu Stücken, verkündet die versagte Wiederkehr und heißt die Helden sich waffnen. Auf dem Zuge durch Bayern übernimmt er die Nachhut und schlägt Gelfrats nächtlichen Anfall ab. Seinen lieben Herren heißt er den Kampf verschweigen, damit sie ohne Sorge bleiben, bis die aufgehende Sonne die blutigen Waffen zeigt. „Wie konnt' ein Held seiner Freunde besser hüten!“ Ihn schreckt nicht die Warnung des Grenzwächters Eckewart. „Mög' uns Gott behüten!“ erwidert er; „wir sorgen um nichts, als um die Herberge für diese Nacht.“ Für Giselhern wirbt er um des gastlichen Rüdegers Tochter, die ihm mit Furcht den Willkommkuß gegeben. „Sie ist so hoher Blutsfreunde,“ sagt er, „daß wir ihr gern dienten, ich und seine Mannen, ginge sie unter Krone bei den Burgunden.“ Giselher, der jüngste, edelste und tapferste unter den Brüdern, ist durchaus Hagens Liebling, der in ihm die Blüte des Königsstammes erkennt; darum wohl sucht er ihm in dem fremden Lande die Freundschaft und den Schutz des trefflichen Rüdegers zu verschaffen. Die Wilkinensage (K. 364. Rask II, 547) hat den Zug aufbehalten, daß Hagen in der letzten Not für Giselher um Frieden bittet, weil dieser unschuldig an Siegfried sei, dem er, Hagen, allein die Todeswunde gegeben. Auch in unserm Lied ist Giselher vom Anteil am Morde rein erhalten und darum allein in Kriemhildens Gunst geblieben. Je näher die

---

[1]) Nib. Z. 4564. Lachm. 1077: Er wânde er sold in niezen; des kunde dô niht gesîn. Z. 4575. Lachm. 1080: So enkunden sis in selben noch ander niemen gegeben. Nimmt man an, daß Hagen sich allein den Schatz zugedacht, wie es in der Überarbeitung noch stärker herausgehoben ist, so widerspricht der einzige Vers der durch das ganze Lied gehaltenen Charakteristik Hagens. Doch ist ein solcher Widerspruch bei dem Erwachsen des Liedes aus älteren allerdings möglich. Unverkennbar ist aber, daß der Hort, wie alles Mythische, das rechte Verständnis eingebüßt hat, indem alle Bedeutung sich auf das Innere der Charaktere gezogen, daher dort etwas nicht zum Ganzen Passendes wohl stehen bleiben konnte. Unklar ist alles, was vom Horte, besonders dessen Versenkung, gesagt wird.

Gefahr hereindroht, um so freier und unerschrockener blickt Hagen ihr ins Auge. Mit trotzigem Hohn erwidert er Kriemhildens feindlichen Empfang. Als sie nach dem Horte fragt, antwortet er, an seinen Waffen hab' er genug zu tragen gehabt. Als sie den Gästen die Waffen abnehmen will, erwidert er, das hab' 5 ihn sein Vater nicht gelehrt, daß eine Königin seinen Schild trage, er wolle selbst Kämmerer sein. Endlich als er mit Volkern vor dem Hause sitzt, Kriemhildens Saale gegenüber, als sie mit gewaffneter Macht herankommt, er aber nicht vor ihr aufsteht, und über seinen Knien das Schwert mit dem gras- 10 grünen Jaspis spielen läßt, das einst Siegfrieds war, als sie dann fragt, wer nach ihm gesandt, und er antwortet, man habe die geladen, die seine Herren heißen; als sie zuletzt, um ihn vor den Ihrigen zu überweisen, den Mord an Siegfried ihm vorwirft, da spricht er laut und offen: „Was soll des mehr? 15 ich bin's, Hagen, der Siegfrieden schlug; sehr entgalt er, daß Kriemhilde Brunhilden schalt; ich bin all des Schadens schuld, räch' es nun, wer wolle, Weib oder Mann!" Sein Absehen ist fortan nur darauf gerichtet, nicht wehrlos und unvergolten unterzugehen. Gleich als Kriemhilde Giselhern allein gegrüßt, 20 band Hagen sich den Helm fester; in der Nacht vor dem Feste hält er mit Volkern vor dem Saale, wo die Burgunden schlafen, getreulich Schildwache und schon der Glanz ihrer Waffen scheucht die Hunnen zurück. Am Morgen, als die Helden sich zum Kirch- gang schmücken wollen, heißt er sie, statt der Rosen, die Waffen 25 zur Hand nehmen, statt der gesteinten Kränze die lichten Helme, statt der Seidenhemde die Halsberge, statt der reichen Mäntel die weiten Schilde. „Geht nun zur Kirche, klaget Gott eure Not! denn wisset, daß der Tod uns nahet!" Noch verhält er seinen Grimm, bis Dankwart beim Mahle blutig unter die Türe 30 tritt und den Tod der Knechte verkündet; da gibt er die Lo- sung des unversöhnbaren Kampfes, indem er Etzels jungem Sohne das Haupt abschlägt, daß es der Königin in den Schoß springt. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal. Todestrunken, kennt er keinen 35 Rückhalt mehr. Im brennenden Saale heißt er die Dürstenden Blut trinken. „Das ist in solcher Hitze besser, denn Wein." Von Dietrich überwältigt und vor Kriemhilden geführt, weigert er sich, ihr den versenkten Hort anzuzeigen, und als sie ihm Gunthers abgeschlagenes Haupt vorhält, spricht er: „Nun ist 40 ergangen, wie ich mir gedacht: den Schatz weiß nun niemand, denn Gott und ich; der soll dir, Teufelin, ewig verhohlen sein!" Da gibt sie ihm mit Siegfrieds Schwert den Todesstreich.

So erscheint Hagen zwar, gleich jenen andern Ungetreuen, schlau und hinterlistig, geizig auf den Hort, den er jedem Fremden mißgönnt, zaghaft im Augenblick des vollbrachten Meuchelmordes. Argwöhnisch und behutsam überall, sucht er
5 besonders die rächenden Folgen jener Freveltat durch Vorsicht abzuwenden. Als aber seine Könige, für die er solche verübt, seinen Rat nicht achtend, dem Verderben entgegengehen, nimmt er seine Schuld auf sich und folgt ihnen. Er hört die Weissagung des Todes, erprobt sie und zerschlägt die Brücke der
10 Rückkehr. Da erst ist sein Heldengeist entbunden; er steht dem Schicksal, das er heraufbeschworen, trägt mit Riesenkraft den brechenden Bau und stürzt, der letzte, unter den Trümmern.

In der nordischen Darstellung ist Hagen selbst einer der königlichen Brüder, und zwar, der Eide gedenkend, dem Mord
15 an Sigurd abgeneigt. Er schiebt solchen auf Guttorm, den jüngsten Bruder, der nicht mitgeschworen (Edd. IV, 66 f. Volf. S. Kap. 39). Wie in unserm Liede Gunthers Haupt vor Hagen, so wird hier Högnis ausgeschnittenes Herz vor Gunnar gebracht. Högne hat gelacht, als man es ausschnitt, und Gunnar
20 erkennt dasselbe daran, daß es nicht zittert, nachdem man ihn durch das bebende Herz eines Knechtes vergeblich zu täuschen gesucht (IV, 148 f. 175. Volf. S. Kap. 46). Auch im deutschen Siegfriedslied ist der grimmige Hagen ein Bruder von Günther und Gernot, König Gibichs Söhnen; er will nicht dulden, daß
25 sein Schwager die Lande regiere, und erschlägt ihn am Brunnen im Odenwald. Es liegt in der Art der Fabellieder, daß Genossen Brüder heißen, und der nordischen Sage ist dieses nahe Blutsband um so angemessener, als sie überall die Schicksale der Geschlechter darzustellen pflegt. Vermittelnd ist die Wil-
30 kinensage, die Hagen zum Halbbruder der Könige macht, von einem Elfen erzeugt, wodurch sein Aussehen und seine Sinnesart erklärt wird (K. 150. Rask II, 241). Im Nibelungenliede selbst ist Hagen ein Verwandter (Oheim) seiner Herren und die Eigenschaften von „Mann und Mage" sind auch hier unge-
35 trennt. Ist gleich Hagens Bruderrecht als das Einfachere und Ursprünglichere anzuerkennen, so finden wir doch in deutscher Sage schon über zwei Jahrhunderte vor dem Nibelungenliede das Verhältnis der Diensttreue hervorgestellt. In dem Gedichte von Walthers Flucht steht Hagen, Agaciens (?) Sohn,
40 mitten im Widerstreit der Pflichten gegen seinen Herrn, den König Gunther, und seinen Genossen, den heimkehrenden Walther. Nachdem er jenem vergeblich von der Verfolgung und Bekämpfung Walthers abgeraten, sieht er vom nahen

Hügel[1]) dem Kampfe zu. Dieses Verhalten wird ihm vom König und nachher, in der Nibelungennot, von Hildebrand als Zaghaftigkeit vorgeworfen. Noch bleibt er sitzen, als sein Neffe Patafried, gegen seine und Walthers Mahnung angreifend, von diesem erschlagen ist. Erst als die andern elf Begleiter des Königs hingestreckt sind, erhebt er sich auf dessen dringende Bitte. Durch List rät er Walthern aus dem Verhau zu locken; aber in dem Kampfe, der nun beginnt, streckt er aufopfernd sein Haupt dem Streiche vor, der dem am Boden liegenden König den Tod gegeben hätte. Mit dem Verluste des rechten Auges kehrt er aus diesem Streite zurück. In bestimmten Zügen sehen wir hier vorgezeichnet, was im Nibelungenliede seine volle Entwicklung erhält.

W. Grimm hat bei mehreren Heldencharakteren zu zeigen sich bemüht, wie sie ursprünglich edler gehalten waren und in der Fortbildung der Sage sich verböserten. So insbesondere auch bei Hagen. In den Eddaliedern, wo Högni noch in der Reihe der Königsbrüder erscheint, rate er sogar noch vom Morde Sigurds ab, der durch Guttorm erschlagen wird. Noch im lateinischen Walthersliede sei Hagano durchaus edelmütig gesinnt und das finstere und böse Wesen, das die Nibelungennot beschreibe, ihm fremd. Aber der Zwiespalt der Pflichten, den wir kaum zuvor ausgehoben, ist doch schon im lateinischen Gedichte ein Hauptmotiv und wirft auf den Helden, der erst der einen und dann der andern zu genügen sucht, ein zweifelhaftes Licht. Nachdem er sich einmal für seinen König, gegen den Genossen, entschieden, so greift er auch schon zur Hinterlist, indem er den Rat gibt, daß sie beide, der König und er, sich in einen Hinterhalt zurückziehen und so Walthern aus seinem sichern Verhau hervorlocken.

V. 1112: Secedamus, eique locum præstemus eundi;
Et positi in speculis tondamus prata cauallis,
Donec jam castrum securus deserat artum,
Nos abiisse ratus campos vi calcet apertos.
Insurgamus et attonitum post terga sequamur.

Und so greifen sie ihn auch wirklich zu zweien an.

V. 1282: Adversum solum conspirant arma duorum.

Als nach dem Kampfe die Helden zusammen trinken, sagt Walther zu Hildegund V. 1406:

[1]) Über das Sitzen auf dem Hügel vgl. die Laxdälasaga. Sagabibl. I, 216.

Jam misceto merum Haganoni et porrige primum!
Est athleta bonus, fidei si jura reservet.

Jedenfalls scheint mir der tiefe Sinn, der in der Bildung des Epos tätig war, sich gerade darin zu erweisen, daß dieser 5 schwierigste Charakter, der abschreckend und anziehend zugleich, in Widerstreit und Verbindung der entgegengesetztesten Eigenschaften einen wunderbaren Abgrund des Gemütes aufschließt und die bedeutendste Geisteskraft entfaltet, mit Vorliebe gepflegt worden ist, sich der Herrschaft im Liede bemächtigt und die 10 Lösung der Widersprüche großartig in sich vollendet hat.

Die Frauen.

Das Sittengemälde, welches wir nach den Heldenliedern, im Vergleich mit den germanischen Altertümern, entworfen haben, würde eines wesentlichen Bestandteiles entbehren, wenn wir nicht zum Schlusse noch das Leben der Frauen beleuchteten.
15 Die Stellung und Geltung der Frauen in diesem kriegerischen Kreise, ihre Freuden und Bedrängnisse, ihre leidende und tätige Teilnahme an so sturmbewegtem Leben, erheischen unsre besondere Aufmerksamkeit.

Die klare Auffassung dieser Verhältnisse wird dadurch er-20 schwert, daß eben hier die bedeutendste Vermischung des Geistes verschiedener Zeiten in unsern Liedern eingetreten ist. Die Aufzeichnung und Gestaltung der letztern fiel in eine Zeit, welche nicht bloß das Mythische der Heldensage größtenteils in natürliche Zustände aufgelöst hatte, sondern auch den aus fremder 25 Poesie eingedrungenen Zierlichkeiten des Minnewesens und der Rittersitte auf ganz verschiedenartige Gegenstände einigen Einfluß gestattete. So kam es, daß in demselben Liede die noch erkennbare Walküre Brünhild und die wirtliche Hausfrau Gotelind[1]) sich zusammenfinden, daß derselbe Siegfried, der so min-30 niglich um Kriemhilden warb, ihr nachher der unbesonnenen Zankrede wegen den Leib zerbläut[2]). Dennoch lassen sich Züge unterscheiden, welche zu fest im germanischen Leben begründet sind, zu tief in den Bestand der Sage eingreifen, als daß sie nicht ursprünglich und eigentlich ihr angehören sollten, wenn sie auch 35 mit dem Sagenstoffe selbst den allmählichen Wandlungen der Zeit gefolgt sind.

---

[1]) Dietl. 979: Da saget das gesinde der schœnen Gotelinde, da waren kommen geste. Hausfraw die peste, die ye fursten haus besaz, gepot dem ynngesinde das, daz man ir schone solte pflegen.

[2]) Dietl. 12 605—22. Brunhilt soll auch von ihrem Manne geschlagen werden.

Noch ist die Gabe der Weissagung nicht gänzlich von den Frauen gewichen. Ihr Herz sagt ihnen, beim Auszug der Helden, das nahende Leid; von fallenden Tränen wird ihnen dann das Gold vor der Brust trübe. Doch nicht bloß diese dunkle Ahnung ist ihnen gegeben, in bedeutsamen Träumen bildet sich ihnen die Zukunft vor. Helke sieht in angstvollem Morgentraume, wie ein wilder Drache durch das Dach der Kammer fliegt und ihr beide Söhne gewaltsam hinwegführt auf eine weite Heide, wo er sie zerreißt. Kriemhild träumt noch mitten in den Ehren und dem Glanz ihrer Jugend, bevor noch Siegfried auf dem Hofe zu Worms erschienen, ihr künftiges Geschick, wie sie einen schönen Falken gezogen, den ihr zween Aare mörderisch ergreifen; und ihre Mutter, der sie den Traum vertraut, gibt ihm die rechte, traurige Deutung. Nachher, als Siegfried in den Wald reiten will, sagt sie ihm, weinend ohne Maß, die Träume der vorigen Nacht, wie ihn zwei wilde Schweine über Heide jagten und die Blumen da rot wurden, wie ob ihm zween Berge zusammenfielen und sie ihn nimmermehr gesehen. Vor der Nibelunge Hinfahrt nach Hunnenland träumt Frau Uten, wie alles Geflügel im Lande tot sei. Rüdegers Gemahlin und Tochter teilen sich ihre bangen Träume mit; die Mutter sah ihn ganz ergraut, sein Gesinde war von einem Schnee befallen und von einem Regen genäßt, ihr eigenes Haupt von Haar entblößt, in ein finstres Gemach hieß er sie gehen, darin er selbst stand, er schloß die Türe zu, und nimmer kamen sie herfür. Die Tochter sah des Vaters Pferd sehr springen, laut erklang an ihm die Silberdecke; es trank aus einem Wasser und versank zur Stelle. Indes sie so einander erzählen, sind schon die Trauerboten eingeritten.

Traum und Traumdeutung der Frauen fehlt begreiflich auch in der nordischen Darstellung nicht. Hier findet sich aber noch eine weitere, wunderbare Eigenschaft derselben, die Zauberkunde. Frauen wissen vorzugsweise die Runen zu schneiden und zu deuten. Sigurdrifa (Brunhild) reicht dem Sigurd in der Flammenburg den Gedächtnistrank, voll ist das Horn von guten Zaubern und Freudenrunen, sie lehrt ihn die Runen, ihre mannigfachen Arten und Kräfte. Aber Grimhild, die Mutter der Giukunge, schenkt ihm nachher, um ihn an ihr Haus zu knüpfen, einen andern Zaubertrank, von dem er Brunhilden vergißt, und sich mit Gudrun verbindet. Durch ähnlichen Trank, im Horne, darein Runen geritzt sind, bringt sie später ihre Tochter dazu, des ermordeten Siegfrieds vergessend, sich mit Atli zu vermählen.

Die Heilkunde ist ein Teil dieser zauberhaften Weisheit. Heilende Hände (læcnis-hendr) erfleht Brunhild von den Göttern für sich und Sigurd, als sie ihm den Gedächtnistrank gibt. Zweigrunen, auf Rinde und Baumäste geschnitten, bezeichnet sie als ärztliche (Gr. Edd. 213. 217). Nach dem Kampf am Wasgensteine verbindet Hildegund die Verwundeten. Zu den Müttern, den Gattinnen brachten die Germanen, nach Tacitus (Germ. 7), in der Schlacht ihre Wunden, und die Frauen scheuten sich nicht sie zu zählen oder auszusaugen. Die Jungfrau, welche Dietrich von Fasolds Verfolgung befreit, sieht ein Wundkraut, das auf hoher Heide blüht; sie holt es und zerreibt es unter den Händen; von seinem Geruche verläßt den Helden die Müde und er genest völlig. Auch dem ermatteten Rosse gibt sie davon, daß es froh und kräftig, mit schnellen Sprüngen den gewappneten Herrn trägt.

Von heilbringenden Frauenhänden werden die ausziehenden Helden gewappnet. Die schöne Magd zu Tersis wappnet Wolfdietrichen zum Ringstechen. Die junge Königin Seburg wappnet Ecken, den sie zum Kampf aussendet; Ute bindet ihrem Hildebrand den Helm auf; sie gibt auch ihrem Pflegesohn Alphart Waffenrock und Waffen. Mit dieser Wappnung hängt der Segen zusammen, den die Frauen auf die Fahrt geben. Als Ute Alpharten gewappnet, segnet sie ihm nach mit ihrer schneeweißen Hand. Nach ihm segnen auch andre schöne Frauen, ihm Heiles bittend. Ebenso tut Frau Ute ihrem Gemahl, dem sie den Helm aufgebunden, manchen Segen nach. Daß diese Segen ursprünglich nicht bloß allgemeine Heil- und Siegeswünsche, sondern eine wirkliche Feiung waren, zeigt eine Stelle des Liedes von Etzels Hofhalt. Dort wappnet Jungfrau Selde Dietrichen von Bern und tut ihm dann einen Segen, der ihr von Gott kund ist und der den Helden sichert, niemals im Kampf erschlagen zu werden. Von Frauen sind auch die undurchdringlichen Zaubergewande, Nothemde, verfertigt. Noch sind uns alte Formeln des Nachsegnens aufbewahrt, die, wenngleich christliche Schutzengel und Heilige darin angerufen werden, doch schon in den durchklingenden Stabreimen auf früheren Ursprung deuten, z. B.: Ich dir nachsehe, ich dir nachsende mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel; Gott gesunden heim dich gesende! offen sei dir das Siegetor, so sei dir das Seldentor, beschlossen sei dir das Wagetor, so sei dir das Waffentor!" Oder: Herre Sankt Michael, heute sei du sein Schild und sein Speer, meine Frau Sankta Maria sei seine Halsberge! Herre Gott! du müssest ihn beschirmen vor Wage (Wasser) und

vor Waffen, vor Feuer, vor allen seinen Feinden, sichtbaren und unsichtbaren!" Man erinnert sich hierbei an Sigurdrifas Heil- und Siegesgebet beim Gedächtnistrank und an die Siegrunen, die, nach ihrer Lehre, auf Schwertgriff und Schwertgehäng eingeschnitten werden, unter zweimaliger Nennung des Siegesgottes Tyr.

Ob die häufig vorkommende Bitte und Mahnung „durch aller Frauen Ehre" erst eine Folge des ritterlichen Frauendienstes sei, ist zweifelhaft. Als Beweggrund, die Frauen zu ehren, wird manchmal daran erinnert, daß wir von ihnen gekommen sind. Von Ermenrich, der die Frauen zu Raben hinrichten ließ, wird gesagt, er sei nicht von Frauen kommen. Sowie man bei ihrer Ehre bittet, erscheinen die Frauen selbst als Fürbitterinnen. Die von Bern treten vor Ermenrich und flehen ihn, obwohl vergeblich, um Gnade an seinem Neffen Dietrich; fußfällig mahnen sie ihn, alle reinen Weiber zu ehren und dazu alles himmlische Heer, damit sie ihm Sieg verleihen. In Urkunden des Mittelalters ist es eine hergebrachte Form, daß Vergabungen der Fürsten, besonders zu frommen Zwecken, auf Fürbitte ihrer Gemahlinnen geschehen[1]). Die Fürsprache der Frauen wird aber in den Liedern nicht selten zu einem vollkommenen Schutzrechte. König Konstantin, Rothers Zorn fürchtend, reitet diesem, ohne seine Mannen, mitten unter den Frauen entgegen. Den grimmigen Asprian beschwichtigt der alte Berchter mit den Worten: „Hier soll die Zucht vergehen, nun er unter den Frauen ist kommen; und hätt' er benommen allen meinen Kindern den Leib, wir sollen an ihm diese Weiber ehren, es käm' uns anders übel." Eine Jungfrau, die selbst zu Bern als Geisel ist, übernimmt es doch, den Boten vom Rheine, welche ohne Geleit gewappnet in Dietrichs Land geritten, durch ihr Fürwort sicheres Geleit zu geben. Vor allen aber kommt die Stelle des Rosengartenliedes in Betracht, wie Siegfried vor Dietrichs starken Schlägen in den Schoß Kriemhildens flieht und diese, den Schleier über ihn werfend, ihm Leib und Leben fristet. Ganz entsprechend wird in einer isländischen Saga (Broddhelgesaga, Sagabibl. I, 98 ff.) der geschichtlichen Gattung ein blutiger Kampf dadurch niedergeschlagen, daß die Frauen Kleider auf die Waffen werfen. Von spätern Anklängen werde hier nur die Erzählung vom Wartburgkriege angeführt, wonach Heinrich von Ofterdingen, der im Wettsange sein Leben verspielt, sich unter dem Mantel der Landgräfin birgt; dann das

[1]) Murator. Antiq. Ital. T. III. Diss. 40. S. 697 f.

Lied Reimars von Zweter, flüchtete sich ein Wolf (das Bild des friedlosen Geächteten) zu Frauen, man sollt' ihn um ihretwillen leben lassen.

Abgesehen von diesen Erinnerungen des alten Glaubens, 5 stehen die Frauen unsrer Lieder, deutschem Rechte gemäß, in Pflegschaft und Obhut des Gemahls, des Vaters, der Brüder, überhaupt der männlichen Anverwandten. Von der jungen Kriemhild und den drei Burgundenkönigen heißt es: „die Frau war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pflege." 10 Umschlossen und geschirmt von dem Kreise der männlichen Genossenschaft, halten sich edle Frauen mit ihrem weiblichen Gefolge gewöhnlich abgesondert in den innern Gemächern des Hauses; lange sieht Kriemhilde nur heimlich durchs Fenster den Helden Siegfried, wie er auf dem Hofe Schaft und Stein 15 wirft". Als die Helden vom Rheine vor Isenstein anschiffen, heißt Brunhilde ihre Jungfrauen aus dem Fenster treten, damit sie nicht den Fremden zur Schau ständen; an den „engen Fenstern" beobachten sie dann die Ankommenden. Die weiblichen Hände sind beschäftigt, die Kleidung zu bereiten, Gold in Seide 20 zu wirken und Gestein in das Gold zu legen. Nicht gering ist der Frauen „Unmuße", wenn ein Fest herannaht, eine Brautfahrt oder Hofreise der Helden, deren prunkvolle Ausstattung ihnen dann obliegt. Sie selbst erscheinen zum Empfang der Gäste, die von ihnen freundlich begrüßt und die angesehenern 25 wohl auch mit einem Kusse bewillkommnet und an der Hand in den Saal geführt werden. Wenn sie an festlichen Tagen hervorgehen, dann schreiten mit ihnen die Mannen des Fürstenhauses, Schwerter in Händen tragend, zum Zeichen des stets wachen Schutzes. Beleidigung einer Frau wird auch sogleich 30 Sache der gesamten Genossenschaft. Brünhild, von Kriemhilden gehöhnt, sendet alsbald nach ihrem Gemahl und seinen Recken und klagt vor ihnen den Schimpf. Siegfried, der sich des Unglimpfs gerühmt haben soll, muß im Ringe der Burgunden den feierlichen Eid schwören, daß er nichts dergleichen 35 ausgesagt habe, und selbst dieses versöhnt nicht den heimlichen Groll der eifrigsten Wächter des Hauses, die auf seinen Tod sinnen. Das angegebene Verfahren stimmt mit den ältesten deutschen Gesetzen überein, welche zur Rettung beleidigter Frauenehre solch eidliche Erklärung vorschreiben (Rogge, Gerichtswes. 40 d. Germ. S. 195).

In der nordischen Erzählung entzweien sich Brunhild und Gudrun beim Haarwaschen im Strome darüber, welche, nach dem Vorzug ihres Mannes, oben stehen solle (Vols. K. 37.

S. 96. J. Edd. 263); woraus im Nibelungenliede, nicht eben christlich, ein Streit um den Vortritt zur Kirche geworden ist. So finden sich auch bei den isländischen Sagaschreibern Beispiele, wie aus dem Rangstreite der Frauen über das frühere Nehmen des Handwassers oder den Vorsitz beim Gastgebote, 5 Mord und rächende Fehde unter den Männern und Blutsverwandten sich entspinnen. Aus der ostgotischen Geschichte berichtet Procop (B. III), wie die Gemahlin des Königs Ildebad, durch Vrajas übermütige Frau beim Besuche des Bades verächtlich behandelt, von ihrem Gatten Rache heischt und dieser 10 nun den Vraja, der doch zu seiner Wahl das meiste beigetragen, hinterlistig umbringen läßt, wodurch er selbst bei den Goten verhaßt und bald hernach, aus andrem Anlasse, gleichfalls ermordet wird.

Bei den Blutsfreunden, unter deren Pflege die Jungfrau 15 steht, muß auch um ihre Hand geworben werden; so läßt sich Siegfried von Gunthern dessen Schwester zuschwören und auch Rüdiger wirbt für Etzeln zuerst bei Kriemhildens Brüdern. Die Ehe wurde in früherer Zeit in Form eines Kaufs abgeschlossen; die bevormundenden Verwandten empfingen den Kauf- 20 preis[1]). Ihnen mußte daher auch für gewaltsame Wegnahme der Jungfrau die Buße bezahlt werden. Sowie aber trotzige Männer sich rühmten, niemals Wergeld oder andre Buße zu bezahlen, so scheint es auch für rühmlich gegolten zu haben, sich die Braut ohne Kaufgeld zu gewinnen oder, wo sie der fried- 25 lichen Werbung versagt wurde, sie mit Gewalt oder List hinwegzuholen, und die Fehde der beleidigten Verwandtschaft auf keine Weise zu scheuen. Wie bei verschiedenen Völkern der alten Welt[2]), so ist es noch jetzt bei slawischen Völkerschaften (Serben, Morlaken) gebräuchlich, die Braut zu rauben. Daß dieselbe 30 Ansicht bei den germanischen Stämmen zu bekämpfen war, davon zeugen die Gesetze gegen den Jungfrauenraub. In nordischen Sagen, dänischer, schwedischer, schottischer Balladendichtung sind solche Entführungen ein vielbehandelter Gegenstand, und an der Spitze deutscher Geschichten steht das berühmte Beispiel 35 des Arminius, der des Segestes Tochter, die einem andern versprochen war, geraubt und darüber den unauslöschlichen Haß des Schwähers zu tragen hat (Tac. Ann. 1, 55). In diesem

[1]) Noch die Limburger Chronik, um 1400, braucht gewöhnlich kauffen für heiraten. Vgl. Grimm, Rechtsaltert. 421—4. 601, 4.

[2]) Otfr. Müller, Prolegom. zu einer wissenschaftlichen Mythol. Göttingen 1825. S. 422: „Eine merkwürdige Übereinstimmung althellenischer und italischer Sitte ergibt die Bemerkung, daß der Raub der Braut, der in Sparta immer im Gebrauch geblieben war und vielleicht auch in griechischen Mythen vorkommt, auch in Rom nach Festus alte Sitte war.“

Zusammenhange stehen nun auch aus unsrem Liederkreise die gefahrvollen und meist verderblichen Brautfahrten Rothers, Hugdietrichs, Otnits, Gunthers, der Hegelingen.

„Was Leides leiden die Männer, das beweinen alles die 5 Weiber," sagt das Lied von Dietrichs Flucht. Teilnehmend, nachfühlend, innerlich auffassend, bilden sie durchaus den Chor zu den tragischen Geschicken der Helden. Weinend stehen sie an Zinnen und Fenstern und geleiten mit ihren Augen die Männer, die, von ihren Träumen und Ahnungen vergeblich gewarnt, 10 ausziehen. Sie schauen hinaus auf die Straße, von wo die Wiederkehr geschehen soll; schon sehen sie den Staub aufsteigen; aber nicht, wie sonst, erschallt der frohe Gesang der Knappen. Verbergen heißt man die blutigen Sättel, daß nicht die Weiber weinen. Dieses Weinen der Frauen wird bei Beschreibung der 15 Kämpfe stets im Hintergrunde gezeigt. Wenn die starken Schläge fallen, wenn ein tobender Recke gewaltig um sich haut, wenn der edle, schöne Held den tödlichen Streich empfängt, dann heißt es immer: das beweinte mannig Weib; da geschah den Frauen Herzeleid; ihn klagen alle werten Frauen u. dgl. Sie gehen auch 20 selbst nach der Schlacht auf die grüne Heide hinaus, wo sich ihr Weinen und Klagen über den Gefallenen erhebt. Mit Tränen schmerzlicher Erinnerung nimmt Gotelinde den Schild des erschlagenen Nudung, den Hagen sich zur Gabe erbeten, von der Wand herab.

25 Im Eddaliede sticht Brunhild nach Sigurds Tode sich selbst das schneidende Schwert ins Herz, um mit der Leiche dessen, der ihr zuerst verlobt war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Ähnliches kommt auch sonst in nordischer Überlieferung vor. Die Geschichte meldet, daß bei dem germani-30 schen Stamme der Heruler die Gattin, welche nicht auf ewig entehrt sein wollte, am Grabe des Mannes sich das Leben mit dem Strange nehmen mußte[1]). Unsre Lieder kennen nicht mehr diese heidnische Sitte; Brunhild bleibt hier am Leben, im Übermute der gestillten Rache, aber offenbar ist sie fortan müßig 35 in der Handlung. Händeringen, Zerschlagen der Brust, Ausraufen der Haare, Blutweinen, Ohnmacht, sind in den deutschen Gedichten die Ausbrüche weiblichen Jammers. Ein eigenes ausführliches Gedicht, Klage genannt, schließt sich, wohl nicht ohne ältere Anlässe, an der Nibelungen Not, ganz der Wehklage um

[1]) Procop. S. 419: Ubi vir quispiam Erulus fato concesserat, ut virtutem probaret uxor, ac relinqueret superstitem sibi gloriam, necesse habebat vitam paulo post ad mariti tumulum finire laqueo: ni faceret, in æternum dedecus et propinquorum mariti offensionem incurrebat.

die Erschlagenen, ihrer Bestattung, der Heimsendung ihrer Waffen, der Trauerbotschaft an die Witwen und Waisen gewidmet.

Aus dieser allgemeinern Haltung aber, worin die Teilnahme der Frauen an den Ereignissen mehr auf Dulden, Sorgen und Empfinden beschränkt erscheint, treten weibliche Charaktere 5 hervor, welche sich tatkräftig genug zum hilfreichen Wirken, zum ausdauernden Widerstand der Treue, zum aufregenden Eingreifen in die Handlung, und statt der Totenklage zur blutigen Rache erheben. Die folgenden Charakterbilder werden hinreichen, die bedeutendsten Richtungen weiblicher Wirksamkeit zu 10 bezeichnen.

Helche.

Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Oserichs, ist das vollkommene Bild der Königin. Sie heißt die gute, die milde, die getreue und, wenn auch nicht mehr jugendlich, (im Nibelungenliede) die schöne. Wie der König im Kreise seiner 15 Recken steht, so hat sie eine Schar edler Jungfrauen um sich versammelt, Königs- und Fürstentöchter, die ihr zur Erziehung gegeben sind, oder, wie Hiltegund, dem König als Geisel verpfändet, von ihr liebevoll gepflegt werden. Gehen diese mit ihr zum Feste hervor, je zwo und zwo sich bei den Händen 20 haltend, dann gleichen sie der Sonne, deren Schein alle Königreiche überleuchtet. Aber auch gegen die Helden ist sie „viel mutterlich" gesinnt. Sie ist Fürsprecherin der Besiegten, Trost und Hilfe der Elenden, Vertriebenen, die sich an Etzels Hof geflüchtet, versieht sie mit Waffen, Rossen und allem Bedarf, ver- 25 schafft ihnen vom König Beistand oder Belehnungen. So hat sie den edeln Rüdeger sich verpflichtet, der fortan, als Verwalter ihrer Mildtätigkeit, ihr beständig zur Seite geht; so hat Aldrian, Hagens Vater, sich ihrer Huld zu erfreuen gehabt; vornehmlich aber findet der heimatlose Dietrich in ihr eine mütterliche 30 Freundin und Helferin. Verschämt über sein Elend, birgt er sich hinter dem Fenster, als er Helche mit Rüdeger zu Gran einreiten sieht; aber schon ist ihm ein Licht des Trostes aufgegangen. Helche weint, als sie sein Mißgeschick vernommen; sie läßt die Vertriebenen herrlich speisen und bittet den Berner 35 durch Rüdeger, ihr Gold anzunehmen; sie weiß, daß „den Elenden das Gut nach Ungemüte sanfte tut"; sie verheißt und gewährt ihm ihre Verwendung bei dem König, ja es entgeht ihren Blicken nicht, wie unter aller Kurzweil des Hofes Dietrichs Augen oft sich trüben. Als er, von Etzel mit Heeresmacht 40 versehen und von ihr selbst reichlich ausgestattet, doch sein

Land nicht wieder zu erobern vermag, ermüdet ihre hilfreiche Sorgfalt nicht; sie vermählt ihm ihre Schwestertochter Herrad, verschafft ihm ein neues Heer und vertraut ihm ihre beiden Söhne an. Schmerzlich ist ihre Klage über den frühen Tod
5 der Jünglinge, die ihre Augenweide waren, wenn sie des Morgens gegen ihr kamen und mit den Händen ihr liebkosten. Sie verwünscht den Berner, durch dessen Schuld sie umgekommen, sie verflucht ihr mildes Geben. Dennoch, als Rüdeger ihr sagt, daß Dietrich selbst seinen Bruder verloren und die jungen Könige
10 in die Wunden geküßt habe, erbarmt sie des Helden, sie bereut die Verwünschung und wird seine Vermittlerin bei Etzel.

In dem Benehmen Helchens gegen die Fremden, die sich an ihres Gemahls Hofe sammeln, ist die Güte und Milde mit weiblicher Klugheit gepaart. Sie erkennt, daß es dem Reiche
15 nützlich und dem König ehrenvoll sei, solche Helden durch Wohltaten sich zu verbinden. „Des ist geteuert immermehr dein Land," sagte sie zu Etzel, „behältst du Dietrichen." Sie bedient sich für diesen Zweck eines wohlberechneten Bandes, indem sie ihnen Bräute aus der Zahl ihrer Jungfrauen wählt; so emp-
20 fängt Dietrich Herraden, so gibt die Königin, durch Hagens Flucht aufmerksam gemacht, ihrem Gemahl den Rat, daß er Walther, die Säule des Reiches, durch Vermählung mit einer hunnischen Fürstentochter, besser festhalten möge.

Markgraf Rüdeger preist einst die Mutter selig, von der
25 so viel Treue und Güte zur Welt gekommen, er segnet den Tag der Geburt Helchens. Groß ist denn auch die Trauer bei ihrem Tode; verwaist sind ihre Jungfrauen, freudelos das Volk, voll Jammers das Land, die Welt wird immer sie vermissen; der finstere Hagen selbst stimmt in ihren Nachruhm ein.
30 König Etzel konnte im deutschen Gesang nicht zu fester, lebendiger Gestaltung gelangen. Der Glanz des Königtums ist gänzlich auf seine Gemahlin übergegangen. Die farblose Alleinherrschaft vermochte nicht, sich im deutschen Sinne dichterisch zu beleben; statt ihrer wurde die sittliche Gewalt weiblicher Tugen-
35 den aufgestellt und verherrlicht. Im Gedichte von Dietleib soll Helche gegen zweifachen Vorwurf gerechtfertigt werden: wenn die Taufe an ihr verdorben, indem die Heiden sie von ihrem Vater weggeführt, so habe sie doch christlich getan; wenn sie guten Recken hold und hilfreich gewesen, was man jetzt den
40 Frauen übel deuten würde, so habe dieses ihr nur von solchen geschehen können, denen ihre Sitte nicht gehörig bekannt war, König Etzel selbst habe gut dazu gesehen. Diese wohlmeinenden, wenn auch mißverstehenden Äußerungen des Bearbeiters aus

dem dreizehnten Jahrhundert stimmen im übrigen wohl zu obiger Ansicht. Man wollte Helche, wenigstens der Geburt nach, den deutschen, christlichen Völkern, im Gegensatz der heidnischen Hunnen, aneignen; aber die Poesie hatte dieses längst auf bessere Weise getan und die milde Königin selbst, zu der man 5 sich hingezogen fühlte, war eine Schöpfung deutscher Sinnesart; diese Schöpfung aber mußte aus einer frühen Zeit herstammen, in der sie noch keiner Rechtfertigung bedurfte, sondern in ungetrübter Reinheit natürlich hervorging und ebenso mit unbefangenem Sinne aufgefaßt und gewürdigt wurde. 10

Ute.

Die Hausfrau des Meisters ist in Frau Ute, des alten Hildebrands Ehegemahl, dargestellt. Durch sie wird das Haus der Helden zu Bern wohnlich und heimatlich. Sie wappnet und segnet die Ausziehenden, empfängt und bewirtet die Heimkehrenden. Sie ist die treue Pflegemutter der jungen Helden, 15 besonders der Wölfinge, ihrer Neffen. Ihren Zögling Alphart entläßt sie klagend zu seinem verhängnisvollen Austritte, legt ihm selbst den Harnisch an, gibt ihm einen guten Waffenrock, läßt ihm das Roß darziehen, bindet ihm den Helm, reicht ihm den Schild an den Arm und den Speer in die Hand, segnet 20 weinend ihm nach mit ihrer schneeweißen Hand. Darum hält er auch so kühn auf der Warte, würdig derjenigen, die ihn von Kindheit auf erzogen. Utens mütterliche Fürsorge greift im entscheidenden Augenblick auch tätig in die Handlung ein. Als Dietrich von seinem Erbe weichen soll, da macht sie sich 25 auf, um das letzte Mittel der Rettung zu versuchen, die weibliche Fürbitte. An der Spitze von mehr denn tausend Frauen tritt sie vor Ermenrich und fleht ihn fußfällig an, zu Ehren aller reinen Frauen königlich an seinem Neffen zu tun. Vergeblich ist die Bitte, da nimmt Hildebrand Frau Ute an seine 30 Hand und so die andern Recken jeder die seinige. Bitter ist der Abschied vor Garten, als sie ihn mit Armen umschließt und er, seinem Herrn ins Elend folgend, ihr kein Ziel des Wiedersehens zu geben weiß. So würdevoll Frau Ute in diesen ernsten Augenblicken dasteht, so ist doch von dem launigen Zug in 35 Hildebrands Charakter einiges auf sie übertragen worden und die Zärtlichkeit dieser alten Ehegesponsen einem gutmütigen Spotte nicht entgangen. Als Hildebrand ausreiten will, um seinen Herrn aufzusuchen, der von dem Abenteuer gegen den Riesen Siegenot nicht heimkehrt, da ist Frau Ute voll Angst und 40 Trauer. Wolfhart verweist ihr, daß sie um einen Alten sich so

gehabe, sie soll sich einen jungen nehmen, der sie besser trösten könne. Doch ihr ist nicht spaßhaft zumute, wenn sie den scheiden sieht, mit dem sie so manchen lieben Tag verlebt. Sie bindet ihm den Helm auf und küßt ihn zum Abschied. „Verloren
5 ist nun der Riese," ruft Wolfhart, „wenn Hildebrand an diesen Kuß gedenkt!" Alle lachen, wie sehr sie im Leide sind. Auch im Rosengarten, als der listig fechtende Meister seinem Gegner zu weichen scheint, bedroht Dietrich ihn, wenn er sich besiegen lasse, Frau Ute einen andern, jüngeren Mann zu geben, des
10 sie wohl wert sei. „Nein," entgegnet Hildebrand; „würd' ich erschlagen, so hörte man Frau Ute jammern und klagen; groß ist ihre Treue gegen mich, seit sie mir zur Ehe gegeben ward; fröhlich will ich streiten um die minnigliche Frau." Er kämpft siegreich, und als ihn Kriemhild halsen und küssen will, spricht
15 er: „Den Kuß behalt' ich meiner lieben Hausfrau; mit Treu' ist sie gepriesen und mit Frömmigkeit; warum sollt' ich denn küssen eine ungetreue Maid?" Schön verschmolzen ist Laune mit Rührung in dem Liede von Hildebrands Wiederkehr aus langer Verbannung; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Ute
20 nicht gesehen, sie erkennt ihn nicht mehr und wundert sich, daß ihr Sohn den Gefangenen oben an den Tisch setze. Alebrand sagt ihr, es sei kein Gefangener, es sei Hildebrand, sein liebster Vater. Da hebt sie an zu schenken und trägt es ihm selber her, Hildebrand aber läßt aus seinem Munde den Goldring in
25 den Becher sinken, das Unterpfand ungerosteter Liebe und Treue.

Ein Ring, in den Becher geworfen, ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edeln Möringer, Heinrich dem Löwen, dem Grafen von Calw u. a.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gat-
30 tin sich wieder zu erkennen gibt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unsrem Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Konstantinopel auf, findet sie beim Hochzeitmahl an der Seite eines heidnischen
35 Königssohnes, setzt sich neben ihr auf den Fußschemel und gibt ihr einen goldnen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet
40 ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuten, daß ursprünglich auch das Trinkgefäß nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in

Kaspars von der Röhn Heldenbuche, Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürme fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldnen Kopf (Becher) sinken läßt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

All dieses Sagenhafte geht davon aus, daß es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrank zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des siebenten oder achten Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher rings im Saal umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarsen). Wie die verschiedenen Beziehungen ineinander übergehen, sieht man aus den halbgeschichtlichen Sagen von Theudelinde. Um sie, die bayrische Herzogstochter, hat der Langobardenkönig Authari freien lassen, will aber auch selbst, von ihr unerkannt, seine Braut sehen und berührt, als sie ihm den Willkommbecher reicht, nur leise mit dem Finger ihre Hand. Nach Autharis Tode soll sie den Nachfolger wählen, sie beruft den Herzog Agilulf, empfängt ihn mit dem Becher, aus dem sie zuerst getrunken, erlaubt ihm den Kuß und tut ihm ihren Entschluß kund (Paul. Diac. III. 29. 34). Walther und Hiltegund, in unsrem Liede, sind einander in der Kindheit von den Vätern zugeschworen und leben beide als Geisel bei den Hunnen. Von einem Kriegszuge heimkehrend, läßt Walther sich von der Jungfrau den Becher reichen, drückt ihre Hand und erneuert so das frühe Verlöbnis. Auch hier kommt wieder Sigurdrifas Minnetrank[1]) in Betracht; sie bringt ihn dem Sigurd zum Willkommen, Segenswünsche darüber aussprechend, und daß hierauf die Verlobung mit dem verhängnisvollen Ring erfolgte, gibt der Zusammenhang der Fabel. In der Wölsungensage nimmt Sigurd in Brunhildens Turme zugleich mit dem Goldbecher ihre Hand und gibt ihr dann den Ring, worauf er den Eid der Verlobung schwört. Wenn in den angeführten Fällen der Finger berührt, die Hand

---

[1]) Isl minni, scyphus memorialis, memoria. Schmeller II, 593.

ergriffen wird, so erscheint der angesteckte Ring als ein Zeichen, daß sie für immer festgehalten sei.

Wie bei der Verlobung, so gehören nun auch beim Wiederfinden nach langer Trennung Ring und Becher zusammen. Im Liede von dem edeln Möringer, der auch als Pilger zurückkommt, als eben seine Frau mit einem andern am Hochzeitsmahl sitzt, ist ausdrücklich gesagt, daß er in den Becher das Ringlein geworfen, womit sie ihm zuerst vermählt worden[1]). So feiert denn auch Hildebrand mit seiner alten Hausfrau durch den Ring im Becher eine goldene Hochzeit. Im dänischen Hildebrandslied ist es nur ein Stück vom Ringe, denn oft wird beim Abschied ein Ring entzweigebrochen, damit die zusammenpassenden Hälften um so sicherer zum Wahrzeichen dienen mögen.

Gudrun.

„Willt du nicht haben Freude, so mußt du haben Leid," sagt die grausame Gerlinde zu Gudrun, deren Schicksale früher im Zusammenhang erzählt sind. Diese freiwillige Ausdauer in Kummer und Not, dieses beharrliche Verschmähen eines glänzenden Loses um der Treue willen, ist zumeist in zwei weiblichen Charakteren unsres Kreises dargestellt, entsprechend jener selbsterkorenen Gefangenschaft der Dienstmannen Wolfdietrichs.

Sidrat, Otnits Gemahlin, wird nach Ablauf der Jahresfrist seit dessen Ausritt gegen die Lindwürme von den Herren des Landes gedrängt, sich einen andern Gemahl zu wählen. Doch ihr ist von dem Scheidenden empfohlen, nur den zu nehmen, der durch Erlegung der Würme sein Rächer sein würde. Hieran festhaltend, wird sie vom Reiche verstoßen, die Schlüssel zu dem Turm auf Garten, der voll Goldes und Silbers ist, werden ihr abgenommen. Sie nährt sich mit ihrer Hände Arbeit, der Burggraf und dessen Frau schicken ihr mitleidig Brot und Wein. So treibt sie es ein Jahr und sieben Tage, bis zu Otnits Wiederkehr. In gleicher Not lebt sie bis ins dritte Jahr, nachdem Otnit wirklich von den Lindwürmern erwürgt ist. Nachts auf der Zinne klagt sie, mit dem treuen Wächter, wie ihre Schenken und Truchsesse nun ihre Herren seien, wie sie, ihres Erbes beraubt, nun spinnen müsse. Da verkündet der gewaltige Steinwurf aus der Dunkelheit die Nähe des Rächers.

Am vollständigsten jedoch erweist sich eben in Gudrun die unbezwingliche Kraft des weiblichen Herzens, durch langes, bitterstes Leid bis zum endlichen Siege.

---

[1]) Vgl. auch die Sage von Wernh. v. Strättlingen. Schweizer Burgen II, 327.

Hinweggeführt aus der gebrochenen Heimatburg, von wo die trauernde Mutter nachschaut, des Vaters und so vieler Verwandten beraubt im blutigen Kampfe derselben mit den Entführern, ist ihr die Wahl gegeben, mit Hartmut die Krone zu tragen, der, von ihrem Vater abgewiesen, sie dem Verlobten gewaltsam entrissen und dessen Vater den ihrigen erschlagen, oder der schmählichsten Dienstbarkeit sich zu unterwerfen. Ihre Wahl ist gleich getroffen, sie verwirft die Krone und wählt die Knechtschaft. Sieben Jahre hindurch und wieder sieben weist sie erneute Anerbietungen von sich und ihr Dienst wird darum stets härter gesteigert. Schon auf der Seefahrt wurde sie von dem ergrimmten Vater Hartmuts bei den Haaren aus dem Schiffe geworfen und kaum noch von Hartmut selbst an ihren falben Zöpfen zurückgezogen. Jetzt muß sie den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abwischen, schlafen auf harter Bank, mit Roggenbrot und Wasser sich nähren, schlechte Kleider tragen, sie wird geschlagen, muß waschen am Meere, und selbst im Schnee, beim kalten Märzwinde barfuß, im Hemde, zum beeisten Strande gehen. Sie ist strenger gehalten, als all ihre mitgefangenen Jungfrauen; nur Hildeburg teilt aus freiem Entschluß dieses härteste Los. Aber ungebrochen bleibt Gudruns stolzes Herz; wie sie bei ihrer Ankunft von Gerlind, der Mutter des verschmähten Freiers, der Anstifterin des Unheils, nicht geküßt sein will, so trotzt sie dieser noch nach Jahren. „Ich soll nicht haben Wonne; ich wollte, daß ihr mir tätet noch leider.“ Es ist ihr lieb, mit dem Waschen selbst ihre geringe Nahrung zu bezahlen. Und diese Hochfahrt, dieser grimme Mut, dieses „sich teuer dünken“, wie ihre Feindin es nennt, bewährt sich nicht bloß im Dulden und Ausharren; mit ungeschwächter Kraft weiß sie auch, als das Ende der langen Trübsal herannaht, die Hoffnung und das Glück zu ergreifen. Sowie, als man ihr eines Tages Wein und gute Speise gibt, sogleich ihre angeborne Farbe rosenrot erblüht, so, nachdem der wunderbare Vogel Heil verkündet, nachdem ihr Bruder und ihr Bräutigam sie am Strande begrüßt, wirft sie, freudig und zürnend zugleich, die Leinwand in die Flut; dazu ist sie zu hehr, daß sie Gerlinden je mehr wasche, zwei Könige haben sie geküßt und mit Armen umfangen. Sie soll mit Dornen gezüchtigt werden, aber im listigen Hohne läßt sie sich an, als wolle sie jetzt die Krone annehmen, die auch ihren Bedrängern nicht lange mehr bleiben wird; Boten mit dieser Kunde versendet sie zahlreich ins ganze Land, damit in der Burg der Feinde um so weniger seien; sie gebietet ein Bad, läßt sich herrlich kleiden und speisen, erhält

Schenken und Truchsesse, und, als ihre Jungfrauen weinen, lacht sie seit vierzehn Jahren zum erstenmal, ein ungestümes Lachen, das Gerlinden befremdet und erschreckt. Gudrun hat sich geschämt, daß die zwei Boten sie im nassen Hemde, mit zerwehten 5 Haaren, vor Frost bebend, sollten waschen sehen; jetzt ist sie bereit, die Ihrigen königlich zu empfangen. Burgen und Huben verheißt sie derjenigen ihrer Dienerinnen, die ihr zuerst den Morgenstern verkünden wird, der den Tag der Freiheit und der Rache heraufführt.

10 Gudruns Geschichte ist nicht ein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Die Kränkung des einen mittels der abgewiesenen Werbung wird durch gewaltsame Entführung und die Niederlage der Verfolgenden gerächt. Die Treue gegen den Ver-15 lobten und die Erinnerung an die umgekommenen Blutsfreunde sind in Gudruns Seele gleich mächtig; wäre sie ein Ritter, nicht dürft' ihr der ohne Waffen nahe kommen, der ihr den Vater erschlagen; das stolze Bewußtsein, einem trefflichen Stamme anzugehören, hält sie aufrecht in allen Mühsalen vier-20 zehnjähriger Dienstbarkeit. Sie ist aber auch von den Ihrigen nicht vergessen; wohl ist die Macht dieser auf langehin gebrochen, ein neues Geschlecht muß erst zum Schwert erwachsen, aber der Gedanke der Rettung und Rache bleibt immer wach, die Söhne schärfen ihren Grimm am Grabe der erschlagenen Väter. Als 25 das Heer am feindlichen Strande angelandet und Kundschaft nach der gefangenen Gudrun ausgesandt werden soll, da tritt zuerst Ortwin hervor, dessen Schwester sie ist von Vater und von Mutter; der andre will Hartmut sein, dem sie zum Weibe gefestet ist; sie gehen zusammen und so erscheinen auch hier die 30 Bande der Verlobung und des Blutes zu einer größeren Genossenschaft verknüpft. Bei der Begegnung der waschenden Jungfrau ist anfangs nur ein halbes Erkennen, dunkle Ähnlichkeit und leise Ahnung, die erst durch die Ringe an den Händen der Verlobten bestätigt werden muß; ein schönes Beispiel der Treue, 35 die stillkräftig im Herzen fortlebt, wenn auch Zeit und Schicksal die äußeren Züge verwandelt und die Bilder der Erinnerung verwischt haben. Über die Nachricht, daß ihre Königstochter waschen müsse, weinen die Männer im Heere der Hegelingen; zürnend erhebt sich Wate und heißt sie die Kleider, welche 40 Gudrun weiß gewaschen, mit Blut röten. Ihm muß Gerlind, die ihr jenes Waschen auflegte, mit dem Haupte büßen, ebenso Hergart, die nicht mit ihr in der Knechtschaft aushalten wollte. Blutfarb tritt auch Herwig vor die wiedererkämpfte Braut.

Gudruns unheildrohendes Lachen nach langer Leidenszeit ist ein Zug, der auch sonst in Liedern vorkommt. Nicht mehr lachen ist der epische Ausdruck für herbes, unheilbares Leid; im Gegensatze hiezu steht jenes erste Lachen nach manchen Kummerjahren; es ist ein furchtbares, weil in diesen Geschichten der Umschwung des Schicksals ein gewaltsamer zu sein pflegt und nach unersetzlichen Verlusten der Ausbruch der Freude nur die endlich befriedigte Rache verkünden kann. So lacht in den Eddaliedern Brunhild laut auf, als sie Gudruns Wehgeschrei über Sigurds Ermordung hört, aber sie wechselt selbst die Farbe über diesem Lachen. Im Nibelungenliede steht Kriemhild im Fenster, als ihre Blutsfreunde, der verderblichen Ladung folgend, heranziehen. Etzel lacht vor Lust und Kriemhilde ruft aus: „Nun wohl mir meiner Freuden!“ Gewiß kam hier ursprünglich ihr das gefährliche Lachen zu; wie noch in der entsprechenden dänischen Ballade von Loumor und Signild, welche bei ähnlichem Anlaß nach acht Jahren zum erstenmal lachen; ein Gelächter, darob die Mauer sich spaltet und das Kind in der Wiege zu sprechen anfängt[1]).

Die zweimal sieben Jahre der Dienstbarkeit Gudruns sind Verdopplung des Zeitraums, der so häufig in Sagen und Märchen für die Dauer der Unterdrückung und Gefangenschaft angenommen ist. Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nämlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlaßjahren, deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „Das siebente Jahr, das heißt das Jahr der Losung; so sollte man ledig lassen und frei alle, die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei wollten sein. Über siebenmal sieben Jahre kam das fünfzigste Jahr, das heißt das Jahr der Freuden, so mußte allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht[2]). Die Leidenszeit

[1]) Grimm, Edd. S. 235. 257. Danske Viser III, 173: Saa hjertelig loe da Herr Loumor; Han loe ikke för i otte Aar. 174: Herr Loumor begyndte atter at lee, Den haarde Mur der revnede ved. Meldte det Barnet i Vuggen laae, Det talede aldrig förend da. Det er ikke for det gode, Min Fader leer ad min Moder. 179: Herr Loumor lader brygge og blandeVin, Saa byder han hjem Södskende sine. Da loe stolt Signild den væn Maar. Hun loe ikke för i otte Aar. Grimm, Altd. Ball. 253. 255. 524. Vgl. auch Mai und Beaflor. Nib. 6876 (St. 1654): Chriemhilt diu vrowe in ein venster stuont; si warte nach den magen; so vriunt nach vriunden tuont. Von ir vaterlande sach si manigen man. Der künic vriesch ouch diu mære, vor liebe er lachen began. Nu wol mich miner vreuden, sprach do Chriemhilt. Hie bringent mine mage vil manigen niwen schilt und halsberge wize. Swer nemen welle golt, der gedenke miner leide und wil im immer wesen holt. Grimm, Kinderm. I, 41 erzählt von einer Königstochter, die zum erstenmal lacht. Vgl. 205. 246. 354. II, 88. 184. III, 280. 284. 325. I, 53 sitzt die Königstochter, sieben Jahre nicht sprechend und nicht lachend, spinnend auf einem Baume. Vgl. III, 84. 92. II, 181. 200. 246.

[2]) 3 Mos. 25, 4. Sachsensp. B. III, Art. 42. § 4. S. 145 f.: Ok hebbe wie orkünde des Got ruwede den sevenden dach. Die sevenden weken gebot he ok to haldene, als he

Kriemhilds von Siegfrieds Tode bis zum Tage der Rache und die einzelnen dazwischen liegenden Zeitabschnitte finden wir gleichfalls nach der Siebenzahl bestimmt, sowohl in der Teilung, vierthalb Jahre, als vervielfacht, bis zu viermal sieben. Wenn aber auch die Lieder diese Jahrzahlen mit den Ereignissen in Einklang zu bringen suchen, so muß man doch dabei mehr jene innere Geltung, als das abgezählte Zeitmaß vor Augen haben. Sonst würden sich die Zeiträume auf eine Weise dehnen, welche mit der epischen Feststellung der Charaktere unverträglich wäre. Wir sahen, daß Dietrich von Bern ewig jugendlich bleibt, wie viele Taten und Schicksale sich in seinem Leben zusammendrängen, und daß Hildebrand von Anbeginn der alte ist; so müssen auch unsre Heldinnen, ob sieben oder vierzehn, oder doppelt so viele Prüfungsjahre vergangen seien, doch immerdar in unverwelkter Schönheit dastehen.

Ich schließe die Reihe der weiblichen Charaktere mit dem Bilde der Heldin des Nibelungenliedes.

Kriemhild.

In den Geschichten Siegfrieds und der Nibelungen spielen zween weibliche Hauptcharaktere, Brünhild und Kriemhild. Letztere heißt in der nordischen Darstellung, gleich jener Königstochter der Hegelinge, Gudrun, während ihre Mutter, im deutschen Lied Ute genannt, den Namen Grimhild trägt. Wie die beiden Heldinnen um den Besitz Siegfrieds und um den Vorrang ihrer Gemahle eifern, so machen sie sich auch den Preis der dichterischen Gestaltung streitig; in der nordischen Dichtung trägt ihn Brünhild, in der deutschen Kriemhild davon. Die nordische Brünhild, die erhabene Walküre, deren Flammenwall Sigurd allein zu durchreiten, deren Zauberschlaf nur er zu lösen vermag, ist seine erste und ewige Liebe. Mit ihr trinkt er den Minnetrank, von ihr lernt er Weisheit und verlobt sich ihr. Nur ein entgegenwirkender Zauber läßt ihn all dieses vergessen und zieht ihn zu Gudrun; nur die Verwandlung der Gestalten bringt Brünhilden dahin, sich mit Gunnar zu vermählen. Aber in kurzem weicht beiden die Täuschung; das Bewußtsein, daß sie, die Zusammengehörenden, getrennt worden,

---

den ioden die e gaf vnde vns den hilgen geist. Den seueden manet gebot he ok to haldene, vnde dat seuede iar, dat het dat iar der losunge (al. irlosunge); so solde man ledich laten vnde vri alle, die gevangen waren vnde in egenscap getogen, mit also gedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich vnde vri wolden wesen. Ouer seuenwerf seuen iar quam dat veftegiste iar, dat het dat iar der vrouden, so muste aller manlik ledich vnde vri wesen, he wolde oder newolde Schwabensp. K. 52. § 12. In Burgermeisters Corp. Jur. S. 372 steht ungefähr dasselbe, bei Schilter, Thes. II steht es nicht.

erwacht in voller Stärke. Der Zank der Frauen hat ganz den Trug enthüllt. Bald irrt Brünhilde verzweifelnd umher (Edd. IV, 63), bald brütet sie in verstelltem Schlummer über finsteren Gedanken. Sigurd soll sie trösten, aber er selbst wird von solchem Schmerz ergriffen, daß ihm der Ringpanzer entzwei- 5 springt (IV, 59). Gewaltsam löst Brünhild die Verwicklung, indem sie die Giukungen zum Mord an Sigurd aufreizt. Dann sticht sie sich selbst das Schwert in die Brust, um mit dem Geliebten vereint auf dem Scheiterhaufen zu liegen. Gudrun dagegen, die Kriemhild des Nordens, ist nur durch den Trank 10 des Vergessens auf kurze Dauer mit Sigurd verbunden; versteinert sitzt sie über seiner Leiche und rührend sind auch ihre spätern Erinnerungen an ihn (IV, 196—198), aber sie bleibt für fernere, schreckliche Geschicke aufbehalten. Sie vermählt sich mit Atli, doch nicht um Sigurds Tod an ihren Brüdern zu rächen; 15 vielmehr ist Atlis Gier nach dem Horte die Ursache der verräterischen Einladung; Gudrun warnt ihre Brüder, kämpft selbst an deren Seite und rächt den Fall derselben durch das thyestische Mahl, das sie Atlin bereitet[1]). Wie die Wogen des Meeres, darin sie sich ertränken will, sie emporheben und zum fernen 20 Lande tragen, so wird sie noch lange unselig umhergetrieben und muß den gänzlichen Untergang der Heldengeschlechter erleben; ihr eignes Ende bleibt ungewiß (vgl. IV, 198).

Umgekehrt nun, in der deutschen Behandlung, ist Brünhilds früheres Verhältnis mit Siegfried verdunkelt und zur 25 Seite gestellt. Wohl kostet es ihr heiße Tränen, als sie Kriemhilden hochzeitlich neben Siegfried sitzen sieht, wohl wirft sie, als später Siegfried nach neun Jahren mit seiner Frau zum Feste kommt, lauernde Blicke auf Kriemhilds unverblühte Schönheit; aber es erhellt nichts von einem älteren Anrecht auf Sieg- 30 fried, der mit ganzem Herzen Kriemhilden angehört. Bitter gekränkt durch den enthüllten Trug und durch Kriemhilds Schmachreden, läßt sie sich von Hagen Rache an Siegfried angeloben und hat, nachdem der Mord verübt ist, kein Mitleid mit den Tränen seiner Witwe; aber sie folgt dem Helden nicht 35 im Tode und verschwindet, fortan unbeachtet, von der Bühne der Begebenheiten; wie gegenteils in der nordischen Darstellung Gudruns Ende nicht recht erhellt. Nur in der Klage erscheint Brunhilde noch, aber ohne Bedeutung.

Welche dieser verschiedenen Behandlungen die ursprüngliche 40

[1]) In der dänischen Ballade von Loumor und Signild (Danske Viser III, 172 ff. Grimm S. 252 ff.) sind gleichfalls die nordischen Motive, nur daß kein Hort dabei vorkommt.

sei und worin die Ursache der Verschiedenheit liege, läßt sich auf dem Grunde des deutschen Liedes noch hinlänglich durchschauen. Die kampfrüstige Brünhild ist, wie anderwärts erörtert wurde, nur eine menschlicher umgewandelte Walküre.
5 Ihre frühere Bekanntschaft mit Siegfried ist auch hier noch angedeutet; sie grüßt den Helden vor dem König Gunther. Die Kampfspiele und das Ringen in der Brautnacht sind eine Teilung und Verdopplung dessen, was das nordische Abenteuer von der Flammenburg in einem Zusammenhange gibt. Auch
10 das lautlose Verschwinden Brünhilds aus der Handlung verrät Unsicherheit und Ablösung ehemaliger Bestandteile. War Brünhild nun auch im deutschen Gesang als Walküre und erste Geliebte Siegfrieds vorhanden, so ist klar, daß neben diesem heiligen Bande nicht eine irdischere Liebe mit der Gewalt und
15 Innigkeit bestehen konnte, wie wir sie jetzt zwischen Siegfried und Kriemhilden festgeknüpft sehen. Soll die Fabel irgend Einheit und Mittelpunkt haben, so muß notwendig das eine von beiden Verhältnissen vorherrschend sein; solang aber Brünhild mit ihrer mythischen Herrlichkeit umkleidet ist, kann ihr
20 der Vorzug nicht streitig bleiben. Nicht minder einleuchtend ist jedoch, warum sie diesen Vorrang in der Folge dennoch an die Nebenbuhlerin abtreten mußte. Die deutschen Sänger hatten auch, wie Siegfried, vom Becher der Vergessenheit getrunken; die Walküre, die hohe Gestalt des alten Glaubens, verwischte
25 sich vor ihren Blicken, ihre Neigung wandte sich entschieden der Gegnerin zu, in der das Menschliche entwickelt und gehoben werden konnte. Eine solche Entwicklung mit Brünhilden selbst vorzunehmen, dagegen stand die Achtung vor dem Überlieferten, die Macht des altbegründeten Sagenstoffes. Man ließ die Wal-
30 küre als Kampfjungfrau verkörpert gelten, man erhielt sie durch die Leidenschaft schmerzlich gekränkter Eifersucht mit dem neuen Ganzen in Verbindung und Einklang, aber eine vollständige, geistige Wiedergeburt wurde nicht versucht. Jene stoffartige Vermischung und Verwechslung der beiden Heldinnen aber, die
35 wir im Liede vom hörnernen Siegfried finden, ist erst einer weitvorgerückten Verdunklung der Sage zuzuschreiben. Anderseits bot der eine, naheliegende Gedanke, Siegfrieds Witwe zu seiner Rächerin zu erheben, der bildenden Dichterkraft ein weites Feld innerer und äußerer Entfaltung dar. Auch in Beziehung
40 auf sie, die zur Kriemhilde gesteigerte Gudrun, liegen unerloschene Spuren einstiger Übereinstimmung der deutschen mit der nordischen Sage vor. Abgesehen davon, daß die Geschichtschreiber selbst von Etzels Tod in der Hochzeitsnacht, von dessen

Ermordung durch Weiberhand erzählen, und daß noch im dreizehnten Jahrhundert auch in der deutschen Volkssage Sörli und Hamder (Gudruns Söhne) bekannt waren, läßt auch das Nibelungenlied, welches doch die ausgeführteste Charakteristik Kriemhilds gibt, noch frühere Zustände durchblicken, welche nicht ganz in die jetzige Auffassung verarbeitet sind. Wie es schon bei Hagen mißlautend erscheint, daß ihm, in dessen Charakter die Treue gegen das burgundische Königshaus der Grundzug ist, doch einmal die Absicht unterlegt wird, sich für seine Person des Nibelungenhortes zu versichern, so stört uns auch Kriemhilds wiederholte Nachfrage nach dem Horte, während doch im Geiste des Ganzen nur der Gedanke an den ermordeten Siegfried die Triebfeder ihrer Handlungen sein kann. Unverkennbare Überbleibsel von dem einst bedeutenderen und auch jetzt nicht völlig beseitigten Gewichte des fluchbeladenen Goldes, an das in der nordischen Darstellung alle Verhängnisse geknüpft sind. Gleichwie der Verrat an den Brüdern von Etzeln auf Kriemhilden übertragen ist, so, scheint es, auch das Trachten nach dem Horte, als ein Beweggrund der trügerischen Ladung. Etzels müßige Stellung im deutschen Liede weist schon darauf hin, daß er einst größere Bedeutung gehabt habe. Dieses bestätigt sich, wenn wir die hauptsächlich auf deutsche Überlieferungen gegründete Wilkinensage vergleichen. Sie steht vermittelnd zwischen der nordischen und der nunmehrigen deutschen Gestaltung; nach ihr sucht Grimhild (Gudrun) dadurch Rache für Sigurd zu erlangen, daß sie ihren Gemahl auf das Gold reizt, das die Brüder ihr hätten verabfolgen sollen (K. 334. 349. 359. 366); daß aber Etzels Gier nach dem Horte einst noch bestimmter als Ursache des Verrats hervortrat, zeigt die Wiedervergeltung, welche nach der genannten Sage an ihm genommen wird: Hagens nachgeborner Sohn lockt und verschließt Etzel in den Berg, wo der Schatz verborgen liegt, und läßt ihn dort mitten unter dem Golde, nach dem er gedürstet, verschmachten (K. 367. 386). Die altdänischen Balladen wenden dieses auch auf Grimhilden an (Danske Vis. I, 116. 123. Grimm S. 6, 10), wogegen die Überarbeitungen der Klage zweifelhaft lassen, ob Etzel erschlagen worden (wie in der nordischen Darstellung), ob er lebend begraben worden, ob er sich in Löcher der Steinwände verloren (wie in der Wilkinensage) usw. Nach der Wölsungensage (K. 47) wird Atli von Högnis Sohne in Gemeinschaft mit Gudrun ermordet, offenbar eine bloß äußerliche Vereinigung zweier verschiedenen Überlieferungen. Merkwürdiger ist der Zug des Nibelungenliedes, daß Kriemhild, um den Streit anzufachen, ihren

jungen Sohn Ortlieb zum Gastmahle tragen läßt und dem Zorne Hagens über die erschlagenen Knechte preisgibt, was die Wilkinensage (K. 353) und der Anhang zum Heldenbuche deutlicher in der Art erzählen, daß sie den Knaben anweist, dem essenden 5 Hagen Backenstreiche zu geben, bis dieser ergrimmt ihm das Haupt abschlägt. Bei größter Verschiedenheit der Anlässe und Umstände, eben deshalb aber nur um so älter begründet, zeigt sich hierin ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Eddaliedern, in welchen Gudrun ihre Söhne von Etzel der Rache 10 an diesem, wie dort der an den Nibelungen, so grausam aufopfert.

Wenn wir durch all dieses eine bedeutende Annäherung der deutschen Sage an die nordische, je höher in der Zeit hinauf, um so enger zusammenrückend, darzutun und eben damit die 15 deutsche Gestaltung Kriemhilds als eine verhältnismäßig neuere zu erweisen versucht haben, so ist doch keineswegs die Meinung, als ob diese Veränderung erst im Nibelungenliede vorgegangen sei. Dagegen spricht die feste Begründung des Charakters selbst, die mannigfaltige Behandlung desselben Gegenstandes in den 20 verschiedenen der deutschen Richtung angehörenden Liedern und Sagen, ja sogar, mit bestimmter Jahrzahl, die Erzählung Saxos[1]) von dem sächsischen Sänger, der im Jahr 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrat an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung gesungen.

25 In der vollständigsten und tiefsten Entwicklung aber gibt allerdings das Nibelungenlied den Charakter Kriemhilds, es löst in sicherem Vorschreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grausamen Verrat, der an ihrer Liebe zu dem edelsten Hel- 30 den begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin, zum blutdürstenden Ungeheuer sich verwandelt.

Wie der rote Morgen aus trüben Wolken geht Kriemhild hervor, als Siegfried sie zum erstenmal sieht. In Sommerzeit und Maientagen war sein Herz nie freudenvoller, als da 35 sie an seiner Hand geht. Sein jugendlicher Heldenmut, seine Treue, freudige Dienstfertigkeit gewinnen ihm das Herz derjenigen, die immer ohne Mannes Minne leben wollte. Als seine Gattin rühmt sie sich gegen Brünhilden, einen Mann zu haben, dem all diese Reiche zu Handen stehen sollten, der herrlich 40 vor den Recken stehe, wie vor den Sternen der lichte Mond. Darüber

[1]) B. XIII, S. 373 f.: Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosæ fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

erhebt sich der verderbliche Frauenzank, Brünhilds Schmach ruft um Rache. Ahnungsvoll um den Geliebten besorgt, entdeckt Kriemhild selbst dem Verräter die Stelle, an welcher allein Siegfried verwundbar ist. Von schweren Träumen geängstigt, weinend ohne Maß, bemüht sie sich vergebens, ihn von der 5 unheilvollen Jagd zurückzuhalten. Siegfried fällt verblutend in die Blumen und seine Erscheinung war nur darum so glänzend heraufgeführt, daß ihr frühes Verschwinden um so herber gefühlt werde, daß sie unauslöschlich in Kriemhilds gequältem Herzen fortlebe. Da wird das schöne Morgenrot zum sturm- 10 vollen Tage, die kurze Sommerlust zum endlosen Gewitter. Schonungslos haben sie den Leichnam des Ermordeten vor Kriemhilds Kammertüre gelegt. „Von ihr war allen Freuden mit seinem Tode widersagt." Sprachlos sinkt sie zur Erde, „die schöne Freudelose"; dann schreit sie, daß all die Kammer er- 15 schallt, das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt sein schönes, blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand. „Dein Schild ist dir nicht mit Schwertern verhauen, du liegst ermordet; wüßt' ich, wer es getan, ich riet' ihm immer auf den Tod. Wollte Gott," ruft das jammerhafte Weib, „wär' es 20 mir selber getan!" Als der Tote zum Münster getragen ist und Hagen mit Gunthern zur Bahre tritt, da bluten die Wunden, daran der Schuldige erkannt wird. Noch läßt Kriemhild ihren Toten nicht begraben. Drei Tage und drei Nächte weicht sie nicht von ihm; sie hofft, der Tod werde auch sie hinnehmen. 25 Am vierten Morgen wird er zu Grabe getragen, aber zuletzt noch muß man ihr den Sarg aufbrechen, daß sie noch einmal sein schönes Haupt sehe; sie küßt den Toten und ihre lichten Augen weinen Blut. Man trägt sie, sinnlos, von dannen. So hat sie recht mit dem bittersten Leide sich gesättigt und den 30 Keim furchtbarer Entschlüsse tief in ihre Brust gesenkt. Sie läßt sich am Münster eine Wohnung bauen und besucht täglich das Grab ihres Liebsten; kein Trost verfängt an ihrem wunden Herzen. Vierthalb Jahre spricht sie nie ein Wort mit Gunthern und sieht in dieser Zeit niemals ihren Feind Hagen. Durch 35 Giselhers Bitte wird sie endlich bewogen, sich mit Gunthern zu versöhnen, doch unter vielen Tränen. Auch läßt sie, auf das Andringen ihrer Brüder, den unermeßlichen Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, zum Rheine bringen. „Wäre sein tausendmal so viel gewesen und sollte Siegfried genesen 40 sein, bei ihm wäre Kriemhild mit bloßen Händen geblieben." Daß sie durch ihre Freigebigkeit so manchen Mann in ihren Dienst gewinnt, erregt Hagens Argwohn und er verursacht ihr

neue Kränkung, indem er sie des Hortes beraubt. Nach dreizehnjährigem Witwentum läßt der mächtige König Etzel um sie werben. Sie will anfänglich nichts davon hören und ihre Klage wird nur erneut. Da erst, als Rüdeger, der Bote der
5 Werbung, ihr schwört, sie alles des zu ergötzen, was ihr je geschehen, hofft sie auf Rache für Siegfrieds Tod. „Ich will euch folgen," spricht sie, „ich arme Königin." Am Hochzeitfeste selbst werden ihr die Augen heimlich naß, in der Erinnerung, wie sie mit ihrem edlen Manne am Rhein gesessen. Im dreizehnten
10 Jahr ihres Aufenthalts bei den Hunnen glaubt sie ihre Macht hinreichend befestigt, um endlich ihr Leid rächen zu können. Den Boten, welche abgesendet werden, ihre Blutsfreunde zum Feste zu laden, gibt sie auf, nichts davon zu sagen, daß sie jemals betrübt gesehen worden, und besonders den wegkundigen
15 Hagen nicht daheim bleiben zu lassen. Die Nibelungen folgen der Ladung, ungeachtet mancher abmahnenden Stimme und zuletzt noch der Warnung Dietrichs, daß er Kriemhilden alle Morgen um Siegfried weinen und klagen höre. Da ist sie erst wieder freudenvoll, als sie, am Fenster stehend, die Gäste heran-
20 reiten sieht. „Nun steht der Sommer im schönsten Grün," ruft sie nach der Wilkinensage hier aus. Die Mordgedanken, die sie längst im finstern Busen gehegt, gehen jetzt in üppigem Wachstum auf. Doch ist zunächst nur auf Hagen ihr Anschlag gerichtet.

25 Diese zwo mächtigsten Gestalten, Hagen und Kriemhild, die in ihrem feindlichen Ringen die ganze Heldenwelt mit sich ins Verderben reißen, sind einander darin ähnlich, daß sie die scheinbar widerstreitendsten Eigenschaften in sich vereinigen. Auch in Kriemhilden sind Treue und Untreue, doch beide aus dem-
30 selben Keime, wundersam gepaart; Treue gegen ihren Toten, Untreue gegen seine Mörder. Sich untereinander kehren Hagen und Kriemhild stets nur die schneidende Seite zu und eben daraus erwächst jener ungeheure Kampf. Ganz entgegengesetzt aber ist in beiden der Umschwung des Guten und Bösen; Hagen, der
35 mit Verrat begonnen, wird größer und größer in der treuesten Gesinnung, womit er seine Schuld auf sich nimmt, Kriemhild, in Lieb' und Treue aufgeblüht, endigt mit Verrat und Blutgier.

Seit der Ankunft der Nibelunge und dem bittern Willkommen zwischen ihr und Hagen ist sie unermüdlich, Hader und
40 Kampf zu stiften, er aber, ihrer Feindschaft Hohn und Trutz zu bieten. An der Spitze ihrer Dienstleute, die sie gegen ihn gewaffnet, tritt sie, die Krone auf dem Haupte, vor ihn und

verlangt Rechenschaft; Hagen aber steht nicht auf und läßt das Schwert Balmung, das Siegfrieds war, auf seinem Schoße spielen. Er leugnet nicht den Mord, räch' es, wer da wolle, Weib oder Mann! Weinend muß sie abziehen, denn keiner der Ihrigen wagt den Angriff. Nachdem sie vergebens bei Dietrich 5 Hilfe gesucht, reizt sie durch Versprechungen den Bruder Etzels zum Überfall der Knechte. Sie schont ihres eignen Sohnes nicht, Streit im Saale zu erregen. Dem, der ihr Hagens Haupt brächte, verheißt sie, einen Schild bis zum Rande mit Gold zu füllen, dazu Burgen und Lande. Iring springt hinan und 10 schlägt Hagen eine Wunde; das tröstet ihr Herz und Mut, als sie Hagens Gewand vom Blute gerötet sieht; sie nimmt in Dank und Freude selbst den Schild von Irings Hand. Zum zweitenmal läuft er an: doch es ist sein Tod, wie seiner Freunde, die ihn rächen wollen. Noch will Kriemhild ihre Brüder leben 15 lassen, wenn sie Hagen herausgeben. Sie verschmähen es und nun läßt sie den Saal anzünden. Als auch das Feuer sie nicht bändigt, läßt sie von neuem Gold auf Schilden herzutragen, um ihnen Feinde zu werben. Rüdeger mahnt sie dringend seines Eides und bietet sich mit Etzel ihm flehend zu Füßen. 20 Da nun auch er zu den Waffen greift, weint sie vor schrecklicher Freude. Schon sind alle erlegen, bis auf Gunther und Hagen, welche Dietrich ihr gebunden überliefert, mit dem Beding der Schonung. Als aber Hagen, den sie um den Hort mahnt, ihr auch dann noch trotzt, trägt sie Gunthers abgeschlagenes Haupt 25 am Haare vor ihn und schlägt ihm seines ab mit Siegfrieds Schwerte, das allein ihr geblieben. Von Hildebrand zu Stücken gehauen, endet sie mit lautem Schrei ihr Leben.

Die Verwandlung der minniglichen, tugendreichen Jungfrau, der „niemand gram war“, zur Teufelin (Valandinne), 30 wie Dietrich von Bern zürnend sie schilt, ist eben in dem Abscheu dieses edlen, reinen Helden treffend bezeichnet; beschämt und verstummend, muß sie sich von ihm abwenden, der keinem Verrate dienen will; dahin ist es mit dem herrlichsten Weibe gekommen. Aber diese furchtbare Umwandlung selbst macht 35 Kriemhilden zum Gegenstand tiefen Erbarmens; welch ein Seelenschmerz, der solche Verwilderung bewirken, welche Liebe, die solchen Haß gebären konnte! „Siegfrieds Wunden taten Kriemhilden weh,“ sagt das Lied. Umsonst hat Hagen gespottet, Siegfried komme nicht wieder, er sei vor mancher Zeit begraben. 40 Er ist wieder gekommen, er hat fortgelebt in Kriemhilds Brust und sein Schwert hob sich rächend in ihrer Hand.

Schon das Nibelungenlied rühmt an verschiedenen Stellen

die große Treue, mit der Kriemhild den Tod Siegfrieds bis zum Tage der Rache beklagt. Noch bestimmter führt der Verfasser der Klage wiederholt ihre Rechtfertigung. „Treue ehret Mann und Weib. Kriemhild hat nach ihrer Treue in großem
5 Schmerz die Rache vollbracht. Wohl glauben manche, sie trage um ihre große Schuld an Heiden und Christen die Qual der Hölle; wer das erkunden sollte, der müßte selbst zur Hölle fahren, ich will nicht dahin Bote sein; des Buches Meister sprach: dem Getreuen tut Untreue weh; wes Leib mit Treuen Ende nimmt,
10 der geziemt dem Himmelreiche." Dem frommen Bischof selbst, Kriemhilds Oheim, wird in den Mund gelegt: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Siegfrieden tot schlugen, so wäre sie des unbescholten."

Indem wir die Hauptcharaktere des deutschen Heldensanges,
15 ihrer vielgestaltigen Persönlichkeit unbeschadet, in der Idee der Treue und deren Gegensätzen begründet fanden, ergibt sich zum voraus, daß die Handlung, zu der sie mannigfaltig verflochten sind, von derselben Gesinnung bestimmt, daß daher sowohl der Bau der einzelnen Lieder, wie sie je zu einem besonderen Kreise
20 von Handlung in sich abgeschlossen sind, als die Verbindung aller zum Ganzen des Epos, von dem gleichen Geiste geschaffen und beseelt sein müsse.

Überblicken wir in dieser Beziehung zuvörderst die bedeutenderen einzelnen Liedergestaltungen, so beruhen die Gedichte
25 von Rother, Wolfdietrich, Dietrichs Flucht, gänzlich auf der gegenseitigen Treue des Königs und seiner Dienstmannen. Das Nibelungenlied, in welchem das vom hörnernen Siegfried aufgegangen, zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue. Die Brautfahrten Otnits, Hugdietrichs,
30 auch Rothers und der Hegelinge, greifen in das Schutzrecht ein, unter dem die Jungfrau steht, und erwecken die Rache der beleidigten Blutsverwandten; in diesem Kampfe der Geschlechter bewährt sich Gudruns weibliche Treue. In den Rosengartenliedern messen zween Heldenstämme ihre Kraft, zwölfe kämpfen
35 nacheinander gegen zwölfe, der begonnene Streit muß durch die ganze Sippzahl durchgeführt werden, weil je einer des andern Rächer ist; mit gleicher Notwendigkeit reiht sich in den Liedern von Walther, von Dietleib, von den Nibelungen Kampf an Kampf. Das Alphartslied, eine Zwischenhandlung in Diet-
40 richs Geschichte, könnte, nach heutigen Kunstbegriffen, mit dem Tode des Heldenjünglings füglich geschlossen scheinen, aber im Geiste des Altertums war ein zweiter Teil unerläßlich, die Rache enthaltend; es ist derselbe Zusammenhang, wie zwischen

Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache, Dietrichs Flucht und der Schlacht vor Raben. Selbst in dem Märchen von Laurin fehlen solche Triebfedern nicht; Dietleib tritt gegen seine Gesellen auf des Zwergkönigs Seite, sobald dieser ihn als Schwager zu Hilfe ruft; aber nachher im Zauberberge will er nicht auf ihre Kosten geschont sein. Der Zwiespalt der Pflichten, die Treue gegen den Herrn und die Rachepflicht gegen die erschlagenen Blutsfreunde im Widerstreite mit der Treue gegen den Genossen, ist ein wesentlicher Bestandteil des schon erwähnten Liedes von Walther. Daß die nächsten Blutsverwandten, Vater und Sohn, unwissend einander bekämpfen, bildet den Inhalt des Hildebrandliedes, sowie der Episode von Biterolf und Dietleib.

Hier weiter in das einzelne zu gehen, scheint überflüssig, da von der Gestaltung der Lieder noch besonders die Rede sein wird, ihr Inhalt aber in Umrissen dargelegt worden ist. Aus dieser Entwicklung der Hauptcharaktere ergibt sich auch, in wie mannigfachen, sinnreich glücklichen Zusammenstellungen, Abstufungen und Gegensätzen dieselben einander wechselweise hervorheben, ergänzen und entfalten.

Dagegen beschäftigt uns hier in Beziehung auf den Grundgedanken, den sie alle zusammenwirkend zur Erscheinung bringen, eine auffallende Erscheinung der zween bedeutendsten Sagenkreise, aus welchen das Ganze der Heldensage zusammengesetzt ist. Der gotische Liederkreis, die Amelungensage, stellt mehr bejahend die Macht und Herrlichkeit der Treue dar, der rheinische, fränkisch-burgundische, die Nibelungensage, mehr verneinend das zerstörende Wirken der Untreue. In Charakteren und Handlung zeigt sich diese verschiedene Richtung. Der Hauptcharakter des ersteren Kreises, der gotische Dietrich, ist in mehrfacher Erscheinung, als Wolfdietrich, als Rother, der sich selbst Dietrich nennt, und als Dietrich von Bern, doch in jener sittlichen Beziehung stets derselbe, das leuchtende Gestirn der Treue, der König, der für seine Mannen sich und all seine Königsmacht zum Opfer bringt, zuletzt aber aus der freigewählten Erniedrigung siegreich hervorgeht. Ebenso steht an der Spitze der Dienstmannschaft in ungetrübter Stetigkeit der treue Meister, mag er nun Berchtung, Berther oder Hildebrand heißen. Zwar sind auch die Verräter zur Stelle, Ermenrich, Sibich und ihr Anhang, aber mehr nur als finstere Schatten hinter den Lichtgestalten der Getreuen. Wie anders im Nibelungenkreise! Der glänzendste Held desselben, Siegfried, erscheint doch bei der

Erwerbung des Hortes[1]) und der trügerischen Bezwingung Brünhildens in sehr zweifelhaftem Lichte. Kriemhild, Hagen, Gunther, Brünhilde, Hauptcharaktere dieses Kreises, sind alle mehr oder weniger von Verrat verschattet; die helleren Gestalten, wie Giselher, sind hier gerade nur die Kehrseite, wie es bei den Amelungen die finsteren sind. So muß denn hier auch alles blutig ausschlagen und das ganze schuldbefleckte Geschlecht zugrunde gehen.

Nicht unbemerkt darf hierbei bleiben, daß auch geschichtlich unter allen den germanischen Völkern, die im alten Römerstaate neue Reiche gründeten, die Ostgoten von der mildesten, die Franken[2]) von der herbsten Gesinnung beseelt erscheinen. Ob hierauf die frühere oder spätere Annahme des Christentums eingewirkt habe, lassen wir unentschieden. Auch nach dessen Einführung wuchern im merowingischen Königshause Verrat und Mord in unerhörten Greueltaten fort. Anderseits kann auf die Gestaltung der gotischen Heldensage wenigstens kein ursprünglicher und unmittelbarer Einfluß christlicher Ansicht nachgewiesen werden. Dagegen haben wir schon in der vorchristlich mythischen Unterlage der Heldensage die wesentliche, ethische Verschiedenheit des odinischen und des gotischen Mythenkreises erkannt. Der odinische Mythus, dem die Siegfrieds- und Nibelungensage angehört, hat sein schärfstes Gepräge in der nordischen Darstellung dieses Sagenkreises bewahrt.

Hier wirkt die Treue mehr noch mit der Notwendigkeit und Unbewußtheit des Naturtriebs. Ebenso ist aber auch das Böse mehr nur ein Übel, das über den Täter kommt, ohne ihm zugerechnet werden zu können. Liebe und Haß, Naturgebot und Leidenschaft, sind unwiderstehliche Fügungen der Götter. Odin waltet über der Blutrache, er sendet die Berserkerwut, die, ein Unheil dem Sterblichen, ihn zu blinden Freveltaten hinreißt. Am Eingang der Geschichten Sigurds und der Niflungen treten die Götter auf und belegen das Lösegeld mit dem Fluche, der in langer Reihe von Frevel und Rache bis zur völligen Vertilgung der Geschlechter fortwirkt; nicht umsonst wandert und waltet hier Odin in Gemeinschaft mit Loke, dem Anstifter alles Bösen. In andern berühmten Sagen des Nordens gibt ein Gott dem Helden schon bei der Geburt den

[1]) Nibel. Str. 92. 94—96. Wird Siegfried hier durch die Unmöglichkeit, die Teilung zu vollbringen, und hierauf durch die Notwehr entschuldigt?

[2]) Vopisc. in Proculo c. 13: Hunc (Proculum) tamen Probus fugatum usque ad ultimas terras, et cupientem in Francorum auxilium venire, a quibus originem se trahere ipse dicebat, ipsis prodentibus Francis, quibus familiare est ridendo fidem frangere, vicit et interemit. Masc. I, 197 N.

Unsegen mit, eine Zahl verräterischer Taten, Nidingswerke, zu vollbringen, oder auf einem Schwerte haftet solcher Fluch für jeden Besitzer[1]). Übereinstimmend mit diesen Ansichten ist bemerkt worden, daß selbst im Rechte Schuld und Zufall, beide im Begriff eines unvermeidlichen Schicksals zusammentreffend, nicht immer unterschieden werden[2]). Im gotischen Mythus dagegen fanden wir den entschiedensten Dualismus im Gegensatze des Guten und Bösen, und zwar in ältester Gestalt in den Drachen- oder Lindwurmkämpfen.

Den allmählichen und mittelbaren Einfluß des Christentums aber auf die Ausbildung der deutschen Heldendichtung zu ihrer jetzigen Gestalt setze ich darein, daß durch die Herrschaft der christlichen Lehre nicht bloß die Gesinnung gemildert, sondern vorzüglich auch das innere Leben mehr und mehr erschlossen worden. Diesem gemäß wird in der Amelungensage der ursprünglich symbolische Drachenkampf mehr wieder nach innen aufgelöst und zu einem ethischen Gegensatz der Charaktere, der Getreuen und Ungetreuen, umgewandelt; auch im Nibelungenkreise und dessen Verbindung mit der Amelungensage sehen wir statt der Naturkräfte psychische Triebfedern, statt der dämonischen Gewalt freie Willenstätigkeit wirksam geworden.

Rüdeger, der in diesen Kreis gezogen worden, kämpft einen inneren Kampf im bewußten Widerstreite der Pflichten. Hagen spricht zuletzt noch zu Kriemhild: „Du hast es nach deinem Willen zu einem Ende bracht, und ist auch recht ergangen, als ich mir hatte gedacht." In der Art und Weise besonders, wie die beiden Sagenkreise, der gotische und fränkisch-burgundische, zur Gesamtheit des deutschen Epos verschmolzen und abgeschlossen worden, finden wir den sittlichen Grundgedanken sicher und vollständig durchgeführt. Nachdem die beiden Geschlechter sich vielfach kämpfend entgegengesetzt sind, werden auch die Amelungen in die furchtbaren Gerichte der Nibelungennot verflochten. Der milde Rüdeger, den wir gern aus dem gotischen Kreise stammen lassen, ist das beklagenswerteste Opfer des Zusammentreffens mit dem finstern Nibelungengeschlechte. Aber

---

[1]) Starkather; nach Saxo B. VI, S. 156 ist es Odin, der ihm die Nidingswerke auflegt, nach Gautreks und Hrolfs Saga Thor, der Odins gute Gaben zu verkümmern sucht. Sagabibl. II, 580. Hervörs S. K. 1. S. 6.

[2]) Schildener, Gutal. S. 190 f. N. 152, über die Verhängnisbuße, wådabot, sucht darzutun, daß Schuld und Zufall oder Schicksal im religiösen Sinne des Altertums nicht immer unterschieden waren. Vgl. 178. II: Totschlag, als Fügung des Schicksals. 160. 170a. 175. Darauf kann auch bezogen werden, daß der Baum, der einen erschlagen hat, den Verwandten zur Buße verfällt, Phill. 101. N. u. Vgl. ebd. 109. N. u.: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat antequam in omni calumpnia munda sint. Sind auf diese Art die Schicksalsschwerter, Fluchringe usw. unrein? Vgl. Eichhorn I, 210.

der gotische Volksheld, der edle, reine Dietrich, schreitet, einzig unverletzt, durch den allgemeinen Untergang; wohin er gekommen ist, weiß niemand zu sagen, und noch lange hin erscheint er als Wächter und Warner in deutschem Lande.

5 Die Treue der Blutsverwandtschaft und Genossenschaft ist in der Idee des heutigen Staates zur umfassenderen Bürgerpflicht, in der Lehre des Christentums zur allgemeinen Menschenliebe erweitert. Aber was jene altertümliche, germanische Treue in ihrem allerdings beschränkteren Kreise sich aneignete, das 10 ergriff sie fest und ganz; was ihr an äußerem Umfange abging, suchte sie durch intensive Stärke zu ersetzen. Daß jedoch auch ein allgemeineres Wohlwollen den älteren Zeiten nicht gänzlich gebrach, davon zeugt die Gastfreiheit, der wir so bedeutende Rechte eingeräumt sahen und die, im Epos, in be- 15 sondern männlichen und weiblichen Charakteren ihre Vertretung fand; denn diese Pflicht der Gastfreiheit besteht ja eben darin, daß man dem, der nicht dem engeren Verband angehörte, dem Fremden, Elenden, Schutzsuchenden, die wohlwollendste, hingebenste Rücksicht schuldig war.

20 Es fehlt in den Liedern nicht an Stellen, worin die Treue gepriesen, die Untreue bejammert und verflucht wird; es wird ausgesprochen, daß der Ungetreue sich selbst erschlage[1]). Man kann solche Äußerungen als Erzeugnisse späterer Zeit anheimgeben, aber die Hauptsache ist, daß Charaktere und Handlung 25 gänzlich in diesem Sinne begründet und gebildet sind. Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue. Wie die Treue selbst im Gemüte wurzelt, so sind auch diese dichterischen Schöpfungen unmittelbar aus dem Gemüt entsprungen. Diesem Ursprunge gemäß haucht auch in der Sprache der Lieder eine 30 Innigkeit, welche, jeden äußeren Glanz verschmähend, einfach wieder zum Herzen geht. Dieses kann seiner Natur nach im ganzen nur empfunden werden, die spätere Betrachtung des Stils wird uns jedoch auch einzelnes bestimmter erkennen lassen. Dietrich von Bern nennt einen seiner Recken, dessen Tod er be- 35 klagt, „der Treue recht eine Rose". Eine Rose der Treue, eine Blüte deutschen Gemüts ist diese gesamte Dichtung. Die drei Harfenschläge, womit der getreue König den freudig erschreckenden Dienstmannen sich zu erkennen gibt, sind der Grundton dieser Gesänge. Die ethische Grundkraft hat sich dichterisch 40 gestaltet und ausgetönt.

Je wilder und finsterer wir uns nicht bloß die Zeit der

---

[1]) Vgl. Agric. Sprichw. 26a: Untrew schlegt iren eigen herrn.

deutschen Völkerzüge, sondern auch das ganze nachfolgende Mittelalter auszumalen gewohnt sind, je weniger die Lieder selbst auch diese feindliche Seite verdecken, um so wohltuender muß uns die überall und ewig waltende Macht des Göttlichen hervorleuchten, wenn wir mitten in Sturm und Nacht der Zeiten 5 die Poesie der innigsten Treue geboren und gepflegt, wenn wir der tobenden Gewalt gegenüber eine Tatkraft der Liebe emporwachsen sehen, welche friedlicheren Zuständen entbehrlich ist.

Stil.

Jeder epische Kreis, schon weil er nicht ein Erzeugnis bestimmter Persönlichkeit, sondern eine Volksdichtung ist, bildet 10 in dem gemeinsamen Vers auch einen gemeinsamen Stil, d. h. eine in den einzelnen Liedern wiederkehrende Weise des Ausdrucks und der Darstellung, eine über das Ganze verbreitete gleichmäßige Farbengebung und Stimmung. Zwar ist in den deutschen Heldenliedern diese Gleichförmigkeit dadurch einiger- 15 maßen gestört, daß sie ihre letzte Gestaltung in sehr verschiedener Zeit erlangt und daß mehrere derselben eine absichtliche Verarbeitung unter den Einflüssen fremdartiger Dichtungskreise erlitten haben. Dennoch wird auch in ihnen der epische Stil sich ergreifen lassen, wenn wir zunächst diejenigen zugrunde legen, 20 welche das Gepräge einer natürlichen Entwicklung noch unverfälscht an sich tragen und wenn wir dann bemerken, wie selbst in den absichtlicheren Erneuungen neben dem fremden Anwachs gewisse altertümliche Formen, gleichsam als unzertrennliche Wahrzeichen des Stoffes, beibehalten worden sind. Einige, 25 nicht unmittelbar zur deutschen Heldensage gehörige, aber mit ihr verwandte und den Ton des alten Volksgesanges lebendig aufbewahrende Gedichte (das von Salomon und Morolf, das von Orendel und Breide), nicht minder die sonstigen Reste deutscher Volkspoesie und die sagenhaften Volkslieder befreun- 30 deter Stämme können auch hier zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Bestimmter noch würde die einfache Darstellung der Heldenlieder hervortreten, wenn wir ihr jetzt schon das glänzende Farbenspiel der eigentlichen Rittergedichte gegenüberstellen könnten. 35

Was im deutschen Epos, wie in jedem andern, zuerst auffällt, ist die stetige Wiederholung gewisser Redeformen und Wendungen, oft in der Wiederkehr ganzer Verszeilen, selbst ganzer Strophen. Die epische Dichtung, weit entfernt, in der Mannigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene 40

Kunst zu suchen, hält sich lediglich an die Sache und bedient sich für sie des einfachsten und klarsten Ausdruckes. Dieser stellt sich von selbst ein und wird sich stets wieder einstellen, so oft dasselbe Bedürfnis wiederkehrt; diese Wiederkehr aber
5 kann nicht ausbleiben, da die Anlage der Lieder nirgends auf künstliche Abwechslung und Überraschung berechnet ist, und da die versinnlichende Darstellung alle die äußeren Bewegungen und Tätigkeiten in sich aufnimmt, die unter gleichen Umständen die gleichen sind. Dieselbe Stellung des Kampfes oder der Ge-
10 selligkeit, dieselbe Stufe des Leides oder der Freude bringt auch dieselben Bezeichnungen mit sich. Wo das nämliche geschieht, da wiederholt sich auch die Form der Erzählung, und wenn mehrere gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge das gleiche tun, kehrt Schlag auf Schlag dieselbe Wendung, z. B.
15 wenn die Recken dem König ihre Hilfe bieten, oder wenn sie nach vollbrachter Fahrt von ihm heimziehen. Da aber der Ausdruck sich dem Versmaße anschicken muß, so ist mit der Wiederkehr der Redeformen auch diejenige von halben und ganzen, einzelnen oder mehreren Verszeilen gegeben, bei ver-
20 schiedenem Versmaße mit leichter Änderung und Anpassung an die Art eines jeden. Die vielfache Verknüpfung und Sonderung der Gesänge des epischen Kreises trägt diese Wiederholung von einem Lied in das andre. Es lag auch im natürlichen Vorteil des Sängers, den Ausdruck, der ihm dargeboten
25 war, nicht erst aufzusuchen, den für die Übergänge, für die wiederkehrenden Verhältnisse schon zugerichteten Vers nicht erst neu zu gestalten, vielmehr mit den bereiten Hilfsmitteln sich den Vortrag zu erleichtern und den Blick auf den Gegenstand, auf die Gestalten frei zu erhalten.

30 In Beziehung auf Farbe und Fülle zeichnet sich unser epischer Stil weder durch malerische Beiwörter, noch durch ausgeführte Vergleichungen aus. Die Eigenschaften der Helden und Heldinnen sind durch einfache Beiwörter: kühn, schnell, schön, milde, getreu, ungetreu, grimmig u. dgl. ausgedrückt, oft auch
35 mit Verstärkung: wunderschön, sturmkühn, mordgrimm usw., und diese Bezeichnungen sind, nach ihrer allgemeinen Natur, nicht auf bestimmte Personen beschränkt. Gleichwohl enthalten solche schlichte Wörter die sittlichen Triebfedern der gewaltigen Heldengeschichte und wir vergegenwärtigen uns ihre Bedeutsam-
40 keit in denjenigen Charakteren, welche die bezeichneten Eigenschaften, wenn nicht ausschließlich, doch in vorzüglichem Maße zur Erscheinung bringen, z. B. der milde Rüdeger, Helke die gute, der getreue Eckart, der ungetreue Sibich, der grimme

Hagen, der kühne Wolfhart. So fühlen wir die Innigkeit, womit in diesen Gedichten die Verhältnisse der Dienstmannschaft und der Blutsverwandtschaft durchaus behandelt sind, noch darin, wenn der Dienstmann von seinem lieben Herrn, der Fürst von seinen werten lieben Mannen spricht, der Sohn den Vater an- 5 redet: Ach Vater, liebster Vater! u. dgl. m.

Aber auch die Farbe, die sinnliche Bezeichnung fehlt keineswegs in den Beiwörtern des äußerlich Erscheinenden. Die Hand ist die weiße, schneeweiße, der Mund der rote, rosenfarbene, so ferner: die spielenden Augen, die gelben Haare, das rote 10 Gold[1]), der grüne Wald, die grüne Heide, die breite Linde, der kalte Bronnen, das tiefe Tal, das wilde Meer, der kühle Morgen, des Morgens in dem Taue, der Sommertag, der sommerlange Tag. So anspruchslos diese Beiwörter lauten, so sind sie doch weder nichtssagend, noch überzählig. Wem sie 15 für die Dichtersprache zu einfach dünken, den mögen sie, dieselben oder ähnliche, in der alten Rechtssprache (Grimms Rechtsaltert. 35. 45), wo sie nicht minder herkömmlich sind, unerwartet dichterisch und gemütlich ansprechen; das Gemeinschaftliche, Vermittelnde liegt in der unbefangenen Wahrheit des 20 Ausdrucks, in der sinnlichen Auffassung der Gegenstände, welche für jedes Verhältnis die gleiche ist.

Die früher angeführten Beiwörter haben uns den Blick in die sittliche und Gemütswelt eröffnet, die zuletzt ausgehobenen stehen in genauem Zusammenhang mit dem Gesamtbilde körper- 25 licher Schönheit und mit der ganzen Naturanschauung. Die weißen Hände, der rote Mund lassen am einzelnen Teile den frischen Jugendglanz durchscheinen, der, wie wir an seinem Orte ausgeführt, die volle Gestalt der Helden und schönen Frauen erleuchtet; selbst der rüstige Greis entbehrt des lichten 30 Schmuckes nicht, ihm fällt ein Bart, weiß wie Schnee, bis über den Gürtel herab. Der grüne Wald, der kalte Bronnen, der kühle tauige Morgen u. dgl. zeigt uns, in schnellem Durchblick, die Natur in ihrem frischen, gesunden Zustande, wie sie vor dem Auge des Sängers steht, auch ohne daß er sich auf 35 förmliche Naturschilderung einläßt. Die Fahrten der Helden sind in der schönen Jahreszeit gedacht. „Wir sollen mit Vogelgesange fließen über See!“ heißt es im Otnitsliede. Breite Linden, deren eine fünfhundert Rittern Schatten gäbe, stehen über kühlen Brunnen, süßer Duft weht aus ihren Zweigen, 40 darauf Drossel und Nachtigall singt, Gras und Blumen

[1]) Pertz, Hausm. 129, 2: (aurum) purissimum ac rutilum.

entspringen unter ihnen; da binden die Helden ihre Rosse an, lehnen den Speer an der Linden Ast und entschlummern beim Gesange der Vögel; Zaubermächte walten an diesen lieblichen Stellen. Ein treffliches Waldstück ist Eckes Ausfahrt; wenn der kampflustige Jüngling durch den Wald rauscht, wenn sein Helm, von den Ästen berührt, fernhin wie eine Glocke klingt, dann lassen die Vögel ihren Schall und das Gewild entflieht oder sieht ihm staunend nach. Die Kämpfenden achten nicht, was die Vögel singen; ihre Helme überklingen den Vogelsang; von dem Sturme, den sie heben, erkracht der grüne Wald, der Widerhall antwortet ihren Schwertstreichen. Sie schlagen Laub und Äste von den Bäumen, der Berner wird ganz davon überhegt, sein Schild das war der grüne Wald; von dem Feuer, das aus ihren Helmen fährt, entzünden sich die Bäume; je stärker sie fechten, je mehr brennt es über ihnen. Der nächtliche Wald ist vom Glanz ihrer Harnische durchleuchtet; ihre Helme scheinen so licht, als ständen zween Vollmonde am Himmel. Nordische Lieder lassen ihn im Bette oder auf dem Ritt zur Dingstätte erschlagen werden; „aber deutsche Männer," heißt es bezeichnend, „sagen, daß sie ihn draußen im Wald schlugen" (Gr. Edd. 239); „ob einem kalten Brunnen," sagen unsre Lieder. Frau Helke erblickt die herrenlosen Rosse ihrer jungen Söhne, die Sättel rot vom Blut der Erschlagenen, als sie eben nach einem Garten geht, die schönen Blumen zu schauen. „O weh! ihre lichte Augenweide, die ward trübe mit großem Herzenleide." Ähnliches im Liede von Sigenot; wenn dieser Riese schlafend Atem zieht, so biegen sich die Äste hoch in den Bäumen. Wie das Gras, der Klee, die Blumen zertreten und vom Blute gefärbt werden, kommt bei vielen Kämpfen vor. In die Blumen fällt der todwunde Siegfried[1]). Am glänzendsten zeigt sich in den Rosengartenliedern der blühende Grund des Bildes, der Rosenwald, auf dem sich die riesenhaften Heldengestalten, mit den langen Schwertern ausholend, malen. In den Rosengarten am Rhein, wo unter breiter Linde die Frauen sitzen, um mit Rosen die Sieger zu bekränzen, ist der Streit entboten. Mit Rosen ist das ganze Lied durchwoben. „Soll ich nach Rosen reiten?" sagt der zweifelmütige Dietrich; „ich hab' ihrer zu Bern genug." „Ich bin all diesen Sommer ohne Rosen gangen," spricht der trotzige Wolfhart, und sein Bruder Alphart schlägt ihm vor, einen Kranz von Nesseln zu tragen. Beim

[1]) Nib. Lachm. 929: Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man. 939: Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz; dô rang er mit dem tôde unlange tet er daz.

Kampfe selbst wird erzählt, wie die Panzerringe in der Rosen Schein gestreut liegen, als wären sie ausgesät, wie der grimme Wolfhart Rosen liest, wie die Rosen zertreten werden. Ebenso im Liede von Laurin, wie dem Klee und den lichten Rosen weh geschieht[1]. „Ihr habt den Rosen weh getan, das will ich euch entgelten lan,“ ruft der Zwergkönig, Hand und Fuß zur Buße heischend. Indes die Helden sich blutige Wunden hauen, wird das Ungemach der Blumen bemitleidet; während sie mit Schwertstreichen sich betäuben, wird des gestörten Vogelsanges gedacht.

Aus Feld und Wald springen meist auch die einfachen Bilder hervor, welche zu Vergleichungen gebraucht werden. Die Rose ist das Bild der Jugendfarbe. Die spielenden Augen sind denen des Falken gleich. Der hauende Eber ist das heimische Bild der Kämpfenden. Dankwart, allein von den Seinigen übrig, geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anspringen, als ein Eberschwein zu Walde tut vor Hunden; fremdartiger ist der Löwe, dessen Mut und Zorn, dessen weite Sprünge gleichwohl öfters zur Vergleichung dienen. Der Blick des Wolfes wird grimmen Gemütern beigelegt; wölfisch sieht im Dietleibsliede der gefangene Wolfhart; die wolflichen Blicke kommen im Gedichte von Orendel vor; die alte üble Wölfin wird die grausame Gerlind genannt.

Noch können einzelne Vergleichungen von dichterischer Schönheit ausgehoben werden. So leuchtet Kuperans Helm, wie die Sonne auf Meeresflut; Dietleib kann sich mit seinen goldfarben Haaren vor dem Regen decken, wie der Falke mit den Flügeln; Rüdegers Herz gebiert Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen bringt. Des ausgemalten Gleichnisses aber, welches die Handlung in einem andern, selbständigen Lebensbilde abschildert und verdoppelt (wie in den homerischen Bildern), entbehren unsre Lieder; dagegen verstehen sie im weissagenden Spiegel des Traumes die Geschicke bildlich aufzufassen. So der Traum im Eingange des Nibelungenliedes, vom Falken, den zween Aare greifen, und viele andre, die wir vorzüglich in die ahnungsvolle Seele der Frauen gelegt sahen; eine Bildnerei, welche weniger auf die Fülle des Lebens, als nach der inneren Tiefe gerichtet ist.

Reich ist unser epischer Stil an kurzen, aber ausdrucksvollen Bezeichnungen der Gemütszustände durch äußere Haltung und Geberde. Schweigen ist Ausdruck des Bedenkens, der Mißbilligung. Rother, um seine Boten tiefbekümmert, sitzt

---

[1] Laurin 195: Den liechten rosen und dem klee geschach do auß der maßen we.

auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen. Der Entschlossene spricht kein Wort, bis er den entscheidenden Streich geführt hat. Stummes Ansehen bedeutet Frage, Befremdung, Niedersehen Unmut, Aufsehen Freude.

5 Das Ansehen im Gespräch heißt unter die Augen sehen. Der Spähende läßt die Augen wanken; höhnisch oder forschend wird über Achseln geblickt; in den schottischen Volksliedern wird gewöhnlich über die linke Schulter geblickt, oder man sieht Widerwärtiges über die linke, Erfreuliches über die rechte 10 Schulter. Nach etwas senden heißt danach springen lassen. Zum Empfang, zu vertraulicher Besprechung faßt man sich bei der Hand. Flehende, huldigend sich Ergebende strecken die Hände. Von dem Töchterlein, das den Vater bittet, wird gesagt: da war der Jungfrau Hand an ihres Vaters Kinne. Bleich und 15 rot werden verrät die innere Bewegung, den Wechsel von Furcht und Hoffnung, Leid und Freude. Lachen ist Äußerung der Fröhlichkeit, des Wohlgefallens, des Erstaunens. Nicht mehr zu lachen ist Eigenschaft und Vorsatz Schwergetroffener, und das erste Wiederlachen, oft nach vielen Jahren, verkündet, daß 20 der Tag der Vergeltung gekommen sei. Vom Weinen werden lichte Augen rot; Helden sieht man Tränen über die Bärte gehen; Frauen fallen die Tränen in den Schoß, wird das Gold vor der Brust von Tränen getrübt. Überlaufen der Augen bezeichnet den ersten Anfall des Schmerzes, Blutweinen den 25 letzten, gewaltsamsten Ausdruck. Hände werden gerungen, Dietrich beißt sich ein Glied aus der Hand.

Die mannigfaltigen Verhältnisse des Heldenlebens, die Stufen des Kampfes und der Waffenruhe, haben ihre bestimmten Merkmale. Gewappnet, ohne Stegreif springt der Held in 30 den Sattel, die Jünglinge singen, die Rosse gehen in Sprüngen. Wenn Schiffe in See gehen, dann rauschen die Segel, krachen die Ruder an den Händen. Wer seinen Gegner nahen sieht, gürtet sein Roß besser, bindet sich den Helm fester. Hagen tut letzteres zum Zeichen, daß man sich vor Kriemhilden vor-35 sehen müsse. Heerzüge binden die Fahnen auf. Dem Anheben des Kampfes entspricht gern die Raschheit des Verses und Vortrags. Zusammen springen die Helden, die Schwerter klingen ihnen an der Hand. Unter den Schild bückt sich der Fechtende. Über Schildes Rand wird gerufen, mit dem Schwert gewunken. 40 Tritt ein Stillstand ein, wird unterhandelt oder Wache gehalten, so setzt der Held den Schild vor seinen Fuß, lehnt sich darüber; hebt der Streit von neuem an, so wird der Schild wieder aufgezuckt. Sitzende Recken haben das Schwert über die Knie

gelegt, zum Zeichen der Wachsamkeit oder des Trotzes. Im Zweikampfe treiben die Gegner sich mit Schlägen um. In großer Not des Streites kehren Freunde den Rücken zusammen. Oder der Schild wird zu Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände gefaßt. Wolfdietrichs Dienstmannen schwingen die Schilde zurück und hauen durch eine Schar von Zweitausenden ihren Herrn heraus. Dieser Augenblick der äußersten Anstrengung, wo die Brust entblößt wird, um dem Streiche die vollste Kraft zu geben, wird in nordischen Darstellungen feierlich durch den Gesang verkündigt. Gefallene liegen unter oder in dem Schilde.

Das Ungeheure der Kämpfe zu beschreiben, sind manche Wendungen wiederkehrend. Tage und Nächte hindurch währt der Streit. Da ringt Kraft wider Kraft, da wird Heldeswerk gewirkt, Sättel werden leer gemacht; Feuer springt von den Helmen; gehauen wird durch Helme, daß es auf den Zähnen widerwendet, von der Achsel bis auf den Sattel durchgeschlagen; die Schwertgriffe schneiden in die Hände, daß nicht Haut noch Fleisch daran bleibt; die Schwerter erkrummen, brechen vor der Hand; Halsberge werden weich vor Hitze; die Kühnsten werden Streites satt gemacht, niemand begehrt zu leben, Burg und Land wieder zu sehen; Wunden werden geschlagen, die nimmer verbunden werden; weite Straßen, blutige Brücken werden durch Zehntausende gehauen, manche Kehr durch ganze Heere genommen; da werden blutige Sporen gemacht, bis an die Knie im Blute gewatet, die Arme bis zur Achsel blutig gefärbt, Blut springt von den Füßen all über das Haupt; Männer, ganz blutfarb, sieht man reiten und schreiten; Blut wird für den Durst getrunken und schmeckt wie der beste Wein. Das Blut, aus weitoffenen Wunden rinnend, möcht' ein Rad treiben; es strömt in Güssen hinab, gleich Regenbächen; es dampft, daß der Sonne Schein getrübt wird; das Gefilde liegt voll Toter, als wär' ein meilenlanger Wald gefällt; Schwert und Speer stecken in den Helmen; mit Leichen wird das Feld gedüngt; Raben, Geier, Wölfe werden gesättigt. Und durch all den unmäßigen Heerschall, davon Berg und Tal ertost, glaubt man der Frauen, der Witwen lautes Weinen, an welches stets gemahnt wird, wie in klagenden Windesstößen, zu vernehmen.

Für ruhigere Zustände wird manchmal mit wenigen Strichen ein Hintergrund gezeichnet; man sieht jemand bei der Linde, vor dem Münster stehen. Der alte Biterolf steht an einer Laube (Bogenhalle), als ihm die Rückkehr seiner Kinder gemeldet wird. Frauen stehen an der Zinne, an den Fenstern; sie schweifen den Schleier um, heben das Gewand auf und gehen über den Hof.

Oft wird das Erzählte noch weiter dadurch veranschaulicht, daß man es als ein fortwährend Gebräuchliches bezeichnet; „so noch die Leute tun". Biterolf steht unter der Laube, wie noch jetzt Fürsten tun; er pflegt seiner Gäste, wie noch ein Wirt tun 5 soll. Wolfdietrich lehnt sich auf seinen Schild, als noch die Recken tun. Sidrat nährt sich mit ihrer Hand, als noch viel manche tut. Rüdegers jungfräuliche Tochter, befragt, ob sie Giselhern zum Manne wolle, schämt sich, wie manche Maid getan. Eine Königin im Dietleibsliede tröstet sich über ihren 10 erschlagenen Gemahl, wie nach ihr viel manche getan. Umgekehrt soll die Erzählung durch den Gegensatz heutiger Sitte gehoben werden; in der Nibelungennot wird so grimm gefochten, daß man es nimmermehr tut; Etzel faßt selbst den Schild und will kämpfen, was von so reichen Fürsten selten nun 15 geschieht. Von Siegfrieds Ringen mit Brunhilde in der Brautkammer wird gesagt, solche Wehr dürfte nimmer an Frauen ergehen.

Ein bestimmtes Kostüm in Waffen und Kleidertracht ist allerdings bei unsern Liedern schwieriger auszumitteln, weil 20 sie in so ungleicher Zeit und unter so verschiedenen Einwirkungen ihre letzte Gestalt erlangt haben. Durch Vergleichung mit dem üppigeren Prunke, der sich in den eigentlichen Rittergedichten auslegt, vermögen wir jedoch einige Grenze zu gewinnen und es zeigt sich uns, daß, bei manchen Ausnahmen, 25 das Kostüm im ganzen nicht weiter vorgeschritten, als es sich am Schlusse des zwölften Jahrhunderts befand, und um diese Zeit in den Handschriftbildern Herrads von Landsperg dargestellt ist. Denn so wie in den Heldenliedern die Recken selbst noch, wie es Riesenbekämpfern und Drachentötern ziemt, derb 30 und mächtig gebaut sind, mit breiter Brust, doch um den Gürtel schmal, hochgewachsen, mit langen Beinen, herrlichem Gang, gewaltiger Stimme, die als ein Wisentshorn erschallt, so ist auch bei der Bewaffnung mehr noch vom langen, zweischneidigen Schwerte, vom scharfen, spannenbreiten starken Ger, festen Helme, 35 den harten, lichten Ringen die Rede, statt dessen die Rittergedichte am liebsten mit dem wunderlichen Bilderschmucke der Heraldik spielen. Das Wohlgefallen an heller, farbiger Kleidung ist jugendlichen Völkern natürlich.

Wo Himmelsstrich und Sitte nicht gestatten, die Formen der 40 nackten Gestalt hervorzuheben, da muß der Glanz der Bekleidung höheren Wert erlangen. Zu der Frühlingsnatur im Hintergrund unsrer Lieder, zu der blühenden Gesichtsfarbe, den glänzenden Haaren stimmt das blumige Gewand. Öfters wird

von Frauen gesagt, wie ihre lichte Farbe gegen Gold und Gewand wettstreitend leuchte. Schon in jener Beschreibung, die Sidonius von der Brautfahrt des fürstlichen Frankenjünglings gibt, ist unsre Ansicht wörtlich bestätigt. Flammend von Scharlach, leuchtend von Gold, milchweiß von Seide schreitet er daher; Haar, Wangenröte, Hautfarbe solchem Schmucke gleichfarbig. Auch die bunte Tracht seiner Gefährten, die farbigen Schilde, die reiche Pferdezier finden wir beschrieben. Der heitere Glanz der äußeren Erscheinung war unsern Vorfahren so sehr Angehör und Abzeichen eines vollkommenen Lebens, daß nur die Freien im Lichte heller Farben wandeln, die Unfreien aber in trübes Grau gekleidet gehen. Berchtung, Wolfdietrichs Meister, der mit seinen zehn Söhnen um der Treue willen gefangen ist, sieht diese, die Herzogskinder, an Pfingsten graue Kleider und rinderne Schuhe tragen, während die andern Fürsten in reichen Gewanden zu Hofe gehen. Da ruft er wehklagend: „Wärest du nicht tot, Wolfdietrich, du ließest uns nicht in dieser Armut!“ Danach redet er nicht mehr und stirbt vor Herzeleid. Wappenröcke mit goldglänzenden Tierbildern, reichen Wechsel der Kleidung, mannigfachen Schmuck von Edelsteinen, Borten, morgenländischen Seidenstoffen, eine Frucht des aufblühenden Handels und der Kreuzzüge, kennen denn auch, vom Rothersliede an, die meisten Gedichte unsres Kreises; die kindliche Freude an diesen Dingen, das Anstaunen der neuen Herrlichkeiten nötigt oft dem Leser ein Lächeln ab.

Rothers Boten sind so herrlich gekleidet, daß Gerlind ausruft: „Wollte Gott, wir sähen den König, des diese Boten sind!“ Als nun Rother selbst in seinem Prunkgewand zu Hofe kommt, da ist um ihn ein solch Gedräng von Gaffern, daß die Königstochter ihn gar nicht sehen kann und ihr das Fest verloren ist; aber sie hört so viel von dieser Pracht erzählen, daß sie den Helden in ihrem Herzen zu minnen beginnt. Auch das Nibelungenlied hat ähnliche Züge: Frauen suchen die besten Kleider aus den Kisten, damit ihnen von den Gästen viel Lob und Ehre gesagt werde; wenn Helden reich bekleidet fahren, so sind sie hochgemut; auf vier Tage je dreierlei Kleider, also zu zwölffachem Wechsel, führen die vier Recken nach Island; Siegfried und Gunther reiten zu Brunhildens Burg in schneeblanker Farbe an Gewand und Roß, in rabenschwarzer folgen Hagen und Dankwart, wohl nicht ohne Bedeutung des Gegensatzes.

Wenn wir nun gleich den Keim dieses äußeren Glanzes schon in der frühesten Anschauung zu bemerken glaubten, so finden wir doch in der Art, wie er im Epos hervorscheint, nur

den Übergang zu der vollen Entfaltung, die er in den Rittergedichten der welfischen Sagenkreise gewinnt.

Neben den Formen unsres epischen Stils, welche der äußeren Erscheinung Gepräg und Farbe geben, kommen noch diejenigen
5 in Betracht, welche den Geist der Dichtung, Gedanken und Gemüt derselben, entweder unmittelbar zum Ausdruck bringen, oder über dem Ganzen schwebend erkennen lassen.

Sprichwörter, Sinnsprüche, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt, sind die Lehrweisheit des Volkes, der
10 bündige Ausdruck seiner Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen. Sie sind nicht das Erzeugnis eines absichtlichen Nachdenkens, einer ausgeführten Folgerung; aus der Erfahrung des Lebens, aus dem Drange der Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale.
15 Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil sie nicht Entwicklung, sondern Erfund sind. Der einstige Reichtum unserer Sprache an solchen Kernsprüchen hat sich auch den Heldenliedern mitgeteilt. Wir heben einige derselben aus, welche für den Geist des Heldenlebens bezeichnend scheinen. Biedermannes (des
20 Tüchtigen) Erbe liegt in allen Landen. — Wer seine Feinde spart und seine Freund' erzürnet, der ist nicht wohl bewahrt. — Guten Tag man zu Abend loben soll. — Wer sich an alte Kessel reibt, der fahet gern den Rahm (Ruß), spricht Meister Hildebrand, als er seinen kampflustigen Sohn ins Gras geschwungen.
25 — Wer fällt, der liegt. — Es sterben nur die Feigen (Todesreifen). — Niemand lebt so starker, es müsse denn liegen tot. — O weh, daß vor Leide niemand sterben mag! so ruft Dietrich, als seine Getreuen erschlagen sind; es zeigt sich uns die Stärke jener Naturen, die eher Blut weinen oder sich die Glieder zer-
30 fleischen, als daß ihr Herz brechen könnte.

Durch das Ganze des Liederkreises regt sich eine mutige Laune, ein frischer Heldenscherz, den wir schon im größern als Bestandteil mehrerer Charaktere, Hildebrands, Wolfharts, Ilsans, Rumolts, sich gestalten sahen, der aber auch in vielen
35 einzelnen Scherzreden sich ausspricht. Beliebt ist jene bittere Ironie, der Volkers Schwert ein Fiedelbogen, Ilsans ein Predigerstab ist, oder Hagen beim Feste den allerbesten Trank schenkt. Die Fröhlichkeit erhält überhaupt ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie auf ernstem Grunde ruht. Es ist die Kühnheit,
40 die mit der Gefahr, mit dem Tode scherzt, die, wie jene nordischen Helden, lachend stirbt. Je nachdem die Heldenwelt noch in ihrer Blüte steht, wie in den Rosengartenliedern, oder sich zum Untergange neigt, wie im Nibelungenliede, ist auch die helle oder

die dunkle Seite mehr hervorgekehrt; im ganzen aber lassen beiderlei Töne, der freudige und der klagende, Lieb und Leid, sich miteinander vernehmen. Wird in der Not gescherzt, so wird in der Freude das Unheil vorgeahnt. Diese Vorahnungen aber äußern sich teils in weissagenden Träumen, wovon oben die Rede war, teils in einzelnen Mahnungen und Klagerufen, zumal am Schlusse der Strophen, welche unablässig auf nahendes Leid, auf Kampf und Mühsal, Nichtwiedersehen der Heimat und der Angehörigen, auf manches Helden Tod, auf das endliche allgemeine Verderben hinweisen.

Auch die heiterste Abenteuer des Nibelungenliedes, wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah, schließt mit solcher Verkündigung seines jammervollen Todes. Mit fröhlichem Gelächter endet das Laurinslied, mit Weinen und Klagen der Nibelunge Not.

Zweiter Hauptabschnitt: Heiligensagen und Rittergedichte.

Von den beiden Elementen des Lebens und der Poesie der Deutschen im Mittelalter, dem germanisch-heidnischen und dem romanisch-christlichen, hat uns bisher vorzugsweise das erstere beschäftigt. Wir treten nun in diesem zweiten Hauptabschnitte auf die Seite des andern. Nicht als fänden wir in irgend einer der organischen Bildungen, nach welchen unsre Darstellung sich einteilt, das eine oder das andre dieser Elemente rein ausgeschieden, in ihrer Verbindung beruht ja eben das Charakteristische des Mittelalters; es handelt sich nur darum, welches von beiden vorwiege, oder inwiefern die Verschmelzung wirklich vollbracht sei. Die deutsche Heldensage ist uns aus einem seit vielen Jahrhunderten bekehrten Volke, aus den Händen christlicher Bearbeiter zugekommen, sie konnte darum auch, wie wir gesehen haben, die Spur dieses Durchgangs nicht verleugnen; aber wir haben doch, vorzüglich mittels der Denkmäler altnordischer Poesie, ihren heidnischen Ursprung erkannt, und sie hat sich, diesem gemäß, fortdauernd ihr eigentümlich germanisches Wesen erhalten. Die Dichtungen, zu denen wir jetzt übergehen, werden sich uns vorzugsweise als christlich-romanische Pflanzungen erweisen, aber dennoch zugleich als solche, die auf deutschem Boden angelegt und gepflegt worden sind.

In der Betrachtung der Heldensage konnten wir von umfassendern Überblicken ausgehen. Der epische Zyklus, das frühere Lebensalter, dessen Erzeugnis und Ausdruck er ist, lag

abgerundet und abgeschlossen vor uns, und erst von diesem vollendeten Ganzen steigen wir einerseits zu den unterscheidbaren Bestandteilen, aus denen es zusammengesetzt ist, hinauf, anderseits in die Zersplitterungen und Vereinzelungen hinab, in
5 welchen sich die alte Sagendichtung aufgelöst hat. Dagegen im Gebiete dieses zweiten Hauptabschnitts sehen wir eine neue poetische Zeit erst allmählich sich heranbilden; ihre Anfänge schon fallen in die Periode unsrer geschichtlichen Darstellung, und wir schreiten von ihnen aus zu den größern Entwicklungen
10 vor; wir beginnen hier mit dem einzelnen und schließen mit den volleren Dichtungskreisen.

Indem wir das Christentum begleiten, wie es unter die deutschen Völker eingehend überall auch dichterischen Samen ausstreut, so wird sich uns, nach den Hauptzügen, folgender
15 Stufengang ergeben: zuerst poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift, dann auch der Apokryphen des Neuen Testaments und über diese hinaus eine stets weiter verbreitete und vervielfachte Legendendichtung. Neben dieser kirchlichen und mönchischen Richtung erhebt sich aber bald auch eine andre, heroische und ritter-
20 liche. In dieser, welche von romanischer Seite sich den Deutschen mitteilt, tritt zunächst germanisches Heldentum in christlicher Weise hervor, im karolingischen Epos, und bildet sich dann immer mehr eine verfeinerte Ritterlichkeit heran, in den Gedichten von Artus und der Tafelrunde. Endlich verbinden
25 sich beide Richtungen zu einem geistlichen Rittertum oder einer ritterlichen Priesterschaft in dem Fabelkreise vom heiligen Gral. In diesem aber nimmt zugleich das Ganze seinen rechten Durchbruch dahin, daß die auf religiöse Gegenstände abergläubisch angewandte Dichtung, den Anspruch auf reelle Geltung aufgebend,
30 in einer reinpoetischen und phantastischen Entfaltung ausblüht.

Altdeutsche Gedichte, welche das Leben und das Märtyrertum heiliger Männer und Frauen, die Wunderkraft ihrer Reliquien, ihre hilfreiche Erscheinung, die wunderbare Rettung und Heilung gläubiger Menschen und die hierdurch veranlaßte Grün-
35 dung frommer Stiftungen zum Gegenstande haben, sind in bedeutender Anzahl auf uns gekommen. Vieles ist noch gar nicht oder nur auszugsweise gedruckt. Aber auch von dem Bekannten hebe ich vorzüglich nur dasjenige aus, was entweder durch innern Wert oder dadurch, daß es in Deutschland entsprungen
40 oder hier sich eigentümlich angeknüpft (denn ein großer Teil der Legenden war der ganzen europäischen Christenheit mittels der lateinischen Kirchensprache gemein), oder auch als das Werk eines sonst namhaften Dichters besondre Beachtung verdient.

Ich führe die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge ihrer jetzigen Abfassung auf.

Anno,

ein Gedicht aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in 876 kurzen Reimzeilen mit unvollkommenem Reime. Es ist mehrmals herausgegeben, namentlich von Martin Opitz, Danzig 1639. Der Heilige dieses Gedichts ist der im Jahre 1075 verstorbene Erzbischof Anno von Köln, als Kanzler Heinrichs III. und nachheriger Reichsverweser während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. geschichtlich wohlbekannt. Ich suche mit folgendem einen Begriff von diesem Gedichte zu geben, das sowohl von seiten der poetischen Behandlung als der darin ausgesprochenen Ansicht des Heiligenwesens zu den merkwürdigsten gehört:

Wir hörten oft und viel singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie sich liebe Freunde schieden, wie gewaltige Könige all zergingen; nun ist Zeit, daß wir denken, wie wir selber sollen enden.

In der Welt Beginn schuf Gott seine Werke zweifach: diese Welt ist das eine Teil, das andre ist geistig. Beide mischt' er zu Einem Werke, das der Mensch ist, Leib und Geist zugleich, der erste nach dem Engel. Seine andern Werke sah Gott recht gehn: Mond und Sonne geben ihr wonniges Licht, die Sterne halten ihre Fahrt ein, das Feuer nimmt aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug, die Wolken tragen den Regenguß, nieder wenden die Wasser ihren Fluß, mit Blumen zieret sich das Land, mit Laube deckt sich der Wald, das Wild hat seinen Gang, schön ist der Vogelsang, jeglich Ding hat noch das Gesetz, das ihm Gott von Anfang gab, nur die zwei Geschöpfe, die er die besten schuf, übertraten sein Gebot.

Fünf Welten (Weltalter) führte der Feind zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte. Auf hub der des Kreuzes Fahne. Die Zwölfboten hieß er in die Lande fahren, vom Himmel gab er ihnen die Kraft, daß sie überwanden die Heidenschaft. Rom überwand Petrus, die Griechen der weise Paulus, Andreas siegt' in Patras, in Indien Thomas, Matthäus in Äthiopien, Simon und Judas in Persien, Jakobus in Jerusalem, Johannes predigt' in Ephesus, und noch wächst aus seinem Grabe Himmelbrot. Viel andre Märtyrer erfüllten mit ihrem Blute Christi Willen: durch Kampf und Mühsal kamen sie zu ihrem Herrn und sind bei ihm in Ehren.

Die trojanischen Franken sollen des immer Gott danken, daß

er ihnen so manchen Heiligen gesandt. Also ist es in Köln bewandt, wo ihrer eine solche Menge rastet: die von Sankt Mauritius Heere und elftausend Jungfraun, um Christi Lieb' erschlagen; manche Bischöfe, die dort zeichenhaftig (wundertätig)
5 waren, und vor allen der heilige Anno; darum loben wir Christum mit Sange!

Zu Köln war er geweihter Bischof, in der schönsten Burg (Stadt), die in deutschem Lande je ward, war Richter der frömmste Mann, der je zum Rheine kam. Die Stadt erschien um so
10 hehrer, von so weiser Herrschaft erleuchtet, seine Tugend war um so glänzender, weil er einer so hehren Stadt pflegte.

Der Dichter geht nun über auf den Ursprung und die weltgeschichtliche Bedeutung der berühmtesten Städte. Ninus, der Stifter der Heerfahrten, baute Ninive; sein Weib Semiramis
15 Babylon, von wo die 70 Zungen ausgingen und wo der weise Daniel sein Traumgesicht von den Vier hatte, welche vier weltumgreifende Königreiche bezeichneten. Es werden hiernach die vier Weltherrschaften aufgezählt: die babylonische, die des Cyrus und Darius, die des griechischen Alexander, der mit seinen Heeren
20 bis zu den goldnen Säulen an der Welt Ende drang, mit zween Greifen in der Luft fuhr und in einem Glase sich in das Meer niederließ; endlich das römische Weltreich. Cäsar ward von Rom ausgesandt, wider deutsche Lande zu fechten. Schwaben, Bayern, Sachsen bezwang er, zuletzt auch die edeln Franken, die
25 gleich ihm von der alten Troja herstammten. Aber mit Hilfe der Deutschen besiegte Cäsar selbst den Pompejus und gewann die Alleinherrschaft. Unter seinem Neffen Augustus ward Augspurg und bald auch von Agrippa Köln gestiftet, zuvor schon waren andre Rheinstädte erstanden. In Augustus Zeiten geschah es,
30 daß Gott vom Himmel niedersah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jesus Christus, Gottes Sohn, von der heiligen Jungfrau Maria. Des erschienen Gottes Zeichen zu Rom: aus der Erde sprang lautres Öl und rann über das Land; um die Sonne stand ein Kreis, rot wie Feuer und Blut; denn zu
35 nahen begann, woher uns allen die Gnade kam, ein neues Königreich, dem alles Weltliche weichen muß.

Sankt Peter, des Herren Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und schrieb die Burg zu Christi Eigen. Von da sandt' er drei heilige Männer,
40 den Franken zu predigen: Eucharius und Valerius, aber der dritte, Maternus, verschied auf dem Wege. Da kehrten die Zween zurück und klagten es Sankt Petern. Er aber sandte

seinen Stab, den legten sie auf des Maternus Grab[1]), sie hießen ihn wieder vom Tod erstehen und in Sankt Peters Gebot mit ihnen nach Franken gehn. Als der Tote seines Meisters Namen vernahm, war er alsbald gehorsam; da erschloß sich die Erde, er hielt sich am Gras und erhob sich eilig aus dem Grabe, darin 5 er vierzig Tage gelegen. Vierzig Jahre lebt' er noch. Zuerst lehrten sie zu Trier, danach bekehrten sie Köln, und hier ward Bischof derselbe Mann, der vom Tod erstanden. Da gewannen die drei Boten bei den Franken zu Gottes Dienste viel manchen Mann, mit besserem Streite, als mit dem Cäsar sie einst über- 10 wunden. Sie lehrten dieselben wider Sünde fechten und vor Gott gute Knechte sein. Dieser Lehre pflegten auch wohl, die nach ihnen Bischöfe waren, dreiunddreißig in der Zahl bis auf Sankt Anno. Ihrer sind nun sieben heilig, die scheinen uns vom Himmel, wie das Siebengestirne zu Nacht, Sankt Annos 15 Licht ist hehr und gut, unter die andern bracht' er seinen Schein, wie der Jachant (Hyazinth) in den goldnen Fingerring.

Diesen teuern Mann mögen wir nun zum Beispiel haben, ihn mögen als einen Spiegel ansehn, die nach Tugend und Wahrheit trachten. Als der dritte Kaiser Heinrich sich ihm befahl (an- 20 vertraute) und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da ging er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwischen Erd' und Himmel geht und beidenthalb scheinet. So ging der Bischof Anno vor Gott und vor Menschen. In der Pfalz (als Reichs- verwalter) war seine Tugend eine solche, daß ihm das ganze 25 Reich sich beugte; zu Gottes Dienst erzeigt' er sich, als ob er ein Engel wäre. Offen war er seiner Worte, über die Wahrheit fürchtet' er niemand; ein Löwe saß er vor den Fürsten, ein Lamm ging er unter Dürftigen. Den Törichten war er scharf, den Guten milde; Waisen und Witwen lobten seine Sitte. Predigt 30 und Ablaß konnte keiner so göttlich tun. Wenn die Leute nachts alle schliefen, stand er auf und besuchte manches Münster mit seinem reinen Gebet; sein Opfer trug er mit sich. Der Armen fand er viele, die nicht Herberge hatten und sein warteten. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, der niemand sich annahm, 35 dahin ging der heilige Bischof und bettet' ihnen wohl. So mocht' er mit Recht heißen Vater aller Waisen.

Selig stand das Reich alles, da er des Gerichtes pflegte, als er zum Reiche den jungen Heinrich zog. Welch ein Richter er wäre, ward weithin kund. Von Griechen und England sandten 40 die Könige ihm Gabe, so tat man auch von Dänemark, Flandern, Rußland. Die Münster ziert' er überall, selbst stiftet' er viere,

[1]) Brower, Antiq. et annal. Trev. T. II, S. 93.

ein fünftes ist Siegeberg, seine liebe Wohnstätte, wo nun sein Grab ist. Es ist Siegburg gemeint, wo noch in der Reliquienkapelle der Klosterkirche das Grab des h. Anno gezeigt wird.
Damit aber nicht die große Ehre seiner Seele schadete, so
5 tat ihm Gott, wie der Goldschmied tut, wenn er eine Spange wirken will; das Gold siedet er im Feuer, wohl schleift er die Goldsteine; also schliff Gott Sankt Annon mit mancher Mühsal. Oft feindeten ihn die Landherrn an; oft verrieten ihn die, die ihn behüten sollten, und verleumdeten ihn, die er zu Ehren gebracht.
10 Zuletzt ward er mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie Absalon einst seinen Vater David vertrieb. Hernach begann der üble Streit, als dem vierten Heinrich das Reich verworren ward. Mord, Raub und Brand zerstörten Kirchen und Land von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen (Frankreich) bis Ungarn.
15 Denen niemand widerstände, wenn sie wollten mit Treue zusammengehn, die stifteten große Heerfahrten gegen Blutsfreunde und Hausgenossen. Das Reich kehrte seine Waffen in seine eigenen Adern, mit sieghafter Rechte überwand es sich selbst, daß die getauften Leiber unbegraben umhergeworfen lagen, zu Aase
20 den bellenden, den grauen Waldhunden. Als das Sankt Anno nicht zu söhnen vermochte, da verdroß ihn, länger zu leben.
Er fuhr gen Saalfeld in Thüringen, auf dem Wege tat sich ihm der Himmel auf, und er sah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf seinem Wagen
25 im Gebete lag, umfing ihn solche Mannkraft, daß man sechzehn Rosse vor den Wagen spannte. Damals deucht' ihn, daß er sähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm sich's zu Herzen der heilige Mann, und von da begann er zu siechen.
In einer Nacht hatt' er ein Traumgesicht, wie er in einen
30 königlichen Saal käme, zu wundervollem Gestühle, wie es mit Recht im Himmel wäre. Allenthalben war es mit Gold behangen, kostbare Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und mannigfalt. Da saßen viele Bischöfe, der Bischof Bardo war ihrer einer, Sankt Heribert glänzte wie ein Goldstein, unter
35 ihnen war Ein Lieben und Ein Mut. Noch stand ein Stuhl ledig, zu Sankt Annos Ehren war er hingesetzt, o wie gerne wär' er da gesessen! Das wollten aber die Fürsten nicht gestatten, wegen eines Fleckes auf seiner Brust. Auf stand der Herren einer, Arnold, einst Bischof zu Worms, führt' ihn beiseite und ermahnt'
40 ihn mit freundlichen Worten, diesen Flecken hinwegzutun, dann sei ihm der ewige Stuhl bereit. Als nun Sankt Anno vom Schlaf erstand, wußt' er wohl, was er tun sollte; den Kölnern schenkt' er seine Huld wieder, wie sehr sie seinen Haß verschuldet hatten.

Als darauf die Zeit kam, da er, seinen Lohn zu empfangen, zu Gottes Gegenwart aufstieg, da tat er uns, wie der Aar seinen Jungen tut, wenn er sie ausfliegen lehrt; er schwebt über ihnen und schwingt sich auf, das tun dann auch die Jungen gerne. Also wollt' er uns lehren, wie wir ihm nach sollten fahren. Uns hienieden zeigt er, welch Leben im Himmel sei. An seinem Grabe noch wirkt' er schöne Zeichen, die Siechen und die Lahmen wurden da gesund.

Ein Vogtmann Volprecht, der sich dem Teufel ergeben, begann eines Tags, als er mit Arnold, seinem Herrn, ritt, Gottes Heilige zu lästern und zuletzt auch Sankt Annon. Da sprangen ihm plötzlich beide Augen aus, und er fiel zu Boden. Als er aber Beichte getan und des Heiligen Gnade anrief, wuchsen ihm in den leeren Aughöhlen neue Augen.

Das Gedicht, das ich hier in seinen Hauptzügen erkennen zu lassen versuchte, ist nicht nur durch poetische Bilder und lebhafte Darstellung, sondern vorzüglich auch durch die Kühnheit seiner Anlage ausgezeichnet. Es erzählt nicht in der gewöhnlichen Weise schnurgerade fort oder verwebt in die Erzählung einzelne fromme Betrachtungen, sondern es stellt seinen besondern Gegenstand in einen idealen und weltgeschichtlichen Zusammenhang, es umkreist in raschem Flug alle Weltreiche und schwingt sich zuletzt zum Himmel auf. Was wir bei so vielen andern Legenden vermissen, eine würdige Ansicht von dem Beruf ihrer Heiligen, das kommt uns hier entgegen. Einiges für uns Störende, wie z. B. das letzte Wunder, wird uns nicht abhalten, die einfache Größe des Ganzen zu erkennen.

An die Stelle der weltlichen Lieder soll ein geistlicher Heldensang treten; eine Absicht, die wir in der religiösen Dichtung mehrerer germanischen Völker ausgesprochen fanden. Die Helden dieses neuen Gesanges sind die Heiligen, sie kämpfen den großen Kampf gegen Unglauben und menschliche Verderbnis, sie begründen das neue, geistige Weltreich, dem alle irdische Herrschaft weichen muß, sie lehren uns den Aufschwung zum Himmel, wie ihn der Aar seine Jungen lehrt.

Es ist bemerkt worden, daß das Annolied besonders in der Aufzählung jener Weltherrschaften mehreres zum Teil wörtlich mit der Kaiserchronik, der ich am Schlusse des vorigen Hauptabschnitts erwähnt, gemein habe. Ein bestimmtes Urteil über dieses Verhältnis ist mir nicht möglich, da ich die noch ungedruckte Kaiserchronik nur stellenweise kenne. H. Hoffmann äußert sich in den Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur T. I, 251 hierüber so:

„Man hat neuerdings gestritten, ob das Lied auf den h. Anno ein ursprünglich für sich bestehendes Gedicht sei oder der Kaiserchronik angehöre. Ich stimme gegen beide Annahmen: das Annolied ist nämlich meiner Meinung nach älter als die Kaiserchronik, kann also aus dieser nicht entlehnt sein; seine Ursprünglichkeit scheint mir aber nur teilweise zulässig, weil wahrscheinlich sein weltgeschichtlicher Anfang aus einer ältern Reimchronik herrührt, woraus auch der Verfasser der Kaiserchronik schöpfte; daher denn auch wohl in beiden Gedichten diese merkwürdige Übereinstimmung."

Verhält sich dieses aber auch wirklich so, d. h. ist jener weltgeschichtliche Überblick vom Verfasser des Annoliedes selbst aus einer ältern Chronik in sein Gedicht aufgenommen oder von einem andern, wenigstens in diesem Umfang und der wörtlichen Übereinstimmung, interpoliert worden, so wird dadurch der ursprüngliche Wert und Bestand des Liedes nicht aufgehoben; denn die schönsten Bilder und die Idee des Heiligenberufes selbst sind gerade nur dem Teile der Dichtung eigen, welcher sich auf den h. Anno bezieht, und der Ausflug in die Weltgeschichte war, wenn nicht in dem, was aus ihr herbeigezogen wurde, doch in der Beziehung auf den besondern Gegenstand eigentümlich. Entschieden aber ist noch keineswegs, daß nicht eine Chronik, welche ihrer Natur nach Kompilation ist, das einzelne, ausgezeichnete Gedicht benützt haben könne.

Orendel und Breide.

In dem vorangeführten Marienleben von Philipp, dem Karthäuser, wird erzählt, wie Maria ihrem Sohne einen Rock gemacht, ohne Naht, und der mit dem Kinde fortgewachsen (Grundriß 297. 27[1])). An diese Legende vom ungenähten Rock Christi ist in den Abenteuern des trierischen Königssohnes Orendel eine Brautfahrt angeknüpft, ähnlich den in der Heldensage vorkommenden Fahrten Otnits, Rothers, der Hegelinge. Wenngleich dieses Gedicht in der ältesten Gestalt, in der wir es besitzen, nur in einem Augsburger Drucke von 1512[2]) vorhanden ist und hier manche entstellende Änderung erfahren hat, so läßt doch der darin noch herrschende unvollkommene Reim dasselbe als ein Erzeugnis des zwölften Jahrhunderts vermuten (Hoffmanns Fundgruben I,

[1]) Vgl. Altd. Wäld. B. II. 28. Wilken, Gesch. der Kreuzz. I, 13 f., Nr. 31.

[2]) (Neue Ausgabe von H. v. d. Hagen. Berlin 1844. K. Orendel und Brîde von L. Ettmüller. Zürich 1858. Übersetzung von K. Simrock. Stuttgart und Tübingen 1845. P.)

213). Es besteht in 6949 Reimzeilen. Der Stil ist der des volksmäßigen Heldenlieds, und wir haben es deshalb bei der Erörterung des epischen Stils benützt.

Der Eingang des Gedichts berichtet die seltsamen Schicksale des grauen Rockes Christi. Maria hat ihn aus der Wolle eines 5 schönen Lammes gesponnen, die h. Helena (sehr anachronistisch) ihn gewirkt. Er ist gewirkt und nicht genäht. Christus hat darin die heiligen vierzig Tage gefastet; nach seinem Tode verlangt ein alter Jude von Herodes den Rock zum Lohne 23jährigen Dienstes. Der Jude wäscht ihn am Brunnen und breitet ihn 10 an die Sonne, aber des Heilands rosenfarbes Blut bleibt daran. Da heißt Herodes den Rock aus dem Gesichte schaffen; er wird in einen steinernen Sarg verschlossen und 72 Meilen vom Strand in den Grund des Meeres geworfen. Eine Sirene bricht den Sarg auf, und der Rock schwimmt ans Ufer. Hier liegt er volle 15 acht Jahre, im neunten kommt ein armer Waller, der vielgewanderte Tragemund, in Zypern auf den Sand, um ein Schiff nach dem heiligen Grabe zu suchen. Er findet den Rock und hebt ihn auf, als eine Gabe Gottes. Er will ihn tragen um der Seele des Mannes willen, der darin ertrunken. Er wäscht ihn im Meere, 20 aber das rosenfarbe Blut bleibt ganz frisch. Der Waller errät, daß es Christi Rock sei, durch den des Speeres Stich gegangen; nicht ihm, noch irgend einem Sünder gezieme, den Rock zu tragen. Er wirft ihn wieder in die Meeresflut. Ein Fisch, der Wal genannt, verschlingt den Rock und trägt ihn weitere acht Jahre 25 im Magen, bis er dem Helden des Gedichtes zuteil wird.

Orendel ist der Sohn des mächtigen Königs Eigel zu Trier an der Mosel. Als er zu seinen Jahren gekommen, empfängt er an St. Stephans Tage das Schwert und weiht es Marien. Es soll nun eine Braut für ihn gewählt werden. Alle benachbarten 30 Königstöchter sind ihm blutsverwandt. Nur eine, fern überm Meere, weiß ihm sein Vater zu nennen; es ist Jungfrau Breide, die schönste der Weiber, der das heilige Grab dient und viel der Heidenschaft. Es werden 72 Schiffe gezimmert. Orendel will nur solche Gefährten, die freiwillig mit ihm ziehen. Er läßt 35 goldne Sporen auf den Hof schütten, die Ritter, die ihm folgen wollen, heben sie auf; nur ein Paar bleibt zurück, daraus der junge König unsres Herrn Bild machen läßt, zum Opfer in Jerusalem. Sie fahren die Mosel hinab nach Koblenz, dann auf dem Rhein in das Meer. Nach dreijähriger, abenteuervoller Irr- 40 fahrt nähern sie sich dem h. Lande, als ein Sturm sich erhebt und die 72 Kiele versenkt. Orendel allein wird ans Land getrieben. Die Kleider sind ihm abgerissen. Drei Tage bringt er in einem

Loche zu, das er mit der Hand in den Sand gegraben. Am vierten Morgen hört er das Meer rauschen. Ein Fischer fährt heran, dem Orendel, der sich für einen beim Fischfang Verunglückten ausgibt, als Knecht zu dienen sich erbietet. Meister
5 Eise, so heißt der Fischer, ein Greis von 72 Jahren, will die Kunst des Fremdlings prüfen. Orendel, der noch nie gefischt hat, hebt seine Hände zu Gott. Dann wirft er die Garne aus und fängt in kurzer Zeit das Schiff voll Fische. St. Peter hilft ihm dazu. Sie fahren nun nach dem Hause des Fischers.
10 Es ist eine Burg mit sieben Türmen, darauf dem Meister achthundert Fischer dienen. Seine Frau steht an der Zinne mit sechs Dienstfrauen, alle kostbar gekleidet. Vierthalbtausend Fische liest Meister Eise auf, einen, den Wal, schneidet er auf und findet in dessen Magen den grauen Rock. Orendel, der seine Blöße nur
15 mit Laub bedeckt hat, bittet um denselben, aber Eise will ihn nicht umsonst geben. Orendel dient darum sechs Wochen, bis gegen Weihnachten. Da meint der Meister, der elende Mann soll dieses Fest über nicht so nackt vor ihnen gehen, man soll ihm ein Gewand kaufen. Des Fischers Frau kauft ihm dürftige Bekleidung
20 und ein Paar große, rinderne Schuhe. Orendel klagt Gott seine Not. Marie, die ihren Sohn für ihn gebeten, sendet ihm durch den Engel Gabriel dreißig güldne Pfennige, mit dem Troste, daß seine ertrunkenen Ritter bei Gott im Himmelreiche seien. Mit den Pfennigen soll er den grauen Rock kaufen, den der Herr
25 bei seiner Marter getragen. Darin sei er besser bewahrt, als in Stahlringen, kein Schwert mög' ihn dadurch verwunden. In demselben soll er fünfzehn Kämpfe gegen die Heiden fechten. Orendel begibt sich auf den Markt, wo man den grauen Rock feil bietet. Da tut unser Herr um des jungen Königs willen ein
30 großes Zeichen. Der Rock schleißt, wo man ihn angreift, auseinander, als ob er faul wäre. So muß der Meister ihn um die dreißig Goldpfennige ablassen, gerade um so viel, als einst unser Herr verkauft ward. Als aber Orendel ihn zu sich genommen, erscheint er nagelneu. In diesem Rocke zieht nun Orendel zum
35 h. Grabe, wo er für die schöne Breide, der eine Gottesstimme sein Kommen zum voraus verkündigt hat, viele und ungeheure Kämpfe gegen die Heidenschaft siegreich besteht, in welchen Breide mitunter auch selbst das Schwert führt. Sie setzt ihm Davids Krone auf, und er vermählt sich mit ihr, aber, nach dem Geheiß eines
40 Engels, bleibt immer ein Schwert zwischen ihnen liegen. Er gerät in Gefangenschaft, auch Breide wird entführt, doch stets ist ihnen der Himmel wieder hilfreich. Orendel wird überall der graue Rock genannt. Anfangs wird er um seiner unscheinbaren

Kleidung willen gering geschätzt. Als er aber zum erstenmal auf dem Tempelhof zu Jerusalem ein wildes Roß besteigt und die rindernen Schuhe nicht in den Stegreif bringen kann, sendet ihm Christ vom Himmel durch den Engel Gabriel goldne Schuhe hernieder. Drei Erzengel, Schwerter in Händen, reiten mit ihm in den Streit. Als er auf einer heidnischen Burg gefangen liegt, schreibt die Gottesmutter selbst einen Brief, den eine Turteltaube zu seinem Heere bringt und, als eben der Priester die Messe singt, auf den Altar fallen läßt. Nachdem Orendel seinen Vater zu Trier von der Belagerung eines heidnischen Heeres entsetzt und die Heiden, die sich ihm unterworfen, getauft hat, befiehlt ihm der Engel, den grauen Rock zu Trier zu lassen, wo der Herr am jüngsten Tage sein Gericht halten und alle seine Wunden zeigen werde. Orendel läßt drei Priester holen, verschließt den Rock in einen steinernen Sarg und empfiehlt ihm das Land von Trier. Er befreit noch das h. Grab, das in die Gewalt der Heiden gefallen, und lebt in dessen Dienste mit Breiden und dem Meister Eise, den er zum Herzog des h. Grabes bestellt hat, bis die Engel ihre Seelen hinführen.

Dieser ungenähte Rock[1]) nun (tunica inconsutilis) war die berühmte Hauptreliquie der Kathedralkirche zu Trier und ist vielleicht[2]) noch dort zu sehen. In den Antiquitat. et annal. Trevirens. auctor. Browero et Masenio. Leod. 1670 findet man dieses Kleinod umständlich beschrieben und die Geschichte seiner Erwerbung und Verehrung ausführlich abgehandelt. Die Legende ist diese: der h. Agricius, der im Jahre 327 von Antiochien als erster Bischof nach Trier kam, brachte den ungenähten Rock nebst andern Heiltümern dahin, als ein Geschenk, das ihm die h. Helena, Mutter Konstantins des Großen, für seine neue Kirche mitgegeben (I, 216 fg.). In den nachfolgenden Kriegsunruhen und Verheerungen war aber die Reliquie verschwunden und Jahrhunderte lang verschollen, bis im Jahre 1196 Erzbischof Johann I. sie im Altare des h. Nikolaus wieder auffand (II, 91). Doch wurde sie abermals der öffentlichen Verehrung entzogen und erst im Jahre 1512, während der Anwesenheit Kaiser Maximilians I. bei einer Reichsversammlung zu Trier, von neuem, unter Veranstaltung allgemeiner Gebete, aufgesucht und entdeckt. Bei ihrer öffentlichen Ausstellung sollen sich gegen hunderttausend Menschen versammelt haben. Man war damals so glücklich im Finden

[1]) Der Anlaß zu der Legende vom ungenähten Rock Christi liegt im Evangelium Joh. 19, 23: Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.

[2]) (Geschrieben vor den neuen Ausstellungen desselben im Jahre 1844 und später. K.)

heiliger Gewande, daß zu gleicher Zeit in einer andern Kirche zu Trier auch das Kleid der heiligen Jungfrau zum Vorschein kam. Der ungenähte Rock wurde anfangs nur zusammengefaltet, wie er aufgefunden worden war, vorgezeigt, aber auf inständiges
5 Begehren der Menge breitete man ihn vor aller Augen aus, worüber die meisten, wunderbar bewegt, in plötzliche Tränengüsse ausbrachen (II, 328 fg.). Matthias Agricius, ein trierischer Geistlicher, beschreibt das Aussehen desselben unter anderem in folgenden panegyrischen Versen:

10 Vix etiam cuiquam certum didicisse colorem
Contigit, usque adeo variat decor undique fusus,
Puniceusve rubor certat ferrove, crocove,
Ut coram aspexi: fugiuntque hærentque tuentum
Pendentes oculi: jurares numen inesse.
15 Non tot multicolor pallentibus arcubus Iris
Induitur formas, quas versat imagine tota,
Quot rutilant varii variante decore colores.
Atque ea sanguineis nonnunquam interlita guttis
Arida prodit adhuc sudati semina roris,
20 Dixeris aethereo demissam a culmine vestem.

(II, 421. Vgl. II, 91.)

Eine päpstliche Bulle vom Jahre 1514 gewährte den Besuchern und Verehrern des heiligen Rockes reichliche Indulgenzen (II, 556). Da man auch anderwärts das Kleid Christi zu besitzen behauptete, so fand sich Calvin zu der Bemerkung veranlaßt,
25 daß man frevelhafter mit dem Rock des Herrn umgehe, als einst die Kriegsknechte, die sich gescheut hätten, ihn zu zertrennen, während man ihn nun zwar nicht in zwei Stücke, aber in zwei ganze Röcke zerschnitten habe. Hiergegen ereifert sich der Jesuit Brower sehr und verteidigt insbesondre den verjährten Besitzstand
30 der Kirche zu Trier, indem er sich auf das Edictum uti possidetis beruft (I, 217 fg.).

Der Umstand, daß die Legende von der Erwerbung des Heiltums, wie sie sich zu Trier erhalten, mit der Erzählung unsres Gedichtes nichts gemein hat, bestätigt die Ansicht, daß in letzterem
35 die legendenhafte Überlieferung sich eines alten Heldenliedes bemächtigt habe. Wir sahen auch im Otnitsliede eine Brautfahrt der deutschen Heldensage zu einem Kreuzzuge umgewandelt. Der ungenähte Rock, welcher besser vor Schwertschlägen schützt, als stählerne Ringe, entspricht St. Georgs Hemde, welches Wolf-
40 dietrich mit gleicher Eigenschaft trägt und welches auch mit ihm gewachsen ist. Aber auch in diesem glaubten wir ein gefeites

Gewand, ein Nothemd, wie es schon in den nordischen Sagen vorkommt, christlich umgetauft, zu bemerken; ein solches kann nun auch die Anknüpfung des Liedes von Orendel an die Legende vom Rocke Christi veranlaßt haben. Die Engel leisten in diesem Liede die ähnlichen, hilfreichen Dienste, wie im Otnitsliede der Zwerg Elberich. Ja, es kommt sogar ein wonnesamer Zwerg Alban vor, der Breiden durch zween hohle Berge in den Kerker des gefangenen Orendel führt. Weil er aber treulos an ihnen handeln will, wird er von einem Engel mit einer dreistrangigen Geißel gezüchtigt. Christliche und heidnische Figuren sind hier seltsam vermischt, und die Geißel, die im Nibelungenliede der Zwerg Alberich führt (V. 1991), ist in die Hand des Engels übergegangen. Auch der prosaische Anhang des Heldenbuchs setzt Orendeln mit den Helden der deutschen Sage in Verbindung:

Bl. 208: Kunig ernthelle von Trier was der aller erste held der ye geboren ward. Der får übermer mit vil schiffen. wann er was gar ein reicher künige. Do giengen jm die schiff alle vnder. doch kam er myt hilff eines fischers auß, vnd was lang zeyt by dem fischer vnnd halff jm fischen. Darnach kam er gen Jherusalem tzů dem heyligen grabe. Do was syn frawe eins küniges tochter. die was geheyssen frauwe Brigida, was gar eine schöne fraw[1]). Darnoch ward dem künig geholffen von andern grossen herren das er wider kam gen Trier. vnd starb do, vnd liget zů Trier begraben[2]). Also ertruncken jm alle syn diener, vnnd verlor gar vil gůtz auff dem mere.

Des ungenähten Rockes wird hier gar nicht erwähnt. (Vgl. Hormayr I, 17. III, 25. Orendil, Gaugraf im Chiemgau. Orendelsall, Pfarrdorf, Oberamt Öhringen.)

Der arme Heinrich,

ein Gedicht Hartmanns von Aue, vom Ende des 12. Jahrhunderts, in 1520 kurzen Reimzeilen. Es ist mehrmals herausgegeben, besonders mit schätzbaren Untersuchungen über den Mythus desselben usw. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815. Später mit noch strengerer Kritik des Textes in K. Lachmanns Auswahl aus den hochd. Dichtern des 13. Jahrhunderts Berlin 1820 (später von W. Müller 1842, von Haupt 1842, von Wackernagel 1855 abgesondert, ferner im altdeutschen

[1]) Die Legende der heil. Brigida bei Jac. de Vorag. CC hat mit ihr nichts gemein.

[2]) was nicht mit dem Liede stimmt.

Lesebuch. K.). Ganz neuerlich ist erschienen: Der arme Heinrich usw., metrisch übersetzt von K. Simrock. Nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin 1830.

Heinrich von Aue, ein Ritter in Schwaben, der mit allen Gaben des Glücks reichlich gesegnet ist, wird von der Miselsucht (dem Aussatz) ergriffen. Er fährt nach Monpelier und Salerno, um bei den Ärzten Heilung der schrecklichen Krankheit zu suchen. Am erstern Orte wird sie für unheilbar erklärt, am letztern bescheidet ihn der beste Meister, daß er nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, welche freiwillig für ihn den Tod leide, geheilt werden könne. Heinrich gibt den Gedanken an seine Genesung auf, entschlägt sich seiner Habe bis auf ein Gereute (neuangebautes Land), wohin er vor den Menschen flieht. Dieses Gereute baut ein freier Meier, den Heinrich stets wohl gehalten und der nun zum Danke seines Herrn treulich pflegt. Besonders aber nimmt die zwölfjährige Tochter des Meiers sich des Kranken liebreich an, und in ihr bildet sich, als sie die Bedingung seines Genesens erfahren, der feste Entschluß, sich für seine Heilung zu opfern. Sie läßt nicht ab, bis er mit ihr nach Salerno zieht. Schon streicht der Meister sein Messer, um ihr das Herz aufzuschneiden, als Heinrich, der es von außen gehört und durch einen Ritz der Wand in die Kammer geblickt, ungestüm Einlaß verlangt und zum großen Leidwesen des Mägdleins erklärt, daß er ihren Tod nicht ertragen könne. Sie ziehen wieder nach der Heimat, aber auf dem Wege wird Heinrich durch die Gnade des Himmels frisch und gesund. Seine Freunde raten ihm, sich zu vermählen, und er umfängt als Gemahlin die, von der er Leben und Genesung hat, und die er zuvor schon im kindlichen Spiele sein Gemahl zu nennen pflegte.

Die Brüder Grimm haben den Grund dieser Dichtung als eine alte, hier in dem Geschlechte, dessen Dienstmann der Dichter war, angeknüpfte Opfersage nachgewiesen, welche in mannigfachen Gestaltungen vorkommt und deren ursprüngliche Bedeutung ist, daß das Unreine durch die Hingebung des Reinen geheilt werde. Die Reinigung vom Aussatze durch Blut insbesondre kommt schon im alten Testamente vor[1]).

---

[1]) Vgl. das Ausland 1833. 3. Mai. Nr. 123, S. 492. „In der Nähe von Agra wollte sich ein Mohammedaner, der mit dem Aussatze behaftet war, lebendig verbrennen. Es besteht nämlich unter den Hindus ein Aberglaube, der auch auf die Mohammedaner übergegangen ist, daß durch einen solchen Tod der Aussatz, der oft in Familien sich vererbt, in denselben ausgerottet wird. Wahrscheinlich wirkt aber am meisten Lebensüberdruß zu solchen Selbstopferungen mit, die in Indien Samadh genannt werden. Sobald die Behörde von dem Entschlusse des Kranken in Kenntnis gesetzt wurde, untersagte sie den Verwandten des Kranken, ihm dazu behülflich zu sein."

Der Gegenstand des Gedichtes, wie ich ihn nur in Umrissen angegeben, kann herb und schwierig erscheinen. Aber der mildeste und innigste unter den altdeutschen Dichtern hat durch seine Behandlung über das Schroffe der alten Sage ein so sanftes, gedämpftes Licht ausgegossen, daß dieses Gedicht als eines der gediegensten und anmutigsten des deutschen Mittelalters dasteht. Die jungfräuliche Retterin faßt und verfolgt ihren Vorsatz so mit innerlicher Begeisterung, daß sie in ihrem freudigen Mute den Hörer selbst über die Schrecken der grausamen Opferung hinwegsetzt und es glaublich macht, wie ihre Eltern, wie der anfangs widerstrebende Meister, wie Heinrich selbst, für den sie sich opfern will, unwiderstehlich bis zum Punkte der Entscheidung mit hingerissen wurden.

Ich habe diese Erzählung hier eingereiht, nicht bloß, weil die endliche Wendung ein Gnadenwunder ist, sondern weil das Ganze in religiösem Sinne aufgefaßt ist.

Der Dichter, der sich auf eine geschriebene Quelle beruft, sagt im Eingang, er habe sich genannt, um nicht ohne Lohn seiner Arbeit zu bleiben, damit nämlich, wer nach seinem Leben diese Märe lese oder sagen höre, seiner Seele vor Gott gedenken möge; man sage, wer für des andern Schuld bitte, erlöse sich selbst damit. Diese Stimmung, mit der er anhebt, verbreitet sich über das ganze Gedicht. Er zeigt vornherein an des armen Heinrichs Geschicke die Hinfälligkeit alles Irdischen (Grimm S. 2ff.). Diesem Unbestande, diesem schmählichen Versinken des Erdenglückes gegenüber erhebt sich dann in der Begeisterung des heldenmütigen Kindes der Blick zu einer andern, unvergänglichen Herrlichkeit, zu der dieses reine Wesen, als freiwilliges Opfer für die Rettung ihres geliebten Herrn, sich aufschwingen will. Schon bei ihren kindlichen Spielen wird der Geist angedeutet, den der Himmel selbst in ihr erweckt (Grimm S. 6f.):

Iedoch geliebte irz aller meist
von gotes gebe ein süezer geist.

In voller Reife aber spricht sich ihre Gesinnung in den beredten Worten aus, wodurch sie die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrem kühnen Entschlusse sich erringt (Grimm S. 11—17).

Besonders aber zeichnet sich Hartmanns Gedicht vor andern Darstellungen dieser Opfersage am Schluß noch dadurch aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein ebenso gewaltsames Wunder die Tote wieder ins Leben geweckt wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise, wie ein Tau, vom Himmel sinkt.

Das alte Blutopfer ist rein innerlich geworden, und der Dichter spricht seinen Sinn klar in den Worten aus:

> Do erzeigte der heilige Krist,
> wie liep ime triuwe ist,
> 5 und schiet sî dô beide
> von allem ir leide
> und machete in dâ zestunt
> reine unde wol gesunt.

Ein späterer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, Gottfried
10 von Straßburg, rühmt von Hartmann (Tristan 4626):

> Wie lûter und wie reine
> sîn kristallîniu wörtelîn
> beidiu sint und iemer müezen sîn!
> sî koment den man mit siten an,
> 15 sî tuont sich nâhen zuo dem man
> und liebent rehtem muote.

In keinem seiner Gedichte hat wohl Hartmann von Aue diese klare, anmutende Beredsamkeit schöner dargelegt, als im armen Heinrich.

20 Von den übrigen Werken des Dichters, von seinen Lebensumständen und von den Beziehungen, die sich dafür auch aus dem armen Heinrich ergeben, wird später die Rede sein.

Gregor vom Steine.

Dieser Legende ist hier nur zu erwähnen, um eine Lücke in der Kenntnis unsrer ältern Poesie zu bezeichnen und notdürftig
25 zu ergänzen. Der Dichter des armen Heinrichs hat auch einen Gregor gedichtet. Aber die einzige Pergamenthandschrift dieses Werks, welche sich zu Straßburg befand, wird seit mehreren Jahren vermißt. Sonst ist (außer einem abgerissenen Pergamentblatte im Besitze Prof. Veesenmeyers zu Ulm) nur eine Papier-
30 handschrift in Wien vorhanden[1]), deren Beschaffenheit kritische Sprachkenner nicht zur Herausgabe einzuladen scheint. Gleichwohl wäre, in Ermanglung eines bessern Kodex, zu wünschen, daß wir, was auch ein schlechterer nicht ganz verdunkeln könnte, von der poetischen Auffassung einer der bedeutsamern Heiligen-
35 sagen durch einen so ausgezeichneten Dichter endlich Kunde

[1]) Büsching, der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. II, 120—24. Iwein usw. von Benecke und Lachmann, S. III.

erhielten[1]). Gregor vom Stein ist eine christliche Ödipussage. Ich gebe von ihr nach den Gestis Romanorum[2]), einer im Mittelalter gangbaren Sammlung lateinischer Erzählungen, mit geistlicher Anwendung, einen kurzen Begriff:

Gregor ist der Sohn eines Kaisers, in verbrecherischer Liebe mit der eigenen Schwester erzeugt. Er wird, um die Schande zu verbergen, in einem verschlossenen Fasse ins Meer ausgesetzt. Die Wellen treiben ihn ans Land, in die Nähe eines Klosters, dessen Abt ihn erziehen läßt. Sein Vater stirbt auf einer Bußfahrt im heiligen Lande. Um seine Mutter, als Erbin des Kaisertums, wirbt ein Herzog von Burgund. Als sie diesen abweist, verheert er ihr Land, und sie muß sich mehrere Jahre lang in einer festen Stadt verschlossen halten. Dahin kommt, vom Sturme verschlagen, Gregor, der inzwischen herangewachsen und wehrhaft geworden ist. Er kämpft, ihr unerkannt, für die bedrängte Frau, erlegt den Herzog und befreit ihr Land. Man dringt in sie, sich dem zu vermählen, der allein das Reich vor ähnlicher Gefahr schirmen könne. So wird er Kaiser und Gemahl seiner Mutter. Sie selbst macht mittels einer Schrift, die sie einst zu ihm in das Faß legen ließ, die gräßliche Entdeckung. Gregor zerbricht seine Lanze und geht nachts in Pilgertracht mit bloßen Füßen von dannen. Er kommt zu einem Fischer, der ihn sechzehn Meilen weit ins Meer hinein zu einem einsamen Felsen überfährt. Hier läßt er sich in Fesseln anschmieden und die Schlüssel zu diesen ins Meer werfen. Schon siebzehn Jahre hat er dort gebüßt, was er nicht verschuldet, als der Papst stirbt und eine Stimme vom Himmel ruft: „Sucht einen Mann Gottes mit Namen Gregorius und bestellt ihn mir zum Statthalter!" Die ausgeschickten Boten haben schon durch manche Reiche vergeblich geforscht; da kommen sie auch zum Hause des Fischers, der sich auf ihre Nachfrage an den Namen jenes Pilgrims erinnert, ihn aber längst für tot hält. An demselben Tage jedoch fängt er einen Fisch, in dessen Eingeweide sich die ins Meer geworfenen Schlüssel finden. Sie fahren nun nach dem Felsen über, wo sie Gregorn noch am Leben finden und zum Statthalter Christi berufen. Als er in die Stadt eingeführt wird, schlagen alle Glocken von selber an zum Zeichen, daß er der Erkorene sei.

Auch als Volksbuch wird diese Legende in Görres deutschen

---

[1]) (Ausgaben haben wir seither erhalten von K. Greith im spicilegium vaticanum 1838, von Lachmann 1838. K.)

[2]) Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis (S. 81).

Volksbüchern S. 244 angeführt. (Vgl. Wilken, Heidelb. Bibl. 350, 6.)

In den serbischen Volksliedern kommt sie in doppelter Gestalt nicht unter dem Namen Gregors, sondern Simeons des 5 Findlings vor (Talvj, I, 139. Wila, I, 226), auch sonst mit veränderten Nebenumständen.

Engelhart und Engeldrut,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, eines sehr fruchtbaren Dichters, besonders in Erzählungen, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es ist nur noch in einem Drucke des 16. Jahr- 10 hunderts, Frankfurt 1573[1]), vorhanden, worin es, wie in solchen Fällen immer geschah, zugleich in die neuere Mundart übertragen worden. Es scheint von diesem Drucke nur ein einziges Exemplar bekannt zu sein, das sich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. Daraus ist in Eschenburgs Denkmälern 15 altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 41 ff. ein Auszug gegeben, wonach der Hauptinhalt des Gedichtes dieser ist:

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, will fremde Länder besuchen. Beim Abschied gibt ihm sein Vater drei Äpfel mit. Wenn er jemand auf der Reise treffe, der mit 20 ihm Gesellschaft machen wolle, soll er demselben einen der Äpfel geben. Verzehre jener den Apfel ganz, ohne ihm etwas davon zu reichen, so soll er ihn meiden; geb' er ihm aber einen Teil davon, so soll er seine Freundschaft annehmen. Vor allen Dingen empfiehlt ihm der Vater die Treue. Der Sohn ver- 25 spricht, dieser Weisung zu folgen, reitet davon, und ihm begegnen nacheinander zwei junge Leute, die mit ihm Gesellschaft machen wollen, aber beide nicht Probe halten, sondern die Äpfel allein verzehren. Darauf begegnet ihm ein Dritter, an Gestalt ihm selbst vollkommen ähnlich. Dieser nimmt den Apfel, 30 schält ihn und gibt dem Schenker die Hälfte zurück. Engelhart wählt ihn zum Gefährten. Sein Name ist Dietrich von Brabant und der Zweck seiner Reise gleichfalls, fremde Dienste zu nehmen. Sie kommen zusammen nach Dänemark und werden dort am Hofe wohl aufgenommen. Der König hält sie, ihrer 35 Ähnlichkeit wegen, für leibliche Brüder; sie versichern aber, daß nur ihre Gesinnungen brüderlich und dazu vereint seien, ihm ihre Dienste anzubieten, um von seiner Tugend zu lernen. Ihr Erbieten wird angenommen, sie machen sich am Hofe überall beliebt und leben miteinander in der treuesten Freundschaft.

---

[1]) (Neue Ausgabe von M. Haupt. Leipzig 1844. K.)

Der König hat eine Tochter, mit Namen Engeldrut, von ausnehmender Schönheit. Die beiden Jünglinge gefallen ihren Augen und bald auch ihrem Herzen (Z. 1045):

Denn was den augen sanfte thut,
Das dünket auch dem herzen gut 5
Und ist ihm [zwar] wohl damitte.
Herz und augen han die sitte,
Daz sie gehellen unter [e]in;
Das auge muß das herze sein
Zu lieblichen dingen 10
Leiten und bringen

Der großen Ähnlichkeit wegen ist sie von beiden gleich stark eingenommen, zuletzt aber entscheidet der Name Engelhart, weil er ihr am besten klingt und am meisten zu dem ihrigen stimmt.

Aus Brabant kommt ein Bote an Dietrichen, der ihm den 15 Tod seines Vaters meldet und ihn zurückberuft, um sein Land in Besitz zu nehmen. Nicht minder schmerzlich als der Verlust des Vaters ist ihm die Trennung von seinem Freunde. Er bietet diesem einen Teil seines Erbes an, wenn er mit ihm ziehen wolle; er macht einen zweiten Versuch und will lieber den 20 ganzen Besitz seines Landes als Engelharts Umgang verlieren. Dieser hält es aber für Undank, des Königs Dienste schon wieder aufzugeben, verspricht jedoch, sobald er den dänischen Hof verlasse, zu Dietrichen zu kommen. So scheiden die Freunde. Bald hernach stirbt die Königin von Dänemark. Engeldruts Schmerz 25 um den Tod ihrer Mutter, vereint mit ihrem Liebeskummer, macht sie sehr niedergeschlagen und schwermütig. Ihr Vater sucht sie aufzuheitern und fällt darauf, ihr Engelharten zum Kämmerer zu geben (Z. 1844):

Der kann dir alle schwere 30
Mit freuden gar vertreiben,
Teutsch lesen und schreiben,
Harfen und singen,
Tanzen und springen
Kann er aus der maaßen wol, 35
Damit er alle stunden soll
Kurzweile machen dir usw.

Als nun Engelhart der Königstochter bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorschneiden das Messer aus der Hand fallen, mit einer Verwirrung, die auf einmal sein Herz verrät. Das 40

Verhältnis, das sich zwischen ihnen entspinnt, wird aber von dem eifersüchtigen Auge Ritschiers von England, der des Königs Schwestersohn ist, beobachtet. Er verrät dem König eine nächtliche Zusammenkunft der Liebenden im Garten. Ein Zwei-
5 kampf soll über Schuld oder Unschuld entscheiden. Engelhart, der sich schuldig weiß, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und fällt auf das Mittel, seinen Freund Dietrich für sich kämpfen zu lassen. Er begibt sich zu diesem nach Brabant, und sie verabreden, einer des andern Rolle zu spielen. Engelhart bleibt in
10 Brabant zurück und wird für Dietrichen gehalten. Dietrich kommt auf den bestimmten Tag in Dänemark an und besteht den Zweikampf. Er haut seinem Gegner eine Hand ab und will ihm das Leben nehmen, als der König dem Kampfe Einhalt tut und Dietrichen, der immer noch für Engelhart gehalten wird, die
15 Hand seiner Tochter zur Belohnung verspricht. Die Hochzeitfeier wird angestellt, aber Dietrich legt ein Schwert zwischen sich und Engeldrut; eine Treue, die ihm sein Freund bei seiner Gemahlin erwidert. Sogleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück, und Engelhart kommt von dort wieder nach
20 Dänemark. Hier erhält er bald darauf, da der König stirbt, die Krone und lebt mit Engeldrut im größten Glücke.

Nicht lange hernach wird Herzog Dietrich von einer schweren Krankheit, der Miselsucht, befallen. Er läßt sich ein Gartenhaus am Wasser bauen, wo er für sich allein wohnt und Er-
25 leichterung seiner Beschwerden hofft. Hier erscheint ihm einmal im Traum ein Engel, der ihm als das einzige Rettungsmittel andeutet, hin zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, daß er seine beiden Kinder töte und den Kranken mit deren Blut bestreiche. Zu der Wahl dieses Mittels kann aber
30 Dietrich sich auf keine Weise entschließen. Indes bewegt ihn der Mangel an Pflege und die Hintansetzung, die er in seinem eigenen Hause und Lande erfahren muß, zu dem Entschlusse, nach Dänemark zu gehen, wo sein Freund ihn auf das liebreichste bei sich empfängt. Auf die dringenden Anfragen des-
35 selben, ob er denn nicht irgend ein Heilmittel für seine Krankheit wisse, erzählt Dietrich nach vieler Überwindung seinen Traum. Engelhart, im Kampfe der Freundschaft mit der väterlichen Liebe, bittet Gott, seinen Entschluß zu lenken, und hält sich endlich verpflichtet, dem Freunde, der das Leben für ihn
40 gewagt hat, das Leben seiner Kinder zum Opfer zu bringen. Er nimmt dazu einen günstigen Augenblick wahr; sein Herz empört sich jedoch wider die Tat, indem er über den schlummernden Kindern steht und im Begriff ist, sie zu töten (Z. 6256):

Viel sanfter überwunden
Hätte er zween starke riesen,
Denn er gesiegen mocht an diesen
Kleinen kindern.

Und bald darauf (Z. 6284): 5

Bis er zuletzt manchen kuss
Gab den kindern beiden
Und er aus seiner scheiden
Das schwert mit nassen augen scheidt.

Er schlägt ihre Häupter ab und bringt das Blut zu seinem 10
Freunde, der dadurch auf einmal von seiner Krankheit geheilt
wird. Engelhart geht mit schwerem Herzen, voll Freude über
seines Freundes Genesung und voll Betrübnis über das dazu
angewandte Mittel, zurück und fragt nach seinen Kindern. Die
Wärterin, die sie zu ihm bringen soll, findet beide spielend 15
auf dem Bette, jedes mit einem roten Faden um den Hals.
Über dieses Wunder gerät ihr Vater in freudiges Erstaunen.
Dietrich kehrt nach Brabant zurück, und beide Freunde leben
von nun an sehr glücklich. Das Gedicht schließt mit folgender
Nutzanwendung (Z. 6497): 20

Daß ein herze wohlgemuth
Daran ein selig bilde gut
Zu läuterlicher treue nehme
Und sich der falschen untreu schäme,
Wenn er hört in seinen tagen 25
Von so fremdem wunder sagen,
Als den viel trauten gesellen zweyn
Um ihre hohe treu erschein.

Die Geschichte Engelharts und Dietrichs ist in den Hauptzügen dieselbe, welche unter den Namen Amicus und Amelius 30
in den Chroniken des Mittelalters erzählt wird, namentlich in:
Vincentii Bellovacensis spec. hist. l. 24, c. 162—164 Chronicon Alberici in Leibniz' access. historic. II, 108—110; nach
diesen als Anhang zu Simrocks Übersetzung des armen Heinrichs. Amicus und Amelius werden in die Zeit Karls des 35
Großen versetzt und sind von der Kirche heilig gesprochen worden. Obiges Wunder kommt daher auch in ihrer besondern
Legende vor (Grimm, Armer Heinrich 187f.). Doch mögen sie
die Heiligsprechung hauptsächlich dem Wunder verdanken, das
sich, nach dem Chronicon Alberici, nach ihrem Tod im Dienste 40
der Kirche zugetragen. Der Papst Hadrian ließ den Kaiser Karl
auffordern, der römischen Kirche gegen den Langobardenkönig

Desiderius zu Hilfe zu kommen. In dem Heere, welches Karl nach Italien führte, befanden sich Amicus und Amelius, ersterer von deutschem Geschlecht, aber in Frankreich angesessen, letzterer ein Sohn des Grafen von Auvergne. Beide fielen in der Schlacht, 5 in welcher Karl den Sieg erkämpfte. Zum Dank dafür und zur Begräbnisstätte für die Umgekommenen ließ Karl eine Kirche dem heiligen Eusebius und seine Gemahlin eine dem Apostel Petrus zu Ehren bauen. Amelius wurde in einem steinernen Sarge in der Peterskirche, Amicus ebenso in der Eusebiuskirche 10 bestattet. Am Morgen aber fand man den Leichnam des Amelius zusamt dem Sarge neben dem des Amicus in der vom König erbauten Kirche, weshalb er und die Königin dieselbe auf das reichlichste begabten.

Diese Erzählungen von Engelhart und Dietrich, Amicus 15 und Amelius, Ludwig und Alexander, wie sie in dem noch gangbaren Volksbuche von den sieben weisen Meistern[1]), wo die gleiche Geschichte vorkommt, genannt sind, bewähren, wie sehr im Vergleiche mit dem äußerlich gewaltsamen Opfer und Heilwunder, wie es hier erscheint, die Sage in der dichterischen Behandlung 20 Hartmanns von Aue, im armen Heinrich, sich innerlich und geistig gehoben hat.

Der Gral.

Der heilige Gral ist die Schüssel, daraus Christus bei der Stiftung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist hat. Er besteht aus einem Jaspis, dem edlen Steine, von dessen Kraft 25 der Phönix aus der Asche sich verjüngt. Ein Kranker, der den Gral ansieht, kann in der Woche hernach nicht sterben. Zweihundertjährige Jugend gibt der öftere Anblick dieses Steins. In demselben Gefäße hat Joseph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Erlösers aufgefangen. Engel haben ihn vor 30 alter Zeit zur Erde gebracht, und in den Sternen ward gelesen, daß einst ein gesegnetes Geschlecht zu seiner Pflege werde berufen werden.

Dieses erwächst in dem Königsstamme Senabors aus Kappadozien. Drei seiner Söhne folgen dem Kaiser Vespasian nach 35 der Eroberung Jerusalems in römische Lande. Dem einen, Berillus, vermählt der Kaiser seine Tochter und gibt ihm Frankreich, den andern verleiht er Anjou und Cornwallis. Alle sind eifrige Verbreiter des Christentums. Berillus bekämpft die Heiden von Galicien und Saragassa; kräftiger noch sein Nachfolger

---

[1]) Karlmeinet S. 306. 880. Das altfranzösische Gedicht ist herausgegeben von K. Hofmann. Erlangen 1852. K.

Titurison, mit Elizabel von Aragon vermählt. Einen Erben von Gott zu erflehen, wallfahrten diese zum heiligen Grab und opfern ein Bild von Gold. Ihr Gebet wird erhört; sie weihen in ihrer Freude das Kind dem Himmel. Da verkündet ein Engel, es werde in keuscher Jugend ein Streiter des Glaubens 5 und einst selbst Genosse der Engel sein.

Titurel.

Wie dem Wächter nach langer, kalter Nacht der aufglänzende Morgenstern, wie allem Lebenden der wonnereiche Mai, wie nach kaltem Reif die Sonne, wie in Mittagsglut ein Brunnen und einer duftigen Linde breiter Schatten, wie dem Be- 10 drängten der milde Freund, wie dem Beraubten, der Gericht begehrt, des Königs Gruß, wie dem Blinden, wenn er es wiederfände, das Augenlicht, wie dem Durstigen der süße, klare Wein, dem müden Gaste die Herberge, wie dem Liebenden das Geliebte, über all dieses herzerfreuend ist der Anblick des schönen 15 Jünglings Titurel. Vielfach wird ihm der Frauen holder Gruß geboten, ein Klausner hätte sich daran entzündet. Doch Titurel ist eingedenk der Verkündigung des Engels bei seiner Geburt. Im Kampfe für das Christentum will er von Gott verdienen, daß ihm einst ein Kuß von rotem Munde werde. Mit dem 20 Vater zieht er auf Heerfahrt gegen die Sarazenen von Auvergne und Navarra. Zween Falken gleich schweifen die beiden in rauschendem Flug umher, bis in allen Abendlanden der Heiden wenig sind. So wirbt er, in unverblühter Jugend, bis zum fünfzigsten Jahre; da bringt der Engel die Botschaft, daß Titurel 25 um seiner Tugend willen zum Gral erwählt sei. Er scheidet von den Eltern, die in Tränen Gott loben. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt er zu einem pfadlosen Walde, der nach allen Seiten sechzig Meilen sich erstreckt. Zypresse, Zeder, Ebenbaum, Gehölz aller Art ist hier wild verwachsen, fremde Vögel 30 singen in den Zweigen. Mitten im Walde ragt ein Berg, den niemand finden kann, als wen die Engel führen, der bewahrte, behaltene Berg, Montsalvatsch. Mit vielen Gezelten liegt auf diesem Berge Titurels künftige Schar. Über ihr schwebt, in reichem Gehäuse, der Gral, von unsichtbaren Engeln gehalten; denn 35 noch lange soll nicht geboren sein, wer ihn berühren darf. Was sie bedürfen, gibt der Gral, welch Gefäß man darunter hält, es ist der besten Labung voll. Reich an Gold und edeln Steinen ist das Land, Salvaterre, denen bekannt, die in Galicien fahren. Hier waltet Titurel, herrlich vor allen Königen. Er baut auf 40 Montsalvatsch eine weite Burg, von ihr aus dient er Gott mit

Speer und Schwert gegen die Heiden, die sich in der Wildnis ansiedeln wollen. Noch immer bleibt der Gral schwebend, da beschließt Titurel, ihm einen Tempel zu stiften, dessen Pracht niemand überbieten könne, ganz aus edlem Gestein, aus lautrem 5 Gold und, wo man Holz zu dem Gestühle braucht, aus Aloe. Was man zum Werke bedarf, findet man von dem Grale bereit.

Der Fels des Berges ist ein Onyx; eine Schichte desselben, mehr denn hundert Klafter im Umfang, säubert Titurel von Gras und Kräutern; er läßt sie schleifen, daß sie wie der Mond 10 erglänzt. Auf ihr findet er eines Morgens den Grundriß des Werkes eingezeichnet. Rund, mit zweiundsiebenzig Chören, jeder von acht Ecken, erhebt sich der Bau. Innerhalb und außen glänzt aus rotem Golde jeder Edelstein nach seiner Farbe. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem 15 Kranze stehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß als die andern. Die Turmknöpfe brennende Rubine, darauf kristallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Gold funkelnd; von fern scheint er im Fluge zu schweben; das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet 20 dem Auge. Des mitteln Turmes Knopf ein Karfunkel, der den Rittern des Grals, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Zwo Glocken mit goldnen Klöpfeln rufen zum Tempel und zum Konvent, zum Tisch und zum Streite. An den Außenwänden des Tempels ist ergraben und 25 ergossen, wie seine Diener täglich gewappnet zum Schutze des Grales kämpfen. Drei sind der Pforten, von Mittag, Abend und Mitternacht, jede mit reichen Vorlauben geziert. Nach Morgen sind die meisten Chöre gerichtet; gen Mittag führt ein Kreuzgang zu der Wohnung der Brüderschaft. Im Innern 30 des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Saphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen, durch verborgene Kunst, die goldne Sonne und der silberne Mond, die sieben Tageszeiten zum Gesang anzeigend. Der Estrich ein kristallnes Meer; wie unter dünnem 35 Eise sieht man Fische und Meerwunder sich bekämpfen. Die Mauern von Smaragd, darauf goldne Bäume, mit Vögeln besetzt. Die Bogen mit Reben durchflochten, die über das Gestühl herabhängen. Dichtbelaubt, aus Gold, sind diese Reben, Rosen und Lilien dazwischen. Erhebt sich ein Wind, so erklingen die 40 Blätter, als ob tausend Falken mit goldnen Glöcklein sich aufschwängen. Engelgestalten wiegen sich auf den Reben. An Wänden und Pfeilern Bilder der Evangelisten und Zwölfboten, der Propheten und der Heiligen. Nirgends spannenbreit im

Tempel ungeschmückt. Die Fenster, statt Glases, Berylle; auf ihnen, daß nicht der Glanz das Auge verletze, Bilder aus farbigem Gestein, nach welchem die Sonnenstrahlen sich färben. Entbehrlich ist zwar der Fenster Helle, Überfluß an Licht geben die edeln Steine, deren Glanz das lichte Gold entzündet. Goldne Kronen mit leuchtenden Kerzen hängen herab, darob je speereshoch ein Engel, als wollt' er die Krone in die Lüfte führen. Auch auf Kanzeln und Mauern tragen viel Engel Kerzen. Engel, mittels verhohlner Bälge, geben zum Gesang der Priester süß Getöne. Welche Stimme im Tempel ertönt, durch die edle Art der Steine, die Weite und Höhe des Raums wird der Widerhall in hellem Tone verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang ertönte. Der größern Chöre einer ist dem heiligen Geiste geweiht, der Patron über all den Tempel ist; der nächste dabei der reinen Mutter Gottes, der dritte dem Johannes, die folgenden den übrigen Zwölfboten. Vor jedem Chor zwo goldne Gittertüren, innen herrlich gezierte Altäre, darauf Balsamfeuer brennt. In der Mitte des Tempels aber steht ein überreiches Werk, diesen im kleinen darstellend, jedoch nur mit einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden, wenn er sich niederlassen wird. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; da führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist. An jedem Karfreitag schwingt sich fortan eine glänzend weiße Taube vom Himmel und legt auf den Gral eine kleine, weiße Oblate, davon der Stein seine Wunderkraft empfängt.

Als Titurel das Werk vollendet, hat er vierhundert Jahre Gott gedient und ist nach der Gestalt, als wär' er noch nicht gegen vierzig. Jetzt ist am Gral die Schrift zu lesen, Ttureln sei ein Weib erlaubt, Richoude, die reine Königstochter aus Spanien. Aus großer Demut ist er bis daher nicht Ritter worden, jetzt, an seiner Hochzeit, läßt der Jüngling, der vierhundertjährig Haupt trägt, sich zum Schwerte segnen. Er wählt sich aus Richoudens Gefolge zweihundert Schildgefährten, mit denen er ferner dem Gral gegen Feinde dienen will. Ein engelgleiches Geschlecht entsprießt aus dieser Ehe. Die Söhne der Könige werben, einen Ast des edeln Stammes zu gewinnen. Am Gral findet man stets die Namen derjenigen geschrieben, die er aus allen Landen zu seinem Dienste wählt, Mägdlein und Knaben. Arme und Reiche freuen sich, wenn ihr Kind dorthin gefordert wird, wo reines, seliges Leben und himmlischer Lohn seiner wartet. Die Jünglinge erwachsen dort zu der ritterlichen Brüderschaft der Templeisen. Mit dem Wappen des Grals, der

weißen Taube, bezeichnet, reiten sie aus und bekämpfen jeden, der die heilige Wildnis zu betreten wagt. Die Jungfrauen aber treten in das Gefolge der reinen Urepanse, Titurels Enkelin, die zuerst und allein gewürdigt ist, den Gral zu berühren. Die 5 goldne Krone im gelockten Haar, leuchtend wie der aufgehende Tag, tritt sie im Geleit ihrer Jungfrauen daher und trägt den heiligen Stein zum Königssaale, wo er die Fülle irdischer Gaben spendet.

Amfortas.

Mitten in solcher Herrlichkeit kommt schwerer Jammer über 10 die Genossenschaft des Grals. Schon hat Titurel, als ihm vor großem Alter der Speer entsank, die Krone seinem Sohne Frimutel übertragen. Als dieser einem Lanzenstoß erlegen, folgt sein Erstgeborner, Amfortas. Jedesmal ist am Grale zu lesen, wer als König walten soll. Gepriesen an Schönheit und ritterlicher 15 Kraft sind Amfortas und sein Bruder, der schnelle Trevrezent, der das Wild im Sprung ereilt. Aber beide wenden sich weltlichen Dingen zu. Wer dem Grale dient, soll auf Weibes Minne verzichten. Der König allein darf sich vermählen, wie des Grals Inschrift ihn anweist; die andern nur dann, wenn der 20 Gral sie als Gebieter herrenloser Länder aussendet. Die Brüder kehren sich nicht an dieses Gebot. Verstohlen zieht Trevrezent auf Ritterschaft, sein Bruder selbst gibt ihm die Mittel, sich mit Knappen und andrer Ausrüstung zu versehen. In den drei Teilen der Erde fährt er umher, turniert und kämpft mit Christen 25 und Heiden im Dienst einer schönen Frau. Auch Amfortas, der König, dient der Minne eifriger als dem Grale. Er glüht für Orgelusen von Logrois, Gemahlin des Herzogs Zidegast, von so leuchtender Schönheit, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre. Ist gleich seine Liebe hoffnungslos, doch 30 läßt er nimmer ab, in ihrem Dienst Speere zu brechen und Schilde zu durchbohren. Indes wird der Herzog, Orgelusens Gemahl, mit dreien seiner Ritter von dem stolzen König Gramoflanz erschlagen, der nie anders als mit mehreren kämpft. Vergeblich bietet der Mörder ihr Krone und Land. Fortan läßt 35 sie ihre Schönheit nur leuchten, um dem Erschlagenen einen Rächer zu erwecken. In einem Gehölze bei Logrois, wo Ölbäume und Reben, Feigen und Granaten üppig erwachsen, am Rand einer Quelle, die aus dem Felsen schießt, erwartet sie den Kämpen, der durch blutige Rache ihre Hand und ihr Herzog- 40 tum gewinnen will. Manchen sendet sie so in den Tod. Amfortas aber, ihr eifrigster Diener, erscheint nicht; schon hat ihn

die Strafe seiner Versündigung am Gral erreicht. Eines Heiden vergifteter Speer hat ihn getroffen. Bleich und kraftlos, das Speereisen im Leibe, kommt er heim. Ein Arzt holt es aus der Wunde, aber vom Gift eitert diese fort und fort. Sie tragen den König vor den Gral; das ist sein größtes Leiden, daß sie ihn nicht sterben lassen. Was man der Heilbücher liest von Mitteln gegen Schlangengift, nirgends ist Hilfe zu finden. Wasser aus den vier Paradiesesströmen, Blut des treuen Pelikans, das Herz des Einhorns und der Karfunkel unter seinem Horne, die Wurzel, die aus Drachenblut erwächst, Nardensalbe, Theriak, Rauch von Aloeholz, nichts von allem mag frommen, wenn mit der Sterne Wiederkehr und des Mondes Wechsel die Schmerzen sich erneuern. Nur der Speer selbst, in die Wunde gelegt, gibt einige Linderung. Nicht reiten noch gehen, nicht stehen noch liegen kann der Kranke, er lehnt nur, ohne zu sitzen. Oft trägt man ihn, damit die Wunde sich erlufte, zum nahen See (Brumbane); das heißt er seinen Weidetag. Dort lehnt er im Schiff, als stellt' er den Fischen nach. Davon wird gesagt, er sei ein Fischer.

Als Trevrezent des Bruders Leiden sieht, da wirft er sich nieder und gelobt Gott, nicht mehr Ritterschaft zu üben. Er verschwört Fleisch, Wein und Brot. Fortan lebt er als Einsiedler in einer Felshöhle, von Wurzeln und Kräutern sich nährend.

Wehklage ertönt in der Burg des Grals; hilflos der König, kein Schirmer des Heiligtums, seit auch Trevrezent vom Schwerte geschieden. Manch Gebet wird vor dem Gral verrichtet, an dem eines Tags geschrieben steht, ein Ritter werde kommen, frage dieser vor der ersten Nacht unaufgefordert nach dem Grunde dessen, was er sehe, so soll Amfortas genesen und der Ritter König sein.

Sigune.

Zwei Maultiere tragen durch unwegsamen Wald eine Bahre, darauf die Leiche eines Jünglings liegt, durch köstlichen Balsam frisch und blühend erhalten. Ein Ritter, mit dem Wappen des Grals, treibt die Maultiere. Hinter der Bahre geht eine schöne Jungfrau, traurig und bleich, nur der Mund noch leuchtet in voller Röte. Es ist Sigune, vom königlichen Stamme des Grals. Ihre Mutter, Schoisiane, die älteste Schwester von Amfortas und Trevrezent, mit Kyot, dem Herzog von Katelangen (Katalonien), vermählt, ist an der Geburt des Töchterleins gestorben, und im Schmerz darüber hat Kyot der Welt entsagt.

Das verwaiste Mägdlein ist bei ihrer Muhme, der Fürstin von Waleis, erzogen worden, zugleich mit Schionatulander, dem Erben von Graswaldan (Graisivaudan in der Dauphiné). Frühe zarte Minne ist zwischen diesen Zöglingen erblüht, und als
5 Sigune den Jüngling gemahnt, unter Schildesdache müss' er sie verdienen, da ist sein Leben fortan eine siegreiche Ritterfahrt in Morgen- und Abendlanden, bis er im Zweikampf mit Orilus von Lalander vom Speere des Gegners tödlich getroffen wird. Hier zieht nun Sigune mit dem Leichnam des Geliebten.
10 Unfern der Burg des Grals breitet sich in der Wildnis eine Linde. Auf dieser will Sigune wohnen, das Haupt des Toten im Schoße haltend. Die Turteltaube kieset sich den dürren Zweig, wenn sie ihr Lieb verloren; Sigune setzt sich auf belaubten Ästen, damit die Sonne nicht das klare Antlitz und den
15 Rosenmund des Teuern fälbe. Lichtgrün, dem Laube der Linde gleich, ist er gekleidet. Endlos ertönt nun Sigunens Klage durch die Wildnis: „O Pelikan, könnt' ich, wie du, das Leben aus meiner Brust verblutend, den Toten neu beleben! Hätt' ich den süßen Ton der Nachtigall, die mit Sang ihre Eier zu Leben
20 bringt, entzwei gesungen würde mein Haupt. Hätt' ich des Löwen Stimme, der seine totgebornen Kinder ins Leben ruft, jungfräulich zarte Stimme ließ ich gerne, dich, Liebster, zu erwecken. Hätt' ich des Straußes Art, der mit den Augen brütet, nimmer würden meine Augen von dir gewendet, bis der deinen
25 Blick lebendig mir entgegenleuchtete." So jammert sie den Abend und den Morgen; sie wirft sich vor, daß sie ihm nicht ohne so strengen Dienst ihre Minne gegeben, jetzt minnet sie den Toten. Man sagt: „Die Frauen haben langes Haar und kurzen Mut"; wie lang Sigunes braune Haare wallen, doch
30 ewig treu ist ihr Gemüt.

Jeden Samstag wird Sigunen Speise vom Gral gebracht; doch ist Wehklagen ihre halbe Kost, ihr Wachen und ihr Schlaf. Einst wird sie von ihrem Vater Kyot und andern ihren Verwandten besucht. Die Klage hat ihr die Augen geschwächt, so
35 daß sie die Freunde nicht gleich erkennt. Sie bietet dem Vater alle Ehre, doch steigt sie nicht von der Linde, denn nimmer läßt sie des Toten Haupt von ihrem Schoße. Die Freunde stimmen ein in ihre Klage; die sie trösten wollten, muß ihnen Trost sagen. Drei alte Helden und eine blühende Jungfrau, des
40 Kummers noch ungewohnt, sitzen die Nacht hindurch, in Klage wetteifernd, mit Sigunen auf den Ästen der Linde. Die Vögel erheben ihren fröhlichen Morgengesang, aber wenig achten jene darauf. Am dritten Morgen scheiden die traurigen Gäste.

Fünf Jahre schon hat Sigune auf der Linde gewohnt; da bedenkt sie, daß Schionatulander, noch sterbend, ihr Gebet statt Klage angeraten. Sie läßt sich im Wald eine Klause bauen über einem klaren Quell, der dadurch hinfließt. Hier läßt sie sich vermauern. Wer an das Fenster tritt, kann sehen, wie die 5 bleiche Jungfrau, in grauem Kleide, den Psalter in der Hand, über dem Sarge des Geliebten kniet. Ein kleiner Edelstein an ihrem Finger, das Brautkleinod ihrer unvergänglichen Minne, schimmert durch diese Dämmerung. So findet man sie eines Abends im Gebete verschieden. Sie wird zu ihrem Freunde be- 10 sargt. Da sieht man recht die Treue dieser beiden, aus dem Sarge winden sich zwo Reben, die ihnen aus dem Munde wachsen und hoch oben, nie vergrünend, sich verflechten.

Parzival.

Herzeloide, des Königs Amfortas zweite Schwester, mit Gamuret von Anjou vermählt, wird einst, als sie um Mittag 15 entschlummert, von angstvollen Träumen gequält. Unter Donnerstrahlen und Feuerregen schwebt sie in den Lüften; dann säugt sie einen Drachen, der ihr das Herz aus dem Leibe bricht und davonfliegt. Laut ruft und jammert sie im Schlafe; ihre Jungfrauen springen herbei und wecken sie. Da kommt ein 20 Knappe auf den Hof geritten; aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, davon Gamuret den Tod erlitten. Aus ihrem Lande zieht die Witwe, mitten in wüstem Walde läßt sie reuten und bauen. Nicht der Blumen und Kränze wegen hat sie den Wald erwählt. Ihren jungen Sohn, Parzival, dessen 25 sie im Jammer genesen, will sie in der Einöde vor Ritterschaft behüten, die dem Vater verderblich war. Nichts darf vor ihm von Rittern je verlauten.

Schon aber schneidet der Knabe sich Bogen und Bolze, womit er Vögel schießt. Hat er einen getroffen, der zuvor mit 30 lautem Schalle sang, da weint er und rauft sich die Haare. Wenn er sich morgens am Strome wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da dehnet ihm der süße Laut die junge Brust. Zur Mutter läuft er weinend, doch er kann nicht sagen, wie ihm geschehen. Sie geht der Sache nach, bis sie ihn nach 35 dem Schalle der Vögel lauschen sieht. Da wird sie inne, daß von dieser Stimme ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Taten treibt. Da heißt sie die Vögel fangen und würgen, doch Parzival erbittet ihnen Frieden.

Die Mutter lehrt den Sohn das Lichte von dem Finstern 40 unterscheiden. Lichter, denn der Tag, ist Gott. Als nun

Parzival, der mit dem Wurfspieß Hirsche jagt, einst im Walde mehrere Ritter in glänzender Rüstung dahersprengen sieht, hält er jeden für einen Gott und fällt auf die Knie nieder. Von ihnen erfährt er, daß sie Ritter seien und daß der König 5 Artus Ritters Orden erteile. Oft heischt er nun von der Mutter ein Pferd, um zu Artus zu reiten. Sie kann nicht versagen, schneidet ihm aber Kleider zu, wie närrische Leute sie tragen, damit er, durch üble Behandlung geschreckt, bald umkehre. So beginnt der wunderschöne Jüngling in schmählicher Tracht seine 10 Fahrt. Die Mutter aber, als sie ihn nicht mehr sieht, fällt zur Erde nieder und stirbt vor Jammer.

Mancherlei Abenteuer hat Parzival, indem er die Lehren der Mutter allzu wörtlich anwendet. Doch gelangt er bis nahe vor die Stadt Nantes, wo König Artus Hof hält. Hier 15 begegnet ihm ein Reiter von blanker Hautfarbe und roten Haaren. Rot ist auch sein Roß, rot sein Harnisch, sein Wappenkleid, seine Roßdecke, feuerrot Schild, Schwert und Speer. Es ist der kühne Ither, der rote Ritter genannt, einst Trevrezents Knappe. Auf der Hand trägt er einen goldnen Becher, 20 den er keck von Artus Tafelrunde weggerafft, so daß der Wein in der Königin Schoß vergossen ward. Keiner von den Rittern der Tafelrunde hat es gewehrt; hier erwartet er, ob sie mit Kampfe den Becher ihres dürstenden Königs zurückholen. Dieses heißt er Parzivaln am Hofe melden. 25 Der Jüngling reitet in die Stadt, tritt vor den König, meldet die Botschaft und bittet, daß Artus ihn zum Ritter mache. Der König verspricht es und will ihn köstlich dazu ausstatten. Parzival aber verlangt keine Gabe, als die Rüstung des roten Ritters, die er selbst sich holen will. Zögernd gewährt der 30 König und Parzival reitet wieder hinaus. Als er an der Laube vorbeikommt, worauf die Königin mit ihren Frauen sitzt, da lacht die schöne Cunneware, die niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Ruhm beschieden sei, da spricht der schweigsame Antanor, der nimmer reden wollte, bevor Cunneware 35 gelacht. Beide werden von Key, des Königs mürrischem Seneschall, geschlagen, der darüber zürnt, daß dem Knaben geboten werde, was so manchem ehrenwerten Ritter versagt blieb. Bei Ithern angelangt, fordert Parzival des Ritters Roß und Harnisch, greift ihm rasch nach dem Zaume, und als Ither mit dem 40 Schaft ihn blutig schlägt, schleudert er den Wurfspieß nach des Gegners Haupte. Ither fällt tot zur Erde, sein Blut rötet die Blumen. Parzival reitet auf dem Roß und in der Rüstung Ithers, die er über die Torenkleider anlegt, von dannen und

heißt hinfort selbst der rote Ritter. Den Goldbecher sendet er dem König.

Schwer gewappnet reitet Parzival den Tag entlang, so weit das treffliche Roß rennen mag. Gegen Abend erblickt er eine Turmspitze, und als noch mehr Türme erscheinen, meint er, sie wachsen hervor, von Artus gesät. Gurnemanz von Graharz, der fürstliche Wirt dieser Burg, sitzt vor derselben im Schatten einer breiten Linde. Der Jüngling, dem die Mutter empfohlen, dem Rate grauer Männer zu folgen, verlangt sogleich den Rat des graugelockten Fürsten. Dieser wirft von seiner Hand einen Sperber empor, der sich, mit goldner Schelle klingend, ein schneller Bote, in die Burg schwingt. Alsbald kommen Junkherren, die den Gast in die Burg führen. Kaum ist er vom Rosse zu bringen, ein König hieß ihn ja Ritter sein. Die Junkherren entwappnen ihn. Der Wirt selbst verbindet ihm die Wunden, die er von Ither empfangen. Väterlich pflegt der Greis des Jünglings, gibt dem Ratbedürftigen weise Ratschläge, lehrt ihn Sitte und ritterliche Kunst. Nach vierzehn Tagen zieht Parzival weiter, der Torenkleider und der kindischen Torheit ledig.

Er kommt in die Stadt Pelrapeire, die durch Belagerung ausgehungert ist. Gebieterin des Landes ist die Königstochter Condwiramurs, deren Minne der König von Brandigan mit Gewalt erwerben will. Sie blüht wie die junge Rose, die im Morgentau, weiß und rot, aus der Knospe hervorglänzt.

In stiller Nacht tritt sie in Parzivals kerzenhelles Gemach und klagt ihm mit Tränen ihre Not. Der junge Held besiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die Stadt und gewinnt die Hand der jungen Königin. Unschuldige Minne führt diese beiden zusammen; Condwiramurs geht am Morgen als Jungfrau hervor, obgleich sie nach Frauensitte ihr Haupt bindet.

Bald verläßt Parzival seine Frau und sein neues Land. Die Sorge um seine Mutter und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht rasten. Am ersten Tage schon reitet er so weit, daß ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte. Abends kommt er an einen See, wo Weidleute geankert haben. Einer lehnt traurig im Schiffe, der so reiches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande. Ihn befragt Parzival um Herberge. Auf dreißig Meilen, ist die Antwort, sei kein Haus zu finden, als eines dort um den Fels. Parzival reitet, wie ihn der Mann gewiesen. Er kommt zu einer festen Burg, mit vielen

Türmen, wo er auf sein Versichern, daß ihn der Fischer sende, wohl empfangen und bewirtet wird; die Traurigen sind mit ihm froh. Er wird in einen herrlichen Saal geführt; hundert Kronen hängen hier, mit Kerzen besteckt. Holz
5 von Aloe brennt auf drei marmornen Feuerstätten. An der mitteln ruht auf einem Spannbette der kranke Wirt des Hauses, in kostbare Pelze gehüllt, auf dem Haupt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin. Der Kranke heißt den Gast sich zu ihm setzen; viele Ritter sitzen umher. Ein
10 Knappe springt zur Tür herein, einen Speer tragend, an dessen Schafte Blut herabläuft. Laute Wehklage erhebt sich. Als der Speer all umgetragen ist, verläßt der Knappe den Saal. Wieder öffnet sich eine Tür, eine lange Reihe schöner Jungfrauen, in Scharlach und Samt gekleidet, Blumenkränze
15 in den Haaren, zieht herein; sie tragen kostbares Gerät: goldne Leuchter mit brennenden Kerzen, zween Stollen von Elfenbein, eine Tafel von durchsichtigem Steine, die vor dem König auf die Stollen niedergesetzt wird, zwei silberne Messer, schärfer denn Stahl, die sie auf den Tisch legen. Zuletzt eine
20 Jungfrau mit goldner Krone; ihr Antlitz leuchtet, man glaubt, es wolle tagen. Auf grüner Seide trägt sie die unschätzbare Himmelsgabe, den Gral. Vor ihm werden sechs Gläser mit brennendem Balsam getragen. Sie setzt den Gral vor den König und stellt sich in die Mitte ihrer Gespielen.
25 An hundert gedeckten Tafeln sitzen die Ritter, vier an jeder. Auf kleinen Wagen wird goldnes Geschirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, jeder versieht eine Tafel; nach was sie die Hand bieten, von Speise oder Getränk, das spendet der Gral in Schüssel und Napf. Am Schlusse
30 des Mahls beschenkt der Wirt den Gast mit einem herrlichen Schwerte, das er selbst in gesunden Tagen geführt. Als die Jungfrauen wieder mit dem Gral hinausgehen, sieht Parzival durch die Tür auf einem Ruhebette den schönsten alten Mann, den er je gesehen; weißer, denn Duft, ist der
35 Greis (Titurel). Wohl hat Parzival das Wunder alles beachtet, doch fragt er nicht; sein Lehrer Gurnemanz hat ihn vor unbescheidener Frage gewarnt; noch glaubt er ohne Frage alles zu erfahren. Als er aber morgens, nach schweren Träumen, erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit.
40 Auf dem Fußteppich liegt seine Rüstung, die er selbst anlegt. An der Treppe steht sein Roß angebunden, Schild und Speer dabei. Nirgends ist jemand zu sehen, noch zu hören. Zerstampft ist das Gras auf dem Burghof. Durch das offene

Tor reitet Parzival hinaus, schnell wird die Brücke hinter ihm aufgezogen und ein Knappe ruft ihm Scheltworte nach. Er verfolgt die Spur der Hufschläge, doch sie teilt sich und bald verliert er sie ganz. Da hört er die klagende Stimme einer Frau; es ist Sigune auf der Linde. Sie erklärt ihm, was er gesehen und was er versäumt.

Zweierlei Sorge erfüllt Parzivals Seele, der Wunsch, den Gral wiederzufinden, und die Sehnsucht nach Condwiramurs. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist frischer Schnee gefallen. Ein Falke jagt vor ihm eine Schar wilder Gänse auf. Eine ist im Fluge getroffen und aus ihrer Wunde fallen drei Blutstropfen auf den Schnee. Wie das Blut den Schnee rötet, wie der Schnee das Blut mit Weiße mischt, das mahnt den Ritter an die blühende Farbe der Geliebten. „Condwiramurs, hier liegt dein Schein," ruft Parzival aus; unverrückt hinschauend, versenkt er sich in Gedanken. Mit aufgerichtetem Speere hält er, wie schlafend, zu Rosse. Unfern diesem Ort ist König Artus mit den Helden der Tafelrunde gelagert. Ihnen wird gemeldet, daß im Wald ein Ritter kampfbereit halte. Zween der Ungestümsten, Segremors und Key, der Seneschall, reiten nacheinander hinaus, ihren Speer an ihm zu brechen. Drohworte, selbst Schläge mit dem Schaft wecken ihn nicht, bis eine Wendung seines Rosses, ein Stoß des Gegners ihm die Blutstropfen aus dem Blicke bringen; so zur Besinnung kommend, fällt er beide. Der Seneschall bricht vom Sturz einen Arm und ein Bein, zur Vergeltung, daß er einst Cunnewaren geschlagen. Der dritte, der geritten kommt, ist der freundliche Gawan; auch er ruft den Träumenden vergeblich an. Doch er kennt selbst die Kraft der Minne, er merkt, wohin Parzivals Augen stehen, und wirft ein seidenes Tuch über die Blutmale. Da verschwindet Condwiramurs, und Parzival reitet mit Gawan zu den Gezelten. Längst ist die Tapferkeit des roten Ritters kundbar geworden; er wird in die Gesellschaft der Tafelrunde aufgenommen und Gawan ist hinfort sein treuester Freund.

Als nun in aller Freude Ritter und Frauen bei Tische sitzen, kommt auf einem hohen, fahlen Maultier, mit kostbarem Reitzeug, eine Jungfrau daher getrabt, um deren Minne noch wenig Speere gebrochen worden. Ihre Augen gelb, wie Topase, der Mund weit hinein blau, gleich einer Viole, eine Hundsnase, zween spannenlange Eberzähne, Ohren wie eines Bären, Nägel wie Löwenklauen. Sie trägt einen Mantel,

blauer, denn Lasur; ein Pfauenhut hängt ihr am Rücken, doch hätt', auch ohne Hut, ihrer Affenhaut die Sonne nicht geschadet; über den Hut schwingt sich ein schwarzer Zopf, lind, wie Schweinshaare, bis auf das Maultier herab. In
5 der Hand führt sie eine Geißel mit seidnen Schlingen, der Stiel von Rubin. Es ist Cundrie, die Dienerin des Grals, von der Mohrenkönigin Secundille dem Amfortas geschenkt. So häßlich sie ist, so getreu und weise. Sie bringt Sigunen Speise vom Gral; sie ist aller Sprachen kundig und des
10 Laufs der Sterne. Diese nun kommt in den Kreis geritten und hält vor dem König Artus. „Tafelrunde ist entehrt," ruft sie, „ein Schlechter sitzt daran." Dann reitet sie vor Parzivaln: „Schmach deinem lichten Schein und deinem mannlichen Wuchs! Ich dünke dir mißgestalt und bin lieblicher
15 doch, denn du. Sage mir, als der traurige Fischer, trostlos, vor dir saß, warum hast du ihn nicht von Seufzen erlöst? Ungetreuer Gast, hat deines Wirtes Not dich nicht erbarmt? Er gab dir ein Schwert, das du nie verdient, du sahest den Gral vor dich tragen, sahest schneidend Silber und blutigen
20 Speer und hast keine Frage getan. Daß die Zunge dir aus dem Munde fiele! Eine Frage hätte dir mehr gewonnen, denn alles Erdengut. Siech bist du nun an Ehre, kein Arzt mag dich heilen. O weh, daß Herzeloidens Sohn an Preise so gesunken! O Montsalvatsch, Ziel des Jammers, weh, daß
25 dich niemand trösten will!" Bestürzung und Trauer herrscht im Kreise; Cundrie, selbst weinend und händeringend, reitet hinweg. Parzival aber, der Welt zum Spotte geworden, sagt sich von der Tafelrunde los und zieht von dannen, an Gott verzweifelnd.

30 Manches Land hat der junge Held bestrichen, zu Roß und zu Schiff, manchen Ritter im Lanzenbrechen gefällt, manch heiße Schlacht rühmlich mitgekämpft. In Kirchen oder Münstern, wo man Gottes Preis verkündet, wird er nie gesehen, nur Kampf und Streit sucht er. Einst liegt morgens
35 ein dünner Schnee, als Parzival in einem großen Walde reitet. Eine fromme Schar zieht daher, barfuß, in grauen, rauhen Röcken. Voran ein alter Ritter mit grauem Bart, schönem und lichtem Antlitz, mit ihm seine Frau, dann seine Töchter, zwo liebliche Jungfrauen; ihr Mund, trotz des Frostes
40 rot und heiß, stimmt wenig zum Ernste des Tages; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen, demütigen Gangs, folgen nach. Parzival, dessen Ritterschmuck dem Gewande der Waller gar ungleich steht, lenkt sein Roß

aus dem Pfade. Der graue Ritter beklagt ihn, daß er an so heiligen Tagen in vollem Harnisch umherreiten müsse. „Was kümmern mich,“ erwidert Parzival, „des Jahres Anfang, der Wochen Zahl, der Tage Namen? einst dient' ich einem, der heißt Gott; seine Hilfe ward mir gepriesen, 5 Schmach, für Hilfe, hat er über mich verhängt.“ Da mahnt der Greis den Zweifler, daß heute der Tag sei, des alle Welt mit Seufzen sich freuen möge, der Tag, an dem Gottes große Treue so hilfreich sich erzeigt, daß er für unsre Schuld am Kreuze gestorben. Er rät Parzivaln, auf der Spur, die 10 er getreten finde, nach der nahen Wohnung eines heiligen Mannes zu reiten, zu dem er selbst heute, wie jeden Karfreitag, eine Gottesfahrt getan. Die Töchter meinen, den jungen Ritter müsse im eisernen Harnisch frieren, besser würd' er zu den Zelten ihres Vaters gewiesen. Parzival aber 15 scheidet von ihnen, sein Herz ist bewegt, er denkt wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; dem Rosse läßt er die Zügel hängen: ist heute Gottes Hilfetag, so helf' er und weise den rechten Weg! Das Roß geht wirklich der Höhle zu, wo Trevrezent sich zum Himmel bereitet. Am Feuer des Ein- 20 siedlers erwarmt Parzival. Er lernt in Trevrezent seinen Oheim kennen, erfährt von ihm die Wunder des Grals und die Geschichten von Titurels Geschlecht; auch den Tod seiner Mutter vernimmt er, und wie er selbst der Drache war, den sie gesäugt. Fünfzehn Tage verweilt er und empfängt des 25 Oheims heilige Lehren. Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind ihre magere Speise, und doch ward Parzival nie so köstlich bewirtet; an der Seele genesen, mit neuem Vertrauen auf Gott, verläßt er die Höhle.

Fünf Jahre schon ist Parzival nach dem Gral umher- 30 gestreift. Wieder sitzt er am Tische des Königs Artus und abermals kommt Cundrie angeritten, in schwarzem Mantel, mit goldnen Tauben, dem Wappen des Grals. Noch unerkannt, fällt sie zu Parzivals Füßen und fleht weinend um seine Huld. Dann wirft sie ihr Hauptgebände von sich und 35 verkündet die freudige Botschaft, daß Parzival durch die Schrift am Grale zum Herrn desselben berufen sei. Segensreich preist sie den Stand der Gestirne. Freudetränen fließen aus Parzivals Augen; er macht sich mit Cundrien auf den Weg nach Montsalvatsch. Eine Schar von Templern, die 40 ihnen im Walde begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgebundenen Helmen den neuen König. Ein Segen deucht ihnen sein Gruß. Es ist eben die Zeit, da

des Amfortas Schmerzen sich erneuen. Duftende Würzen sind umhergestreut; das Aloefeuer brennt; mit den edelsten Steinen, von heilender Kraft, ist das Bett besät; doch nichts lindert die Qual. Da erscheint Parzival; ihn fleht Amfortas 5 um das eine, daß der Gral sieben Nächte und acht Tage aus seinen Augen gerückt bleibe. Parzival aber wirft sich dreimal vor dem Grale nieder und betet, daß die Not des armen Mannes ende. Plötzlich kommt ein herrlicher Glanz über den Kranken; in blühender Schönheit erhebt er sich vom 10 Siechenbett. Ritterlich bricht er wieder manchen Speer im Dienste des Grals, nicht um Frauengunst.

Von Cundrien hat Parzival auch das vernommen, daß Condwiramurs ihm Zwillingssöhne geboren habe. Schon ist nach ihr gesendet und Parzival reitet ihr entgegen. Am 15 frühen Morgen kommt er zu der Aue, wo sie gelagert ist. Als er in ihr Gezelt tritt, schläft sie noch, neben ihr die beiden Kinder. Freudig springt sie auf und empfängt den Gemahl. Zürnen sollte sie, aber sie kann nicht. Es ist dieselbe Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn 20 entrückt. Hier ist wieder beides, doch nicht der leere Schein.

Ferafis.

Bevor noch Gamuret von Anjou Herzeloiden, Parzivals Mutter, gefunden, wirft ihn auf Ritterfahrten ein Sturm vor die Burg der Mohrenkönigin Belacane, die von Feinden hart bedrängt wird. Er befreit sie und ihre Minne lohnt 25 ihm. Wohl gleicht sie nicht dem lichten Tage noch der tauigen Rose, dennoch tut es seinen Augen wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erscheint. Ihre Schwärze deucht ihm schöner, denn das Licht der Sonne. Doch lange kann er nirgends weilen, in der Nacht einst schifft er von 30 dannen. Die trauernde Belacane genest eines Sohnes, der zweier Farben ist, weiß und schwarz, der Elster gleich. Immer küßt sie ihn an die weißen Male, Gamurets gedenkend. Ferafis artet dem Vater nach; er wird ein kühner Streiter im Dienste der Frauen. Viel Könige hat er bezwungen; ererbt und er- 35 stritten, dienen ihm zwanzig Lande, die reichsten der Welt; keines der zwanzig Völker versteht die Sprache des andern. Wie ein Gott wird Ferafis angebetet. Mit großem Heere fährt er aus, seinen tapfern Vater zu suchen. Einst als seine Schiffe, um Wasser zu fassen, geankert, reitet er allein in einen 40 Wald, wo Parzival, sein Bruder, ihm begegnet. Diesem steht ein Kampf bevor, wogegen alle früheren Kinderspiel

waren. Herrlich gerüstet ist Ferafis. Sein glänzendweißer Wappenrock ist von Salamandern im heißen Feuer gewirkt; die edelsten Steine, dunkel und licht, Kraft und Mut verleihend, liegen darauf. Auf dem Helme trägt er das Tierlein Ecidämon, dessen Geruch alle giftigen Würme tötet. Mit 5 dem teuersten Seidenzug ist sein Roß gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich besteint, ist von dem Holz Aspinde, das weder fault noch brennt. In solchen Waffen blieb er unverletzt, als er im fernen Osten mit einem feurigen Ritter stach. All sein Schmuck ist Geschenk schöner Frauen. So halten, uner- 10 kannt, sich gegenüber die beiden, die an Sittigkeit Lämmer, an Kühnheit Löwen sind. Den Löwen gebiert seine Mutter tot, von seines Vaters Brüllen wird er lebendig: Gamurets Söhne sind aus Speereskrachen erboren. Ist die Erde nicht breit genug, daß die sich feindlich treffen müssen, die ein Leib 15 und Blut sind? Keiner kann in diesem Kampfe gewinnen. Die Speere sind zersplittert, sie springen von den Rossen und lassen die Schwerter klingen. Feuer sprüht von den Helmen; von des Heiden Schilde fliegen Späne, mancher hundert Marke wert. Da bricht Parzivals Klinge. Ferafis, der von dem 20 Schlag aufs Knie gesunken, springt auf, doch läßt er vom Kampfe, weil der Gegner das Schwert verloren. Sie setzen sich, um auszuruhen, auf das Gras. Ferafis wirft sein Schwert weithin in den Wald, damit gleiches Spiel sei. Im Gespräch erkennen sie sich und küssen sich als Brüder. „Gepriesen sei 25 des Planeten Schein," ruft Ferafis, „darin meine Reise getan ward; gepriesen Luft und Tau, der heute morgen auf mich fiel!" Ferafis hört, daß sein Vater nicht mehr lebe, er hat dafür den Bruder gefunden. Bald hernach wird Parzival zum Grale gerufen, er darf sich einen Gefährten wählen und 30 er nimmt dazu den Bruder. Lohengrin, Parzivals Knabe, fürchtet sich, als er den halbschwarzen Oheim küssen soll. Beim Mahle wird der Gral vorgetragen, doch der Heide kann das Heiligtum nicht sehen, er sieht nur die grüne Seide, darauf es getragen wird. Aber in das Herz geht ihm der Anblick 35 der schönen Urepanse, die den Gral trägt; bleich wird er an seinem weißen Teile. Am nächsten Morgen läßt er sich im Tempel des Grals taufen. Er glaubt, was man ihn glauben heißt; der Gott, an den Urepanse glaubt, ist ihm der rechte. Dem Getauften wird die Jungfrau anvermählt; er führt sie 40 mit sich nach Indien, wo er das Christentum ausbreiten hilft.

Lohengrin.

In brünstigem Gebete kniet jeden Tag die schöne Else, des Herzogs von Brabant und Limburg verwaiste Tochter. Friedrich von Telramund, ein Dienstmann ihres Vaters, behauptet, sie hab' ihm die Ehe gelobt. Ein Kampf vor Gericht soll entscheiden. Kein Streiter wagt sich für Elsen, so gefürchtet ist Friedrichs Arm. Wenn sie nun weinend vor dem Altare liegt, dann läutet sie, zum Zeichen ihrer Not, ein goldnes Glöcklein, das sie einst einem beschädigten Falken abgelöst. Der Klang dringt fernhin durch die Wolken, wie Donner erschallt er unablässig auf der Burg des Grals. Auf diesen Ruf um Hilfe wird Lohengrin, Parzivals Sohn, ausgesendet. Schon setzt er den Fuß in den Stegreif, als ein Schwan daherschwimmt, der ein kleines Schiff zieht. Lohengrin läßt das Roß und tritt in das Fahrzeug. Ein schneller Strom trägt ihn auf das Meer; die Wogen werfen ihn hoch empor. Fünf Tage schon fastet er, da fängt der Schwan ein Fischlein und teilt seine Speise mit dem Ritter. Auf dem Schilde schlafend, kommt Lohengrin zu Antwerpen an das Gestad, eben zu rechter Zeit, um den Kampf zu bestehen. Der Schwan fährt mit dem Schifflein zurück. Lohengrin aber siegt im Zweikampf und gewinnt die Hand der Fürstin. Das bedingt er, daß sie ihn nie um seine Herkunft frage, wenn sie ihn nicht verlieren wolle. Seit Parzival zu fragen vergessen, ist dem Gral Frage zuwider und die Männer werden nur heimlich weggegeben. Lohengrin lebt lange Zeit glücklich mit Elsen, auch dient er dem Kaiser, von dem er mit den Landen belehnt ward, gegen Hunnen und Heiden. Einst fällt er im Ritterspiel den Herzog von Cleve, wobei dieser den Arm zerbricht. Seine Gemahlin, deshalb erbittert, spricht vor den Frauen zweideutig von Lohengrins dunkler Herkunft. In der Nacht weint Else über diese Reden; ebenso in der zweiten Nacht, in der dritten aber bittet sie den Gemahl, um ihrer Kinder willen, ihr zu sagen, von wannen er geboren sei, obgleich das Herz ihr sage, er sei reich an Adel. Lohengrin nennt sein Geschlecht; dann heißt er seine zween Knaben bringen, küßt sie zum Abschied und befiehlt, Horn und Schwert, so er mitgebracht, ihnen aufzubehalten; der Herzogin läßt er den Ring, den ihm seine Mutter gegeben. Sein Freund, der Schwan, kommt wieder mit dem Schifflein und Lohengrin fährt Wasser und Wege hin, bis wieder zum Gral. Die

Herzogin fällt in Unmacht, und ihr Leben lang klagt sie um den verlorenen Gemahl.

Trauriger noch wird Lohengrins Schicksal so erzählt: Er kommt in das Herzogtum Lyzaborie (Luxenburg?) und gewinnt die Erbin des Landes, die schöne Belaye. Sie hütet sich vor Frage, aber sie fürchtet seinen Wankelmut. Sie liebt ihn so heftig, daß sie ohne Besinnung hinfällt, wenn sie ihn nicht sieht. Niemals will sie ihn von sich lassen. Lohengrin, der nicht gern so träges Leben führt, reitet oft zu jagen aus. Dann liegt sie ohne Kraft und Sprache da. Vergeblich werden Ärzte und Sternkundige befragt, ob Zauberei im Spiele sei. Ihre Verwandten werden ihm darüber gram. Ein Kammerweib aber rät ihr, wie sie des Geliebten sich versichern könne; wenn er müde von der Jagd entschlafen sei, soll sie ein Stück von seinem Leibe schneiden lassen und essen. Belaye zürnt über den Ratschlag; lieber will sie sterben, als schuldig sein, daß ihm ein Finger schwäre. Die Ratgeberin, aus Belayens Huld verwiesen, wendet sich an die Verwandten und beredet sie, des Frevels sich zu verwegen. Als Lohengrin einst auf der Jagd ausruht, bedünkt ihn im Schlaf, als wären tausend Schwerter über ihn gezückt. Auffahrend sieht er die Schwerter der Verräter. Männlich setzt er sich zur Wehr, sie erschrecken, ihrer Schuld bewußt. Viele streckt er nieder, doch die Menge siegt. Er empfängt in den linken Arm eine Wunde, wo kein Arzt sie heilen kann. Da fallen sie alle ihm zu Füßen, seine Tugend geht ihnen zu Herzen. Als Belaye seinen Tod erfährt, stirbt sie vor Herzeleid. Ein Kloster wird gebaut, darin man sie zusammen besargt. Noch werden dort ihre gebalsamten Leichen gezeigt. Das Land, sonst Lyzaborie genannt, heißt nach ihm fortan Lothringen.

Des Grals Zug nach Indien.

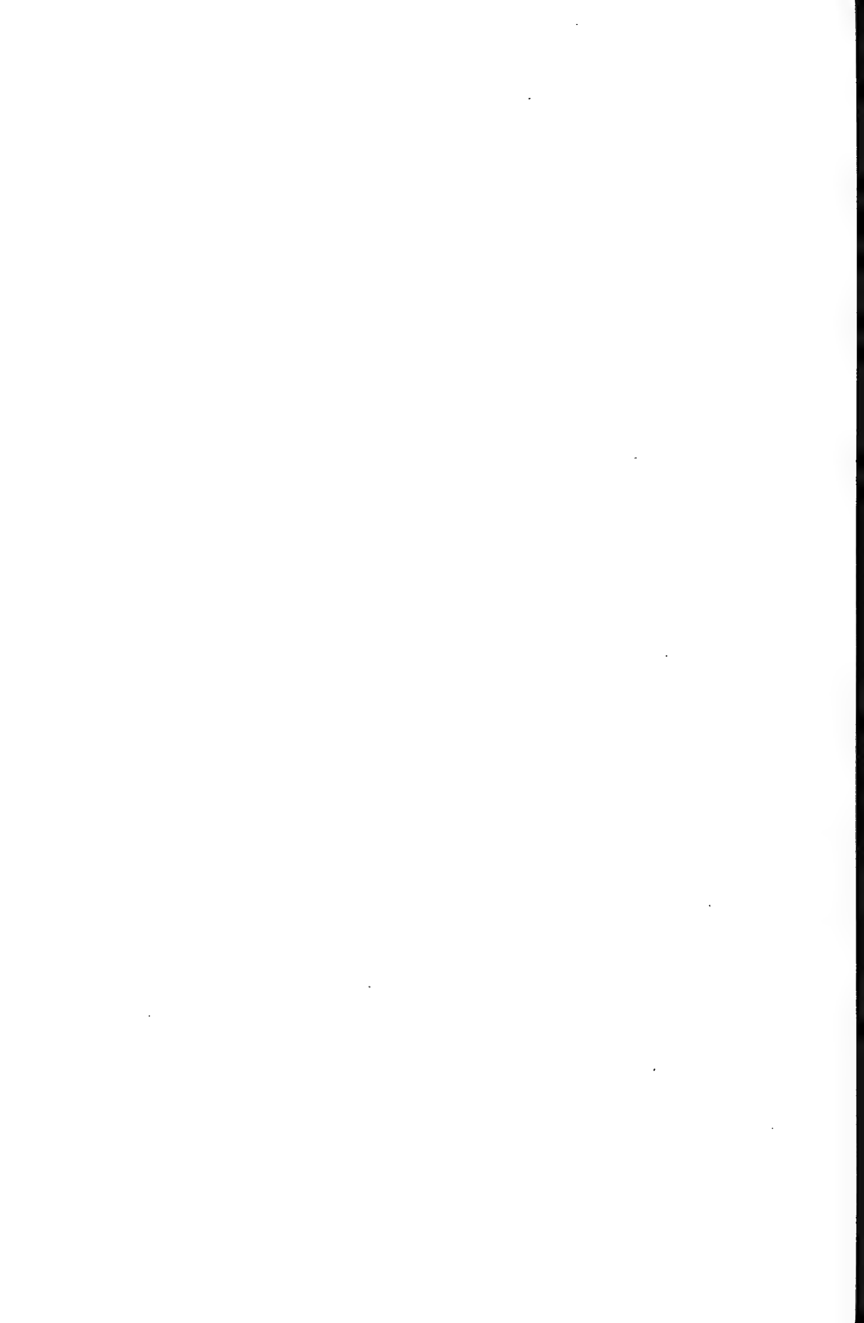
In Salvaterre, weit um den Gral, mehren sich ruchlose Nachbarn, die seinem Volke ein Greuel sind. Sünden, die wir jetzt gering wägen, deuchten damals ungeheuer. Vergeblich sucht man auf Montsalvatsch mit Gebet, Fasten und Kreuzgang den Fall der sündigen Seelen abzuwenden. Der Gral will nicht länger bleiben, er begehrt dahin, von wo das Licht der wonnebringenden Sonne kommt. Sie ziehen aus Salvaterre, auf zwo Rasten darf ihrer Fahrt niemand nahen, der ihnen schaden wollte. Die Christen, die mit Ehrfurcht entgegenkommen, werden vom Grale gespeiset. Klöster, Krankenhäuser, arme Leute werden beschenkt. In der Habe von

Marsilie schiffen sie sich ein. Stets segeln sie mit günstigem Winde. An dem Schiffe des Grals verliert der Magnetberg seine Kraft. Heiden, die dort festsitzen, werden gerettet und lassen sich taufen. Das Lebermeer, darin sonst die Kiele stehen
5 und starren, zerfließt, wie Eis am Feuer. An brennenden Bergen vorbei, oft unterirdisch durch Gebirge, fahren sie dahin. Sie sehen den Kampf der Ungeheuer zu Land und Meer. Dem Gral weit entgegen reitet Ferafis, der seine Lande zum Christentum bekehrt. Mit feierlichen Umgängen wird das
10 Heiligtum empfangen. Ferafis selbst hat seine Reiche dem heiligen Priester Johann zu Dienste gegeben, dem die drei Indien dienen. Drei Vierteile der Welt gehorchen seinem Winke. Nahe dem Paradiese wohnt er, von dem heilkräftige Wasser niederströmen, Edelsteine mit sich führend. Alles ist
15 Wunder in jenen Gegenden. Reich an Schätzen sind die Bewohner, reicher noch an Tugenden. Wer ihnen von Meineid, Diebstahl, Raub, Geiz, Unglauben, Verrat spräche, sie wüßten nicht, was er meinte. Glänzend sind des priesterlichen Herrschers Paläste, wo Bischöfe und Patriarchen, die zugleich Könige
20 sind, der Hofämter walten; gewaltig sein Aufzug, wenn er gegen Feinde fährt; viele kostbare Kreuze werden dann vorangetragen. Wer den Sonnenstaub zählt, der überzählt dieses Königs Herrschaft. Dorthin erheben sich die Templer und Priester Johann zieht ihnen festlich entgegen. Sie sehen all
25 die Herrlichkeit und wünschen, daß hier der Tempel des Grals wäre. Manch Gebet wird darum vor dem Gral verrichtet. Und sieh! als die Sonne den Tag bringt, erhebt sich in ihrem Strahle der Tempel mit der Burg Montsalvatsch. Nicht sollt' er dem argen Volke in Salvaterre gelassen werden. Nie ward
30 so viel nach Rom gewallt, als nun die Straße gen Indien zum Tempel des Grals betreten wird. Fürder wird niemand mehr vom Grale gespeist, seit dieser in ein Land gekommen, wo nirgends Mangel ist. „Nun erst ist er behalten vor aller Wandelung," spricht Titurel; „ein halb Jahrtausend hab' ich
35 sein Kunde, er ist nun heimgekommen, auch meine Seele will jetzt heim zum Paradiese fahren." Der Greis begehrt, daß man ihm den Gral nicht mehr vor Augen bringe; so geht er am neunten Tage zur Ruhe. Priester Johann überträgt seine Herrschaft auf Parzivaln, wegen Heiligkeit des Grals
40 und weil die Lande eines tapfern Schwertes gegen die Heidenschaft bedürfen. Parzival weigert sich aus Demut, aber am Gral steht geschrieben, zehn Jahre soll er König sein und Priester Johann heißen; länger nicht, weil seine Mutter vor

Kummer um ihn gestorben. Ihm folgt ein Sohn von Ferafis. Die sonnengleichen Kinder der beiden Brüder wachsen an Ehren vor andrem Geschlecht, wie Lilien über Ostergloien (Sternblumen). Wer Priester Johann werden soll, stehe heute noch jedesmal am Grale mit Gold geschrieben. 5

Geschichte
der deutschen Dichtkunst
im fünfzehnten und sechzehnten
Jahrhundert

Aus den Vorlesungen über
Geschichte der altdeutschen Poesie



Der Meistergesang.

1. Entstehung, Ausbreitung und Zweck der Singschulen.

Die Meistersänger hatten einen eigenen Mythus über den Ursprung ihrer Kunst und Kunstgenossenschaft. Zur Zeit Kaiser Ottos I. und des Papstes Leo VIII. im Jahre 962 habe Gottes Gnade zwölf Männer erweckt, welche, keiner vom andern wissend, 5 in deutscher Sprache zu dichten und zu singen angefangen und so den Meistergesang in Deutschland gestiftet haben. Diese zwölf Meister seien von dem Anhang des Papstes vor dem Kaiser der Ketzerei angeklagt worden. Der Kaiser habe anfangs wirklich gemeint, es sei eine neue, unreine Sekte, weil der Haufe 10 sich gemehrt. Es sei ihnen hierauf ein Tag anberaumt worden, an dem sie sich auf der Hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Der Kaiser selbst habe sich dahin (irrig „gen Paris") begeben und es seien nun vor seinem versammelten Rate und in Gegenwart vieler Doktoren und Magister, auch der päpstlichen Legaten, die 15 zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört worden. Man habe ihnen mit Wohlgefallen aufgemerkt und der Kaiser und seine Herren haben sich überzeugt, daß es keine Rottengeister seien. Als nun auch der Papst Leo vernommen, wie diese Meisterlieder Gott nicht zuwider seien, hab' er den Meistergesang 20 jedermann erlaubt und sonderlich die Deutschen ermahnt, weil Gott die Kunst ihnen bekannt gemacht, sollen sie dieselbe ausbreiten und ihm Lob, Preis und Ehre singen. Und so habe Gott den Meistergesang über 600 Jahre bei gutem Klange forterhalten.

25 Dieses ist der Inhalt eines Meisterliedes (bei Wagenseil S. 504 ff.; vergl. auch ebendas. S. 550 f.), das zwar erst am Ende des 16. Jahrhunderts verfaßt zu sein scheint, aber ohne Zweifel auf älteren Überlieferungen beruht. Anachronismen fehlen freilich dieser Sage nicht. Der geringste darunter ist, 30 daß Leo VIII. im Jahre 962 noch nicht den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Aber auch von den sämtlichen Dichtern, deren Namen in die Zwölfzahl gesammelt sind, fällt keiner in die

Zeit Ottos I. und Leos VIII. und ebensowenig sind sie großenteils unter sich gleichzeitig. Es sind, wenn wir die verdorbenen Namen herstellen, folgende zwölf: Frauenlob, Mügling (sonst Heinrich von Müglin), Klingsor, der starke Poppe, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Marner, Regenbogen der Schmied, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, der Canzler, der alte Stolle.

Der älteste, Walther von der Vogelweide, gehört dem Anfang des 13. Jahrhunderts, Frauenlob mit mehrern andern dem Schlusse desselben und Heinrich von Müglin dem weit vorgerückten 14. Jahrhundert an.

Als den ersten Sammelplatz ihrer Genossenschaft betrachteten die Meistersänger die Stadt Mainz. Wagenseil berichtet a. a. O. S. 492:

„Insgemein rühmen sich die Meister-Singer, daß Kaiser Otto der große ihre Genoßschaft mit absonderlichen Freiheiten begnadet, auch solche hernach auf einem Reichstag zu Mainz vermehret und bestättiget und ihnen dazu eine königliche güldne Kron geschenket habe, denselben öffentlich damit zu zieren, so in den Singen den Preis erlangen würde, und soll diese Kron annoch in der Stadt Mainz verwahrlich aufbehalten werden. Von der Meister-Singer überaus herrlichem Wappen, dessen Mitte diese Kron in einem kleinen Schildlein einverleibet, wird hernach folgen.“

Der Wappenbrief, welcher sich nebst den Privilegien der Genossenschaft gleichfalls zu Mainz befindet, zeigt, nach Wagenseils weiterer Meldung S. 515, als Wappen derselben einen gevierten Schild, der in zwei Feldern den Reichsadler und in den beiden andern den böhmischen Löwen, in der Mitte aber die erwähnte Königskrone enthält. Dieses Wappen habe Kaiser Karl IV. der Meistersängergesellschaft wo nicht erteilt, doch also verbessert.

Die Namen der jezeitig berühmtesten Sänger in der Zwölfzahl, der auch für andre Genossenschaften beliebten, anzunehmen, war altherkömmlich. Im Heldengedichte Gudrun, aus dem 13. Jahrhundert, entführt Horand für seinen König die Tochter des Königs von Irland, indem er sie durch seinen wundervollen Gesang bezaubert und ihr am Hofe seines Herrn noch viel herrlichern verheißt:[1])

---

[1]) (Gudrun, herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipzig 1845. 8. S. 42. S. 248 Kudrun. herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig 1865. 8. S. 87. H.)

406 Er sprach zer schönen Hilden: „Vil edelez magedîn,
Mîn herre tegelîche hât in dem hove sîn
Zwelve, die ze prîse für mich singent verre.
Swie süeze sî ir wîse, doch singet aller beste mîn herre.“

5 Rumelant von Schwaben, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, schließt ein Lied zum Lobe eines freigebigen Herren so:

Zwelf meistersinger möhten niht vol singen
Die tugent, die man in eine siht vol bringen.

10 (Müller B. II, Meistergesangbuch S. 19; vgl. Museum II, S. 147. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III, S. 69 H.])

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßte Lupolt Hornburg von Rotenburg a. d. T. ein meistersängerisches Lied zum Lobe der besten Sänger. Es sind ihrer auch zwölfe, dem 15 13. Jahrhundert angehörend, und zum Teil dieselben, welche in dem Meisterliede bei Wagenseil genannt sind (Museum II, 22 ff.).

Die im letztern aufgezählten zwölf Meister scheinen diejenigen zu sein, welche in der alten Mainzer Schule für die Stifter 20 galten. Die Singschulen zu Nürnberg und Augsburg aber bildeten für sich neue Zwölfzahlen, ohne darum jenen ältern Meistern die Ehre zu versagen (Wagenseil S. 515. Büsching, Sammlung S. 202).

Dem sagenhaften Ursprunge dieser Zwölfmeisterschaft war 25 es ganz angemessen, daß die Meistersänger selbst solche poetisch oder sinnbildlich auffaßten. Ein Meisterlied von den alten Sängern (worin jedoch die Zwölfzahl etwas überschritten wird) stellt dieselben als Hüter eines blütenreichen Rosengartens dar:

Die stöck die stunden rosen voll,
30 Das was ir kluegs gedichte usw.

Die noch Ungelehrten werden gewarnt, die Blumen nicht zu zertreten und aufgefordert, sich durch eigene Meisterschaft einen Ehrenkranz zu verdienen (Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. 35 Frankfurt 1817. S. 222 ff.). Eine Erinnerung an die zwölf Helden der deutschen Sage, die im Rosengarten zu Worms um Rosenkränze bekämpft werden müssen, mag hierbei wohl zugrunde liegen. Wie in den Rosengartenliedern der kühne Spielmann Volker, so spielt hier Konrad von Würzburg die Geige, und wie 40 dort die gewaltigen Recken, so watet hier der liederreiche Walther von der Vogelweide durch die Rosen.

Auf einer Anschlagtafel, die auf dem Markte zu Nürnberg hing, war, nach Wagenseil S. 541, ein Garten gemalt, in dem mehrere Personen umherwandelten. Darüber stand die Inschrift:

> Zwölf alte männer vor viel jahren
> Thäten den garten wohl bewahren
> Vor wilden thieren, schwein und beeren,
> Die wolten ihn verwüsten geren;
> Die lebten, als man zehlt vorwahr
> Neunhundert und 62 jahr (d. h. im J. 962).

Dieses Sinnbild hat Hans Sachs in einem Meistergesange auf die zwölf besondern Meister von Nürnberg angewandt (Tenzels Monatliche Unterredungen 1697. S. 422 f. 431—33; daraus bei Büsching, Sammlung I, 212 ff.):

> 2 Der gart bedeutt in Nürnberg die singschul,
> Hat lang geblüht durch zwölf erwählte dichter;
> Ir kunst hat sich weit ausgebreit
> In alle land, durch fremde meistersänger,
> Welche die kunst für andre gaben preisen.
> Die zwölf saßen auf dem meisterstuhl usw.

Es werden nun diese zwölf, sämtlich nürnbergische Handwerker aus dem 15. Jahrhundert, aufgezählt, darunter ein Bäcker, ein Nagler, ein Heftelmacher, ein Schneider, ein Briefmaler, ein Schwertfeger, ein Barbier; der letzte Leonhard Nunnenbeck, Leinweber (der Lehrmeister des Hans Sachs).

Noch in einem andern Gesange wird der Kranz ausgeboten, der in jenem Rosengarten geflochten ist (Görres a. a. O. 226 ff.):

> Fröhlich so will ichs heben an
> Mit meinem gesang auf dieser bahn usw.

Soweit die Fabeln und Bilder von der Stiftung und Fortpflanzung des Meistergesangs. Versuchen wir nun auch, das Wirkliche und Wahrhafte zu ermitteln!

Zwei Momente jener Überlieferungen sind hauptsächlich ins Auge zu fassen: die Anknüpfung der Meistersänger an die Liederdichter des 13. Jahrhunderts und die Angabe, daß die älteste Singschule zu Mainz bestanden habe. Die künstlichen Formen des ritterlichen Minnesangs, die Bestimmung der Lieder für den musikalischen Vortrag, die Vereinigung des Dichters und des Tonsetzers in derselben Person machen es notwendig,

anzunehmen, daß dieser Gesang durch Unterricht ausgebildet und fortgepflanzt wurde. Walther von der Vogelweide, dessen frühere Lebenszeit noch in das 12. Jahrhundert fällt, sagt von sich:

Ze Ôsterrîche lernte ich singen unde sagen (Manesse I, 132a).

5 Auch finden sich bei diesen ältern Dichtern manche Andeutungen auf Kunstregel und Kunstgebrauch. Die Sitte, Versart und Tonweise nach dem Erfinder zu benennen, läßt sich gleichfalls bis in das 12. Jahrhundert verfolgen (Manesse I, 38b: Do hort ich einen ritter vil wol singen In Kürnberges 10 wise usw.).

War nun diese Liederkunst auch im ganzen wesentlich Eine, so müssen wir doch unter ihren Pflegern zweierlei Klassen unterscheiden: Diejenigen, welche die Kunst zu ihrem Berufe gemacht hatten, und die übrigen, welche dieselbe mehr aus freier Lust 15 oder als ein Wahrzeichen der geselligen Bildung betrieben. Die erstern hießen Meister, ein Name, der in jenen Zeiten jedem zukam, der sich der Ausübung irgend einer Kunst mit Auszeichnung widmete. Die andern, die Liebhaber und Lehrlinge, denen der Gesang nur eine Nebenbeschäftigung war, wurden mit 20 ihren fürstlichen oder adeligen Namen bezeichnet. „Unsres Sanges Meister" wird Walther von der Vogelweide in einem Liede genannt, worin der Truchseß von Singenberg um die Mitte des 13. Jahrhunderts seinen Tod beklagt, aber er selbst schon stellt die Meister den Schnarrenzern (snarrenzäre)[1]) gegenüber 25 (Manesse I, 127a).

Fassen wir nun gerade die Meister, die eigentlichen Träger der Kunst, genauer ins Auge, so bemerken wir bei ihnen schon von der blühendsten Periode des Minnesanges an innerlich eine mehr und mehr vorwiegende Neigung zu Betrachtung und Lehre 30 und damit im Einklang eine strengere Gemessenheit der äußern Form. Während Walther, der älteste mit Sicherheit bestimmbare unter den im Mythus der Meistersänger aufgezählten Stiftern der Kunst, unter denen, die von Minne sangen, höchst geschätzt war, so ist doch schon ein großer Teil seiner Lieder dem 35 ernsteren Nachdenken, der religiösen Betrachtung, den politischen und kirchlichen Kämpfen gewidmet, und die Strophenarten, deren er sich dafür hauptsächlich bedient und die er bei verwandten Gegenständen gerne wiederholt, sind von einem gedehntern und weitschichtigern Bau, als der lyrischen Beweglichkeit angemessen 40 wäre. Von dieser Seite schließt sich ihm um die Mitte des 13. Jahrhunderts Reinmar von Zweter an, der gleichfalls im

[1]) snarrenzen, garrire? Grammatik II, 341, 3.

Verzeichnis der alten Meister genannt ist. Dieser hat das eigentliche Minnelied bereits aufgegeben und, völlig dem Lehrhaften und Polemischen zugewandt, dichtet er nur noch in ganz wenigen langen und scharfgemessenen Weisen, deren eine schon im Manessischen Codex „vrou Eren don" überschrieben wird. Dieser 5 Charakter des Inhalts und der Form befestigt sich auch immer mehr im weitern Verlaufe des Jahrhunderts, wie die zahlreichen Lieder aus dieser Zeit bezeugen, die im zweiten Bande der Bodmerischen Ausgabe des Manessischen Codex und in Müllers Sammlung deutscher Gedichte usw., dem zweiten Bande, Berlin 10 1875, aus dem alten Meistergesangbuche zu Jena, abgedruckt sind. (Vgl. Docen, Misc. II, 275f.) Die Verfasser dieser Gedichte werden großenteils Meister betitelt und gehören nach allen Anzeigen schon meist zum Bürgerstande. Nun ist zwar keineswegs zu erweisen, daß unter den Sangesmeistern des 13. Jahr- 15 hunderts sich zunftmäßige Verbindungen gebildet hatten, wie sie später unter den Meistersängern bestanden. Dagegen spricht vielmehr das Wanderleben der ältern Sänger, welche an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels, Lohn und Beifall suchend, mit ihrer Kunst umherzogen. Das aber ist 20 unleugbar, daß, von den äußern Einrichtungen abgesehen, die Grundzüge des Meistergesanges hinsichtlich der Gegenstände sowohl als der strophischen Form in den ältern Liedern vorgezeichnet sind. Der gemeinsamen Hauptregel des Strophenbaus wird nachher besonders gedacht werden. In den Singschulen der 25 Meistersänger wurden daher auch die Tonweisen der älteren Meister fortgesungen und auf neue Texte angewandt oder auch erweitert und umgeändert. Die Liederbücher jener Schulen nahmen zum Teil noch Gedichte der Sänger vom Anfange des 13. Jahrhunderts in sich auf, aber vorzugsweise nur solcher, 30 welche wir zuvor mit dem Namen Meister bezeichnet haben. Von diesen haben also die Meistersänger nicht mit Unrecht den Ursprung der Kunst abgeleitet, und das Gedächtnis dieser geschichtlichen Verbindung ist in der Tradition von den zwölf Stiftern des Gesanges sagenhaft aufbewahrt. Diesen innern Zusammen- 35 hang hebt es auch nicht auf, daß wir, was sich früher lebendig entwickelte, nun im Zustande der Erstarrung finden. Wenn der Winterfrost dem Strauche die Blätter abstreift und wir an den dürren Ästen und Zweigen wenig Gefallen haben, so waren doch diese nicht weniger vorhanden, als noch das rauschende Grün 40 sie verhüllte.

Eine ausdrückliche Hinweisung auf die Stadt Mainz als den ursprünglichen Sitz der Kunst enthält ein, freilich schon

später, Meistergesang des M. Ambrosius Metzger: meisterliche Freiung (das heißt Meister-Erklärung) der Singer, Wagenseil S. 549 f.:

So viel ich hab bericht darvon
5 Durch das lesen bekommen,
Hat die kunst schon
In Mainz der statt sein anfang genommen
Durch ein thumherrn prächtig,
So fast schöne lieder gedicht.
10 Desgleich wohnt drin ein hufschmied auch,
So Regenbogen geheißen;
Den rechten brauch
In dem meistergsang thät er weisen usw.

Es werden dann noch Marner und Mügling als die Mit-
15 gründer der Kunst genannt, deren also hier nur vier sind. Auch diese Angaben sind freilich nur sagenhaft und ebenso, was auf der vordersten Seite des Gesangbuchs der Meistersängergesellschaft zu Colmar geschrieben stand: „Dis buoch und dafel ist der XII meister gedicht und ist ob VII hundert joren zu Menz
20 im dunkeln gelegen und in der liberig"[1]); wobei wir jedoch nur das hohe Alter, nicht das Herkommen des Buches von Mainz anzufechten brauchen[2]).

Unter dem Domherrn zu Mainz ist Frauenlob verstanden, der auch in den früher angeführten Liedern von den zwölf alten
25 Meistern voransteht; sein Name eröffnet auch das Colmarer Liederbuch (Museum II, 184), und was in seinen und des mit ihm genannten Regenbogen Gedichten vorkommt, ist wohl die Hauptquelle der meistersängerischen Überlieferung.

Meister Heinrich von Misen, genannt der Frouwenlop[3]),
30 wie die Würzburger Liederhandschrift seinen Namen vollständig gibt (Museum I, 160), lebte zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. Von Geburt nach allen Umständen ein Niederdeutscher, war er nach der Überlieferung der Meistersänger Doktor der Theologie und Domherr zu Mainz (Museum II, 160),
35 für welches letztere seine gleich näher zu erwähnende Beisetzung im Kreuzgang an der dortigen Domkirche spricht. Er starb 1317,

---

[1]) (Vergl. die genaue Mitteilung dieser Stelle in: Meisterlieder der Colmarer Handschrift, herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1862. 8. S. 1. H.)

[2]) Vergl. Grimm 118. Büsching, Sammlung I, 169.

[3]) Über ihn ein Aufsatz von Docen, in der Aurora 1804. Nr. 92. 93. 100. Museum II, 156 ff.

und von seinem Begräbnis meldet Albertus Argentinensis (aus dem 16. Jahrhundert) bei Urstisius B. II, S. 108, folgendes:

„Anno domini 1317, in vigilia sancti Andreæ, sepultus est Henricus dictus Frauwenlob, in Maguntia, in ambitu majoris ecclesiæ, juxta scalas, honorifice valde: qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulturæ, et lamentationes et querelæ maximæ auditæ fuerunt ab eis, propter laudes infinitas, quas imposuit omni generi fœmineo in dictaminibus suis. Tanta enim ibi copia fuit vini fusa in sepulchrum suum, quod circumfluebat per totum ambitum ecclesiæ. Cantica canticorum dictavit teutonice, quæ vulgariter dicuntur Unser Frauwen Lied, et multa alia bona.“

Man zeigt noch im Kreuzgang des Domes seinen, jedoch erneuerten Grabstein (Schreiber, Handbuch für Reisende am Rhein 94; als Titelkupfer in Görres Volks- und Meisterliedern).

Der Beiname Frauenlob wird bald eben von dem auf das Lob „unser Frauwen“, Mariens, in der poetischen Bearbeitung dieses Dichters gedeuteten hohen Liede, bald von einem Wettstreite, den er mit andern Sängern über den Vorzug des Namens Frau vor dem Namen Weib führte, abgeleitet. (Vgl. Museum II, 157f.) In der Art des ritterlichen Minnesanges hat er zwar das Lob der Frauen nicht gesungen, aber er hat die gepriesen, durch welche nach mehrfachen Äußerungen in den Liedern jener Zeit das ganze Geschlecht verherrlicht ist. Frauenlobs Gedichte sind, auch wo sie sich auf die Minne beziehen, mehr lehrend und betrachtend, und besonders herrscht in ihnen die Richtung auf das mystisch Religiöse[1]). (Vgl. Museum II, 166.)

Regenbog oder Regenbogen (beides kommt in seinen eigenen Gedichten vor, Museum II, 186, 3. 190, 1), bei den spätern Meistersängern Barthel Regenbogen, sang mit Frauenlob „wider strit“ (in die Wette) über den Wert der älteren Meister, über Frau und Weib usw., hat jedoch der heftigen Äußerungen unerachtet, welche in diesen Wettgesängen vorkommen, Frauenlobs Gedächtnis im Liede (Museum I, 194, 160, Hanmann S. 163) gefeiert. In denjenigen seiner Lieder vorzüglich, welche aus der Colmarer Handschrift bekannt gemacht worden sind, gibt er Nachricht von seinen persönlichen Verhältnissen. Er war erst ein Schmied und gewann auf hartem Amboß kümmerlich

[1]) (Man vergl. nun: Heinrichs von Meißen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder, erläutert und herausgegeben von L. Ettmüller. Quedlinburg und Leipzig 1843. 8. Frauenlob starb nicht 1817, sondern 1318. H.)

sein Brot, dann griff er zur Kunst des Gesanges und fuhr weit umher[1]). Er rühmt sich selbst einen Meister, der vor edeln Fürsten und mächtigen Kaisern zu singen wage, doch klagt er auch einmal über die Kargheit der Großen und droht, wenn 5 sie ihm nicht besser lohnen, zu der Esse Glut, zu Hammer, Zang' und Amboß, der ihm willig Fleisch und Brot mitteile, zurückzukehren[2]) (Museum II, 172, N. 46. Aretin, Beiträge IX, 1169. Vergleiche auch ebendaselbst 1137 usw.).

Besonders aber kommt uns ein Lied in Betracht, in welchem er 10 die Sänger am Rheine, namentlich Frauenlob, zum Wettkampf herausfordert (Museum II, 186 f. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III, S. 344, 345]):

Got dank' iu, meister! (ir) habet mich empfangen schon, usw.

Daß am Rheine, worunter wir in der Verbindung mit 15 Frauenlob besonders die Stadt Mainz zu verstehen haben werden, die besten Sänger seien, war also am Ende des 13. Jahrhunderts eine bekannte Sage, wodurch Regenbogen eben dahin gezogen wurde. Davon ist zwar nichts gesagt, daß diese Sänger eine Schule, eine geregelte Genossenschaft bildeten. Dennoch 20 werden sie von ihm in einer gewissen Gesamtheit, der Meister Frauenlob an der Spitze, aufgerufen, und der nach alter Sitte wandernde Sänger stellt sich ihnen als Ansässigen gegenüber, so daß wir die schulmäßige Genossenschaft bis zum Abschlusse vorbereitet finden. Hierbei verdient auch das Bild Beachtung, 25 welches in der am Anfang des 14. Jahrhunderts gefertigten Manessischen Liederhandschrift den Gedichten Frauenlobs vorgesetzt ist. Der Meister sitzt erhaben auf dem Stuhle mit aufgehobenem Finger und gesenktem Stabe, unter ihm steht eine Schar von neun Männern, die meisten mit Saiten- und Blas- 30 instrumenten und besonders ausgezeichnet ein Geigenspieler, aber auch zwei, nicht mit Instrumenten versehen, welche singend gedacht sein mögen. Daneben Frauenlobs Wappen, ein Frauenkopf mit Krone, ohne Zweifel die von ihm gefeierte Himmelskönigin und damit auch die Ableitung seines Namens von 35 diesem Lobe derselben anzeigend. Dieses Bild ist sehr wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des Meisters gemalt worden; später würde man wohl eher die auch auf dem Grabstein dargestellte Szene gewählt haben, wie er von den Frauen zu Grabe getragen wird.

Schon damals also wurde Frauenlob als Haupt und Leiter 40 einer Kunstgesellschaft betrachtet, und wenn auch dieser noch

---

[1]) Ettmüller, Frauenlob, Vorrede XXIV: ‚der Regenboge zu Ulm'.
[2]) (Vergl. Bartsch a. a. O. S. 400. 401. H.)

nicht die bestimmte Einrichtung der späteren Singschulen gegeben war, so können doch letztere sich aus und nach ihr allmählich gestaltet haben, womit dann auch die in ihnen gehegte Überlieferung stimmt. Der Geist der Belehrung und frommen Betrachtung und der gelehrte Anstrich, wovon Frauenlobs und Regenbogens Lieder das Muster gaben, hat auch in den Singschulen sich fortgepflanzt, nur mit stets zunehmender Steifheit und Trockenheit.

Die Verbreitung des Meistergesangs gibt Grimm (a. a. O. S. 129) folgendermaßen an: „Im 14. Jahrhundert blüht er zu Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Wirzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Regensburg, Ulm, München (H. Sachs, Göz I, 5, Frankfurt, ebendaselbst), Steiermark, Mähren (Iglau), Breslau, Görliz bis nach Danzig. Im 17. zu Memmingen, Basel, Dinkelsbühl."[1])

Dieses Verzeichnis macht jedoch, wie der Verfasser selbst bemerkt, auf keine Vollständigkeit Anspruch, auch beruht es nicht sowohl auf noch vorhandenen Stiftungsurkunden, als auf einzelnen Angaben, aus denen oft nur das Vorhandensein, nicht aber die Entstehungszeit der Singschulen an diesem oder jenem Ort erhellt.

Es mögen daher hier einige weitere Notizen teils zur Vermehrung des Verzeichnisses, teils für die Zeitbestimmung folgen.

Aus einem Meisterliede, welches 1597 zu Straßburg gedichtet und abgesungen worden, ist in den „Historischen Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsaßes aus den Silbermannischen Schriften gezogen", Straßburg 1804, S. 120, folgende Stelle mitgeteilt:

Noch sind vor der zeit
In der welt weit
　　Herrlich dichter gewesen,
Findt man ir nam bereit.
Noch leben heut
　　Zu Leipzig und zu Dresden,
Zu Eßling, Nördling, Wien, Breslau,
　　Zu Danzig, Basel, Steier,
Zu Colmar, Frankfurt, Hagenau,
　　Im römischen reich zu Speier,
　　Weißenburg gleich,
　　Pforzheim ist reich
An dichter, wie wir lesen.

[1]) S. auch noch Büsching, Sammlung I, 166 und N. 4.

Eßlingen hat auch Grimm in den Zusätzen seiner Schrift (S. 187) noch namhaft gemacht; dort hat der Meistersänger Daniel Holtzmann aus Augsburg zweimal Schule gehalten, das heißt sich in der Singschule hören lassen, wie er in der 5 Zueignungsschrift seines Fabelbuchs „Spiegel der natürlichen Weisheit“ usw. 1571 an Bürgermeister und Rat der Stadt Eßlingen sagt (Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen 1799. S. 378). Auch Worms ist nach einer Angabe des Joh. Staricius, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, beizu- 10 fügen (W. Grimm, Heldensage 320).

Außer der angenommenen Mutteranstalt zu Mainz waren die berühmtesten Singschulen die zu Straßburg, Nürnberg und Augsburg. Aber auch über ihre Stiftung fehlt es an gleichzeitigen, urkundlichen Nachrichten.

15 Über die zu Straßburg[1]), deren Blüte Grimm schon ins 14. Jahrhundert versetzt (vergleiche jedoch S. 26), finde ich nur im angeführten Schilterischen Glossar s. v. Bardus den Anfang des Briefs, mittels dessen der dortige Magistrat im Jahre 1598 die Gesellschaft der Meistersänger renoviert hat, so lautend: 20 „Demnach ungevähr vor einhundert und fünf jahren die uralte löbliche kunst des teutschen meistergesangs durch etliche kunstliebende gottesfürchtige personen allhier aufgerichtet worden“ usw. Diese Aufrichtung würde hiernach erst ungefähr in das Jahr 1493 fallen, wenn nicht etwa auch hierbei nur eine spätere 25 Bestätigungsurkunde zugrunde liegt. Bei Nürnberg weisen die von Hans Sachs aufgezählten zwölf Hauptmeister gleichfalls nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinauf. Zu Augsburg ist die Singschule nicht, wie Beischlag behauptet, erst im Anfang des 16. Jahrhunderts, sondern nach Grimms Annahme 30 (S. 129) wirklich im 15., und zwar, worüber ich ein glaubwürdiges Zeugnis aufgefunden, etwas vor der Mitte desselben, gegründet worden. In einer früher schon angeführten handschriftlichen Gedichtsammlung aus dem 15. Jahrhundert, dem sogenannten Liederbuche der Clara Hätzlerin, steht ein gegen 35 die Städte polemisches Lied, das nach seiner ausdrücklichen Meldung zur Zeit der Verkündigung des Jubeljahres, 1450, gedichtet ist, und darin folgende Strophe:

> Augspurg hat ain weisen rat,
> Das prüft man an ir kecken tat
> 40 Mit singen, dichten und klaffen;

---

[1]) Wegen Nürnbergs vergl. Aretin, Beiträge IX, 1151: Ketner. 1134, 66. 1153, 42. 1170, 64. 1172, 68.

Si hand gemachet ain singschuol
Und setzen oben auf den stuol,
Wer übel redt von pfaffen[1]).

Diese Singschule wird hier, um 1450, offenbar als eine noch neue Einrichtung bezeichnet. 5

Die einzige, meines Wissens, herausgegebene gleichzeitige Stiftungsurkunde ist der von H. Schreiber a. a. O. nebst andern Urkunden der Meistersänger zu Freiburg im Breisgau aus dem dortigen Stadtarchive mitgeteilte Stiftungsbrief der Gesellschaft vom Jahre 1513, wodurch wir überhaupt zuerst von dieser Gesellschaft Kunde erhalten haben. 10

Fortgedauert haben die Meistersängerschulen, wenn auch in einem kümmerlichen Dasein, an mehreren Orten noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Nürnberg bemerkt Häßlein in seiner 1794 erschienenen Abhandlung (Bragur III, 15 89), es sei nun über 20 Jahre, daß die letzte öffentliche Schule gehalten worden[2]). Die Gesellschaft zu Straßburg bat (nach den angeführten Silbermannischen Merkwürdigkeiten S. 121), nachdem sie vielen zum Gespött geworden, am 11. September 1781 den Magistrat um Aufhebung ihrer Einrichtung und um nütz- 20 liche Verwendung ihrer Einkünfte, welche eben nicht beträchtlich waren und größtenteils von den milden Stiftungen herkamen, denen sie also, da dem Begehren willfahrt wurde, auch wieder zufielen. Häßlein bringt a. a. O. S. 107 f. eine Nachricht aus Beckers deutscher Zeitung 1792, St. 5, S. 80 bei, 25 daß zu Ulm die Meistersänger aus der Weberzunft noch jetzt im besten Flore seien; dabei versichert der Herausgeber, daß sie auch in anderen Städten Oberdeutschlands noch Lehrlinge in ihrer Kunst aufnehmen und lossprechen und zunftmäßige Meister machen. 30

Um sich über den Zweck der Singschulen zu belehren, wär' es besonders wünschenswert, die alten Stiftungsbriefe zu Rate ziehen zu können. Es steht uns aber hierfür erwähntermaßen nur der Freiburgische von 1513 zu Gebot. Derselbe hebt so an (Badisches Archiv II, 195 ff.): 35

Wir Burgermeister und Rat der Stadt Friburg im Brisgau thund kunt menglichem mit diesem Briefe, daß vor uns

[1]) (Man sehe die Stelle in: Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 41, und in: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder . . . herausgegeben von Ludwig Uhland I, S. 430. Vergl. ebendaselbst S. 426. H.)

[2]) Vergl. Ranisch, Historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg 1765. 8. S. 26—28.

in gesessnem Rate erschinen sind die ersamen Michel Punt, der Schumacher Bruderschaft Meister, Jakob Rumel, Rudolf Balduf, Ludwig Würzburger, Heinrich Wißland und ettlich ander unser Burger und Inwoner von der Singer-Bruderschaft und
5 habend uns fürgetragen: Nachdem sich wiland der ersam Herr Peter Sprung, unser Obristermeister seliger, gar uß fründlicher erlicher Neigung und Meinung mit ihnen besprochen und beredt einer Bruderschaft der Sengerie und ihnen daran zwen Guldin Gelds, ablösig mit vierzig Guldin Hauptguets, zuge-
10 ordnet, die sie auch seiner verlaßnen Witwe mit Recht vor uns anbehalten, wie wir des gut Wissen hätten, werend si daruf geneigt und willig, so vil an ihnen stund, sollich Bruderschaft und Singen uofzurichten, in Betrachtung, daß dennocht[1]) Gott der allmächtig dardurch gelobt, die Selen getrost und die Men-
15 schen zu Ziten, so sie dem Gesang zuhorten, von Gotslästerung, auch vom Spil und anderer weltlichen Üppigkeit gezogen wurden. Inmaßen dann das alles obgemelter Peter Sprung seliger ordenlich und wohl betrachtet und deshalben dise Bruderschaft dester begiriger angefangen het, mit demütigem und under-
20 thänigem Anrufen, wir wolten desselben Peter Sprungen seligen und ihr aller Gemüt und Willen, so hierinne ihrthalben ganz gerecht und guet were, betrachten, auch dabi bedenken die Guettät, so den armen Selen dardurch nachgeschehen mocht, und ihnen sollich Bruderschaft und Ordnung des Gesanges gonstlich
25 bewilligen und zulassen; also nachdem wir Burgermeister und Rat obgenannt nit anders vermerken können noch mögen, dann daß Peter Sprungen seligen und ir aller Meinung uß erbarem Grund und Fürnemen geflossen, auch dabi bedacht und ermessen, wie vor me viel Personen, geistlich und weltlich, Gelt an dise
30 Bruderschaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen solt werden, wie ihnen angezeigt sig, als wir dann in der Rechtshandlung zwischen den Singern und Peter Sprungen seligen Witwe gar eigentlich underricht worden sind: so haben wir sollich Bruderschaft und Ordnung des Gesangs mit allen Puncten und Artikeln,
35 wie dann die von Stuck zu Stuck harnach volgent, bewilliget und zugelassen, dieselben auch sovil an uns ist, confirmirt und bevestnet, bewilligen lassen zu confirmiren, und bevestnen die jetzt wissentlich in Kraft dieß Briefs, meinen und wellen, daß derselben Ordnung und Bruderschaft des Gesangs in allem In-
40 halt von allen denen, die es berüren thuet, gestracks gelebt und nachkommen und darwider deheines Wegs gethan noch gehandelt

[1]) Dennocht, Schmeller I, 375: dennoch, denn doch.

sol werden, doch uns und allen unsern Nachkommen hierinne unser Oberkaiten ußdrücklich vorbehalten, gerürte Ordnung zu meren, zu mindern, zu endern, gar oder zum Teil abzuthun, wie und zu welcher Zit uns und unsern Nachkommen geliebt, eben und gefällig ist. Und wie und wenn das geschicht, daran sollend uns und unser Nachkommen die obgemelten ietzig und all künftig Singer und Brüder diser Bruderschaft, noch Niemands Intrag, Sperrung oder Irrung thun, alles ufrecht, erbarlich und ungeverlich. Und lutet die angezeigt Ordnung, so uns von Peter Sprungen seligen und nachgehend den Singern, wie obstat, fürgebracht ist, von Wort zu Wort also: usw.

Es folgen nun 18 „Artikel der Singer", wovon ich hier nur dasjenige aushebe, was zur nähern Erklärung des Zweckes dieser Verbindung dient.

Jedes Jahr sollen zwei „gemeine Hauptsingen" im Prediger-kloster gehalten werden, das eine am Tage des Evangelisten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, das andre am Pfingst-dienstag. Je am Morgen nach einem solchen Hauptsingen sollen aber auch noch „zwei gesungne Empter volbracht werden: ein Selampt, darinne sol man bitten für die Stifter diser Brüder-schaft, auch für alle die, so in der Brüderschaft sind, es sient Singer oder nit. Desglichen sol man alle die verkünden, so uß diser Bruderschaft gestorben sind, und dabi aller gläubigen Selen nit vergessen." Das zweite gesungene Amt, zu dem man orgeln soll, wird nach dem ersten Hauptsingen „von unser lieben Frowen", nach dem andern „von der heiligen Dreivaltigkeit" gehalten. Am Tage vor jedem Hauptsingen soll der Prädi-cant, der im Kloster predigt, verkünden, „daß morndes das Hauptsingen gehalten, daß man auch allen Brüdern und Schwe-stern, so in diser Brüderschaft sind, das Jarzit mit den beiden Emptern, wie obgemelt ist, begon werd" usw. Ein solches Seel-amt soll auch je auf die beiden Fronfasten[1]) stattfinden. (Art. 1 bis 4.)

Weiter bestimmt Artikel 5:

Item, wann ein Bruder oder Schwester uß diser Bruder-schaft abstirbt, so soll man ihme das Libfäll[2]) mit einem ge-sungnen Selampt zu den Predigern halten und dortzu allen

1) Quatemberfasten. Schmeller I, 613.

2) lip bevilhe (bevilde, auch bivilde), lipfil, leibfall, exequiæ, sepultura, corporis commendatio terræ. Schilter, Glossarium S. 539 b. Von bevelhen usw. im Sinne von begraben. Grammatik II, 721.

Brüdern und Schwestern verkünden und söllent desselben Abgestorbnen Fründ Wachs und Kerzen zu solchem Libfäll geben. Wär es aber ein Frömbder, der dise Bruderschaft gehalten und doch nit Früntschaft im Land hett, die sich sin beladen wölte, 5 so sin Absterben fürkompt, soll man ihme nicht destminder in der Bruderschaft Kosten das Libfäll halten und begon, wie obstat.

Artikel 8 besagt:

Item die Prediger-Herren sollend auch allweg zu dem Hauptsingen unter ihnen selbs, ob sie es gehaben mögend, oder anderswa 10 zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben und darsetzen. Desglichen sol die Bruderschaft auch zwen geben usw.

Sodann Artikel 12:

Item die geistlichen und weltlichen Merker, so gesetzt wer- 15 den, sollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo sie dieselben in ihrem Gesang irrig erfinden, es sig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das sollend sie ihnen sagen und sollich Irthumb bi ihnen abstellen, auch die Singer ihrem Entscheiden und Geheiß gehorsam und gewertig sein.

20 Vermöge Artikels 14 sollen außer den Mitgliedern der Brüderschaft selbst

Doctores, Priester und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzulosen, und von denselben allen nichts genommen werden.

25 Endlich in Beziehung auf die Mahle, welche vermutlich nach den Hauptsingen stattfanden und wozu nach Artikel 7 die Predigerherren ihre Küche hergeben mußten, wird Artikel 15 (S. 201) angeordnet:

Item es soll auch bestellet, daß ob den Malen gesungen, 30 namlich in Anfang, im Mittel und am End des Mals, und Niemants gestattet werden, torliche Lieder zu singen; aber nach dem Mal mag ein ieder singen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang, und ob sich Jemands im Singen ob den Malen mit Worten oder Werken unschickenlich hielte, 35 den sollen die Singer nach der Gebure strafen.

Auch der pergamentene Anschlag, mittels dessen, nach erhaltener Bestätigung, die Eröffnung des Singens verkündigt wird, enthält beachtenswerte Äußerungen. Es wird darin in

Beziehung auf die christliche Lehre, welche namentlich auch die hohen Schulen in Behaltnis haben, gesagt:

„Welich trostlich Lere wir von der wirdigsten Priesterschaft predigen oft unfruchtbarlich oder verdrießlich hören. Wird doch die durch der göttlichen Kunst Doctores, auch frier Künste Meister in den ungelerten Leien verstentlich bracht mit übersüßisten Gedichten ze singen in den zwölf meisterlichen Tönen uß den frien Künsten!" Nach Aufzählung dieser freien Künste, der Logik, Grammatik, Arithmetik, Rhetorik und Musik, wird dann die Absicht ausgesprochen, „mit usw. obgemelter Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künsten usw. wider ze ernüwen die Loblichkeit, so lang Jar und Zit bißher vergangen gewesen und nun in Verspulgung[1]) abgestiegen ist, ze kurzwilen umb Glori, Lob und Ere der Gottheit und unser himmelschen Trösterin usw. uns zu Glück und Heile usw. und zu Widerstand und Mindrung, nemlich an den Firtagen, manigerlei jetzt laufender nüw angenomner Lüderi, üppiger, unnutzer, unerlicher und verdammter Wort und Werk, so denn die Jungen geneigter denn zum Guten, leider, jetzt lernen usw. in Hoffnung, obgemeldt Kunst Gott und der Welt gesellig, kurzwilig, loblich und geliebt gehandhabt und also gepflanzt werd." Am Schlusse heißt es noch: Diejenigen, welche als Sänger oder Zuhörer teilnehmen wollen, werden „in schuldiger Erberkeit von den Meistersengern daselbs empfangen und zugelassen".

Fassen wir diese einzelnen Artikel der Singerordnung[2]) unter ihre Hauptgesichtspunkte zusammen, so zeigt sich eine doppelte Bestimmung der neugestifteten Brüderschaft: einmal die gottesdienstliche Feier, besonders zum Seelenheile der abgeschiedenen Genossen („die Guettät, so den armen Selen dardurch nachgeschehen mocht," Freiburger Stiftungsbrief S. 196), sodann die Ausübung der Sing- und Dichtkunst. In ersterer Hinsicht trifft dieser Verein mit so vielen andern geistlichen Brüderschaften, Konfraternitäten, überein, wie sie in älterer Zeit zu wohltätigen

---

[1]) Verspulgung, Nichtgebrauch, Abgewöhnung; spulgen, pflegen, gewohnt sein. Fundgruben I, 392 a.

[2]) Auf der Bibliothek zu Colmar befindet sich ein Bruchstück der Satzungen dortiger Singgesellschaft von 1549. Sie haben den geistlich-katholischen Zuschnitt des Freiburger Statuts, es werden auch Schwestern aufgenommen, der ersungene Kranz soll nicht beim Tanze getragen werden. Angeführt wird „das Buch von Menz", der vermißte Colmarer Codex (jetzt auf der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, in Auswahl herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1862. 8. H.); aus diesem soll hauptsächlich auch gesungen werden. Übrigens wird ausdrücklich auf die Satzungen von Augsburg und Nürnberg als Vorbilder Bezug genommen, diese hatten also wohl ursprünglich und vor der Reformation das gleiche Gepräge.

oder kirchlichen Zwecken, insonderheit auch zur Teilnahme an Begräbnissen, bestanden und an bestimmten Tagen ihre genossenschaftlichen Mahlzeiten hatten (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Teil IV. Bonn 1829. S. 179. Keysler, Antiqu. septent. Hannover 1720. S. 359 f. Schmeller I, 254). Noch jetzt bestehen an katholischen Orten solche Genossenschaften, gewöhnlich unter dem Patrozinium eines Heiligen, z. B. die Josephsbrüderschaften. Für die kirchlichen Zwecke ist auch in obigem Stiftungsbrief Artikel 7 der neue Altar unser Frauen in der Kirche der Predigerherrn eingeräumt, „damit die Bruderschaft daruf gehalten werden möge".

Wenn übrigens gleich diese kirchlichen Feierlichkeiten mit Gesang verbunden, „gesungene Ämter" waren, so konnte doch dabei der eigentliche Meistersang, der in deutscher Sprache und in nichtliturgischen Tonweisen stattfand, nicht eintreten. Dennoch wär' es möglich, wenn es auch nicht nachgewiesen werden kann, daß die ältern Singschulen überhaupt auf solche kirchliche Brüderschaften, als die herkömmliche Form für Vereine zu frommen und geistigen Zwecken, gegründet waren. Auch die schon erwähnte Erneurung der Straßburger Singschule von 1598 gedenkt der bisherigen Teilnahme von „Personen beiderlei Geschlechts", wie im Freiburger Stiftungsbriefe Brüder und Schwestern, letztere namentlich in Beziehung auf die Seelenämter und die Bestattung, vorkommen. Für Nürnberg berichtet Wagenseil S. 555:

„Wann ein Meister-Singer mit Tod abgangen, sind alle Gesellschafter schuldig, ihn zu Grab zu begleiten. Ist aber ein Merker gestorben, so verfügen sich, nachdem der Sarch in das Grab versenket, und ehe er noch mit Erde beschüttet worden, die gesammte Gesellschafter dahin und singen ein Gesellschafts-Lied zu letzten Ehren."

So hat sich hier das Seelamt nach der Reformation gestaltet. Selbst was schon von Frauenlob gemeldet wird, wie ihn die Frauen zu Grabe getragen, würde den Sitten der Zeit näher gerückt werden, wenn wir in ihnen Schwestern einer von diesem Meister begründeten Singbrüderschaft annehmen dürften, und wie ein Nachhall des brüderschaftlichen Seelamts klingt es, wenn Meister Regenbogen sein Lied an die Jungfrau Maria zum Gedächtnis Frauenlobs so beschließt[1]) (Hanmann S. 163):

---

[1]) Das ganze Lied bei Görres a. a. O. S. 332 ff. (und bei F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 354. H.).

Unt hilf uns zuo dir in der himel veste!
Da vind' ich meister Vrouwenlop, ouch an der stat so vil der lieben geste.

Was nun aber, neben diesem Kirchlichen, die andre, und zwar die Hauptbestimmung der neuerrichteten Freiburger Brüderschaft anbelangt, Ausübung der Sing- und Dichtkunst, so zeigen uns die Urkunden allerdings auch hiebei eine geistliche Richtung, die es um so eher gestattete, die Singschule mit der religiösen Konfraternität zu verbinden. Es ist im Stiftungsbriefe gesagt, daß dadurch Gott der Allmächtige gelobt, die Seelen getröstet und die Menschen, während sie dem Gesange zuhörten, von Gotteslästerung, vom Spiel und andrer weltlichen Üppigkeit abgezogen würden; es sind zwei geistliche, gelehrte Männer, die sich der heiligen, göttlichen Schrift verstehen, zu Merkern bestellt, den Priestern und Doktoren ist besonders der freie Zugang eröffnet und das Absingen „torlicher Lieder" ist selbst beim Mahle verboten. Auch der Anschlag spricht davon, daß diese Kunstübung zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, sowie zum Heile der Seelen gereichen soll. Noch über hundert Jahre nachher finden wir in derselben Singschule die religiöse Richtung nicht nur forterhalten, sondern sogar noch bestimmter ausgesprochen. Eine gleichfalls von Schreiber (S. 205 ff.) mitgeteilte Einladung zu einem Meistersingen, vom Jahre 1630, fängt so an:

Kund und offenbar sei Jedermeniglichen, daß uf heut den hochheiligen Festtag ein ehrsame Bruderschaft der wohlgelerten Meistersenger alhie mit göttlicher Gnad, Hülf und Beistand fürgenomen, ein christliche geistliche Singschul zu halten, solches in aller Zahl und Maß, wie Gesangs Brauch und unser Tablatur vermag, anzuschlagen! Derowegen ist unser Bitt und Beger, wo etwan Meister oder Gesellen vorhanden weren, die Gott mit solcher Kunst begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben, wie dann ein Jeder, der ein rechter Singer ist, wohl weist sich zu halten, wann er diser Kunst will pflegen; ist derowegen nochmals unser Bitt, wo etliche, wie obgemelt, vorhanden weren, wollen sich zu uns verfügen, alda mit uns singen auß lauter heiliger göttlicher Geschriften. Was auf einer geistlichen Singschuel verbotten ist, das weist ein jeder wohlgelerter Maistersinger vorhin wohl, als nemlich Bossenlieder, Bremberger, Bergrisch, auch soll keine Reizlied (vergl. Wagenseil S. 543. 555), Schmützung, Schmehung oder Eingreifung in Religion Sachen gesungen werden. Wie dann Mancher wohl weist und sich mit

Fleiß darinnen üben thut; sondern soll alles geistlicherweis uf diser Schuel gehalten werden usw.

Hiemit stimmt denn auch überein, was sonst von dem Geiste der Singschulen bekannt ist. Nicht bloß die Tradition, daß der 5 Papst, nachdem er die zwölf Stifter der Kunst tadellos erfunden, die Deutschen ermahnt, solche zu Gottes Preis und Ehre auszubreiten; oder die Anweisung des Liedes bei Görres (S. 228), durch Gesang von der heiligen Jungfrau und von der Marter des Herrn um den Kranz zu werben; sondern auch der großen-10 teils und sogar in zunehmendem Maße geistliche Inhalt der Lieder von Frauenlob an bis zu den spätesten Meistersängern.

Auch in der Nürnberger Schule bestand die Vorschrift, „sich in dem Doppelsingen aller Possenlieder und Stampeneien" zu enthalten (Bragur III, 97). Das Vorbild der Meistersänger war 15 der fromme König David, wie z. B. in der Einladung zum Freiburger Meistersingen von 1630:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unser Schuel solt ihr geladen sein;
Und singet her all mit Fleiß
20 Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
Und lobet Gott mit sießem Ton,
Wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
Also solt ihr auch sein verpflicht.

25 Auf einer Anschlagtafel der Nürnberger Meistersänger war der König David vorgestellt, wie er, auf der Harfe spielend, vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet (Wagenseil 542).

Gleichwohl finden wir vom Anfang an die Singübungen, sowohl das Hauptsingen, als das Singen bei und nach dem 30 Mahle, auch wieder hinreichend von den religiösen Gebräuchen unterschieden. Diese werden in der Kirche, am Altare, vorgenommen, für die Hauptsingen ist (Artikel 7) auf den Winter die Konventstube, auf den Sommer das Refektorium des Predigerklosters angewiesen. An andern Orten fanden übrigens die 35 Singschulen auch in den Kirchen statt. Die „torlichen Lieder" sind zwar selbst während des Mahles ausgeschlossen, „aber nach dem Mal mag ein ieder singen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang" (Art. 15). Endlich besagt der öffentliche Anschlag ausdrücklich, was die Priesterschaft oft un-40 fruchtbar predige, werde doch „durch der göttlichen Kunst Doctores, auch frier Künste Meister in den ungelerten Leien verstentlich bracht mit übersüßisten Gedichten ze singen in den zwölf

meisterlichen Tönen uß den frien Künsten", es sei „eine Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künsten".

Unter den Doktoren der göttlichen Kunst sind ohne Zweifel Frauenlob und Müglin verstanden, die in den Verzeichnissen der Altmeister Doctores der Heiligen Schrift genannt werden (Wagenseil 503. 550); Klingsor erscheint als ein Meister der freien Künste. Selbst den Schmied Regenbogen hörten wir einen Kranz ausbieten, der aus Philosophie, Astronomie und andern weltlichen Künsten geflochten ist, und unter seinem Namen findet sich ein besondres Gedicht zum Lobe der sieben freien Künste (Manesse II, 197 f.). In dem Kranzliede bei Görres (S. 228) heißt es gleichfalls, nach Anführung der geistlichen Gegenstände des Gesanges:

> Singt er von dem Planeten-Heer,
> Die Element und die acht Sphär,
> So wirbt er um des Kranzes Ehr[1]).

Übrigens war diese Gelehrsamkeit, wie sie in den Liedern erscheint, eine ziemlich nebelhafte und verworrene. Man sang mehr von den Wissenschaften, als aus denselben, man bediente sich ihrer Namen und Terminologien nach Art der Zauberformeln, es war nur ein dunkler, ahnungsvoller Drang nach ihren Mysterien. Auch andre völlig weltliche Gegenstände wurden in den Formen des Meistergesangs behandelt, obwohl, wenigstens in der spätern Zeit, meist außerhalb der Schule.

Nach all diesem ergibt sich uns als Zweck der Singschulen ein gesellschaftlich geregelter Betrieb der Singkunst und Dichtkunst in vorherrschender Richtung auf Erbauung und Lehre, auf göttliche und menschliche Weisheit; „Gott und der Welt gefällig", wie der Freiburger Anschlag sagt. Der äußern Form geistlicher Brüderschaften unerachtet aber war es eine Kunst und Weisheit der Laien, in ihrer Sprache und ihren eigenen Tonweisen betrieben und, wie sich bei den Leistungen des Meistersanges zeigen wird, mitunter selbst in scharfer Opposition gegen die Geistlichkeit.

---

2. Einrichtung und Satzungen der Singschulen.

Unter der Einrichtung der Singschulen verstehe ich die statutarischen oder herkömmlichen Bestimmungen ihrer gesellschaftlichen Organisation, unter den Satzungen die Regeln, welche für die Kunstübung selbst bestanden.

---

[1]) Vergl. noch Wagenseil 552 f. Aretin, Beiträge IX, 1180.

Was nun zuerst die Einrichtung betrifft, so betrachte ich hier die Singschulen als solche, als Kunstgenossenschaften. Über ihre, vielleicht ursprünglich allgemeine, wenn auch nicht wesentliche Eigenschaft als geistliche Konfraternitäten ist bereits das Nötige 5 beigebracht worden.

Von urkundlichen Quellen sind hier wieder nur die Freiburger Urkunden durch den Druck zugänglich gemacht. Sonst gehört hieher vorzüglich das sechste Kapitel der Wagenseilschen Schrift, das von der Meistersinger Sitten und Gebräuchen usw. 10 handelt. Der Verfasser versichert (S. 540), sein Bericht gründe sich auf die Nürnbergische und andre geschriebene Schulordnungen, wie auch die von den Meistersingern ihm mündlich geschehenen Anzeigungen und das, was er selbst bei ihnen in ihren Singschulen gesehen und gehört habe.

15 Die Meistersängergesellschaften bestanden, soweit wir sie in ihrer förmlichen Einrichtung verfolgen können, hauptsächlich aus Bürgern und Handwerkern. Sowie sie unter den Stiftern ihrer Kunst Gelehrte und Ritter nannten, so mochten sie sich durch den Beitritt von Männern aus diesen Ständen fortwährend geehrt 20 finden, und die Freiburger Artikel schreiben sogar die Beiziehung von zwei geistlichen, der heiligen Schrift kundigen Merkern besonders vor. An manchen Orten scheint der Meistergesang späterhin auf bestimmten Handwerkszünften gehaftet zu haben, wie, angeführtermaßen, zu Ulm auf der Weberzunft; in dem Roman 25 „Abenteuerlicher Simplizissimus“ usw. aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs (Ausgabe Mömpelgard 1669. S. 238) kommt ein hessischer Musketier vor: „derselbe war seines Handwerks ein Kürschner und dahero nicht allein ein Meister-Sänger, sondern auch ein trefflicher Fechter“ usw.[1]).

30 Zur Aufrichtung solcher Vereine wurde die Bestätigung der städtischen Ratsbehörde eingeholt, wie der Freiburger Stiftungsbrief und die Straßburger Erneurung von 1598 zeigen.

Die Mittel zur Bestreitung des nötigen Aufwands wurden teils aus dem Stiftungsvermögen, teils aus den Eintrittsgeldern 35 und sonstigen Beiträgen der Mitglieder und Zuhörer geschöpft. Zu Freiburg bestand die Stiftung aus den von Peter Sprung dafür verordneten „zwen Guldin Gelds, ablösig mit vierzig Guldin Hauptguets“, auch hatten sonst „viel Personen, geistlich und weltlich, Gelt an dise Bruderschaft gegeben, in Meinung, daß die 40 volzogen solt werden“. Die übrigen Einkünfte waren folgende:

---

[1]) (Man sehe die Stelle in der Ausgabe von A. v. Keller, T. 1, S. 344. H.)

am Tage vor jedem Hauptsingen sollte dieses, wie früher erwähnt, bei der Predigt im Kloster angesagt werden

und soll damit der Prädicant die Bruderschaft verkünden und auch ein Ermanung tun, ob sich Jemans inschriben lassen wellt, und welcher sich also inschriben ließ, der soll das erstmal inzuschriben 6 Pfenning geben und darnach alle Jar 6 Pfenning richten; die mag ein Jeder alle Jar samenthaft oder getheilt zu den zweien Houptsingen bezalen (Art. 3).

Was bei den gesungenen Ämtern auf den Altar fiel, wurde, nach Artikel 6, zwischen den Predigerherrn und der Singbrüderschaft geteilt.

Wieviel die Zuhörer zu bezahlen haben, ist nicht bestimmt; es heißt Artikel 14 nur allgemein:

Item was ufgehäpt wurd von den Frömbden, die den Singern zuhören wellen, das soll in der Brüderschaft Büchsen gelegt und daruß auch die Merker bezalt [werden]. Doch sollend alle die, so in diser Bruderschaft sind, desglichen Doctores, Priester und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzulosen, und von denselben allen nichts genommen werden.

Zu Nürnberg stand vor der offenen Kirchtür ein Meistersänger mit einer Büchse, in welche die, so zugegen sein wollten, etwas Weniges, nach ihrem Belieben, einlegten. Von diesem Gelde wurden die Unkosten wegen aufgerichteten Gemerks bezahlt und die Gewinste gemacht (Wagenseil 543). Auch Strafgelder trugen einiges ein.

Die Freiburger Brüderschaft bestand aus Singern und solchen, Brüdern oder Schwestern, die nicht sangen. Letztere hatten für ihre Einlagen freien Zutritt bei den Hauptsingen und bei den Seelämtern mußte für sie gebeten werden, „es sient Singer oder nit“ (Artikel 1); ebenso kam ihnen die feierliche Bestattung zu (Artikel 5). Ob auch an andern Orten solche nichtsingende Mitglieder teilnahmen, ist nicht besonders zu ersehen. In der angeführten Renovationsurkunde von Straßburg werden „Personen beiderlei Geschlechts aus allerhand Ständen“ erwähnt, und zwar als solche, welche diese christliche Kunst „geliebt und im exercitio gehabt“, was in dieser Fassung auch auf die Schwestern bezogen werden kann.

Mit dem Vorstande und den Beamten der Gesellschaft war es zu Freiburg, laut Artikel 17, so bestellt:

Und sollent die Singer in dieser Bruderschaft gemeinlich oder durch den meren Teil alle Jar einen Hauptman und

Bruderschaftmeister unter ihnen erwellen, denselben sollend dann die Singer bi Trüwen an Eides Statt globen und versprechen, die Puncten und Artikel, in disem Brief begriffen, war und stät zu halten, darwider niemer zu thun noch zu handlen; desglichen ein Büchs gemacht und der Bruderschaft Gelt darin verschlossen und verrechnet werden, wie es dann in andern Bruderschaften gehalten wurdet.

Für jedes Hauptsingen werden sodann vier Merker gesetzt und belohnt:

Art. 8. Item die Prediger-Herren sollend auch allweg zu den Hauptsingen unter ihnen selbs, ob sie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben und darsetzen. Desglichen sol die Bruderschaft auch zwen geben und die Bruderschaft denselben Merkern nach Gebüre umb ir Arbeit lonen.

Vom Geschäft dieser Merker wird am besten bei den Hauptsingen selbst die Rede sein.

Sonst wird noch Artikel 4 des Knechts der Brüderschaft gedacht:

Und allweg zu disen zweien Emptern (in den Fronfasten), desglichen zu den obgemelten Emptern, so uf die zwei Hauptsingen gehalten, wie obstat, soll durch der Bruderschaft Knecht allen Brüdern und Schwestern, so in der Bruderschaft und anheimisch[1]) sind, verkünt werden.

Der besondre Hauptmann oder Bruderschaftsmeister kommt in den Nachrichten über die andern Singschulen nicht vor. Dort scheinen die Merker, der Zahl nach drei oder vier, die Leitung des Ganzen besorgt zu haben (Wagenseil 540. 544. Bragur III, 85f.). Für die Kasse werden aus den Ältesten nach den Merkern zwei Büchsenmeister bestellt (Bragur III, 87f.). Die Ansage der Singschule geschieht unentgeltlich durch den jüngsten Meister (Wagenseil 540f.).

Hauptsingen oder Singschulen hießen die öffentlichen und feierlichen Kunstübungen der versammelten Meistersänger.

Sie sollten zu Freiburg jährlich zweimal, am Tage des Evangelisten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, und am Pfingstdienstag, je um Mittagzeit, gehalten werden. Das Lokal ist im Predigerkloster:

---

[1]) anheimisch, zu Hause befindlich. Schmeller II, 194.

Art. 7. Desglichen sollend si (die Predigerherren) den Singern zu den beiden Hauptsingen Platz in irem Kloster geben, namlich im Winter in ihr Konventstuben und im Sommer im Ressental, und die Stuben oder das Ressental desselbenmals zieren mit Tüchern und andern Dingen, wie es dann darzu gehöret. 5

„In Nürnberg," sagt Wagenseil S. 540, „ist denen Meister-Singern erlaubt, ihre Sing-Schulen die Sonn- und Feiertäge Nachmittag, so oft es ihnen gefällig, zu halten, welches jedoch der Zeiten [1697] gar selten und fast nur um die hohen Fest geschieht. 10 Und ist hiezu sonderlich, von Alters, die sogenannte Catharina-Kirch, vielleicht weil selbige heilige Jungfrau und Märtererin[1]) für eine Patronin der freien Künste et omnis elegantioris litteraturæ, nach Art, als man vormals bei den Heiden die Minervam gehalten, in der Römischen Kirche aufgeworfen worden." 15

Die Vorrichtungen in dieser Kirche und den Hergang des Singens beschreibt derselbe Schriftsteller so (S. 541 ff.):

„Immittels wird in der Catharina-Kirch, bei Anfang des Chors, ein niedriges Gerüst aufgerichtet, darauf ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult und um den Tisch Bänke gesetzt 20 werden, und wird solches Gerüst, welches man das Gemerke nennet, mit Fürhängen ganz umzogen, daß man außen nit sehen kan, was darinnen geschiehet. Eine kleine Kathedra, in Form einer Canzel, auf welche derjenige, so ein Meister-Lied absinget, sich setzet, und der Sing-Stul heißet, bleibt beständig unverrückt 25 an ihrem Ort, ohnferne der großen Canzel, davon die Predigten gehalten werden."

„Die Versammlung der Zuhörer usw. geschiehet nach dem mittägigen Gottesdienst usw., das ist umb Eins usw. Wann eine gute Anzahl Leute beisammen, geht das Freisingen an; in dem 30 darf sich hören lassen, wer will, stehet auch denen Fremden frei, aufzutretten; und werden in dem Freisingen, außer denen Historien, so in H. Schrift verzeichnet, auch wahre und erbare weltliche Begebnüssen sampt schönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu singen zugelassen. Es wird aber in dem Freisingen nit gemerkt 35 und kan man also, außer den Ruhm, sonst nichts gewinnen, man mache es auch so gut, als man immer wolle. Wer nun singen will, setzet sich fein züchtig auf den Sing-Stul, ziehet seinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile pausiret, fähet er an zu singen und fähret damit fort biß zum Ende." 40

---

[1]) S. hiegegen Ranisch, Leben Hans Sachsens 27.

„Nach geendigtem Freisingen singen erstlich die gesampte Meister ein Lied, so daß einer vorsingt und die andern folglich mit einstimmen. Hernach gehet das Haupt-Singen an, in dem nichts, als was aus H. Schrift Altes und Neues Testamentes 5 componiret, geduldet wird, und muß der Singer allezeit, bald Anfangs, das Buch und Capitel anzeigen, woraus sein Lied getichtet. Wann in dem Haupt-Singen der Singer den Singstul bestiegen und eine Weile geruhet, schreiet der Förderste von den Merkern: Fangt an! Also macht der Singer den Anfang, 10 und wann ein Gesätz oder Abgesang vollbracht, hält er innen, bis der Merker wiederum schreit: Fahrt fort! Nach geendigtem Gesang begibt sich der Singer von dem Stul und macht einem andern Platz."

„Merker[1])," fährt Wagenseil fort, „werden diejenigen ge- 15 nennet, welche als die Fördersten und Fürsteher der Zunft in dem verhängten Gemerk an dem Tisch und vor dem großen Pult sitzen, deren gemeiniglich 4 an der Zahl sind. Der eine und älteste hat die H. Schrift, nach der Übersetzung des Herrn Lutheri, auf dem Pult liegend vor sich, schlägt den von dem Singer ange- 20 gebenen Ort, woraus sein Lied genommen, auf und gibt fleißige Achtung, ob das Lied sowohl mit dem Inhalt der Schrift, als auch des Lutheri reinen Worten überein komme."

Was hier, infolge der Reformation, seine besondre Gestaltung erhalten hat, ist doch der Hauptsache nach schon in den 25 1513 abgefaßten Freiburger Artikeln, und zwar in der angeführten Bestimmung des Artikel 8, vorhanden, wonach die Predigerherren „zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben" sollen.

30 „Der andere, dem ersten entgegen sitzende Merker gibt acht, ob in dem Context des Liedes alles denen fürgeschriebenen Tabulatur-Gesetzen gemäß sei, und so was verbrochen wird, bemerkt er den Fehler und dessen Straf, das ist, wie hoch er an Silben angeschlagen werde, auf das Pult mit einer Kreide. Der dritte 35 Merker schreibt eines jeden Verses oder Reimens End-Silbe auf und siehet, ob alles richtig gereimet worden, die Fehler ebenmäßig notirend. Und der vierte Merker trägt wegen des Tons Sorge, damit man den recht halte und nit verfälsche, auch ob in allen Stollen und Abgesängen die Gleichheit gehalten werde."

40 (Auch von dieser nur umständlichern und anschaulichern

---

[1]) Vergl. Museum II, 21. Aretin, Beiträge IX, 1143, 22. 1147 f. 1161, 1.

Darstellung des Geschäfts der Merker ist doch das Wesentliche schon im Artikel 12 des Freiburger Briefes enthalten:

Item die geistlichen und weltlichen Merker, so gesetzt werden, sollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo sie dieselben in ihrem Gesang irrig ersinden, es sig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das sollend sie ihnen sagen und sollich Irthumb bi ihnen abstellen, auch die Singer ihrem Entscheiden und Geheiß gehorsam und gewertig sein.

„Unter währenden diesen Singen müssen sich die übrige Zunft-Genossen des Redens und Geräusches enthalten, damit der Singer nit irr gemacht werde. Es soll auch kein Singer das Gemerk überlaufen, keiner ohne Erfordern in das Gemerk gehen und sich darein setzen und also den Merkern in das Ampt fallen und eingreifen. Wann nun alle Singer mit ihrem Gesang fertig sind, so gehen die Merker zu Rath, wie ein jeder bestanden, und wann sich findet, daß es einige gleich gut gemacht und keiner mehr Silben versungen, als der ander, müssen sie umb den Preis gleichen und weiter sich hören lassen, bis so lange einem vor dem andern die Ehre des Gewinns bleibet und einer um wenigere oder gar keine Silben strafbar erfunden wird und also glatt singet."

„Hierauf werden die Gewinnungen ausgetheilet und rufen die Merker die zween, so sich am tapfersten gehalten, einen nach dem andern für das nunmehro aufgezogene Gemerk und geben ihnen, was sie durch ihr Singen verdient. Dem Übersieger, so es am allerbesten gemacht, gebühret zu Nürnberg die Zierde des Gehängs. Solches Gehäng ist eine lange silberne Kette, von großen breiten, mit dem Namen derer, die solche machen lassen, bezeichneten Gliedern, an welcher viel, von allerlei Art, der Gesellschaft geschenkte silberne Pfenninge hangen. Nachdem aber selbige Kette wegen der Größe etwas unbrauchbar und zum Anhenken sich nicht allerdings schicken will, so ward an deren Statt dem, so den Preis davon getragen, eine Schnur, daran drei große silberne und verguldte Schilling gebunden, überreicht, mit welcher man füglicher sich schmücken und prangen kunte. Solche Schnur hat den Namen des König Davids; dann auf dem mittlern Schilling, welcher der schönste, ist der König David auf der Harpfen spielend gebildet, und hat solchen Hans Sachs der Gesellschaft hinterlassen."

Wagenseil bemerkt hiebei: weil die Schnur wegen Alters zerreißen wollen, der Schilling auch sehr abgenutzt gewesen, hab' er der löblichen Gesellschaft eine silberne Kette zu fernerem

Gebrauch machen lassen, an die er eine vergüldete Medaille gehenkt, mit Namen und Jahrzahl, 1696, auch der Inschrift:

Pollio amat vestram, quamvis sit rustica, Musam.

„Dem Nächsten nach dem Ubersieger wird ein von seidenen 5 Blumen gemachter schöner Kranz zu Theil, welchen er aufsetzet. Je zu Zeiten findet sich ein Liebhaber, der aus Freigebigkeit etwas zu versingen aufwirft, und wann solches auf gewisse Singer geschiehet, werden die übrigen davon ausgeschlossen. Zu merken, daß der Ubersieger, oder König=David=Gewinner, auch diesen 10 Vortheil davon trägt, daß er in der nächsten Sing=Schul, so darauf gehalten wird, mit in dem Gemerk sitzen darf. Und so etwan die Merker etwas überhören, soll er sie dessen erinnern, auch wo irgend ein Stritt würde fürfallen und die Merker ihn fragten, ist er schuldig, dessen, was er gefragt wird, mit Be- 15 scheidenheit Antwort zu geben" usw.

(Vergl. Freiburger Art. 13: Item welcher die best Gab gewinnet, der soll darnach zu dem andern Singen ein Merker sin. Aber ein Singen mag er vor und nach wol singen, doch nit um die Gaben, es werd ihme dann von den Singern zugelassen.)

20 „Ein Kranz=Gewinner soll die nächste Schul an der Thür stehen und das Geld einnehmen usw. Die Merker sollen treulich und fleißig nach Inhalt der Kunst und nit nach Gunst merken, einem, wie dem andern, nachdem ein jeder singt, nicht anderst, als ob man darzu vereidet worden, ob man zwar darüber nicht 25 schweren soll, noch kan. Wann auch eines Merkers Vatter, Sohn, Bruder, Vetter, Schwager usw. singt, soll der Merker, weil er parteiisch, sein Ampt, biß der Singer ausgesungen, einstellen und indessen der Büchsen=Meister, oder sonst ein unparteiischer Singer und Gesellschafter an des Merkers Statt merken. Eines 30 Singers Fehler können ihm, nach Gutachten der Merker, entweder alsobald nach seinem Singen und Gleichen, oder erst nach gehaltener Sing=Schul absonderlich, damit ihn andere nicht verhöhnen, angezeigt werden. Wann einer im Singen, wie auch Tichten, sonders gut und dannenhero wenig oder gar keinen 35 Fehler begienge, soll er darum seine Gaben nicht misbrauchen, noch andere neben sich verachten."

Auf das Hauptsingen folgte das Mahl oder die Zeche. Darauf bezieht sich der schon angeführte Artikel 15 des Freiburger Stiftungsbriefs, vom Singen über und nach dem Mahle, sowie 40 eine Bestimmung des Artikels 7:

Darzu (sollen die Predigerherren) in ihrs Gotshus Küchin kochen lassen und darzu Holz geben; darfür sol man ihnen,

namlich für Holz und Salz bezalen drig Plappart[1]); kocht man aber nit, so ist man ihnen nichts pflichtig, die Singer wellen ihnen dann sonst ein Erung thun. Doch daß in disem allem dem gemeinen Guet hie zu Friburg nichts entzogen, sonder das Brot am Laden und der Win vom Zapfen gereicht werde, es wäre dann, daß man den Singern ein sundere Erung thäte, alles ungeverlich.

Wagenseil meldet, S. 555, von solchen Gelagen:

„Des Tages, wann man Schul gehalten, ist gebräuchlich, daß die Gesellschaft der Singer eine erbare, ehrliche, friedliche Zech halte. Auf solcher Zech soll ein jeder sein Gewehr von sich legen; auch soll alles Spielen, unnütze Gespräch und überflüßige Trinken verbotten sein und wird ein Zechkranz zum besten gegeben, damit, wem es beliebt, darum singen möge. Es sind aber Strafer und Reizer[2]) zu singen verbotten, als woraus nur Uneinigkeit entstehet. Es soll auch keiner den andern auffordern, umb Geld oder Geldswehrt zu singen. Ebenmäßig soll niemand zu denen Merkern an ihren Tisch unerfordert hinsitzen. Der auf der Schul den Kranz gewonnen, soll bei der Zech aufwarten und fürtragen. Wann er es aber nicht allein bestreiten könte, soll ihm der, so auf vorhergegangener Schul den Kranz gewonnen, aufwarten helfen. Die, so auf der Schul das Kleinod oder Kranz gewonnen, oder glatt gesungen, sollen mit 20 Groschen begabt werden. Ein Merker bekommt 20 Kreuzer. Die Zech soll von dem Geld, so auf der Schul aufgehoben worden, bezahlet werden; wann aber die Schul nit so viel getragen, soll der Abgang von gemeiner Büchse ersetzt werden."

Die Kunstfertigkeit, welche bei den öffentlichen Singen zur Schau gelegt wurde, die Kenntnis der Kunstregeln, welche hiebei beobachtet werden mußten und deren Versäumnis der Kreide der Merker anheimfiel, setzten einen förmlichen Unterricht und eine mittels dessen erlangte Meisterschaft voraus. Auch von den Einrichtungen, welche zu diesem Behufe bestanden, ist noch zu handeln.

Dieselben waren dem Lehr- und Meisterwesen bei den Handwerkszünften analog. Der Unterschied lag nur darin, daß man den Gesang, wenn auch handwerkmäßig genug, doch nicht als ausschließlichen Beruf, sondern als eine aus freier Lust und Liebe

[1]) Plappart, ein Grosch, 3 Kreuzer. Schmeller I, 337.
[2]) Vergl. S. 543 und Freiburger Einladung von 1630: „auch soll keine Reizlied, Schmützung, Schmehung usw. gesungen werden".

gepflegte Nebenbeschäftigung behandelte. (Vergl. Bouterwek 275.) Der Freiburger Stiftungsbrief enthält nichts über die Bildung zum Meistergesange, die Einladung von 1630 aber spricht ausdrücklich von Meistern und Gesellen:

5 Derowegen ist unser Bitt und Beger, wo etwan Meister oder Gesellen vorhanden weren, die Gott mit solcher Kunst begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben usw. wollen sich zu uns verfügen, alda mit uns singen usw.

Nähere Auskunft gibt Wagenseil S. 546ff.:

10 „Wann sich bei einer Person Lust und Lieb zu der Meister-Singer-Kunst befindet, gibt sie sich bei irgend einem Meister, zu dem sie das Vertrauen hat und der wenigst einmal das Kleinod gewonnen, an und bittet selbigen, daß er ihr wolle mit gutem Unterricht an Hand gehen. Ein solches thut der, so angesprochen 15 wird, gar gerne und übernimmt die große Mühe, welche sonderlich die Belehrung der sehr schweren Töne verursachet, ganz umsonst, nur aus Liebe, die Kunst auf die Nachkommen zu befördern. Welcher willen auch die Meister-Singer sich selbsten um Schuler bewerben und dißfalls ihre Ruhe und Schlaf abbrechen, sinte-20 malen sie den Tag zu ihrer Berufs-Arbeit und Gewinnung der Nahrung anwenden müssen. Wann ein Lehrling sich wol gehalten, die Lehr-Sätze und eine zimliche Anzahl von Tönen, sonderlich aber die 4 gekrönte, begriffen, wird er auf der Zech, oder in dem Wirtshaus, wo die gewöhnliche Zusammenkunften 25 geschehen, nach abgelegter Jahr-Rechnung, so gemeiniglich an dem Thomas-Tag geschiehet, der Gesellschaft durch den Lehrmeister fürgestellet, mit Bitte, solchen in dieselbe aufzunehmen."

Hierauf stellen die Merker eine Prüfung an und erforschen, ob der Lehrling ehrlicher Geburt, ob er nicht leichtfertig sei, son-30 dern sich eines stillen und ehrbaren Wandels beflissen, ob er die Singschule stets besucht. Ferner wird er auf die Probe gesetzt, ob er die Kunst genugsam erlernt und wisse, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe usw., ob er mit der gehörigen Anzahl von Tönen ge-35 faßt sei usw., ob er im Fall der Not ein Lied merken könne. Man gibt ihm dabei im Singen 7 Silben bevor; wenn er darüber versingt, kann er nicht aufgenommen werden. Nach all diesem treten der Empfehlende und der Empfohlene ab, und der älteste Merker läßt die Umfrage ergehen, ob letzterer der Gesellschaft 40 angenehm sei und für tüchtig erkannt werde. Auf erfolgte Einwilligung geschieht die Aufnahme, wobei der Aufzunehmende sich verpflichten muß:

1. „Daß er bei der Kunst beständig bleiben und von dem Gesang nicht weichen, sondern fest darob halten wolle.

2. Daß, wann an einem Ort etwan der Kunst und Gesellschaft übel und spöttlich sollte nachgeredet werden, er solches, so er es höret, mit Bescheidenheit widersprechen und der Kunst nichts zu kurz geschehen lassen wolle.

3. Daß er mit denen Gesellschaftern friedlich und schiedlich leben, sie für Schaden warnen, ihnen in allen Leibes-Nöthen helfen und beistehen, ihr Gut und Nahrung bessern und behüten, alles gutes von ihnen reden, und so jemandes ungleich sollte gedacht werden, sich ihn zu entschuldigen und zu vertheidigen äußerst wolle angelegen sein lassen.

4. Daß er kein Meisterlied oder Ton auf öffentlichen Gassen, so Tags, so Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gastereien, oder andern üppigen Zusammenkunften, wie auch nit, so er etwan solte bezecht sein, singen und hiedurch der Gesellschaft einen Schandfleck anhenken wolle. Jedoch wird ihm erlaubt, gegen Fremde, so Verlangen tragen, ein Meister-Lied zu hören, wann man versichert, daß sie kein Gespött daraus treiben werden, sich hören zu lassen."

Man hatte in früherer Zeit auch im Brauch, einen solchen Neuling mit Wasser zu begießen, was man die Taufe hieß. Solche geschah in Gegenwart von drei Merkern, deren einer der Täufer, die beiden andern die Paten waren (Bragur III, 94).

Durch diese Prüfung und Taufe wurde der Lehrling, wie ich glaube, zu dem, was die Freiburger Urkunde Gesellen nennt. Eine weitere Stufe war das Meisterwerden.

Wenn sich nämlich ein Sänger eine Zeitlang auf den Schulen zur Zufriedenheit hören lassen und sonst untadelhaft verhalten, konnte er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, d. h. daß er auf offener Singschule freigesprochen und für einen Meister erklärt werde. Ein etwas später Meistersang (Wagenseil 548ff.) stellt diese Handlung dar, doch ohne Zweifel nach altem Gebrauche. Zuerst der Gruß, worin der Bewerber sein Begehren stellt. Ein Meister bewillkommt ihn mit Gesang und legt ihm Fragen vor über den Ursprung der Kunst und ihre Gesetze. Nachdem er hierauf genügend geantwortet, singen ihm die Meister zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meisterschaft und den Kranz zu empfangen. Dieser wird ihm jedoch erst aufgesetzt, nachdem er zum Meisterstück die 4 gekrönten Töne abgesungen.

So viel von der Einrichtung der Singschulen. Nun von ihren Satzungen oder Kunstregeln. Diese machten den Inhalt

der Tabulatur, die den Sängern und Merkern zur Richtschnur diente und zu gewissen Zeiten auf den Zechen abgelesen wurde (Wagenseil 533).

Aus geschriebenen Tabulaturen und aus den gedruckten in 5 Puschmanns Bericht des deutschen Meistergesangs von 1572 und in der von der Meistersängergesellschaft zu Memmingen herausgegebenen „Kurzen Entwerfung des deutschen Meister-Gesanges, Stuttgart 1660", finden sich Auszüge in den angeführten Abhandlungen von Wagenseil, Häßlein, Büsching.

10 Diese Tabulaturen geben nicht eine zusammenhängende, positive Unterweisung in der Kunst. Sie verzeichnen vielmehr in einzelnen Sätzen hauptsächlich die Fehler, welche von den Sängern zu vermeiden und von den Merkern zu notieren und zu strafen sind. Das Sünden- und Strafregister bei Wagenseil 525 hat 15 32 Artikel. Außer denjenigen Fehlern, durch welche man sich ganz und auf einmal versingt und wegen deren man wohl ganz von der Schule ausgeschlossen werden kann, wird nach Silben gestraft. Die Sänger haben nämlich nach ihren verschiedenen Graden eine Anzahl Silben voraus; wer nun um mehr Silben 20 gestraft wird, als er voraus hat, der hat sich versungen, d. h. er kann weder einen Preis erlangen noch den höhern Grad, um den er sich bewarb. Die Zahl der vorausgegebenen Silben richtet sich zugleich danach, ob die Gesätze eines Liedes mehr oder weniger Zeilen haben (Bragur III, 83 f.).

25 Man könnte die einzelnen Artikel der Tabulatur nach den vier Hauptgeschäften ordnen, welche den vier Merkern für die Beobachtung des Gesanges angewiesen sind: Schriftmäßigkeit des Inhalts, Vers, Reim, Ton. Da wir jedoch eine scharfe Abteilung nicht durchgeführt finden, so mag es genügen, das 30 Bemerkenswertere aus der Nomenklatur dieser Artikel ohne strengere Folge aufzuzählen und am Schlusse einige allgemeine Gesichtspunkte anzugeben.

Bar heißt ein ganzes Meistersängerlied[1]). Gesätze heißen die Strophen des Bars; deren sind entweder drei, oder fünf, oder 35 sieben und danach nennt man den Bar ein gedrit, gefünft, gesiebent Lied (Büsching, Sammlung S. 174). Das Gesätz zerfällt in Stollen und Abgesang. Die Stollen sind zwei, den vordern Teil des Gesätzes (den Aufgesang) bildende, nach Versbau, Reimstellung und Melodie gleichartige Gliederungen. Der Abgesang, 40 der hintere Teil des Gesätzes, ist von den Stollen verschieden und auch in sich selbst weniger gleichartig gegliedert. Es läßt

[1]) Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1161, 51: Ein par usw.

sich dieses an der bekannten Form des Sonetts deutlich machen, die beiden gleichgebauten Quatrans entsprechen den Stollen, die beiden Terzinen dem Abgesang; in den letztern ist wenigstens eine ungleiche Reimstellung gestattet, z. B. die Mittelzeile der ersten Terzine reimt mit der Anfangs- und Schlußzeile der zweiten und umgekehrt die Mittelzeile der zweiten Terzine mit der Anfangs- und Schlußzeile der ersten.

Manchmal folgt nach dem Abgesang noch ein Stollen, d. h. ein den beiden vordern Gliederungen gleichartiger Teil.

Von den verschiedenen Arten der Reime oder ihrer Gegensätze kommen vorzüglich folgende in Betracht: Stumpfe Reime, die einsilbigen, männlichen; klingende Reime, die zweisilbigen, weiblichen. Waisen, oder bloße Verse, der Gegensatz der Reime, sind einzelne reimlose Zeilen, welche weder im Gesätze selbst, noch in den folgenden gebunden werden. Körner dagegen sind diejenigen Reime, welche nicht je im Gesätze selbst, aber in allen nachfolgenden ihren Anklang finden.

Die Zahl der Silben für eine Verszeile ist bei Wagenseil 525 auf höchstens 13 angegeben. Puschmann läßt nur 11 bis 12 zu. Er sagt:

„In den längsten Reimen halte ich dafür, daß man darin nicht über zwölf und elf Silben machen soll; denn ein zwölfsilbiger Reim, der hinten und vorne oder auch in der Mitte zierliche Blumen und Koloraturen hat, gibt einem zu schaffen, wenn man ihn ohne Absatz in einem Atem aussingen will.“ (Büsching, Sammlung S. 180.)

Aus dem Verzeichnis der Fehler mag folgendes ausgehoben werden.

Ein Fehler ist, wenn nicht nach der hochdeutschen Sprache gesungen wird,

„wie denn dieselbe Sprache in der Wittenbergischen, Frankfurtischen und Nürnbergischen Bibeln, auch in aller Fürsten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich ist.“ (Büsching 182f. Wagenseil 525.) „Was aber das Aussprechen der Wörter betrifft, kan ein frembder Singer, wann er durch und durch seines Landes übliche Sprach gebraucht (ihr nicht wieder im einzelnen des Reimes wegen ungetreu wird, Bragur III, 69), auch in den Bundwörtern, aus Freundlichkeit, damit wol gedultet werden, auf daß man nit beschuldiget werde, daß man jemandes Sprach strafe, oder verwerfe. Doch müssen die Bundwörter von einerlei Vocalibus regiert werden.“ (Wagenseil 525. Büsching 185 f.)

Es zeigt sich hierin ein lobenswertes Bestreben, eine gemeinsame Schriftsprache zu begründen, dabei aber doch besonders

für die lebendige Mitteilung die mundartige Färbung nicht völlig auszuschließen.

Falsche Meinungen sind alle der reinen christlichen Lehre zuwiderlaufende Menschenlehren. Auch rechnete man dahin, was
5 sonst den guten Sitten und der Ehrbarkeit entgegen war. Sie sind ein grober Fehler.

„Welcher derowegen dergleichen bringet oder singet, der wird nicht begabt, sondern hat gänzlich versungen. Ja es kan ihm, nachdem die Materie wichtig, scharf untersagt und hart
10 verwiesen, er auch von der Schul weggeschafft werden.“ (Wagenseil 525.)

Eine blinde Meinung ist, wenn man durch Auslassungen unverständlich wird, „als: ich, du soll kommen, für: ich und du sollen kommen.“ So viel nun Worte blind sind, d. h. aus-
15 gelassen werden, für so viele Silben wird man abgestraft.

Laster hießen vorzüglich unreine Vokalreime.

Eine Klebsilbe ist, wenn man Silben ungehörig zusammenzieht, z. B. keim für keinem, gsprochen für gesprochen, und selbst im für in dem, vom, zum, zur (Wagenseil 527. Vgl.
20 Büsching 195).

Milben sind, wenn des Reimes wegen ein nicht entbehrlicher Buchstabe abgebrochen wird, als: ich kann nicht singe statt singen, um auf Dinge zu reimen, Gesetz und letzt (Wagenseil 529. Büsching 190).

25 Fehler des Vortrags sind unter anderem nachstehende:

Ein Stutz, auch Pause, Zucken, ist, wenn man stutzt oder stille hält, wo man nicht anhalten sollte. Dies wird für eine, zwei oder mehr Silben gestraft, so viele nämlich, als man während der Pause bedächtig aussprechen kann (Büsching 189. Wagen-
30 seil 529).

Falsche Melodei ist, wenn man einen Ton durch und durch anders singt, als ihn sein Meister gedichtet hat. Ein solcher Sänger hat sich gänzlich versungen (Wagenseil 531. Vgl. Büsching 192).

35 Falsche Blumen oder Koloraturen werden angebracht,

„wenn man im Stollen oder Abgesange die Verse anders blümet oder colorirt (mit andern Läufen u. dergl. singt), als sie ihr Meister geblümet hat, so daß durch solches übrige oder falsche Blümlein der Ton unkenntlich wird; oder wenn man einen
40 Vers das eine mal mehr oder weniger beblümet, als das andere mal.“ (Büsching 192. Wagenseil 531.)

Sowie man, nach diesen letztern Bestimmungen, darauf achtete, daß die Töne der Meister weder in ihrem Grundbestande, noch in den Verzierungen gefälscht würden, worüber der vierte Merker eigens zu wachen hatte, so suchte man auch zu verhüten, daß nicht die neuen Tondichter sich zu viel von den Tönen andrer aneigneten:

„Wer einen Meisterton machen, oder melodiren will, der muß mit Fleiß Achtung haben, daß keine Melodei, so er tichtet, in einen andern Meisterton eingreife und denselben berühre, so weit als 4 Silben sich erstrecken, sondern daß er eine ganz neue Melodei und Blumen, so andere Töne der Meister-Singer nit haben, ersinne.“ (Wagenseil 532.)

Die Wichtigkeit, welche man auf die Erfindung eines meistermäßigen Tones, einer neuen Melodie mit entsprechendem Strophenbau, legte, erweist sich auch in dem feierlichen Verfahren, mittels dessen der neue Ton geprüft, gewürdigt und dem Namen seines Erfinders gesichert wurde.

„Billich ist es und recht, daß man einen Ton von seinem Meister selbst höre, also, daß er den Ton zum ersten mal auf das nidrigste, als er vermag, für der ganzen Gesellschaft singe, zum andern mal mit vollkommener Stimm, wie man auf der Schul pflegt zu singen, zum dritten mal auf das höchste, als er ihn mit der Stimm erheben kan, es würde dann von wegen Alters, der unvermöglichen Stimm halben, zugelassen, daß ein anderer in seinem (des Tichters) Namen den Ton fürsänge, und da soll er, so es sein kan, den Ton hören fürsingen, als seinen Ton bestättigen und um das Bedenken darüber gebührend anhalten. Wann dann nun derselbe Ton bewährt und gut gesprochen wird, alldieweilen sonderlich dadurch in keines andern Tons Melodei mit 4 Silben eingegriffen wird, alsdann soll der Tichter seinem Ton, zum Unterschied anderer, einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben und zween Gevattern dazu bitten, hernach drei Gesätz, aus der ihm von den Merkern fürgegebenen Materie, in bemeldtem Ton machen und in das hierzu verordnete Meister-Singer-Buch, so ins Polpet [pulpitum] gehörig, zum Gedächtnüs einschreiben, dabei auch Jahr und Monats-Tag sampt seinem des Tichters Namen sollen gesetzt werden.“ (Wagenseil 532 f.)

Wir besitzen lange Listen solcher getaufter Töne. Darunter vier gekrönte Töne[1]) von solchen Meistern, die als Stifter des

---

[1]) Vergl. Grimm 114.

Meistergesanges genannt werden, Frauenlob nämlich, Regenbogen, Marner und Müglin, aber auch mehrere unter den Namen noch älterer Sänger, Walthers von der Vogelweide, Wolframs usw. Manche Tönenamen klingen ziemlich poetisch: der blühende
5 Ton Heinrich Frauenlobs, der frische Ton Hans Vogels, die Lilienweis ebendesselben, die Engelweis ebendesselben, die Lerchenweis Heinrich Enders usw. Andere lauten überaus seltsam, besonders von spätern Meistern, die sich im Abenteuerlichen immer mehr überboten, z. B.: die kurze Affenweis Georg Hagens,
10 die gestreift Safranblümleinweis Hans Friedeisens, die warme Winterweis Georg Winters, die traurige Semmelweis Semmelhofers usw. Namentlich hat M. Ambrosius Metzger sich in den sonderbarsten Namen seiner Töne gefallen: die Weberkrätzenweis, die Schwarzdintenweis, die Schreibpapierweis, die ver-
15 schlossene Helmweis, die Cupidinishandbogenweis, die fröhliche Studentenweis, die hochsteigend Adlerweis, die abgeschiedene Vielfraßweis, die Fettdachsweis usw. Dieses aus dem Verzeichnis bei Wagenseil 534 ff. Proben einer kritischen Tafel der Meistersängertöne von Büsching im Neuen Litterarischen Anzeiger 1808.
20 22 Merz, 28 Juni. Ein kleineres Verzeichnis von Docen in Aretins Litterarischen Beiträgen IX, 1177f.

Wenn wir unter der Menge der einzelnen Bestimmungen allgemeinere Gesichtspunkte für die poetische Technik des Meistergesanges festzuhalten suchen, so zeigt sich uns, daß die eigentlichen
25 Grundregeln des Strophenbaus, des Silbenmaßes und des Reimes, wodurch der Meistersang mit der Liederkunst der ältern Sänger zusammenhängt oder sich von dieser unterscheidet, mehr vorausgesetzt, als bestimmt ausgesprochen sind.

Für den Strophenbau ergibt schon der gesamte Minnesang
30 den Grundsatz der Dreiteiligkeit oder, noch allgemeiner gefaßt, der Zusammensetzung der Strophe aus gleichartigen und ungleichartigen Gliedern, wodurch dieselbe einerseits Festigkeit, anderseits freie Bewegung erlangt. Was die Meistersänger Stollen und Abgesang nennen, läßt sich in der Form des einfachsten
35 Minneliedes erkennen, z. B. [die Tanzweise Ulrichs von Lichtenstein, in der Ausgabe von Lachmann S. 97]:

In dem walde süeze doene
singent cleiniu vogellîn.
An der heide bluomen schoene
40 blüejent gegen des meien schîn.
Alsô blüet mîn hôher muot
mit gedanken gegen ir güete,

diu mir rîchet mîn gemüete,
sam der troum den armen tuot.

Aber die Strophenteile, welche hier kurz zusammengestellt und leicht verschlungen sind, treten in den Gesätzen des Meistergesanges, deren Ausdehnung stets im Zunehmen begriffen ist, in breiten Massen auseinander, deren gekünstelter Zusammenhang sich oft nur mühsam verfolgen läßt. Wagenseil bemerkt S. 533:

„Mit den überlangen Tönen befindet es sich nicht bei den Alten, daß einer den andern so hoch überstiegen hätte, wie jetzo geschiehet. Doch ist übrig lang und hoch hinauf gestiegen, wann ein Ton 100 Reimen oder Vers hat, und sollen die Tön, so über 100 Reimen enthalten, keinen Vorteil haben für denen, so hundert begreifen."

Über das Silbenmaß besagen die Tabulaturen:

„Ein jedes Meister-Gesangs Bar hat sein ordentlich Gemäß in Reimen und Silben, durch des Meisters Mund ordinirt und bewährt; diß sollen alle Singer, Tichter und Merker auf den Fingern auszzumessen und zu zählen wissen." (Wagenseil 521.)

Vergleichen wir diese Regel mit ihrer Anwendung in den vorliegenden Meisterliedern, so können wir sie bestimmter so fassen: nur für die Länge der Verse[1]) besteht ein Maß in der Anzahl der Silben, die Silben selbst aber werden nicht gemessen, sondern gezählt.

Die ältere deutsche Metrik rechnete nicht nach Silben, sondern nach Hebungen, Tonhebungen, Akzenten (bei den Alten arsis, ictus). Die bestimmte Zahl von Hebungen in jeder Verszeile konnte mehr oder minder von schwächer betonten Silben im Vorschlag (anacrusis) oder in der Senkung (thesis) begleitet sein. Diese scheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der ursprünglichen Bestimmung aller Poesie zum musikalischen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichste Bezeichnung der Grundform durch Angabe der notwendigen Anzahl von Taktschlägen ob, die Zwischenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Schon im Laufe des 13. Jahrhunderts treten aber die Zwischensilben immer vollständiger und regelmäßiger ein, so jedoch, daß der Gehalt der Haupttonsilben noch immer den Grundbau des Verses bildet. Der Periode des Meistersanges war es vorbehalten, die geregelte Mannigfaltigkeit der ältern Tonmessung durch eine starre

[1]) Vergl. Göz II, 10: scandiert.

Silbenzählung, ohne Rücksicht auf Gehalt und Ton der einzelnen Silben, zu ersetzen, z. B.:

Als man zelt vierzenhundert jar
Und vier und neunzig jar fürwar
Nach des herren Christi geburt,
Ich Hans Sachs gleich geboren wurd usw.

Diese leblose, unorganische Technik fand allerdings nicht bloß in den eigentlichen Meisterliedern statt, sie tritt uns auch in andern, weniger in enge Formen eingezwängten Gedichten entgegen, wie namentlich an den vielen, im ersten Abschnitt aus erzählenden Dichtungen vorgetragenen Proben zu bemerken war, mag dieses nun in dem Einflusse des Meistergesangs oder in dem allgemein verlorenen Sinne für einen lebendigern Rhythmus seinen Grund haben. Während sich bei Hermann von Sachsenheim noch einiger Sinn für die frühere Beweglichkeit äußert, geht im Teurdank die mechanische Silbenzählung noch weiter, als selbst im Meistergesange, indem sogar der Wechsel von ein- und zweisilbigen Reimen durch die Reduktion der letztern auf eine unveränderliche Silbenzahl großenteils aufgehoben wird, z. B.:

Man(i)cher über got den herrn klagt,
Wie er hab die menscheit geplagt,
Das er si habe beschaffen,
Nacket, ploß, on alle waffen usw.

Der Reim im Meistergesange teilt sich in den stumpfen und den klingenden, was die Tabulatur als gleichbedeutend mit ein- und zweisilbigem nimmt. Dieses bedarf keiner besonderen Erläuterung, da es mit unsrer jetzigen Unterscheidung von männlichen und weiblichen Reimen zusammentrifft. Aber auch hierin verschloß sich das Ohr allmählich dem prosodischen Gefühle der mittelhochdeutschen Reimkunst, nach welchem Wörter, die nach Bildung und Schreibung zweisilbig sind, doch vermöge des kurzen Selbstlauters ihrer Tonsilbe im Reime den einsilbigen gleichgezählt werden, z. B. sägen, trägen, welche einsilbig gelten, während vrâgen, wâgen (audere) wirklich zweisilbige Reime sind. Eine andre hauptsächlich für die fortlaufenden Reimpaare, die gewöhnliche Form der erzählenden Gedichte, in der mittelhochdeutschen Poesie herkömmliche Regel, wonach drei Hebungen mit klingendem Reime vier Hebungen mit stumpfem gleich liefen, was eine angenehme Abwechslung herbeiführte, war gleichfalls

in Abgang gekommen. Wenn z. B. eine Erzählung von Hans Sachs anfängt:

> Zu Poppenreut ein pfarrherr saß,
> Der voll der guten schwenke was,
> Er war mit worten unverdrossen, 5
> Riß an der predig seltzam bossen usw.,

so hätte das zweite Reimpaar nach der ältern Weise lauten müssen:

> Mit worten unverdrossen,
> Riß an der predig bossen usw. 10

Die vorerwähnte silbenzählende Behandlung der klingenden Reime im Teurdank hat damit nichts mehr gemein, so wenig als mit dem noch ältern Reimgebrauche, vermöge dessen auch die noch kräftigern Flexionsendungen die für den stumpfen Reim erforderliche Betonung hatten und darum eigentlich noch gar 15 keine klingende Reime vorhanden waren.

---

3. Leistungen der Singschulen.

Den umständlichen äußern Zurüstungen für die Übung des Meistergesangs entsprechen die Leistungen desselben allerdings der Masse nach, mit welcher jedoch der poetische Wert derselben in keinem Verhältnis steht. Von den zahllosen Liedern, die 20 zum Teil mit den Singnoten in den handschriftlichen Meistergesangbüchern auf den Bibliotheken zu Augsburg, Heidelberg, Nürnberg, Dresden usw. begraben liegen, ist im ganzen nur weniges zum Drucke gegeben. Die Lieder der ältern Meister, vom Schlusse des 13. Jahrhunderts, vor dem erweislichen Bestande 25 der zunftmäßigen Genossenschaften, sind zwar aus der Manessischen und der Jenaer Handschrift in den früher angeführten Sammlungen abgedruckt. Auch sonst ist manches Einzelne in den Schriften über den Meistergesang, in den Zeitschriften und Kollektaneen für ältere deutsche Literatur, in Görres Volks- und 30 Meisterliedern usw. bekannt gemacht. Aber der eigentliche Hort des Meistersanges liegt doch noch unerhoben in den Handschriften und es wird auch niemand das Gelüste haben, ihn vollständig zu erheben. Dennoch wird man sich etwas tiefer, als bisher geschehen, in die durch Umfang und Inhalt ziemlich abschreckenden 35 Liederbücher hineinwagen müssen, bevor über das in mancher Beziehung gewiß merkwürdige Institut der Singschulen und das

Verdienst ihrer Leistungen eine ganz befriedigende Rechenschaft möglich ist[1]).

Wir finden im Meistergesange kein vorschreitendes Wachstum der Poesie. Es ist vornherein geistig belebter, dem Inhalte nach mannigfaltiger, der Form nach beweglicher, als im Verfolge der Zeit. In poetischer Hinsicht ist er in stetiger Abnahme begriffen; er ist nicht als eine selbständige Entwicklung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liederkunst des Mittelalters zu betrachten.

Die Gegenstände der Meisterlieder sind, nach dem angegebenen Zwecke der Singschulen, vorherrschend religiöse und moralische. So besonders in unsrem Zeitraum. Doch ließ noch im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts Muscatblut, dessen Weisen in der Singschule langehin im Ansehen blieben, in meistersängerischer Form Anklänge des älteren Minnesanges vernehmen. Ganz waren auch im weitern Verlaufe des 15. und 16. Jahrhunderts weltliche und nicht unmittelbar lehrhafte Gegenstände vom Meistergesange nicht ausgeschlossen. Wurden sie auch in den Hauptsingen nicht zugelassen, so waren doch in den vorangehenden Freisingen auch „wahre und ehrbare weltliche Begebnisse" (Wagenseil 543) gestattet. Noch weniger Strenge dürfen wir hinsichtlich der Lieder voraussetzen, welche bei den Mahlen abgesungen wurden, und der Zechkranz (Wagenseil 555) mochte wohl auch mitunter durch einen mutwilligen Gesang gewonnen werden. Es sind auch wirklich manche Meistergesänge scherzhaften, verliebten, romantischen Inhalts vorhanden. (Vgl. Grimm 125 f.) Unter denen der letzten Art verstehe ich solche, worin Gegenstände behandelt sind, die sonst mehr der Erzählung im Geschmacke der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören. Stücke dieser Klasse stehen in der Sammlung von Görres, in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 347 ff. usw. Sie waren auch schon am Schlusse des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts auf einzelnen Druckbogen als fliegende Blätter verbreitet. Seltene Exemplare aus gedachter Zeit sind in einem alten Oktavbande der Augsburger Bibliothek[2]) (klein Oktav N. 1 D. a. D. 22) mit Flugschriften andern Inhalts zusammengebunden, darunter ein Meistergesang, der „in des Regenbogen Zugeton" eine Geschichte erzählt, welche

---

[1]) (Dies ist nun neuerdings durch die von Bartsch veranstaltete Auswahl aus der Colmarer Liederhandschrift wesentlich erleichtert worden. H.)

[2]) Scheint von Docen benützt worden zu sein unter der Bezeichnung „Schleich, im Liederbüchlein 1584", woraus die Nummern 226. 139. 138 angeführt werden. Aretin, Beiträge IX, 1181 f. 1185, 5.

mit der in Shakespeares Kaufmann von Venedig behandelten gleiche Grundlage hat; ein Auszug davon im Museum für altdeutsche Literatur II, 280ff. Ein andres Lied, das auch nach einem fliegenden Blatt im Wunderhorn II, 229ff. (auch im Neuen Literarischen Anzeiger, Museum I, 141) gegeben ist, singt vom Ritter Bremberger „in seinem Ton", wie ihn der eifersüchtige Gemahl der von ihm besungenen Frau ermorden ließ und ihr das Herz des Sängers zu speisen gab. Der Ton dieses Liedes ist in der Hauptsache derselbe, in welchem mehrere Gedichte Reinmans von Brennenberg, in der Minnesängersammlung I, 184b ff., verfaßt sind und der auch sonst unter dem Namen „des Prenbergers Ton" bei den Meistersängern gangbar war (Grimm 135. Vgl. auch 109 und Wunderhorn III, 113). Auch unter den Dichtern des Colmarer Liederbuches erscheint der Brannenberger (Museum II, 184). In bayerischen Chroniken unter dem Jahr 1324 kommt Reimann von Brennenberg (Prenberg in der Nähe von Regensburg) vor (Museum I, 140. Vgl. Duel. Excerpt. S. 258. 269 und ebend. unter den Wappen S. 286 das von Prennberg, Pranberg, ein Berg mit Flammen; das Wappen in der Manessischen Handschrift ist ein ganz andres, mit einem zackigen Querstrich). Die nämliche Geschichte wird aber von dem provenzalischen Sänger Guillem de Cabestaing (Raynouard B. V, S. 187ff. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 77ff., hiernach Boccaz, Hans Sachs, in Laßbergs handschriftlichem Liederbuche der Fenchlerin Bl. 11b ff. fragm.) und dem nordfranzösischen, dem Kastellan von Coucy, berichtet. Eine Erzählung Konrads von Würzburg enthält gleichfalls diese Sage, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger (Müllers Sammlung I, hinter dem armen Heinrich S. 208: Von der Minnen[1]). Auch als Volksballade wurde sie gesungen (Plattdeutsches Liederbuch Nr. 44: Brunenberch. Vgl. Koch, Compendium II, S. 87); Anfang:

Idt is nicht lange, dat idt geschach, Dat Brunenberch usw.[2]).

Von diesem besondern Gegenstande haben wahrscheinlich solche romanzenartige Lieder überhaupt, im Volkston oder in den Weisen des Meistergesangs, den Namen Bremberger erhalten. Die Freiburger Einladung 1630 nennt unter den auf einer geistlichen Singschule verbotenen Gesängen: „Bossenlieder, Bremberger,

---

[1]) (Vergl.: Die Mähre von der Minne oder die Herzmähre von Konrad von Würzburg, nach acht Handschriften herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main 1846. 8. H.)

[2]) (Vergl. Uhlands Volkslieder Nr. 75. H.)

Bergrisch (?)" usw. (S. 206). Auch Fischart, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, kennt diese Liederart (Gargantua Kap. 26, S. 308: „ein gut Gesetzlein Bergrein, Bremberger" usw.; Podagrammisch Trostbüchlein B. V). Die künstliche und gedehnte
5 Weise des Meistersanges war übrigens solchen romantischen Stoffen durchaus ungünstig, alle freiere Bewegung in Handlung und Rede ging zugrunde, und die in ein Meisterlied umgesetzte Ballade verlor eben damit ihren besten Klang. Auch die einheimische Heldensage war vom Meistergesange nicht ausgeschlos-
10 sen; von der Singschule zu Worms, wo dieselbe örtlich haftete, berichtet Johann Staricius, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts lebte, in seinem neuvermehrten Heldenschatz (6. Auflage 1734):

„Wenn auch jemand in der Singschulen der Meistergesänge
15 öffentlich daselbsten die Geschicht vom hörnin Seifriede aus dem Kopf also aussingen kann, daß von den dazu bestellten Merkern oder Judicirern, wie man sie zu nennen pfleget, kein Verslein ausgelöscht oder notirt wird, so wird ihm ein gewiß Stück Geld zu schuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter
20 Gewohnheit nach, gereichet."

Aber auch dem Heldenliede wird diese Einkleidung nicht sonderlich gepaßt haben.

Wenn wir nun in poetischer Hinsicht die Leistungen des Meistergesangs, als solches, nicht hoch anschlagen können und
25 wenn auch der musikalische Wert desselben, worüber es jedoch an einer gründlichen Untersuchung fehlt, nicht höher zu stellen sein sollte, so ist ihm doch eine geistige Wirksamkeit überhaupt nicht abzusprechen.

Vereinigungen zum Zweck einer geistigen Beschäftigung und
30 Mitteilung, vom Bürgerstande so vieler ansehnlicher deutschen Städte durch Jahrhunderte fortgesetzt, können an sich schon nicht unwirksam gedacht werden. Für die Poesie selbst dürfen wir das Verdienst des Meistergesanges nicht lediglich nach dem bemessen, was er innerhalb der engern Grenzen der Singschule geleistet
35 hat. Wenn hier die Beschränkung des Inhalts und die Starrheit der Form von hemmendem Einfluß war, so mochte sich doch schon bei dem Singen über und nach dem Mahl oder der Zeche eine lebendigere Regung äußern. War einmal durch die Singschule der Sinn für die Dichtkunst geweckt, so machte sich
40 dieser bei den Fähigern auch in andern, freieren Kunstgattungen Bahn. Die berühmtern Meistersänger haben sich daher großenteils auch außerhalb des Meistergesanges in verschiedenen Formen

der Poesie versucht und eben in diesen ihr Bestes geleistet. Von den Singbrüderschaften wurden auch die Fastnachtspiele und andre poetische Festlichkeiten veranstaltet und ausgeführt. Die Meistersängerschulen werden uns darum auch in den folgenden Abschnitten unsrer Darstellung noch häufig begegnen. 5

Allein auch die unmittelbare Wirkung des geistlich-lehrhaften Gesanges der Singschulen ist nicht gering zu achten. Ein selbständiges Nachdenken über Gegenstände der Religion und der Kirche war dadurch auch bei den Laien angeregt und die Ergebnisse dieses Nachdenkens wurden in der Landessprache vor 10 öffentlichen Versammlungen vorgetragen. Die heiligen Schriften, die auf dem Pulte der Merker aufgeschlagen waren, eröffneten auch auf diesem Wege ihren Inhalt einem allgemeinern Verständnis und riefen die Vergleichung dieses Inhalts mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, wie solche sich durch Gebrauch und 15 Mißbrauch gestaltet hatten, hervor. Schon die ältesten Meister, welche von den Singschulen zu ihren Stiftern gezählt wurden, standen in offenem Kampfe gegen die Anmaßungen der Päpste und die Verderbnis der Geistlichkeit; so Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Das Liederbuch der Colmarer 20 Singschule, welches von Mainz dahin gekommen sein soll, enthält mehrere Gedichte unter dem Namen Klingsors, auch eines der Stifter, und darin folgende Stellen:

> Ein brot, das im got selber glich gemachet hat.
> Das wollen uns die pfaffen hie verkaufen, 25
> Den krisem[1]), den sie feile tragen,
> Das wird noch manger sele leit, fürwar ichs sagen;
> Dasselbe haben sie auch mit der taufen usw.
> Der bobest nimmet teile,
> Man fint es aller schrifte fri; 30
> Merk, ob der babst nit böser vil, dann Judas, si!
> Er treit got nu umb einen pfennig feile.
> Ich mein der pfaffen gitikeit: usw.

In einem andern Liede:[2])

> Du bist gesezzen, geistlich orden, hoch uf glückes rat, 35
> Nu hab dich vast! unt valst herab, ez wirt din michel schat, usw.

Und wieder:[3])

> Ez ist niht wunder, daz der wagen vür diu rinder gat,
> Sit daz der kristenheite houpt in krumber wise stat; usw.

---

[1]) Das Chrisam. chrisma, geweihtes Salböl. Schmeller II, 395.
[2]) (F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 330. H.)
[3]) (F. H. von der Hagen a. a. O. H.)

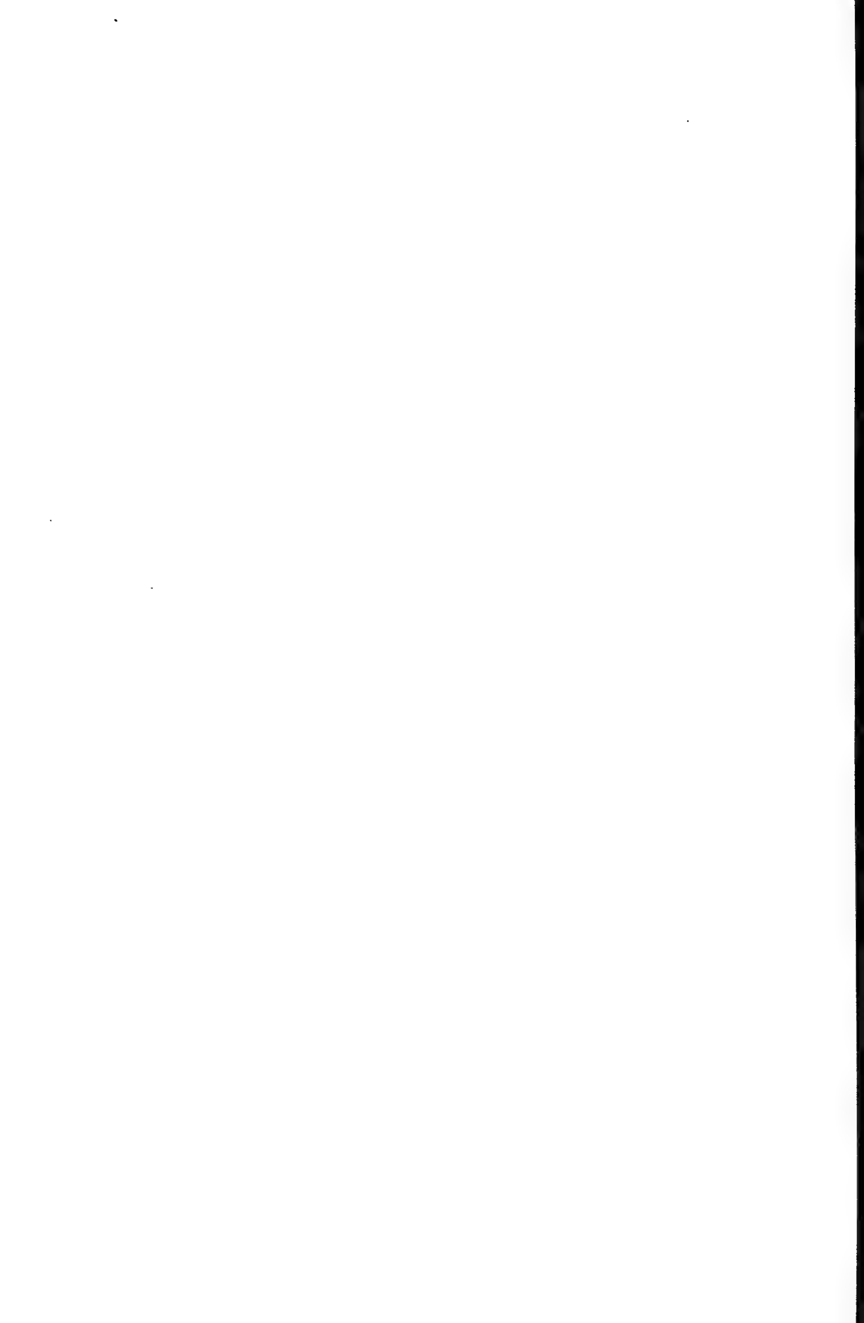
Endlich:

Got minnet valsche kutten niht,
Sie sin wiz oder gra,
Ein reinez herz an valsche pfliht
5 Daz hat got liep, wär ez joch uzen bla (Mus. II, 192ff.).

Lieder dieser Art, an der Spitze des Meistergesanges, konnten leicht zu der Sage Anlaß geben, daß die zwölf Stifter desselben als Ketzer angeklagt worden seien und sich darüber vor dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten haben verantworten müssen.
10 Es erklärt sich uns nun auch die früher angeführte Stelle eines Liedes von 1450, worin von der Stiftung der Augsburger Singschule gesagt wird:

Augspurg hat ain weisen rat,
Das prüft man an ir kecken tat
15 Mit singen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain singschuol
Und setzen oben auf den stuol
Wer übel redt von pfaffen.

Wenn hierauf die Reformation Luthers in den Reichsstaaten,
20 in welchen der Meistergesang vorzüglich gepflegt worden, zu Nürnberg, Straßburg, Augsburg usw. so bereite Aufnahme fand, wenn der berühmteste Nürnbergische Meistersänger, Hans Sachs, dort einer der ersten Anhänger und eifrigsten Verbreiter dieser Lehre war, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Sing-
25 schulen das ihrige beigetragen, den Boden aufzulockern, in welchem der neue Samen so gutes Gedeihen fand.



Aus der Abhandlung über „alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“

---

1. Einleitung.

Handschriftliche Sammlungen aus dem deutschen Mittelalter haben uns eine Fülle von Liedern aufbewahrt, wie sie seit der Mitte des 12. bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts für den Gesang gedichtet wurden. Diese Lieder sind zumeist Erzeugnisse des Ritterstandes und waren bestimmt, auf den Burgen, an den Höfen weltlicher und geistlicher Herren lautbar zu werden, als Minnesang um den Beifall edler Frauen zu werben. Sie sind, was gewöhnlich zusammengeht, nicht bloß Standes-, sondern zugleich Kunstdichtung, denn wie sie dem Inhalte nach in den Vorstellungen und Sitten des bevorrechteten Kreises sich bewegen, dem sie entwachsen und dem sie zum Genusse geboten sind, so tragen sie äußerlich das Abzeichen einer gewählteren, reicheren Kunstform. Sänger aus geistlichem oder bürgerlichem Stande, die letztern mehr erst gegen den Schluß des bemerkten Zeitraums hinzutretend, folgen, wie sie den Höfen nachgingen, auch demselben Kunstgebrauche. Vor und neben solcher Kunstübung auf Burgen und am Hofe ward aber, laut mannigfacher Meldungen, auch von den Bauern, an den Straßen, im Volke gesungen, und es ist anzunehmen, daß dieser überall gangbare Gesang, wie mit gemeingültigen Gegenständen, so auch in schlichterem Stil und einfacheren Formen sich hervorgestellt habe, dem Hof- und Kunstliede gegenüber das *Volkslied*. Zwar fehlt es nicht gänzlich an Überresten dieses alten Volksgesangs, seine aus unvordenklichen Zeiten vorschreitende Entwicklung, seine Verbreitung unter allen Ständen und über alle deutschen Stämme, dazu die ausdrücklichen Geschichtzeugnisse geben zureichende Gewähr, daß er nicht weniger fruchtbar war, als der auf einen engeren Kreis und auf einen bestimmten Zeitverlauf angewiesene Kunstgesang; der letztere selbst zeigt in seinen ältesten Denkmälern einen ursprünglichen Zusammenhang mit der Volksweise, besonders aber sind die zahl- und umfangreichen Heldengedichte der heimischen Sagen wesentlich aus Liedern des Volkes

hervorgegangen. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß durch die großen, gelehrten und kunstmäßigen Dichtungskreise, die im geistlichen und Ritterstande sich herangebildet hatten, der Volksgesang mehr und mehr zurückgedrängt, daß durch solche Absonderung und neue Geistesrichtung dem Gemeinsamen, Volks- 5 mäßigen ein bedeutender Teil dichterischer Kräfte entzogen, das Gebiet geschmälert und die Aufmunterung verkümmert, daß durch die Ausbildung zu künstlichern Liedesformen, durch die Einverleibung in umfassende Schriftwerke das Volkslied aufgesogen und, wie es vornherein in mündlicher Überlieferung gelebt hatte, 10 nun um so weniger mehr von denen, die schreiben konnten oder schreiben ließen, der Aufzeichnung in unveränderter Weise wert erachtet wurde. Sowie jedoch im Laufe des 14. Jahrhunderts jene mittelalterlichen Dichtungskreise sich ausleben, rührt sich in den poetischen Leistungen der Zeit alsbald wieder die unver- 15 lorene Volksart. Es schlägt der Ton durch, es entbindet sich der Geist, darin die geschiedenen Stände sich als Volk zusammenfinden und verstehen. Bearbeitungen deutscher Heldensagen kommen hervor, denen man Wendungen und Handgriffe der Volkssänger abhört und deren altertümlicher Stil über die Zeit hinauf- 20 weist, in welcher das ausgebildete Rittertum sich dieser Stoffe zur Darstellung in seinem Geiste bemächtigte. Liederbücher vom Eingang des 15. Jahrhunderts, wie schon einzelne Anklänge aus dem 14., ergeben eine Mittelgattung zwischen dem abscheidenden Minnesang und dem wieder andringenden Volkstone; 25 der Adel sowohl, der seines früheren Kunstgeschicks nicht mehr mächtig ist, als auch bürgerliche Meister, die noch an den Höfen umherziehn und noch nicht im schulmäßigen Zunftgesang abgeschlossen sind, haben sich leichteren, freieren Liederformen zugewandt. Die zerfallende Kunstbildung des Ritterstandes ist 30 ein Zeichen, daß überhaupt die glänzendste Zeit seiner Herrschaft vorüber war, der auflebende Volksgesang geht gleichen Schrittes mit dem erstarkenden Selbstgefühl des Bürgerstands und örtlich auch der Bauerschaft. Der Kampf selbst, in dem Ritter und Bischöfe mit Bürgern und Bauern zusammenstießen, 35 drängte zu gemeinsamer Sangweise, denn wie mit den Waffen traten die Stände sich mit Liedern gegenüber und diese mußten, um zu wirken, nach allen Seiten verständlich sein, wie man sich auf demselben Felde schlug, mußte man auch mit den Liedern auf gleichem Boden stehn. Ihres geschichtlichen Inhalts 40 wegen wurden derlei Lieder vor andern aufgezeichnet, besonders auch, so weit sie noch erreichbar waren, den Zeitbüchern eingeschaltet, seit man diese deutsch abzufassen begonnen hatte. So

erweist sich schon das 14. Jahrhundert ausgiebig an noch vorhandenen geschichtlichen Volksliedern, deren Reihe sich im 15. und 16. dichtgedrängter fortsetzt. Geistliche Lieder in Handschriften des 15. sind mehrfach auf Grundlage und Singweise
5 weltlicher Volksgesänge gedichtet und beurkunden damit, daß letztere zuvor schon gangbar waren. In Menge jedoch kommen Volkslieder aller Art erst mit dem Eintritt des 16. Jahrhunderts zum Vorschein, nicht bloß in Handschriften, sondern hauptsächlich auch in Folge rüstiger Verwendung der Druckkunst zu
10 diesem Zwecke. Wenn auch das gedruckte Wort die Herrschaft des mündlichen in Sang und Sage zuletzt gebrochen hat, so war doch die neue Erfindung, einmal eingeübt, das bereite Mittel, alten und neuen Liedern den rascheften und weitesten Umlauf zu geben. Fliegende Blätter, gleich Bienenschwärmen, und wohl-
15 feile Liederbüchlein gingen von den Druckanstalten der gewerbsamen Städte in alles Land hinaus; was die Flugblätter brachten, wurde zu Büchern gesammelt; was die Bücher enthielten, in Blätter verspreitet. Wirklich ist der größere Teil der vorhandenen Lieder nur noch im Druck erhalten. Singnoten waren
20 häufig beigefügt oder bildeten den Hauptbestand der ausgegebenen Stimmhefte; von den berühmtesten Tonkünstlern, fürstlichen Kapellmeistern, wurden die alten Volksweisen mehrstimmig bearbeitet und ausgeschmückt, wohl auch durch eigene ersetzt. Immerhin mochten die Lieder oft nur ihrer Singweise die Auf-
25 nahme verdanken, aber auch das zeugt von neuer Geltung des Volksmäßigen, daß Stimmen aus Feld und Wald an den Höfen, vor allen auf der Pfalz zu Heidelberg, willkommen waren. Dieser lebhafte Vertrieb zog sich noch in das 17. Jahrhundert hinein, aber in denselben Jahren, in welchen die letzten nam-
30 haften Liederbücher der alten Art gedruckt wurden, erschienen auch schon Weckherlins Oden und die erste Ausgabe Opitzscher Gedichte, womit einer neuen Liederdichtung des gelehrten Standes die Bahn geöffnet war. Einzelne der alten Volkslieder trifft man noch jetzt auf fliegenden Blättern, gedruckt in diesem Jahr;
35 mannigfach verkümmert und entstellt, aber mit trefflichen Singweisen, haben sich ihrer viele bis auf die letzte Zeit im Munde des Volkes erhalten, besonders in Gegenden, die von der Heerstraße weiter abliegen.

Die Quellenangabe zu meiner Sammlung zeigt, daß diese
40 zumeist auf Handschriften und Drucke des 16. Jahrhunderts, oder weniger Jahrzehnte vor- und rückwärts, gegründet ist. Daraus ergab sich das Hauptgut, das den Zuwachs aus früheren und späteren Quellen an sich zog. Alles zusammen kann wohl

als ein Ganzes betrachtet werden, sofern die einzelnen Bestandteile entweder gleichzeitig und auf gleiche Weise verbreitet waren, oder doch durch eine allgemeine Verwandtschaft des Tones, sowie durch viele besondere Berührungen, unter sich verbunden sind. Aber neben dem Gemeinsamen stellen sich innere und äußere 5 Unterschiede so bedeutend hervor, daß man, wenn auch die Lieder im 15. und 16. Jahrhundert miteinander umliefen, doch ihren Ursprung in ganz verschiedenen Zeiten und Zeitbestimmungen suchen muß. Allerdings gibt sich ein ansehnlicher Teil derselben häufig schon durch den geschichtlichen Inhalt als eigenes 10 Erzeugnis der bemerkten Jahrhunderte kund. Andern dagegen ist nicht bloß durch Sprache, Vers und Stil ein früherer Ursprung angewiesen, sondern es waltet auch die innere Unmöglichkeit ob, daß sie mit jenen aus dem Geist einer und derselben Zeit hervorgegangen seien. Während die Leistungen des 15 genannten Zeitraums ihr vorzügliches Verdienst darin erweisen, daß sie tatkräftig in die Kämpfe der Gegenwart eingreifen, gebührt der Vorzug des poetischen Wertes unbestreitbar den älteren Überlieferungen; nachdem den Liedern des Volks überhaupt wieder Boden bereitet war, kam mit der neuen Saat manch 20 seltene Blume von längst vergangenen Sommern zum Lichte. Die späteren Lieder sind durch zeitige Feststellung in Schrift und Druck im allgemeinen wohl erhalten und lassen sich leicht in den Zusammenhang ihrer Zeit einreihen, wogegen jene des älteren Schlags in beider Hinsicht die Forschung in Anspruch 25 nehmen. Lange schon mündlich umgetrieben, dem jüngeren Geschlechte bereits fremdartig geworden, als man sie in Liederbücher und Flugblätter aufnahm, erscheinen manche schon hier mangelhaft und verunstaltet. Außer den absichtlichen Umwandlungen im Sinn und für den Gebrauch einer andern Zeit führ- 30 ten Vergeßlichkeit, Mißverstehen, vorherrschender Bedacht auf die Singweise, die vielleicht allein den Text noch fristete, zu allmählicher Entstellung und Zersetzung des letztern; Stücke verschiedener Lieder auf denselben Ton warf man zusammen, besonders wenn zugleich der Inhalt einigen Anklang darbot; 35 die Gewohnheit, in Notenbüchern nur die ersten Gesätze mitzugeben, ließ die folgenden verloren gehn, und sie wurden durch neue oder aus andern Liedern herübergenommene ersetzt; der Druck selbst war nur behilflich, diese Verderbnisse festzuhalten und fortzupflanzen. Des Zustandes solcher Lieder im heutigen 40 Volksgesang ist schon gedacht worden. So konnte sich aus altem und neuem Wirrsal die Meinung bilden, als gehöre die Zerrissenheit, das wunderliche Überspringen, der naive Unsinn zum

Wesen eines echten und gerechten Volkslieds. Schon die bessere Beschaffenheit andrer Lieder gleichen Stils weist darauf hin, daß auch den nun zerrütteten die ursprüngliche Einheit und Klarheit nicht werde gefehlt haben. Aber nicht allein der üble
5 Zustand vorhandener Texte, noch weit mehr ist der gänzliche Verlust so vieler Lieder eben dieser älteren, dichterisch belebteren Gattung zu beklagen. Von ihrem vormaligen Dasein zeugen noch die Anfangzeilen, welche andern nach ihrem Tone gesungenen geistlichen und weltlichen Liedern eben zur Bezeich-
10 nung der Singweise vorgesetzt oder den im 16. Jahrhundert beliebten Quodlibeten eingefügt sind und vom Inhalt und der Art des Verlorenen eine Ahnung geben. Mag es aber auch gelingen, manches dieser vermißten oder ähnlicher Stücke nachträglich beizutreiben, so wird dennoch der versunkene Schatz des
15 mittelalterlichen Volksgesangs damit keineswegs gehoben sein.

Erscheint hiernach die Sammlung als solche lückenhaft und bruchstückartig, so ist es um so nötiger, daß die Forschung erläuternd und ergänzend sich beigeselle. Dieser liegt es ob, die verunstalteten Lieder, wenn nicht dem Wortbestande nach, der
20 überhaupt wandelbar ist, doch für die innere Anschauung herzustellen, den rätselhaft gewordenen ihre Deutung, den vereinzelten ihren Zusammenhang zu geben, das Neuere an seine Vorgeschichte anzuknüpfen, von dem Erhaltenen in die verdunkelte Zeitferne Licht zu werfen und so wenigstens annähernd auf ein
25 volles und frisches Geschichtbild der deutschen Volksliederdichtung hinzuarbeiten.

Mittel und Wege dieser Forschung sollen hier vorläufig bezeichnet werden.

Der eine Weg führt hinauf in die Geschichte der deutschen
30 Poesie ältester und mittlerer Zeit. Hier ergeben sich mannigfache Beziehungen unserer Lieder zu den Nachrichten von früherem Volksgesang und zu dessen sparsamen Überbleibseln. Auch schrift- und kunstmäßige Dichtungskreise, wie das Heldengedicht mit der ihm einverleibten Göttersage, Tierfabel, Minne- und Meister-
35 gesang, wenn sie schon dem Bereiche des Volksliedes weit entwachsen sind, verleugnen doch nicht ihre Abstammung von diesem; Nachklänge des Volksgesangs sind noch vielfach aus jenen vernehmbar, und sie haben den einstigen Inhalt desselben nicht so gänzlich aufgezehrt, daß nicht den vorhandenen Volksliedern
10 noch manches mit ihnen gemeinsam wäre. Es wird sich vielmehr herausstellen, daß die verschiedenen Klassen der Volkslieder größtenteils je einer bestimmten Gattung der mittelalterlichen Dichtkunst entsprechen. Besonders blühend ist der Stand

des deutschen Volkslieds für diejenige Zeit vorauszusetzen, in welcher die starre Hülse seiner ältesten Formen gesprengt und doch seine Triebkraft noch unerschöpft genug war, um die neuen Bildungen des Minnesangs und des größeren Heldengedichts aus sich zu erzeugen. Die jugendliche Frische der ersten Minne- 5 lieder, wie sie eben aus der Volksweise hervorkommen, und von der andern Seite der poetische Glanz einiger auf Flugblättern erhaltenen Volkslieder, die in altertümlichem Vers und Stil zu jenen hinaufreichen, gibt einige Vorstellung von solcher Blüte der Volkspoesie im Laufe des 12. Jahrhunderts. 10

Zweitens wendet sich die Forschung nach den Volksdichtungen des Auslands. Viele der älteren deutschen Lieder wurden auch anderwärts gesungen, und manche haben dort noch minder verkümmerte Gestalt; andre, von denen sich nachweisen oder leicht erraten läßt, daß sie einst auch in Deutschland gang- 15 bar waren, sind nur in befreundeten Sprachen noch vorhanden. Auch über das einzelne hinaus zeigt sich in Anschauungsweise und äußerer Haltung eine weitgreifende, gegenseitig aufhellende Gemeinschaft ganzer volkstümlicher Liederschätze. Die Niederlande, vormals ein Glied des Reiches und in der Sprache nur 20 mundartlich verschieden, standen mit dem übrigen Deutschland in so vollkommener Liedergenossenschaft, daß die älteren hoch- und niederdeutschen Volkslieder mit den niederländischen füglich in ein Liederbuch gebracht werden können; England und Schottland, Dänemark und Schweden sind unter sich, wie mit den deut- 25 schen Stammgenossen, durch das Lied von alters her nahe verbunden, und nicht selten wird man bis zu angelsächsischen Gedichten und den Eddaliedern hinaufgeführt. Aber auch die fremderen Sprach- und Liederstämme, die romanischen, die slawischen und der neugriechische, selbst noch die zurückgedrängten keltischen 30 und finnischen laden zu mannigfacher Anknüpfung ein. Mittellateinische Lieder deutschen Ursprungs zählen, sofern ihr Inhalt volkstümlich ist, nicht zu den fremden. Von romanischer Seite hat besonders Nordfrankreich in manchen Bestandteilen seiner mittelalterlichen Poesie die germanischen Blutsbande nicht 35 verleugnet, und auch die noch wenig erschlossenen französischen Volkslieder bieten Gemeinsames; ebenso die altspanischen Romanzen und Liebeslieder. Auf slawischem Gebiete klingen altrussische Lieder überraschend an, ohne Zweifel durch normannische Vermittlung. Je altertümlicher das Gepräge des Liedes, um 40 so weiter wird meist die Gemeinschaft sich erstrecken, demnach vorzugsweise bei Stücken, die dem Bereiche des Mythus und der ältesten Naturanschauung heimfallen, ja, es begegnen sich in

solchen Fällen oft eben die sonst geschiedenern Stämme, als erinnerten sie sich engerer Befreundung aus längst vergangenen Tagen. Anziehend ist es überall, zu beobachten, wie bald dieses, bald jenes Volk den gemeinsamen Grundgedanken am reinsten
5 und vollkommensten ausgedichtet oder bewahrt hat.

Ursachen und Anlässe, Mittel und Träger der völkerverbindenden Liedesgemeinschaft sollen hier nur angedeutet werden. Gleichmäßige Bildungsstufe und ähnliche Lebensweise müssen im Liede sich übereinstimmend abspiegeln, und die gemeinsamen Be-
10 dingungen aller Volkspoesie zielen auf ein gleichförmiges Ergebnis, bestimmter jedoch wirken erst die besondern, tatsächlichen Verhältnisse der Einigung und des Austausches. Als solche sind namhaft zu machen: Stammverwandtschaften verschiedenen Grades, Völkerzüge, Eroberung, Grenznachbarschaft; das Wanderleben
15 der Sänger und die Festlichkeiten, wobei Sänger und Gäste von nah und fern sich zusammenfanden. Ritterfahrten, Kreuzheere aus allen Nord- und Westländern, Wallfahrten und einzelne Pilgerschaften nach allen Gnadenorten; ausgebreitete Verbrüderungen der Mönchsorden und die Vermittlung auch volksmäßiger
20 Gegenstände durch die Gemeinsprache des Mönchslateins; der Handelsverkehr, besonders die Verbindungen und Ansiedlungen der deutschen Hanse; das Umherschweifen fahrender Schüler, sanglustiger Reiter und Landsknechte, wandernder Handwerker und Bergleute. Die Art der Lieder selbst, die einfache Form,
25 der kunstlose Ausdruck, vermittelte leicht zwischen verschiedenen Sprachen und Mundarten; Tonweisen sind eine überall verständliche Sprache. Eigentliche Übersetzungen, nicht bloß mundartlich umlautend, fallen erst in die Zeit der aufkommenden Mitteilung durch Schrift und Druck.

30 Die Stellung der deutschen Volkslieder in diesem Gemeinleben ist nicht durchaus günstig. Wie sie jetzt gesammelt vorliegen, fehlt ihnen der gleiche Schnitt, der eine Guß, der durchgehende volkspoetische Charakter, wodurch viele Sammlungen aus andern Ländern sich auszeichnen, besonders solchen, in denen
35 die alte Volksweise noch bis auf den heutigen Tag sich ungestört erhalten konnte. Dies war in Deutschland nicht möglich, über das alle Zeitbewegungen und Bildungszüge auf breitester Straße hingingen, wo schon im Mittelalter aus und neben dem Volksgesange so reiche poetische Entwicklungen sich hervordrängten,
40 und wo nun großenteils nur der Nachwuchs, ein zweites, nachgebornes Geschlecht von Volksliedern sich dem Sammler darbietet. Ist aber auf dieser Stufe das poetische Verdienst nicht das vorherrschende, so ist es gleichwohl eine lebensvolle

Erscheinung, wie der deutsche Volksgesang vom 13. Jahrhundert an immer mehr der wichtigsten Ereignisse und Zeitfragen sich bemächtigt, wie er im 16. der gewaltigsten Bewegung der Geister so unentbehrlich sich erweist, daß Murner sich in Bruder Veiten Ton wehren muß, daß der klassisch geschulte Hutten ein Reiter- 5 lied anhebt und Luther selbst die Psalmen zu Volksliedern stimmt. Auf solche Weise fallen Erzeugnisse namhafter, gelehrter Dichter dem Kreise des sonst namenlosen Volksgesanges anheim. Dieselben Umstände, die einer vollständigeren Abrundung und Geschlossenheit des deutschen Liederwesens hinderlich waren, da- 10 gegen der Vielseitigkeit und Wirksamkeit seiner innern Entwicklung zustatten kamen, haben auch sein Verhältnis nach außen bedeutend und beziehungsreich gemacht. Das Haupt- und Stammgebiet germanischer Bevölkerung, das europäische Mittelland, war nach Lage und Geschichte mehr als irgend ein andres berufen, 15 gebend und empfangend nach allen Seiten anzuknüpfen; da nun zur Erforschung seines eigenen früheren Liederbestandes unerläßlich ist, diese mannigfachen Anknüpfungen zu verfolgen, so führen oft unscheinbare Reste jenes vormaligen Besitzes zu den weitesten Ausblicken in den gesamten Volksgesang. 20

Endlich ein dritter Weg der Erläuterung senkt sich hinab in das innere Leben und Wesen des Volkes, das die Lieder gesungen hat. Die Liederbildung kann noch halbfertig und unabgelöst von ihren Anlässen im Volksleben aufgewiesen werden, wie sie aus mancherlei Beschäftigungen und Bedürfnissen, aus 25 sinnbildlichen Handlungen, Festlichkeiten, Spielen und andern öffentlichen oder häuslichen Vorkommnissen erst nur formelhaft, spruchartig und rufsweise auftaucht. Aber auch ausgestaltete Lieder geben gleichartigen Ursprung durch ihre typische Beschaffenheit kund, ihre Grundanlage ist überliefert und in alther- 30 kömmlichen Gebräuchen vorgebildet, doch triebkräftig genug, daß die Ausführung sich in freiem und mannigfachem Wechsel bewegen kann. Es fehlt nicht an solchen, die Ort und Zeit ihrer Entstehung, selbst, wie schon berührt, den Namen ihres Dichters an der Stirne tragen; andre der besten Art bewähren in der 35 Einheit des Gedankens und der Empfindung, sowie in der abgerundeten Darlegung die ungeteilte Tat des unbekannten Urhebers. Obgleich aber ein geistiges Gebilde niemals aus einer Gesamtheit, einem Volke, unmittelbar hervorgehen kann, obgleich es dazu überall der Tätigkeit und Befähigung einzelner bedarf, 40 so ist doch gegenüber derjenigen Geltung, die im Schriftwesen der Persönlichkeit und jeder besondersten Eigenheit oder augenblicklichen Laune des Dichters zukommt, in der Volkspoesie das

Übergewicht des Gemeinsamen über die Anrechte der einzelnen ein entschiedenes. Und wenn auch zu allen Zeiten die natürliche Begabung ungleich und mannigfach zugemessen ist, die einen schaffen und geben, die andern hinnehmen und fortbilden, so muß doch für das Gedeihen des Volksgesangs die poetische Anschauung bei allen lebendiger, bei den einzelnen mehr im Gemeingültigen befangen vorausgesetzt werden; hervorstechende Besonderheit kann hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung aufkommen, weil die vorherrschend mündliche Fortpflanzung der Poesie das Eigentümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuschleift und nur allmähliches und gemeinsames Wachstum gestattet. Bedingt ist diese Beteiligung eines ganzen Volkes am Liede dadurch, daß in jenem die Geistesbildung nach Art und Grad soweit gleichmäßig verteilt sein muß, um einer durchgreifenden Gemeinschaft des geistigen Hervorbringens und Genießens stattzugeben. Im Begriffe der Volkspoesie und im Worte selbst liegt jedoch nicht bloß die eine Anforderung, daß die Poesie volksmäßig, sondern auch die andre, daß die gemeinsame Bildung und Sinnesart des Volkes poetisch geartet sei. Vollständig wird letzteres dann zutreffen, wenn in einem Volke noch alle Geisteskräfte unter dem vorwaltenden Einfluß derjenigen, welche eigentümlich zur Poesie wirken, der Einbildungs- und der Gefühlskraft, gesammelt sind, wenn von denselben Einflüssen das gesamte vom Geiste stammende Volksleben durchdrungen und danach in Sprache, Geschichte, Glauben, Recht und Sitte ausgeprägt ist. Hat nun dieses poetisch gestimmte Gesamtleben sich zu Liedern gestaltet, dann sind es die wahren und echten Volkslieder. Man kann zweifeln, was höher anzuschlagen sei: diese fertigen, besondern Gestaltungen oder die inwohnende, allgemeine Grundstimmung, jener alles Volksleben tränkende und durchströmende Quell der Poesie. Jedenfalls hat die Beleuchtung der Lieder nicht nur auf die Geschichten und Gebräuche des Volkes, woran der Gesang sich heftet, sondern auch auf die poetischen Vorstellungen, die durch alle Lebensgebiete walten, soweit einzugehen, als je die Liedergattung oder das einzelne Lied dazu Anlaß gibt.

Die Abhandlung wird im ganzen derselben Anordnung folgen, welche für die Sammlung angemessen erachtet wurde. Nur daß in dieser solche Liedertypen, die nur sparsam vertreten waren, anderwärts eingereiht werden mußten, während einige derselben in der Abhandlung mittels der sich hier darbietenden Ergänzungen eigene Abschnitte bilden. Es wird überhaupt eine stets wiederkehrende Aufgabe sein, die poetischen Grundgedanken und Grundanschauungen, ja ihre ganze Leiter von Farben und Tönen

aus verschiedenen Zeiten und Ländern durchspielen zu lassen, ihren vollendeten Ausdruck in einzelnen Musterstücken, wo solche zu Gebote stehn, aufzuweisen oder eben im wechselnden Spiele die gemeinsame Bedeutung, die Seele des Beweglichen zu erfassen. Wie alles natürliche Wachstum mit einem Zustande der Geschlossenheit, des eingeblätterten Keimes, anhebt, so erscheint auch die jugendliche Volksdichtung nicht nur im Verbande mit den ihr verschwisterten Künsten des Gesanges und des Tanzes, sondern es sind auch in ihrem eigenen Bereiche die poetischen Grundformen, lyrisch-didaktisch, episch, dramatisch, erst noch ohne schärfere Abgrenzung beisammen gehalten und entwickeln ihre besondern Ansätze nur allmählich, je nach Gegenstand und Bedürfnis, zu verschiedenen Dichtgattungen. Hiernach war es auch nicht die Form, sondern der Inhalt, wodurch die Einteilung der Lieder sich zu bestimmen hatte. Nach ihren Anlässen im Volksleben treten sie fast von selbst gruppenweise zusammen, und der Bildungsgang des Volkes von den ältesten Zuständen bis in die geschichtlichen Bewegungen des 15. und 16. Jahrhunderts ordnet die Reihenfolge dieser größeren oder kleineren Liedergruppen auch für die nachstehende Ausführung. Stil, Vers und Strophenbau, Singweisen und Vortrag, der ganze Betrieb dieses Liederwesens, sollen am Schlusse noch eigens besprochen werden.

In den ursprünglichsten Volkszuständen wurzelt eine der deutschen Volkspoesie zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenschaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Teilnahme gezogen ist. Dieser Eigenschaft ist schon hier zu gedenken, eben weil sie dem Ganzen zukommt; nicht nur entstammen ihr die besondern Liederklassen, von denen die vordern Abschnitte handeln werden, sondern auch durch andre Gattungen, welche dem Gegenstande nach ferner liegen, windet sich, voller oder leichter, dieselbe frischgrüne Ranke. Blättert man nur im Verzeichnis der Liederanfänge, so grünt und blüht es allenthalb. Sommer und Winter, Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel und Waldtiere, Wind und Wasser, Sonne, Mond und Morgenstern erscheinen bald als wesentliche Bestandteile der Lieder, bald wenigstens im Hintergrund oder als Rahmen und Randverzierung. Anfänglich mag ein Naturbild an der Spitze des Liedes, weniger Schmuck als Bedürfnis, der unentbehrliche Halt gewesen sein, woran der nachfolgende Hauptgedanke sich lehnte; die uralten Lieder der Chinesen berühren sich in dieser Form mit den noch täglich aufschießenden Schnaderhüpfeln des bayerischen und österreichischen Gebirges, dort wie hier ist nicht einmal durchaus ein bestimmter Zusammenhang des Bildes mit

dem Gegenstande ersichtlich. Die schönsten unsrer Volkslieder sind freilich diejenigen, worin die Gedanken und Gefühle sich mit den Naturbildern innig verschmelzen; aber auch wo diese mehr in das Außenwerk zurücktreten, selbst wo sie nur noch herkömmlich und sparsam geduldet sind, geben sie doch immer dem Lied eine heitere Färbung, wenn sie völlig absterben, geht es auch mit der deutschen Volksweise zur Neige.

Das angegebene Wahrzeichen ist, wie schon berichtet, so wenig ein zufälliges, daß im Gegenteil auch hierbei die Kunst des Volkes gänzlich in der Art desselben ihren Ursprung hat. Das altgermanische Sonderwohnen am Quell, im Feld und Holz (Germ. c. 16) ergab einen täglichen, trauten Verkehr mit allem, was im Freien sichtbar und regsam ist; dieses ländliche Einzelleben setzte sich im Burgwesen fort, das nur stolzer und weitschauender in Wind und Wolken hinausgebaut war. Von den Einflüssen dieses Naturverkehrs, von der angestammten Wald- und Feldlust war nun das deutsche Leben auch in allen geistigen und sittlich-geselligen Richtungen durchdrungen. Laut der frühesten Kunde vom religiösen Geiste der Germanen, faßten sie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, sondern verehrten ein Unsichtbares im Schatten geweihter Haine (Germ. c. 9. 39); so verwob sich ihnen das heiligste Geheimnis des ahnenden Geistes mit dem Eindrucke der tiefgrünen Waldesnacht. Jährlich wiederkehrende Volksfeste behielten auch in christlicher Zeit das Gepräge, den sinnbildlichen Aufschmuck alter Naturfeiern. Das deutsche Recht, wie es zu großem Teile das Eigentum und die Nutzungen an Feld und Forst, Jagd und Weide, Fluß und Teich betrifft, so ist es auch in seinen Bezeichnungen, Formeln, Symbolen voll der lebendigsten Naturanschauung. Von den Künsten ist es nicht bloß die Poesie, die, auf dem Land und umwaldeten Burgen erwachsen, davon ihre grüne Farbe trägt; der alten Musik wird es nicht an Nachhallen des Jägerschreis und Berghirtenrufes fehlen; aber auch diejenigen Künste, die innerhalb der städtischen oder klösterlichen Ringmauern groß geworden sind, verleugnen nicht das tiefgepflanzte Naturgefühl: die deutsche Baukunst auf ihrem Höhepunkte hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgesetzt, die Malerei hat, während sie dem menschlichen Angesichte den reinsten Seelenausdruck gab, die Hinterwand durchbrochen, die Aussicht in das Grüne aufgetan und dadurch die alte Verbindung des Geistes mit der Natur wieder hergestellt, ja sie hat weiterhin für die Landschaft ein eigenes Fach ausgebildet, in welchem, wie in jenen Götterhainen, der Geist nur

unsichtbar seine Nähe fühlen läßt. Es wird im folgenden nachgewiesen werden, wie zur Bezeichnung des irdischen Lebensglückes überhaupt deutsche Dichter im Mittelalter nichts Köstlicheres anzugeben wissen, als die Sommerwonne, die unendliche Freude an Blumen und Klee, am belaubten Wald und der 5 duftenden Linde, am Gesange der Waldvögel.

Hat diese Naturliebe als Grundzug des Lebens und der Poesie sich bei den Deutschen besonders innig und bis in die geistigsten Beziehungen nachhaltig erwiesen, so ist sie doch keineswegs ein ausschließliches Vorrecht derselben, sie wirkt in aller 10 Volksdichtung und bekundet sich anderwärts noch in der unmittelbaren Kraft des sinnlichen Ausdrucks, sie beruht in dem allgemeinen Bedürfnis, das menschliche Dasein in die Gemeinschaft der ganzen Schöpfung gestellt zu wissen. Die Natur ist dem Menschen, der in ihr lebt, nicht bloß nützlich oder schäd- 15 lich als nährende, hilfreiche Macht oder als feindliche, zerstörende Gewalt, sie nimmt nicht bloß seine werktätige Kraftanstrengung oder wissenschaftlich seinen Scharfsinn und Forschungstrieb in Anspruch, auch mit seiner dichterischen Anlage, seinem Schönheitssinne findet er sich auf ihre Schönheit, die 20 milde und die erhabene, hingewiesen. Er sucht in ihr nicht bloß Gleichnis, Sinnbild, Farbenschmuck, sondern, was all diesem erst die poetische Weihe gibt, das tiefere Einverständnis, vermöge dessen sie für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat. Es ist nicht die Selbsttäuschung eines 25 empfindsamen Zeitalters, daß Lenzeshauch und Maiengrün, Morgen- und Abendrot, Sonnenaufgang, Mondschein und Sternenglanz das Gemüt erfrischen, rühren, beruhigen, daß der Anblick des Meeres, daß Sturm und Gewitter den Geist zum Ernste stimmen. Eben die jugendkräftige Poesie der unverbil- 30 deten Völker ist von diesen Einwirkungen durchdrungen. Sage man immerhin, der Mensch verlege nur seine Stimmung in die fühllose Natur, er kann nichts in die Natur übertragen, wenn sie nicht von ihrer Seite auffordernd, selbsttätig anregend entgegenkommt. Die wissenschaftliche Forschung hat überall den 35 Schein zerstört, der alte Glaube an die götterbeseelte Natur ist längst gebrochen, und dennoch bleibt jene Befreundung des Gemütes mit der Natur eine Wahrheit, das Mitgefühl, das in ihr geahnt wurde, rückt nur weiter hinauf, in den Schöpfer, der, über dem Ganzen waltend, die Menschenseele mit der schönen 40 Natur zum Einklang verbunden hat und damit sich selbst dem empfänglichen Sinne stündlich nahebringt.

Indem nun gezeigt worden, daß die deutschen Volkslieder

aus dem Volksleben zu erläutern und zu ergänzen seien, so konnte sich zugleich bemerklich machen, daß auch umgekehrt das Volk ohne Beiziehung seiner Poesie nur unvollständig erkannt werde. Wenn die Sonne hinter den Wolken steht, kann weder
5 Gestalt noch Farbe der Dinge vollkommen hervortreten; nur im Lichte der Poesie kann eine Zeit klar werden, deren Geistesrichtung wesentlich eine poetische war. Das dürftige, einförmige Dasein wird ein völlig andres, wenn dem frischen Sinne die ganze Natur sich befreundet, wenn jeder geringfügige Besitz fabel-
10 haft erglänzt, wenn das prunklose Fest von innerer Lust gehoben ist; ein armes Leben und ein reiches Herz. Erzählt die Geschichte meist von blutigen Kämpfen, sprechen die Gesetze von roher Gewalttat, so läßt das Lied, die Sage, das Hausmärchen, in die stillen Tiefen des milderen Gemütes blicken. Besonders
15 aber wird im alten Götterreich und im weiten Gebiete des Aberglaubens sich manches vernunftgemäßer ausnehmen, wenn es vom Standpunkte der Poesie beleuchtet wird. Die Herrschaft des dumpfesten Irrwahns hebt eben da an, wo die poetischen Vorstellungen im Wandel der Zeiten zum Gespensterspuk ver-
20 dunkelt oder zu unverstandenen Formeln erstarrt sind. Es ist des Versuches wert, diesen Bann zu lösen und den gebundenen Geist, wo er es fordern kann, in seine Freiheit herzustellen.

---

2. Fabellieder.

Ein reiches Gebiet ältester Naturanschauung lassen diejenigen Dichtungen durchblicken, welche die Tierwelt zum Gegenstande haben. Die **Tierfabel** hat sich das Mittelalter entlang in lateinischen, französischen, hoch- und niederdeutschen Gedichten größeren Umfangs zu einem Epos ausgearbeitet, dem sich auch die einzelnen kleineren Erzählungen rhapsodisch anschließen. Als Heimat dieses umfassenden Fabelkreises erweisen sich die romanisch-deutschen Grenzlande Nordfrankreich und Flandern. Was niederländisch oder deutsch abgefaßt ist, kommt zwar unmittelbar oder mittelbar aus altfranzösischer Quelle; dagegen ist der germanische Ursprung des Ganzen schon durch die Namen der zwei Haupthelden **Reginhart** und **Isengrim** unauslöschlich verurkundet. Wurzel des weitastigen Gewächses aber ist die sinnenscharfe, mitfühlende und ahnungsvolle Beobachtung der Tierwelt durch Menschen, die im gemeinsamen Waldleben ihr noch täglich nahe standen. Während nun das Epos, seiner Art gemäß, die Tiere auf dem festen Boden ausgeführter Handlung und strenger Charakteristik darstellt, hat das Volkslied mehr noch die ursprüngliche Gefühlsstimmung bewahrt und, wo es dieselbe weiter entwickelt, seine luftigern Wege teils in das Märchenhafte, teils in die sinnbildliche Vergeistigung genommen.

Im tiefen Urwald trifft man bei mehreren Volksstämmen auf eine mythische Gestalt, den **Tiermann**, Herrn und Pfleger der Waldtiere. Die finnische Götterlehre hat ihren Tapio, den persönlichen Wald, der nebst seiner Gemahlin, der Waldmutter, von den Jägern angerufen wird, daß er seine Tiere springen lasse und, wenn sie nicht herbei wollen, an den Ohren auf den Waldweg hebe oder aus der fernen Lappmark herabgeißle. In dem dänischen Liede von Vonved erscheint der Tiermann (dyre karl), den Eber auf dem Rücken und den Bären im Arme, auf jedem Finger seiner Hand spielen Hase und Hindin; Vonved verlangt von ihm Teilung der Tiere und kämpft mit ihm darum.

Dem nördlichen Frankreich war der große Wald von Breceliande in der Bretagne ein Inbegriff von Wundern; dort finden nach dem Gedichte von Iwein die abenteuernden Ritter mitten unter furchtbar kämpfenden Tieren aller Art, Wisenten
5 und Uren, einen riesenhaften Waldmann von grausiger Gestalt mit Eulenaugen, Wolfrachen, Eberzähnen, selbst ein Abbild und Inbegriff seines wilden Reichs; mit frischabgezogenen Stierhäuten bekleidet und auf eine große, eiserne Keule sich stützend, sitzt er auf einem Baumstrunke; sein Amt ist, der wilden Tiere zu
10 pflegen, die ihm als ihren Herrn und Meister bebend gehorchen; er weist die Irrefahrenden zurecht, und als er vor dem Gewitter warnt, das von dem ausgegossenen Wasser des Wunderbrunnens ausbrechen würde, denkt er zuerst daran, daß vor diesem Ungestüm weder Wild noch Vögel im Walde verbleiben
15 können. Ein deutsches Gedicht, dessen Stil auf das 12. Jahrhundert weist, König Orendel von Trier, beschreibt das goldne Gußwerk in der Helmkrone eines Riesen: eine Linde voll Vögelein, unter der ein Löwe und ein Drache, ein Bär und ein Eberschwein gestreckt liegen, dabei steht der „wilde Mann“.
20 Der Erzähler in einem Gedichte des 15. Jahrhunderts kommt auf nächtlicher Wanderung in ein Gebirgstal, wo die Tiere überall laufen, sich der Maienzeit freuend, und er bei Mondschein den gewaltigen Streit eines wilden Mannes mit einem großen Eberschwein ansieht; jener zieht eine junge Tanne aus und
25 läuft damit das Wildschwein an, das sich zur Wehre setzt, sie fechten wie ein großes Heer, bis zuletzt der Mann dem Eber obsiegt, wie auch der Waldmann im Iwein seine Tiere mit der Eisenkeule in Zucht halten muß. Im Ringe, gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert, kommt ein wilder Mann auf einem großen
30 Hirsch in die Schlacht geritten, schlägt mit seinem ungetanen Eisenkolben Mann und Weib nieder, wirft sie in seinen Schlund oder beißt sie mit seinen langen und scharfen Zähnen tot, wie auch der Hirsch mit seinen Hörnern drauf- und dreinsticht. Milder und mehr zauberartig gestaltet sich die Waldherrschaft im Leben
35 Merlins des Wilden, der sich weltmüde in die dichtesten Wälder versenkt hat, dort mit dem Wilde lebt und, auf einem Hirsche reitend, eine Herde von Hirschen und Rehen vor sich hertreibt.

In Dietrichs Drachenkämpfen, freilich einem der spätesten Stücke des deutschen Heldenkreises, wird erzählt, wie der Berner
40 im Walde von Tirol ein wildes Schwein mit dem Schwerte gefällt hat und sein Horn erschallen läßt, worauf ein ungefüger Riese gelaufen kömmt und ihm die Beute abkämpfen will; die Mißgestalt des Riesen vergleicht sich jener des Waldmanns im

Iwein, auch er führt einen mit Nägeln beschlagenen Kolben, trägt einen Waffenrock von Bärenhäuten, den er sich selber „gebaut", alles Wild im Walde und dieser selbst ist sein; es erhebt sich ein gewaltiger Kampf, vor dem die Waldtiere fliehen, der Riese wird von Dietrich bezwungen, muß mit ihm gehen und ihm das Wildschwein tragen. Noch in neuerer Zeit scheuen Weidleute des südtirolischen Grenzlandes den wilden Mann, andre die Waldfrau, und ist jener auch im Graubündner Oberlande gewaltig. An Dietrichs Eberjagd reiht sich eine andre in der altenglischen, wieder aus nordfranzösischer Quelle genommenen Erzählung von Eglamour; von drei gefahrvollen Abenteuern, welche dieser Ritter um die Hand der Tochter seines Herrn, des Grafen von Artois, bestehen muß, ist eines: daß er das Haupt eines ungeheuern Ebers bringe, dessen Hauer über einen Fuß lang sind und der schon viele wohlgewaffnete Männer getötet hat; auch ihm ist ein furchtbarer Riese befreundet, der ihn zum Verderben der Christenmänner fünfzehn Jahre lang aufgezogen hat und nun hinzukömmt, als das Haupt des nach viertägigem Gefechte besiegten Wildes auf Speeresspitze gesteckt ist. „Ach!" ruft er aus, „bist du tot? mein Vertrauen auf dich war groß, mein klein, gesprenkelt Eberlein, teuer soll dein Tod erkauft sein!" Der Ritter muß hierauf noch den Riesen bekämpfen und bringt dessen Haupt samt dem verlangten des Ebers seinem Gebieter. Neben mancher fremdartigen Zutat und Wendung ist doch in allen diesen Zeugnissen die altertümliche Vorstellung offenbar, daß die Tiere der Wildnis, unter einer besondern Obhut stehend, der menschlichen Willkür nicht gänzlich preisgegeben seien. Höher hinauf in die deutsche Vorzeit würde der mythische Ausdruck dieser Vorstellung rücken, wenn sich die folgende Wahrnehmung durch weitere Anzeigen bestätigte. Orion, der klassische Name des leuchtenden Gestirns, wird in Glossen, die sich mehr altsächsisch als angelsächsisch anlassen, durch ein schwieriges, in verschiedenen Formen wechselndes Wort übertragen: eburdring, eburdrung, ebirdring, ebirþiring. Die Richtigstellung desselben neigt sich jetzt dahin, daß dieses Wort nicht Eberhaufe, Trupp wilder Eber, besage, sondern gleich dem übertragenen, ein persönliches sei, zusammengesetzt und in den drei ersten Formen zusammengezogen aus „Eber" und „Thüring"; mag nun mit letzterem ein Insasse des waldreichen Thüringerlandes, oder irgend eine allgemeinere Bedeutung des Volksnamens selbst gemeint sein, jedenfalls ergibt sich ein Mann mit dem Eber. Und ein solcher ist in dem bisher abgehandelten Waldriesen aufgezeigt. Es war angemessen, den mythischen Orion durch ein

entsprechendes Wesen deutscher Sage zu erläutern und welches andre ließ sich jenem riesigen Weidmann, der noch in der Unterwelt, die eherne Keule in Händen, das gescharte Wild vor sich herjagt, besser gegenüberstellen, als der gleichfalls riesenhafte 5 Tiermann, der zwar seine Waldtiere nicht verfolgt, aber sie doch auch mit dem Eisenkolben gewaltig meistert? So würde zwar nicht notwendig folgen, daß Eberthüring, gleich Orion, auch unter die Sterne versetzt sei, und es konnte lediglich bezweckt sein, einen mythischen Namen mittels des andern in Kürze verständlich zu 10 machen; da jedoch die Erhebung mythischer Gebilde an den Gestirnhimmel sonst der germanischen Vorstellung nicht fremd ist, so mag wohl auch die deutsche Waldlust den Tiermann mit seinen Lieblingen in einer Sterngruppe wieder gefunden haben.

Wie dem finnischen Tapio eine Waldmutter zur Seite steht 15 und mit dem wilden Mann in Tirol eine Waldfrau gleich geht, so kennt auch der nordische Volksglaube weibliche Pflegerinnen der Waldtiere. Den Namen Wolfmutter (wargamor) gibt man in Schweden alten, einsam im Walde wohnenden Weibern, von denen man glaubt, daß die Wölfe der Wildnis unter ihrem 20 Schutz und Befehle stehen und vor den Jägern von ihnen verborgen werden. Dem Tiermann (dyre karl) des dänischen Liedes entspricht aber auch bestimmter noch die Tiermutter (djura mor) in einem selten mehr vernommenen Volkslied. Der junge Sämung, der kundige Schrittschuhläufer, kommt zu der 25 alten Tiermutter, wie sie drinne sitzt und mit der Nase die Kohlen schürt. Mit dieser dürftigen Überlieferung eröffnet sich ein weiter Durchblick in die altnordische Götterwelt. Ynglinga-Saga läßt den norwegischen Jarl Hakon den Mächtigen die Reihe seiner Vorväter bis zu dem Helden Säming hinaufführen, einem Sohn 30 Odins, mit Skadhi, die in einer beigefügten Skaldenstrophe als Eisenwaldfrau, Schrittschuhläuferin des Gebirgs, bezeichnet wird. Nach den Edden ist sie die Tochter des Sturmriesen Thiassi, wohnt, wie er einst, auf dem Gebirge Thrymheim, fährt viel auf Schrittschuhen und mit dem Bogen, und schießt Tiere, darum 35 heißt sie auch Schrittschuhgöttin; mit ihrem Gemahl Niörd, einem Luftgotte der mildern Küstengegend, kann sie sich nicht vertragen, ihn bedünkt das Geheul der Wölfe im Gebirg übel gegen den Gesang der Schwäne, und sie kann an der See nicht schlafen vor dem Geschrei der Möwen. Getrennt von Niörd ver- 40 bindet sich Skadhi, laut der Yngling ensage, mit Odin und wird so durch Säming die Ahnfrau der Jarle von Hladhir. Als Abkömmlinge Odins zählen diese zu den gottentstammten Heldengeschlechtern, ihre Herkunft von Skadhi aber kennzeichnet sie als

rüstige Söhne des Gebirgs, als gepriesene Weidleute und Schrittschuhläufer, wie noch das schwedische Volkslied den jungen Sämung erscheinen läßt. Von der Tiermutter dieses Liedes sprechen zwar die Zeugnisse über Skadhi nicht, aber indem der Skalde sie Jarnvidhja, Bewohnerin des Eisenwalds, nennt, ist dennoch eine Anknüpfung gegeben. „Östlich im Eisenwalde" — sagt das Eddalied — „saß die Alte und gebar dort Fenris (des Wolfes) Geschlechter." Umschrieben wird diese Alte in der j. Edda: „Eine Riesin (gŷgr) wohnt östlich von Midhgardh (der bewohnten Erde) in dem Walde, der Eisenwald heißt; in diesem Walde wohnen die Zauberweiber (tröllkonar), die Jarnvidhjen heißen." Es sind hauptsächlich mythische, dem Mond und der Sonne nachstellende Wölfe, die von dem Riesenweib im Eisenwalde, d. h. wohl im reif- und schneebedeckten Winterwalde, zur Welt gebracht werden. Gleichartig, vielleicht dasselbe Wesen mit dieser Wolfmutter ist die Riesin Angrbodha in Jötunheim, mit welcher Loki, der Verderber, die drei Ungeheuer, den Wolf Fenrir selbst, die Midhgardsschlange und die grausige Hel erzeugt. Nun rühmt aber Loki sich bei Ägis Gastmahl vertrauten Umgangs mit Skadhi, diese selbst ist eine Riesentochter, und im Skaldenliede wird sie Jarnvidhja benannt. So vermittelt sich allerdings ein Zusammenhang, wenn auch nicht ein ursprünglicher, der unheilgebärenden Alten im Eisenwalde mit der leichtbeschwingten Jagdgöttin des beschneiten, von Wolfgeheul widerhallenden Sturmgebirgs. Die Gebärerin jener mythischen Wölfe selbst aber ist doch sichtlich erst der älteren und leibhafteren Vorstellung von einer Urmutter der Waldtiere, von einem bösen Zauber, der namentlich das feindselige Wolfsgeschlecht geschaffen, in bildlicher Anwendung entliehen. Von Skadhi ist nur noch zu sagen, daß ihr zur Sühne die Augen ihres von Thôrr erschlagenen Vaters durch Odin als Sterne an den Himmel geworfen wurden, ein Seitenstück zu der Gestirnung Eberthhrings.

Die Waldgeister, von denen die Rede war, treten bald mehr als Leiter und Begünstiger der Jagd, bald mehr als Pfleger und Beschirmer des gejagten Wildes hervor; gerade so ist der Jäger, der tödliche Verfolger desselben, doch zugleich dessen Freund und Bewunderer; die Kraft und Schönheit, die Tapferkeit und Schlauheit der Tiere, mit denen er in Kühnheit, Gewandtheit und List wetteifert, erregen sein Wohlgefallen und seine Zuneigung, im Altertum war es mehr als dies, eine abergläubische Verehrung, eine heilige Scheu, das Erahnen einer hinter diesen Geschöpfen stehenden höheren Gewalt, eines aus ihren Augen blickenden dämonischen Wesens. Wie diese Stimmungen und Gegensätze in der

Volkspoesie mannigfach sich aussprechen und ineinander spielen, soll nunmehr an denjenigen Waldtieren, mit denen die Lieder sich vornehmlich befassen, der Reihe nach dargetan werden.

Noch bis in das 16. Jahrhundert war der Bär in deutschen 5 Bergwäldern kein besonders seltenes Jagdtier, gleichwohl nehmen volksmäßige Lieder von ihm nur sparsam und auch in den wenigen Fällen nur schwankweise Kenntnis. Im Nibelungenliede macht Siegfried mit einem Bären, den er bindet und dann unter die Kessel rennen läßt, den Jagdgesellen gute „Kurzweil"; später 10 wurde von drei Bauern gesungen, die den Bären aufsuchen und, als er sich gegen sie auflehnt, die Mutter Gottes anrufend auf die Knie niederfallen. Galt er auch nach einem Zeugnis aus dem 10. Jahrhundert ursprünglich für den Herrscher des epischen Tierreichs, so muß er sich doch, nachdem ihn der Löwe verdrängt 15 hat, mit Isengrim in die undankbare Rolle teilen, von dem treulosen Fuchs überall in die Falle geführt zu werden, wobei sich die zwei Mißhandelten nur durch ihre eigentümlichen Eßgelüste unterscheiden. Nur im höheren Norden, seiner rechten Heimat, und bei einem Volke, dessen Poesie noch gänzlich im 20 alten Naturmythus haftet, hat sich auch der Bär noch im angestammten, unverkümmerten Ansehen behauptet. Das finnische Epos Kalevala, das in einer Folge mythischer Gesänge, Runen, die Schöpfung der Welt und die Befruchtung des Landes, die Erfindung und vorbildliche Ausübung menschlicher Kunstfertig-25 keiten und Geschäfte darstellt, hat auch eine eigene Rune der Schilderung einer Jagd, und zwar der bedeutendsten, der Bärenjagd, gewidmet. Der Herr des Hofes zieht zu Walde, um Ohto (Breitstirn), das goldene Tier, zu fangen und zu fällen, damit es nicht Pferde und Viehherden töte. Erst ruft er die 30 Waldgöttinnen, Tapios Frau und Tochter, um Beistand an, dann richtet er an den wackern Ohto selbst Worte der Beschwichtigung und allerlei Schmeichelnamen: Waldesäpfel, schöner runder Knollen, Honigtatze; solcher Namen folgen weiterhin noch viele: Glattpfote, Blinzelauge, Schwarzstrumpf, Leichtfuß, Langhaar, 35 Held, stolzer Mann, alter Kämpe, kleiner, goldner Vogel, Stolz, Gold, Silber, Nebel, Schaum des Waldes. Die Erlegung des Bären wird nicht ausgesprochen, vielmehr derselbe fortwährend, sogar nachdem er aufgezehrt ist, als lebendes Wesen angesehen und angeredet. Es wird entschuldigend vorgegeben, er sei nicht ge-40 fällt worden, sondern habe sich selbst, über die Zweige stolpernd, totgefallen. Hierauf wird er eingeladen, mit nach dem Hofe zu wandern und sich dort herrlich bewirten zu lassen. Unter Hornesklang wird er dahin geführt und die Ankunft durch

schallendes Blasen verkündigt. Die Hausgenossen eilen hinaus und fragen, was der Waldgebieter beschert habe, da die Jäger mit Gesang wiederkehren, jubelnd auf den Schrittschuhen daherschreiten? Die Antwort ist: ein Gegenstand der Rede und des Sanges sei ihnen gegeben, Ohto selbst, der ersehnte Gast, dem die Tür sich öffne. Freudig wird derselbe begrüßt und feierlich in die Stube gebracht; unter unermüdlichen Schönreden wird ihm der Pelz abgezogen, sein Fleisch in blanken Kesseln und Töpfen ans Feuer gesetzt, dann auf den Tisch getragen, auch vergißt der Wirt nicht, die Waldmutter und ihre schöne Tochter zu Ohtos Hochzeit zu laden. Das Mahl wird durch die Rune von der wunderbaren Geburt des den Gestirnen entstammenden und von der Waldfrau großgewiegten Bären gewürzt. Zuletzt nimmt der Hausherr dessen Nase, Ohren, Augen und Zähne, fordert den armen Ohto nochmals verbindlich zu einem Waldgang auf und bringt jene geringen Reste desselben auf einen Berggipfel, wo er sie in der Krone einer heiligen Fichte aufstellt, die Zähne nach Osten, die Augen nach Nordwesten gerichtet. Verschiedene Züge dieses höchst altertümlichen Jagdstücks werden Weiterem zur Erläuterung dienen, vor allen der, daß es Sitte war, die Einbringung des erjagten Wildes mit Gesang und Wechselrede zu begleiten und beim Gastmahl von dem Tiere, das verspeist wurde, zu singen und zu sagen. Der göttliche Wäinämöinen, der Pfleger des Gesangs, der Erfinder und Meister des Saitenspiels, dem die wilden Tiere horchen und der Waldesherr, der Bär, auf zwei Füßen tanzt, ist auch Veranstalter und Leiter der Bärenjagd und des damit verbundenen Mahles, und so erscheint diese Jagdfeier als vorbildliche Einsetzung des menschlichen Gebrauchs.

Ein angelsächsischer Spruchdichter bedauert den freundlosen Mann, besser wär' es ihm, einen Bruder zu haben, damit sie zusammen den Eber angriffen oder den Bären, das grimmige Tier. Hier stehen Eber und Bär auf gleicher Stufe der Wehrhaftigkeit gegen den Angriff mutiger Weidleute. Der Geltung des Bären aber mußte das Eintrag tun, daß er sich zur Belustigung der Menschen dienstbar machen ließ.

Schon das alemannische Gesetz bekundet, daß er zum Zeitvertreibe gehegt wurde; nachmals, in Gedichten aus dem Kreise deutscher Heldensage und in geistlichem Verbot, erscheint er einmal als Eimerträger und mehrfach im Geleite von Spielleuten, selbst Spielweibern, die ihn umführen und zum Tanz anhalten. Anders nun der Eber. Dieser Auserkorne des Tiermanns beharrt in ungebrochener Wildheit. Seine Kühnheit und sein Zorn dienen herkömmlich zur Bezeichnung verwegener und ergrimmter

Helden; **iöfur** (Eber) ist altnordischer Dichterausdruck für König, fürstlicher Held, eben wie auch **gramr** (der Zornige); der althochdeutsche Name **Ebernand** (gleich dem gotischen **Jornandes**) bedeutet: eberkühn. Das unschöne Tier galt doch in seiner
5 Zorngebärde nicht für unedel, und so kann ein altfranzösisches Heldengedicht den zürnenden König Karl, wie er die Augen rollt und die Brauen aufzieht, dem Wildeber vergleichen, der anderwärts gerne mit diesen Zügen in seinem Grimme geschildert wird. Hiernach wird es nicht mehr befremden, wenn dem ältern Königs-
10 stamme der Merovingen, als Zeichen ursprünglicher Kühnheit, Schweinsborsten auf dem Rücken wuchsen. Viel später noch hieß ein Adelsgeschlecht derselben Heimat: Eber der Ardennen.

Demgemäß ist denn auch der Eber, zumal in ungewöhnlicher, dichterisch verstärkter Größe der Heldenwaffe kampfgerecht, und
15 an ihm macht der jugendliche Recke sein Probestück. Den bereits angeführten Beispielen können andre zugefügt werden. Auf der schon erwähnten Jagd des Nibelungenliedes erschlägt Siegfried einen großen Eber, der ihn zornig anläuft, mit dem Schwerte; ein andrer Jäger, heißt es, hätte das nicht so leicht vollführt.
20 Im lothringischen Epos beschließt der Herzog Begues auf dem Wege zu seinem Bruder Garin, den er nach sieben Jahren wiedersehen will, einen Eber, von dem man Wunder erzählt, zu jagen und das Haupt desselben dem Bruder nach Metz zu bringen; die Klauen des Ungetüms stehen über fußbreit auseinander, die
25 Zähne ragen einen vollen Fuß hervor, seine Kraft ist so groß, daß er, aufgescheucht, fünfzehn Meilen in einem Zuge rennt; der Herzog sprengt nach, Reiter und Hunde bleiben hinter ihm, nur zwei Bracken hat er zu Roß unter den Armen; endlich hält der Eber stand, zerreißt die Hunde und läuft gegen den kühnen
30 Jäger an, der ihm den Speer in den Leib stößt; aber das Jagen war in fremdem Walde, von dessen Hütern der Herzog, gänzlich allein stehend, angefallen und, nachdem er vier derselben niedergestreckt, durch einen Bogenschuß ins Herz getroffen wird. Dem Bruder wird statt des Eberhaupts die Leiche des Helden in einer
35 **Hirschhaut** gebracht; kaum versöhnte Feindschaft ist wieder geweckt, und es entbrennt ein fortwuchernder Rachekrieg; die Jagd ist hier, wie bei Siegfrieds Tode, der waldfrische Hintergrund blutiger Geschichten, der Mord geschieht am Fuße einer Zitterespe.

40 Auch Guy von Warwick, der englische Volksheld, erlegt einen Eber, desgleichen man nie in England fand, und von dessen Riesenbeinen, laut der alten Ballade, einige im Warwicker Schlosse liegen, ein Schulterblatt in der Stadt Coventry aufgehängt ist.

Der harte Kampf, der mit so gewaltigen, tapfer um sich hauenden Jagdtieren geführt werden muß, ist es eben, was sie zum Bilde des „fechtenden“ Helden selbst tauglich macht, und namentlich ist in deutschen Heldenliedern diese Vergleichung eine gangbare. Wie es aber Eigenschaft des Wildschweins ist, daß es nicht eher, denn verfolgt oder verwundet, nach den Hunden haut und auf den Jäger losrennt, so läßt sich ihm besonders der kampfbedrängte und blutgereizte Recke vergleichen. Lebendig ausgeführt ist dies in der Stelle des Nibelungenliedes, wie der kühne Dankwart sich zu seinem Herrn durchschlägt: alle Ritter und Knechte sind ihm getötet, ihn selbst wagen die Hunnen nicht mit den Schwertern zu bestehen, sie schießen soviel Speere in seinen Schild, daß er ihn der Schwere wegen von der Hand lassen muß; nun, ohne den Schild, wähnen sie ihn zu bezwingen, auf beiden Seiten springen sie ihm zu, während er tiefe Wunden durch die Helme schlägt; da geht er vor den Feinden, wie ein Eberschwein vor Hunden zu Walde geht, wie könnt' er kühner sein! sein Weg ist naß von heißem Blute, nie hat ein einziger Recke besser gestritten, herrlich sieht man ihn zu Hofe gehn; großes Wunder hat seine gewaltige Kraft getan.

Hier nun greifen deutsche Liedesstücke (Volksl. Nr. 131) aus dem 10. oder 11. Jahrhundert ein, des Inhalts: „Wenn Rascher andrem Raschen begegnet, dann wird schleunig Schildrieme zerschnitten. Der Eber geht an der Halde, trägt den Speer in der Seite, seine rüstige Kraft läßt ihn nicht fällen. Ihm sind die Füße fudermäßig, ihm sind die Borsten gleichhoch dem Forste und seine Zähne zwölfellig.“ Diese Strophen sind einer lateinischen Rhetorik aus St. Gallen als Beispiele rednerischer Figuren einverleibt, nicht zu einem Ganzen verbunden, aber mit geringer Unterbrechung einander folgend. Daß sie, wenn auch nur als Bruchstücke, zusammengehören, ist nach dem Vorausgeschickten kaum zu bezweifeln. Im heftigen Zusammenstoß ist dem Helden der Schild abgehauen und jetzt, wie Dankwart, schirmlos sich durchkämpfend, hat er sein Gleichnis an dem Eber, der, in der Seite den Speer, dennoch mit aufrechter Kraft riesenmäßig dahergeht. Die ungeheure Größe des Ebers übersteigt alle die früheren Schilderungen, aber hier ist auch nicht Erzählung, sondern spruchartiger Preis der Tapferkeit in fabelhaftem Bilde.

Im heidnischen Norden war es, nach den Sagen, gebräuchlich, am Julabend beim Trinkmahl auf Haupt und Borsten des vorgeführten Sühnebers Gelübde abzulegen; dieser Juleber war

dem Frey oder der Freyja geweiht und aufgezogen, er wird einmal geschildert: groß, wie der größte Ochse, und so schön, daß jedes Haar von Golde zu sein schien. Die Geschwister Frey und Freyja waren keine Kriegsgottheiten, sie walteten, wie ihr Vater
5 Niörd, der milden, gedeihlichen Witterung, weshalb sie um fruchtbares Jahr und Frieden angerufen wurden; auch der Goldeber ist, wie schon die Farbe zeigt, ein zahmer und seine Bedeutung eine friedliche, er wird um Jahressegen geopfert, und die altnordische Sage setzt ihn mit einem Gerichte, der Bürgschaft des Friedens,
10 in dieselbe Beziehung, die noch am reinen Goldferch eines hessischen Weistums zum Vorschein kommt. Gleichwohl sind die Julgelübde, auch die auf den Eber, mehrfach auf gewagte Unternehmungen gerichtet, auf streitfertige Werbung um eine Königstochter, um die Braut eines andern; beim Jultrinken, dem Feste
15 der Wintersonnenwende, wurde nicht bloß an den wirtschaftlichen Segen des angehenden Jahres gedacht, rüstige Männer faßten und weihten auch ihre kecken Vorsätze für die wieder beginnende Zeit der Heldenfahrten. Es scheinen sich in jener sagenhaften Julfeier ursprünglich verschiedene Handlungen zusammengefunden
20 zu haben, heldenhaftes Gelöbnis auf die Jagdbeute, den streitbaren Waldeber, und ländliches Jahresopfer. Verwandte Gebräuche in Altengland betreffen noch durchaus den wilden Eber. So kommt in dem strophischen Gedichte von Arthurs Gelübde, aus dem 14. Jahrhundert, an den Hof zu Carlisle die Nachricht von
25 einem grimmen Eber im Ingulwalde, der, höher als ein Roß, breiter als ein Stier, die Hunde niederschlage, den Jagdspeeren trotze, und beim Wetzen seiner drei Fuß langen Hauer die Büsche mit den Wurzeln ausreiße; sofort ruft König Arthur drei seiner Ritter auf, tut vor ihnen das Gelübde, bis zum nächsten Morgen,
30 ohne jemands Hilfe, den wilden Satan niederzuwerfen, und befiehlt ihnen, gleichfalls Gelübde zu tun, worauf sie bereitwillig Wagnisse oder schwierige Vorsätze andrer Art angeloben; er selbst aber hetzt und bekämpft den wütenden Eber, dessen Lager mit erschlagenen Männern und Hunden bedeckt ist; schon ist des
35 Königs Speer zersplittert, sein Schild zertrümmert, sein Roß getötet, er kniet nieder und betet, dann läßt er das Untier in sein blankes Schwert rennen, zerlegt weidmännisch die Beute und steckt das Haupt „dieses Kühnen" auf einen Pfahl, kniet abermals und preist Gott; auch die drei Ritter erledigen ihre Wette.
40 Die Angelöbnisse geschehen hier nicht auf Haupt und Borsten des Rieseneberrs, dennoch ist es sein wunderhaftes Erscheinen, was dieselben hervorruft, und das eine hat in der Aufsteckung des Eberhauptes sein Ziel erreicht. Auch der vermessenen Jagd des

Herzogs Begues wird, obgleich nicht ausgesprochen, ein Gelübde zu unterstellen sein, das nämlich: seinem lange nicht gesehenen Bruder das Haupt des ungeheuern Ebers zu bringen. Wieder in altenglischem Gedichte verheißt der junge Tristrem, den Tod seines Vaters an Herzog Morgan zu rächen oder von dessen Hand zu fallen; eher soll niemand ihn wieder in England sehen; mit einem Gefolg andrer Jünglinge kommt er an den Hof des Herzogs, als dieser eben sein Brot schneidet, sie geben sich für zehen Königssöhne aus, deren jeder ein Eberhaupt zum Geschenke bringt, aber nach kurzem Hader trifft Tristrems Schwert den Trotzigen, der ihm den Vater und das Erbe geraubt; abermals läßt sich ein erloschener Zusammenhang zwischen den Eberhäuptern und dem vorgesetzten Heldenwerk mutmaßen. Die Einbringung des Eberhauptes in die Festhalle war, gleich jenem Wettstreit zwischen Holst und Epheu, ein wichtiger Teil der englischen Weihnachtfreude. Diese gemahnt durchaus an das alte Opfermahl zur Feier der Sonnenwende, wie ihr auch der vorchristliche Festname Jul geblieben ist. Unter dem Spiele der Minstrels wurde der Eberkopf „dem Herkommen gemäß“ auf die königliche Tafel getragen. Noch 1607 wird der Hergang in der Gelehrtenschule zu Oxford so beschrieben: das erste Gericht war ein Eberhaupt, das von dem Größten und Stärksten der Wache getragen wurde, vor ihm gingen als seine Diener, zuerst einer im Reiterrock, einen Eberspieß in der Hand, nächst diesem ein andrer, grüngekleideter Jäger mit bloßem, blutigem Weidmesser, hinter ihm zwei Pagen in Taftkleidern, jeder mit einer Senfschüssel, hierauf kam der Träger des Eberhauptes mit grüner Seidenschärpe, an der die leere Scheide des vorgetragenen Weidmessers hing; beim Eintritt in die Halle sang er ein Weihnachtlied, und die drei letzten Zeilen jedes Gesätzes wurden von der ganzen Gesellschaft wiederholt. Bis in die letzte Zeit trugen die Schüler von Oxford einen aus Holz geschnitzten, bekränzten Eberkopf in feierlichem Umzug und sangen dazu ein halblateinisches Lied. Unter den ältern Gesängen, die zu diesem Weihnachtbrauche gehörten, entspricht vor allen einer dem weidmännischen Aufzuge: „Neues bring' ich und sag' ich euch, was mir im wilden Walde zustieß, da ich mit einem wilden Getier mich befassen mußte, einem unwirschen Eber; er verfolgte mich und stürmte heftig an, mich zu töten, da bändigt' ich ihn und schlug ihm alle Glieder ab; zum Beweise, daß es wahr ist, schlug ich sein Haupt mit meinem Schwert herab und schaffte diesen Tag euch neue Lust; esset und laßt's euch wohl bekommen, nehmt Brot und Senf dazu, freut euch mit mir, daß ich so getan,

seid fröhlich all zusammen." Frisch aus dem Walde kömmt hier der Bezwinger des Ungetüms herbeigerannt, verkündigt seinen Sieg und weist zum Zeichen desselben den abgeschlagenen Eberkopf vor, wie die Sagenhelden das Haupt des erlegten Riesen
5 oder Recken an den Sattel binden und in den Königssaal bringen. Eines Gelübdes auf den Eber gedenken diese Lieder nicht, und ein Teil derselben wendet sich lediglich der Lust des Schmauses zu, andre dagegen wahren das Gepräg eines gottesdienstlichen Brauches, indem sie auf sehr wunderliche Weise die Erinnerungen
10 der christlichen Weihnachtstage hereinziehen. So wird gesungen, wie der heilige Stephan, der als Diener des Königs Herodes den Eberkopf aus der Küche herbeiträgt, einen leuchtenden Stern über Bethlehem stehen sieht, worauf er sogleich den Eberkopf niederwirft, die Geburt des göttlichen Kindes in der Halle ver-
15 kündigt, dem weltlichen Herrn den Dienst aufsagt und darum auf Befehl des Königs gesteinigt wird. Noch seltsamer wird das Eberhaupt auf den Fürsten ohnegleichen, der heute geboren worden, gedeutet; der Eber sei ein fürstliches Tier, bei jedem Feste willkommen, so müsse der göttliche Herr das Erste und Letzte
20 sein; ihm zu Ehren werde dies Eberhaupt eingebracht, der von einer Jungfrau entsprossen sei, um alles Unrecht gut zu machen. Was in der Julfeier des heidnischen Nordens verbunden war, der Sühneber und das Gelübde, das liegt in den Gedichten und Gebräuchen des englischen Mittelalters auseinander. Um so
25 ergiebiger zeigt sich hier das Singen vom Eber bei feierlicher Einbringung der Jagdbeute, auf ähnliche Weise, wie man in Finnland den Bären empfing und begrüßte. Für die althochdeutschen Liederreste vom Kampfe der Recken und von der rüstigen Kraft des Riesenebers ist ein entsprechender Festgebrauch noch
30 aufzuspüren.

Der **Wolf**, wenigstens der einzeln gehende, erschien nur für Hof und Herde, nicht für den wehrhaften Mann gefährlich. Er wurde nicht wie der Eber, bekämpft, sondern, wo er sich blicken ließ, mit Geschrei und Hundegebell, mit Knütteln und Stangen
35 verfolgt. Mit der Heldenwelt tritt er hauptsächlich nur dadurch in Beziehung, daß er beutegierig dem Heere folgt und die Walstätte sucht. Demgemäß hat Odin, der Heldenvater, zwei Wölfe, die er von seinem Tische sättigt; wenn die Krieger zum Kampf ausziehen, da fahren des Gottes „Hunde" leichengierig
40 über das Land; die Begegnung und das Voranlaufen des Wolfes ist ihnen ein heilverkündendes Zeichen. Angelsächsische Schlachtschilderungen lassen dann den Wolf im Walde sein Schlachtlied anstimmen, sein wildes Abendlied singen. Auch ein Heldenlied

der Edda spricht von Wolfsliedern im Gehölze draußen. Die Wolfsstimme klang wie grauenhafter Gesang. Chanteloup (in lateinischen Urkunden Cantalupo) ist ein in Frankreich mehrfach vorkommender Ortsname, eigentlich Bezeichnung einer Waldgegend, die von solchem Sange widerhallt. In Schweden hat 5 man das Wolfsgeheul auf eine Tonweise gebracht, und in der südfranzösischen Landschaft Bresse versteht sich das Landvolk auf taktmäßig heulende Rufe, welche die Stimme des Wolfes nachahmen, ursprünglich wohl zur Warnung vor ihm dienend, dann überhaupt noch als Feldschrei oder als Ausbruch fest- 10 licher Lust. Auch das Tierepos weiß, obwohl nur noch in scherzhafter Meinung, vom Gesange des Wolfs; sein Heulen ist ein Lied, das er in seines Vaters oder Eltervaters Weise singt. Was man den Wolf singen hörte, der Inhalt seines Liedes, war gewiß immer nur sein grimmiger Heißhunger; freudiger sang 15 er, wenn er hoffnungsreich mit dem Heere zog, verzweiflungsvoll, wenn er, geächtet und verfolgt, in der Winternot umherstreifte. Wahrscheinlich gab es alte Lieder, welche der Bedrängnis des Wolfes Worte liehen und den Ton anschlugen für eine noch aufweisbare Liedergattung, worin gequälte Tiere ihren 20 Kummer klagen. Die Wolfsklage muß in solch einfacheren Weisen gesungen worden sein, bevor sie in Spruchgedichten aus der Zeit des Meistersangs als beliebter Gegenstand ausführlicher behandelt wurde. Das älteste dieser Art, als dessen Verfasser sich der Schneperer nennt, läßt einen Wolf, der Kaufleute gen 25 Frankfurt reiten sieht, sich mit andrem so beschweren: „Jeden läßt man treiben und tragen, was er hat, aber trieb' ich armes Tier ein Gänslein über Rhein, alle Welt liefe mir nach und schrie' auf mich als einen leidigen Schalk; käm' ich an Kaufleute gerannt, mir käme nicht in den Sinn, ihr fahrendes Gut 30 zu nehmen; fänd' ich Silbers tausend Mark, das würd' ich ungerne mit mir tragen; nicht üppig ist meine Weise, einzig meiner Speise begehr' ich und weiß mich doch nicht zu erhalten; ich wage bei keinem Wirte zu zehren, er ließe mir die Haut zerbläuen und jagte mich wie einen Dieb hinaus; käm' ich vor 35 den Bischof und wollte da Kunst treiben, er hieße nicht fragen, ob ich Meistergesang verstehe (abermals der sangkundige Wolf!), man würde mich von der Bank jagen, ich müßte fort und aus, oder man tötete mich noch im Hause; Gott im Himmel will ich's klagen, der mich erschaffen hat, so gut als einen Pfaffen 40 oder sonst einen Edelmann; nun sitzen die Herren hoch auf den Festen, sie bedürfen unser nicht zu Gästen und schließen ihre Schlösser zu; auch die wohlgenährten Bürger in der Stadt

verschließen gegen Nacht ihre Tore; dann bin ich armer Wolf davor und habe weder Hütte noch Haus, ich muß über das Feld aus in Sommer und in Schnee; komm ich vor des Bauern Tor, so bleckt ein großer Hund seine Zähne gegen mich und weckt den
5 Bauren auf, derweil nehm' ich ein Pfand und entfliehe damit, doch kommt der Bauer geschwind mit all seinem Gesinde, dazu das Dorfvolk, und schreien alle: „Faht diesen Bösewicht!" recht als hab' ich ein Dorf verbrannt. Das schmerzt mich sehr, denn ich kann doch nicht ungessen sein; oft lauf' ich an wälschem
10 Wein, an Gewand (Tuchware) und Spezerei vorüber, das ist alles frei vor mir, ich tu' nur, wie mein Vater tat, der brannte weder Burgen noch Städte, zog auch nicht vor hohe Festen, aber den Bauren in den Dörfern nahm er Schafe, Rinder und Schweine, das muß auch mein eigen sein, und darum sind mir die Bauren
15 so gram; ich kann ja weder hacken noch reuten, viel minder denn ein Edelmann, der doch von den Leuten viel begehrt; auch kann ich mit der Schrift beweisen, daß mehr Pfaffen in der Hölle sind denn Wölfe, die jeden Tag rauben, mir opfert niemand in die Hand, ich muß mich nähren durch das Land; das ist jeglichen
20 Wolfs Klage, die er tut vor dem Hage." Überarbeitet und erweitert kommt diese Dichtung unter dem Namen Cristan Awer vor. Hier schließt der Wolf damit: „Wer diesen Streit beilegen wollte, der müßt' ein gewaltiger Mann sein, Kaiser Friedrich nimmt sich des nicht an, heißt deshalb kein Gericht besetzen, läßt
25 mich beschreien, hetzen und blenden, drum will ich hin wie her pfänden, wen ich beschleichen mag, er sei arm oder reich." Die Anspielung geht auf Kaiser Friedrich III., der 1486 einen allgemeinen Landfrieden verkündigt hatte. Wieder ein Späterer, von dessen deutschem Gedichte nur ein lateinischer Auszug be-
30 kannt ist, läßt den Wolf seine Not dem Kaiser Maximilian klagen, vor dessen Richterstuhl er die gesamte Bauerschaft zu laden droht, wobei gleichfalls die habsüchtige und üppige Geistlichkeit, von der die Bauern sich mißbrauchen lassen, nicht geschont wird. Begreiflich ließ auch Hans Sachs den volksmäßigen Stoff nicht
35 zur Seite liegen. Seine Wolfsklage vom Jahr 1543 meldet, wie der Dichter im Wolfsmonat (Dez.) durch bahnlosen Schnee sich auf das Wolfsfeld verirrt und die heulende Stimme des Wolfes hört, der, in einem Hage sitzend, nach der Art äsopischer Fabeln den höchsten Gott Jupiter anruft und die Menschen ver-
40 klagt, die ihn bedrängen, während er doch nur seiner eingepflanzten Natur folge und alle die Laster und Übeltaten, die er ihnen der Reihe nach aufrückt, ihm gänzlich fremd seien; sofort schwingt sich Jupiter auf einem Adler herab und verkündigt

eine plötzliche große Änderung auf Erden, bei der auch des Wolfes gedacht werden soll, daß er aus Bann und Acht komme.

Schon ältere Stücke aus dem Kreise der Tierfabel nehmen die Partei Isengrims den Menschen, seinen Verfolgern, gegenüber. Einst wandern ein Wolf und ein Pfaffe miteinander und 5 streiten sich darüber, welcher der Bessere sei; der Handel wird vor den Bären und den Fuchs gebracht, dieser führt einerseits die Hoffart und die Üppigkeit des Pfaffen aus, andrerseits die Not des armen Wolfes, der nachts in Regen und Wind mit Gefahr seiner Haut nach Speise laufe, der einem Mann eine Ziege 10 nehme und ihm hundert Mark liegen lasse, einem andern ein Schwein und ihm dann zehn Jahre Frieden gebe; der Bär entscheidet, daß der Wolf viel getreuer sei denn der Pfaffe. Ein andermal beichtet der Wolf seine großen Sünden dem Fuchse, der jedoch die Lossprechung nicht schwierig findet, indem er den 15 großen Hunger des Wolfs, die grausame Verfolgung, die beständige Angst und Beschwerde, die derselbe leiden muß, in Erwägung zieht. Nicht umsonst sei der Wolf so grau, heißt es in einem deutschen Rittergedichte des 13. Jahrhunderts; denn was er in der Welt tue, sei es übel oder gut, das deute man 20 ihm alles zum argen. Wirklich scheitern auch seine besten Absichten an der schlimmen Meinung, die man von ihm hegt. In Betrachtung seines unseligen Lebens und des ihm täglich drohenden Todes beschließt er einst, Stehlen und Rauben aufzugeben und in einem andern Lande, wo man ihn noch nie gesehen, wie 25 ein Schaf zu gehn. So kommt er zu einer Gänseherde, die in das grüne Maiengras getrieben ist und die er gänzlich mit Frieden lassen will; allein nun wird er, als der alte Dieb, von den Gänsen heftig angefallen, und als er noch immer mit niederhängendem Haupt unter ihnen geht, sehen ihn die Dorfleute 30 und laufen schreiend mit ihren Hunden herzu; da macht er sich von den Gänsen los, indem er ihnen die Hälse entzwei beißt, und eilt zu Walde mit dem Vorsatz, künftig nichts mehr zu verschonen. Zu andrer Zeit hört der Wolf das Weinen eines Kindes, das vor dem Wald in seiner Wiege liegt, während die Mutter 35 ferne davon Korn schneidet; das Kind erbarmt ihn, er schleicht zu der Wiege und treibt sie her und hin, wie er die Mutter es schwingen und wiegen sah; das gewahren die Bauern, halten das Kind für gefährdet und eilen, ha ho! rufend, mit Sensen und Stangen vom Schnitte herbei, der Wolf entrinnt mit Not 40 zum Walde und will nie mehr Gutes tun, solang er seinen Balg trägt. Diese Erbitterung über die Feindseligkeit der Menschen ist schon in einer von Fredegar zum Jahr 612 als

Volksmärchen bezeichneten Erzählung ausgedrückt; der Wolf ruft seine Söhne, die schon zu jagen anfangen, zu sich auf einen Berg und spricht: „So weit eure Augen nach jeder Seite sehen können, habt ihr nirgends Freunde, außer wenigen eures Geschlechts,
5 vollbringt also was ihr begonnen.“

Zum Mißgeschicke des Wolfs gehört aber nicht bloß die Härte des Winters und die Feindschaft der Menschen, sondern auch seine eigene Einfalt und Unbeholfenheit nebst einer übel angebrachten Lustigkeit, wodurch er sich schlimme Abfertigungen zu-
10 zieht und selbst der schon erhaschten Beute verlustig wird. Diese scherzhafte Seite seines Wesens und Treibens ist in der Tiersage, besonders in seinem Verkehr mit dem tückischen und schadenfrohen Fuchse vielfach ausgeprägt. Hierher fällt die alte Geschichte, wie ihm der Hahn oder die Gans wieder aus den
15 Zähnen wischt. Der Wolf bildet sich viel auf seinen schon belobten Gesang ein und läßt ihn gerne zur Unzeit hören. So erzählen lateinische Verse, dem Alcuin zugeschrieben, wie der Hahn, vom Wolfe gefangen, nicht so sehr seinen Tod in dessen Schlunde beklagt, als daß er nun die vielgerühmte, herrliche Stimme
20 desselben nicht mehr hören solle, worauf der leichtgläubige Wolf seinen Höllenrachen öffnet, der Hahn aber geschwind auf einen Baum fliegt und mit seinem Gesange dessen spottet, der aus Eitelkeit vor dem Essen sich hören lassen wollte. Anders in einer altfranzösischen Fabel: eine Gans, die der Wolf zwischen den
25 Zähnen zu Walde trägt, beklagt sich, wie viel schlimmer es ihr ergehe, als ihren zurückgebliebenen Gespielen, unter denen keine sei, die nicht an der Kohle gebraten, mit Sauertrauben und Essig eingemacht und auf Schüsseln gelegt werde; mit Lied und Saitenspiel werde jeder Bissen ausgefolgt, sie aber müsse hier
30 sterben ohne Sang und Klang. „In Gottes Namen,“ sagt der Wolf, „wir werden singen, Frau Gans, da es Euch so ansteht.“ Er setzt sich auf die Hinterbeine, stößt die Pfote in den Schlund und hebt zu heulen an, da zieht die Gans klüglich ihren Hals an sich und entflieht auf eine Eiche; der betrogene Wolf zerreißt
35 sich vor Ärger schier sein Fell und spricht: „Übel getan ist singen vor dem Essen.“ Alsbald holt er sich eine andre Gans aus der Herde und verzehrt sie vor dem Singen, was er sich auch für die Zukunft vornimmt. Hoch- und niederdeutsch haben wir diese Fabel als Volkslied (s. Volksl. Nr. 205): „Im kalten Winter,
40 da man nicht viel zu Felde liegt, sah ich vor eines reichen Bauren Hof einen Wolf traben, der eine Gans beim Kragen trug; er setzte sich nieder in den Schnee und im bittern Hunger wollt' er sie verzehren; da bat die Gans, wenn ihres Lebens

nicht mehr sein solle, daß er sie ein Lied singen lasse, das fröhlich nach ihrem Tode laute von Tanzen und Springen; sie rauft sich eine der besten Federn aus ihrem Flügel, macht ein Kränzlein draus und setzt es dem Wolf auf sein Haar; des freut er sich und spricht: ‚Wir wollen tanzen einen kleinen, 5
kurzen Reigen!‘ sie tanzen hin und tanzen her, als wär' es Fastelabend, ich stand und sah ihnen zu, der Wolf führte den Reigen; da der Tanz am besten war, vergaß das Gänslein seinen Vorteil nicht und flog von dannen: ‚Gesegne dich Gott, du schändlichs Tier, nach mir hab' kein Verlangen!‘ Der Wolf stand und 10
sah ihr nach: ‚Das riet mir der Teufel, daß ich nüchtern tanzte;‘ er schwur bei seinem Eide, das soll nun erst viel Gänsen leid werden, die Gans aber dankt ihrem Nothelfer, dem heiligen Martin, der sie vom Wolf errettet hat.“ Hier also lebt die Tierfabel noch im singbaren Liede, und wenn dieses deutsche 15
Lied auch erst im 16. Jahrhundert auftaucht, so trägt es doch den altertümlich sagenhaften Zug, daß dem zum Tode Bestimmten ein Ruf oder Sang, Saitengriff oder Hornlaut zur Letze gestattet wird. Es fällt in die Reihe der Martinslieder, von denen weiterhin besonders die Rede sein wird, und ist 20
eines von der Art, darum die vom Wolf ergriffene Gans in der altfranzösischen Erzählung ihre glücklichern Schwestern beneidet. Dem ungeschickten Wolfe war kein Ehrenlied bestimmt, sein ungenießbares Haupt wurde nicht, wie das hochgehaltene des Ebers, mit Gesang und Spiel in die Festhalle geleitet; 25
den armen Wolf hängte man auf, entweder am eigenen Wolfsgalgen oder mit andern Übeltätern, um ihre Schmach zu mehren, und sein totes Haupt wurde mit einem Haselstock aufgesperrt.

Lieder in verschiedenen Sprachen geben die Klage des vielgeplagten H a s e n. Das deutsche dieses Inhalts ist mir nur im 30
Texte neuerer Flugblätter zugänglich. Der Dichter hört ein Häslein, das mit einem Auge zum Strauche herausguckt, jammern: wie es vom Jäger gehetzt und vom Windspiel erschnappt, über den Rücken des Weidmanns geworfen und auf dem Markte um halbes Geld verkauft, vom Koch ausgezogen, gebeizt, gespickt, 35
unhöflich von hinten an den Spieß gesteckt, an glühender Kohle mit Fett begossen, dann aufgetragen und zerschnitten, sein Gebein aber weggeworfen werde, daß kein Hahn mehr nach ihm krähe. Einem kleinen lateinischen Lied aus dem westfälischen Kloster Lisborn, um 1575, in derselben Reimweise wie das 40
deutsche, mag eine ältere Fassung des letztern zugrunde liegen. Der Refrain ist: Was tat ich den Menschen, daß sie mich mit Hunden verfolgen? Ich war weder im Garten, noch fraß

ich Kohl, mein Haus ist der Wald, wenn ich auf die Berge laufe, fürcht' ich die Hunde nicht, komm' ich zu Hofe, so freut sich der König, nicht ich, wenn die Könige mich verspeisen, so trinken sie Wein über mir.

5 Weitschweifig und im Strophenbau ausgedehnt ist das Hasenlied auf neueren niederländischen Volksblättern, doch trägt es Spuren einer einfacheren Grundlage, die mit dem lateinischen stimmte; so rühmt sich das Häschen auch hier, daß es den Hunden zu schnell sei, wenn es den Berg hinauflaufe, und daß über 10 ihm der Adel den kühlen rheinischen Wein trinke. Die englische Hasenklage, aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, ein Lied mit Stab- und Endreim, schildert nur, wie das arme Tier von den Jägern verfolgt und im Winter selbst von den Weibern aus dem Heu gehetzt wird, mehr nach Art der Wolfsklage. 15 Im polnischen Liede sitzt der Hase am Wiesenrain und schreibt sein Testament; darin heißt es:

Der Gärtner klagte mich zwar an,
daß ich die Bäumchen ihm zernagt,
ich aber saß im Kohlgefield,
20 aß ein Blättchen nach dem andern wie ein Herr.

Da lärmen Jäger und Hunde heran, das Häschen aber flieht in den Wald und hebt die Blume auf den Feind.

Ein Festgericht war in Frankreich und England der Schwan, und im letzteren Lande wurden auf ihn, wie im heidnischen Norden 25 auf den Eber, Gelübde abgelegt. Das Klagelied des gebratenen Schwans, lateinisch, steht in einer Münchner Handschrift des 13. Jahrhunderts: „Einst hatt' ich Seen bewohnt, einst war ich schön, als ich noch ein Schwan war; Armer, Armer, nun schwarz und gebrannt! (Dieser Weheruf bildet den Kehrreim.) 30 Mich dreht und dreht der Bratenwender, mich schneidet der Truchseß auf, mich brennt der Holzstoß. Lieber wollt' ich in Wassern leben, stets unter bloßem Himmel, als in diesen Pfeffer untergetaucht werden. Weißer war ich als Schnee, schöner denn jeder andre Vogel, jetzt bin ich schwärzer als der Rabe. Jetzt 35 lieg' ich auf der Schüssel und kann nicht fliegen, knirschende Zähne seh' ich." Schlichteren Naturlaut hat das slowakische Liedchen, worin die Wildente, vom jungen Schützen im Fluge getroffen, mit abgeschossenem Flügel und Fuß, um ihre Kindlein klagt, die auf dem Steine sitzend trübes Wasser trinken und feinen Sand essen.

40 Diese Liedergattung, die Tierklage, hängt zusammen mit einer vielfältig sich äußernden Ansicht und Gesinnung, wonach jenen Geschöpfen, auch den wildesten, ihr bestimmter Anteil an den

Gütern der Erde und deshalb, besonders in der Not, ein Anspruch an die besser gesegneten Menschen zukam, welchen zu gewähren für löblich und fromm, ja sogar infolge einer abergläubischen Furcht vor dem dämonischen Wesen der Tiere für ein notwendiges Opfer galt. Nicht umsonst behauptet der Wolf in seiner Klage (V. 67ff.), ihn habe Gott so wohl erschaffen, als den Pfaffen und den Edelmann. In einer Sammlung alter Aberglauben, vom Jahr 1537, wird gesagt: wenn man aus einem großen Hofe, da viel Schafe ausgehn, nach Bezahlung der Zehendlämmer nicht auch dem Wolfe sein Lamm sende, so werd' er's selbst nehmen, wie fleißig man hüte. Der Eddamythus von Thiassi läßt den Adler, der in der Eiche sitzt, seine Sättigung von dem Ochsen, der dort gesotten werden soll, verlangen, was ihm auch zugestanden wird (Sn. Edd. 80. Sagenforsch. I, 114), und so mußte nach alter nordfranzösischer und englischer Jagdregel bei der kunstgerechten Zerlegung des Hirsches auch dem Raben, der auf dürrem Aste sitzt, sein Wildrecht, das Rabenbein, auf den Baum gelegt werden. Zur Zeit der Hafererernte richteten die norwegischen Bauern Stangen mit Ährenbüscheln zum Besten der Vögel auf. Damit wird nun auch eine Stelle der mittelhochdeutschen Erzählung vom Meier Helmbrecht, einer gründlichen Darstellung des Volkslebens in Österreich um die Mitte des 13. Jahrhunderts, verständlich; der Meier empfiehlt seinem Sohne, der ein Hofmann werden will, die Vorzüge des Landbaus: „Willst du mir folgen, so baue mit dem Pfluge! dann genießen deiner viele, dein geneußt sicherlich der Arme und der Reiche, dein geneußt der Wolf und der Aar und durchaus alle Creatur." Sei es auch nur noch Redensart, so muß doch ursprünglich zum Wesen des Ehrenmannes gerechnet worden sein, daß er von seinem irdischen Segen selbst den Wolf und den Adler nicht unbedacht ließ. Dieselbe Ausdrucksweise wird schon auf den alemannischen Grafen Udalrich, der im 9. Jahrhundert bei Bregenz wohnte, angewandt: er war so fromm und wohltätig, daß auch die Vögel seine Heiligkeit fühlten und furchtlos zu seinem Tische herflogen und von seiner Hand Speise nahmen, auch wenn die einen gesättigt wegzogen, die andern zur Sättigung herankamen. Ein lateinisches Gedicht auf den heiligen Wilhelm, Abt zu Hirsau in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhundert, berichtet erst, wie derselbe auf dem Wege von Nagold (Nagalthe flectebat iter etc.), nach dem Beispiel Sankt Martins, seinen Rock an zwei Bettler verteilt habe, und fügt dann bei: er habe ja oft zur Winterszeit, wenn die Felder von Schnee starrten, die Vögel gefüttert, seine Scheunen des Hafers beraubend.

Den Almosenspendungen der heiligen Mathildis, Witwe des deutschen Königs Heinrich I., wird beigezählt: sie habe täglich den Hahn gefüttert, der das Tageslicht verkündige und die Gläubigen zum Dienste des Herrn erwecke, auch habe sie der
5 Vögel nicht vergessen, die zur Sommerzeit in den Zweigen singen, indem sie Brotkrumen unter die Bäume zu streuen befohlen; die Vögel werden hier für ihre guten Dienste belohnt. Als guter Minnesänger und seines Namens gedenk, hat Walther von der Vogelweide für die Vögel gesorgt, wie von ihm eine
10 Chroniksage meldet: im Gange des Neuenmünsters (zu Würzburg), gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther unter einem Baume begraben, er habe in seinem Testamente verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe, und, wie noch zu sehen sei, habe er in den Stein, unter
15 dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel; das Kapitel des Neuenmünsters aber habe dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten und nicht mehr den Vögeln.

20 Wenn in altnordischer Dichtersprache der Winter Angst, Not, Elend der Vögel genannt wird, so ist dies nicht für bloßen Redeschmuck anzusehen, Ursprung und Fortgebrauch dieser Bezeichnungen setzen ein Gefühl für das Schicksal der bedrängten Geschöpfe voraus, das gleiche Gefühl lebt auch noch in mittel-
25 hochdeutschen Dichtern, wenn sie, herkömmlich den Winter schildernd, die Not der Vögel bemitleiden. „Seit so ungelaubet steht der Wald, wo nehmen die Vögel Dach?“ singt Alram von Gresten. Dieselbe Frage beim Fallen des Laubes in einem erzählenden Gedichte Heinzelins von Konstanz: „Wo nehmen
30 nun die Vögel Dach? da man sie heuer sitzen sah, da stiebet nun der kalte Schnee; wo sollen sie bleiben sonder Stube und ohne Feuer? und hätten sie's vorher gewußt, was sie noch erleiden sollten, sie hätten viel Gesanges unterlassen.“ Gehören auch solche Äußerungen nur zum Beiwerk, so sind sie doch immer-
35 hin empfunden und noch in der beiläufigen Bedachtnahme auf die Winternot der Vögelein wirkt nachhaltig der alte, fromme Natursinn.

Gleich den Tugenden der Freigebigkeit und des Erbarmens hat auch der Ruhm der Gerechtigkeit in der Beziehung auf
40 die Tierwelt einen Ausdruck gefunden. Der vollkommene Kaiser oder König, als oberster Verwalter des Richteramts, spricht sagenhaft auch den Tieren Recht. Den verfolgten Wolf hörten wir klagen, daß der Kaiser Friedrich ihm kein Gericht bestelle.

Gewissenhafter war Kaiser Karl. Er ist dem deutschen Mittelalter Urhab und Vorbild aller Gesetzgebung und Rechtspflege. Karls Recht, Karls Lot waren sprichwörtlich. Man erzählte von seinem Scharfsinn in schwierigen Rechtshändeln und wie er auch die verworfensten Tiere nicht von seinem Gerichte ausschloß. Als 5 er einst zu Zürich verweilte, ließ er eine Säule mit einer Glocke und einem Seile daran errichten, damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechts fordre, wann der Kaiser am Mittagsmahl sitze; eines Tags erklang die Glocke, doch wurde niemand beim Seile gefunden, es schellte von neuem und nun 10 sah man, daß eine große Schlange die Glocke zog; Karl stand auf und wollte dem Tiere, nicht weniger als den Menschen, Recht sprechen, die Schlange führte ihn an das Ufer eines Wassers, wo auf ihrem Nest und ihren Eiern eine übergroße Kröte saß; Karl untersuchte und entschied den Streit der beiden Tiere 15 dergestalt, daß er die Kröte zum Feuer verdammte und der Schlange recht gab; diese kam bald darauf wieder an den Hof, hob den Deckel von einem Becher, der auf dem Tische stand, und legte aus ihrem Mund einen kostbaren Edelstein; an der Stätte des Schlangennestes ließ Karl die Wasserkirche bauen. Den- 20 selben Vorgang verlegen die Gesta Romanorum (c. 105) unter die Herrschaft des Kaisers Theodosius, auch eines Gesetzgebers, und lassen ihn durch den Edelstein von der Blindheit geheilt werden. Im Roman von den sieben Meistern schreien drei Raben Tag und Nacht über dem Haupt eines Königs, der 25 ihnen, so sehr es ihn belästigt, doch kein Leid zufügen will; ein Knabe, der die Sprache der Vögel versteht, wird vor den versammelten Hof gebracht, und während die Vögel in den Ulmen über dem Sitze des Königs schreien, erklärt er ihr Anliegen so: es sind zwei Raben und eine Rabin, mit dieser hat 30 der große Rabe dreißig Jahre in Frieden gelebt, als aber fernd teure Zeit einfiel, verließ er sie und suchte anderswo seine Nahrung, die Verlassene wandte sich in ihrer Armut an den andern Raben, der ihr auch aushalf und sie zur Genossin nahm, nun ist der alte Rabe zurückgekommen und seiner Frau 35 wegen zornig, allein jener will sie nicht wieder abgeben, vielmehr seinen Anspruch im Rechtswege behaupten, und darüber gehen sie den König um richterliches Urteil an. Der König bringt die Sache sogleich vor seine Ritter und Bürger und einstimmig wird das Urteil gefällt, daß der verloren haben solle, der 40 in böser Zeit sein Weib verlassen. Als die Raben dieses hören, fährt der alte hinweg, indem er einen Klageschrei ausstößt, die beiden andern fliegen fröhlich von dannen. Aber nicht bloß

in der Sage stehen die Tiere vor Gericht. Wenn in der früher angeführten Fabel der Pfaffe für seinen Streit mit dem Wolfe sich den Richterspruch des Bären gefallen ließ, so erfordert die Gegenseitigkeit, daß auch die Tiere den Gerichtszwang der Kirche
5 anerkennen. Die Bischöfe von Chur und Lausanne, auch nach des letzteren Vollmacht der Leutpriester zu Bern, sprachen im 15. Jahrhundert den Kirchenbann über schädliche Tiere; Raubfische, Erdwürmer, Heuschrecken, Mäuse; selbst noch im Jahre 1772 wurden Wölfe gebannt. Aber jene Bannsprüche setzten strenge
10 Beobachtung der landüblichen Rechtsform voraus: die Vorladungen sollten an Wassern, auf dem Feld und in Weingärten verkündigt, einige Tiere vor das Landgericht gebracht, ihr Fürsprecher, wie der des Volkes, gehört und nach genau eingehaltenen Fristen unter feierlichem Gebete die Geschöpfe Gottes, weil doch
15 jedes seinen Platz haben müsse, in wildes Gebirg gebannt werden. Ein solches Verfahren fand auch 1519 vor dem Richter von Glurns und Mals in Tirol wider die Lutmäuse (Feldmäuse) statt, wobei für die Abziehenden sichres Geleit vor Hunden und Katzen begehrt, auch den Trächtigen und den ganz kleinen Mäus-
20 chen ein Aufschub von vierzehn Tagen bewilligt wurde.

Vögel und Waldtiere waren in ihrer Winternot zunächst den armen Leuten gestellt, die Armen der Wildnis. Es kommt aber eine Zeit, wo es hoch bei ihnen hergeht; im grünen, dichten Walde, sicher und wohlgenährt, halten sie lustige Wirtschaft,
25 die nach dem Bild eines menschlichen Hochzeitfestes dargestellt wird und wobei den einzelnen Tieren, teils nach ihrer Gestalt und Eigenschaft oder in scherzhaftem Widerspruche mit diesen, teils auch in spielender Willkür oder nach Laune des Reimes, die Rollen zugeteilt sind. Diese Tierhochzeiten bilden wieder
30 einen ansehnlichen Liederstamm. Die Hochzeit des Wolfes ist litauisch besungen: Der Bär kommt angefahren mit einem Fasse voll Alus, um dem Wolfe Hochzeit auszurichten; das Stacheltier ist Freiersmann, der Fuchs Brautführer und der Hase muß den Wagen führen; der Iltis braut den Alus, der
35 Sperling rührt den Maisch und der Kuckuck trägt den Hopfen herbei; der Stier haut das Holz, der Hund wäscht die Töpfe, der Kater fängt das Fleisch zusammen; der Storch macht Harfenspiel, der Bär bläst Posaune, der Wolf, der fröhliche, führt die Ziege zum Tanze: „Wenn mit gutem Willen, — sagt er —
40 werd' ich mit der Muhme tanzen, wenn mit bösem, werd' ich sie zerreißen.“ „Und aus deinem Fell — erwidert sie — wird ein Pelz dem Hirten werden, der mich hütet bei Klee und Hafer.“ Die Bewerbung des Wolfes um die Geiß ist auch sonst eine

verdächtige, in einer mittelhochdeutschen Erzählung sucht er sie vom Reise herabzulocken, wird aber von ihr betrogen. Seine Heirat mit dem Lamme ist altsprichwörtlicher Ausdruck für eine niemals kommende Zeit.

Dem Fuchse bestellt ein lettisches Volkslied die Hochzeit: 5 „Lustig auf, ihr kleinen Vögel! ich will eine Braut mir nehmen; der Star soll uns die Pferde satteln, denn er hat einen grauen Mantel; der Biber mit der Mardermütze muß unser Fuhrmann sein; der Hase mit den leichten Füßen, der muß den Vorreiter machen; die Nachtigall mit heller Stimme muß die Lieder singen; 10 die Elster, die beständig hüpft, muß uns die Tänze ordnen; der Wolf mit seinem großen (Horn) Rachen muß uns die Dudelpfeife spielen; der Bär mit seinen großen Tatzen muß das Holz zerspalten; der Rabe mit dem krummen Rücken muß das Wasser tragen; die Schwalbe mit der schwarzen Schürze muß die Ge- 15 räte waschen; das Eichhorn mit dem dicken Schweife muß den Tisch abwischen; der Fuchs mit seinem hellen Kleide darf bei der Braut allein nur sitzen.“ Aus dem Munde der Wenden im Lüneburgischen ist ein Lied genommen, worin die Hochzeit der Eule mit dem Zaunkönig ausgerichtet werden soll, aber keines die 20 ihm angewiesene Stelle übernehmen will. Die Eule selbst sagt: „Ich bin eine sehr gräßliche Frau, kann die Braut nicht sein!“ und der Zaunkönig: „Ich bin ein sehr kleiner Kerl, kann nicht Bräutigam sein!“ so nacheinander die Krähe, als Brautführer aufgerufen, der Wolf als Koch, der Hase als Einschenker, der 25 Storch als Spielmann; nur der Fuchs, zum Tische bestimmt, will dazu seinen Schwanz voneinander schlagen lassen. Mit der Eule will es sich auch beim litauischen Gastmahl des Sperlings nicht gut schicken: Dieser hat Alus gebraut und alle Vögel zu Gaste geladen, er führt die Eule zum Tanz und tritt 30 ihr auf die Zehe, da eilt sie vor Gericht, er aber in den Zaun.

Norwegisch und dänisch finden wir die Hochzeitfeier zwischen Raben und Kranich ausführlich im Liede geschildert: weit östlich im Krähenholz, da ist ein schöner Weiler, alle Tiere, die in der Welt sind, sammeln sich dort; der Bär, der vornehmste 35 Bursch im Walde, sitzt nachdenklich am Abhang; soll er schwimmen über die breite Bucht, da werden ihm die Hosen naß, ratlos hat er die ganze Nacht geklagt, ihn trägt kein Boot, eine Schüte muß er entlehnen, zur Hochzeit im Wald, in den Rabenweiler, ist er geladen, Rabe soll Bräutigam sein, Kranich die Braut, der 40 Bär Küchenmeister; gelaufen kommt der Wolf, eiligst wie ein Pfeil, denn er soll Glöckner im Walde sein; geflogen kommt der Storch mit seiner langen Nase, er geht und stochert am Bach,

als er das Eichhorn hört, das im Walde die Querpfeife bläst; nacheinander kommen Vögel und andre Tiere herbei, ihr Amt zu übernehmen oder Spenden zum Brautmahl zu bringen; so gibt der Kater eine Maus, der Habicht ein Küchlein, der Adler ein
5 Wiesel, der Fuchs allerlei Gekröse; zwar meint die Krähe, gestohlne Kost brauche man nicht, der Bräutigam aber findet, daß wohl noch Mangel sei; die Otter einen aufgeschnappten Fisch, der Kuckuck eine Nuß usw., der Sperling soll Trinken herbeischaffen, und bringt ein Malzkorn; der Hahn bringt ein Roggen-
10 brot und ist Sangmeister; der Wolf steht an der Kirchtür, auf sein Schwert gestützt, da sieht er den Strand herab einen schönen Vögelzug, die Braut tritt einher mit ihren hohen Beinen, der Reiher mit seinem langen Hals ist ihr Geleitsmann, Bachstelzen (Steindolpen, vgl. Lex. isl. 330b) schlagen die Trommel; der
15 Wolf soll Glöckner sein und kann nicht läuten, das Kalb ist Priester und liest einen schönen Text; nun beginnt es Abend zu werden, das Brautbett ist bereit, das herrlichste Gras im Walde; Bräutigam und Braut setzen sich auf den Hochsitz mitten unter ihre Gäste; der Sperling setzt sich zu oberst, er dünkt sich
20 nicht klein zu sein, die Elster soll einschenken, aber sie kann sich nicht auf dem Estrich drehen vor ihrem langen Schwanz, Eule, Fleischmeise und Dohle ziehen die Klingen gegeneinander, der Bär trinkt einen Rausch; Rabe nimmt seine Braut in den Arm und jedes zieht nach seinem Heimwesen; ging es ihnen
25 nicht wohl auf dieser Fahrt in den Rabenweiler, so lasse doch Gott es uns ewiglich wohlergehn!

Bis hierher ist noch der rauhe Wald voriger Zeiten und nördlicher Länder Schauplatz der Tierfeste, Wolf und Fuchs sind die Hochzeiter oder doch sonst bei der Feier geschäftig, selbst
30 der ehrwürdige Bär kommt herangeschifft; beim Gastgebote des Sperlings sind zwar nur die Vögel versammelt, aber auch hier, wie im wendischen Lied, ist die gräßliche Eule Hauptperson. Dagegen sind die zwei deutschen Stücke dieser Gattung, luftig und frühlingsheiter, ganz im Reiche der Vögel gehalten
35 (s. Volksl. Nr. 10). Weniger feste Gestalten und Gruppen, keine so gründliche Festordnung und Bestellung des Schmauses, mehr Geflatter, spielender Scherz und Reimklang; dabei aber stets noch Handlung und persönliches Leben, weit hinaus über die allgemeinen Züge der sommerlichen Vogelwonne in den Minne-
40 liedern, wo nur etwa vom stolzen Waldgesinde gesprochen wird, oder, am nächsten herankommend, Wolfram von Eschenbach die Vögel zur Maienzeit ihre Kinder mit Gesange wiegen läßt. Die beiden volksmäßigen Stücke haben eine Form und Anlage

und treffen im einzelnen oft wörtlich zusammen, gehen aber auch, nicht bloß in gleichgültigen Zügen, auseinander. In dem einen bringt der Habicht dem fischenden Reiher und dem Storche die neue Märe, daß dort vor jenem Holz eine Vogelhochzeit sei, Amsel der Bräutigam und Drossel die Braut, einen Rauten- 5 kranz tragend. Das andre, schon auf einem fliegenden Blatte um 1530, nennt viel sinniger Frau Nachtigall als Braut und den Gimpel als Bräutigam, eine Verbindung, die in allen Zeitaltern vorkommt und dem Liede zu besondrer Würze dient. Die Drossel hat nach dieser Fassung vor dem grünen Walde 10 gekuppelt und die Amsel lobt mit ihrem schallenden Gesange die Braut; der schwarze Rabe ist Koch, was man noch an seinen Kleidern sieht, die Elster bringt der Braut die Hofspeise, der Finke trägt ihr zu trinken; der Pfau führt sie zum Tanz und der Hahn führt den Reigen; der Emmerling bringt ihr den Mähel- 15 ring; der Sittich ist als fremder Gast auf die Hochzeit geladen; die Turteltaube bringt der Braut eine grüne Schaube (Frauenmantel von Laub), die Gans führt ihr den Kammerwagen, die Ente leitet. Einiges hiervon ist der erstgedachten Darstellung gemeinsam, eigentümlich ist ihr, daß der Kuckuck geigt und die 20 Laute schlägt, daß man den Rotkopf zu Tode trinkt, daß der Auerhahn vorn am Tanze sein will, das Ganze ist hier bis zur doppelten Strophenzahl erweitert, namentlich durch gehäuftes Reimspiel auf die Namen der Vögel, was sich oft drollig genug ausnimmt, aber auch von späterer Fortführung des im einfacheren 25 Liede angeschlagenen Tones zeugt.

Am Schluß einer Aufzeichnung heißt es: wer dies nicht glauben wolle, soll selbst zur Hochzeit kommen; und wirklich gehört es zum Verständnis eines solchen Scherzliedes, hinauszugehn in den frischergrünten Wald, zu sehen und zu hören, was 30 da für ein Leben ist, für ein Flattern und Gaupeln, Rauschen und Jagen im lichten Gezweig und durch die unsteten Schatten, welch vielstimmiges Singen, Zwitschern, Girren und dazwischen ein seltsamer Lachruf, ein wilder Schrei aus dem tieferen Walde. 35

Zwei kleine Tiere sehr verschiedener Natur, der Frosch und die Maus, sind schon in Dichtungen der alten Welt zusammengeführt. Der altgriechische Gesang vom Kriege der Frösche mit den Mäusen gibt diesem heftigen Kampfe folgenden Anlaß: als einst der durstige Sohn des Mäusefürsten den zarten Bart an 40 einen Teich legt, wird er vom König der Frösche eingeladen, dessen gepriesene Wohnung zu besichtigen; er steigt auf den Rücken des Gastfreunds, umfaßt den Hals desselben und wird so,

bald freudig, bald angstvoll, von dem Schwimmenden hingetragen, plötzlich bäumt eine Wasserschlange sich auf, der Frosch taucht unter, der Mausjüngling aber geht jämmerlich zugrunde und droht noch sterbend mit der Rache seines Volkes, die nun auch
5 mächtig über das Heer der Frösche hereinbricht. Dem Lehrzwecke der äsopischen Fabel hat sich die Sache so gestaltet: die Maus bittet den Frosch, ihr über das Wasser zu helfen, der Frosch bindet sein Hinterbein an ihren Vorderfuß und schwimmt mit ihr bis in die Mitte des Flusses, hier taucht er unter und
10 will sie treulos hinabziehn, ein Habicht erblickt die ringende Maus, hascht sie und zieht zugleich den angebundnen Verräter mit sich. In der Literatur des Mittelalters kommt diese Fabel häufig vor, deutsch in Boners Edelstein und schon früher, altfranzösisch, jedoch aus dem Englischen übersetzt, in eigentüm-
15 licher Ausführung, bei einer Dichterin des 13. Jahrhunderts: eine Maus, die ihren Haushalt in einer Mühle hat, sitzt eines Tags auf der Türschwelle und putzt ihre Barthaare; ein Frosch kommt vorüber und fragt: ob sie die Frau vom Hause sei, als die sie sich benehme? Die Maus bejaht es, könne sie doch ringsum
20 in allen Schlupfwinkeln herbergen und sich erlustigen; sie ladet ihn ein in der Mühle zu übernachten, es soll ihm an Mehl und Korn nicht fehlen; als sie ihn nachher fragt: was er von ihrem Essen halte? bemerkt er, wenn es nur auch gewässert wäre, und beredet sie, nun ihm in seine Wohnung zu folgen, wo
25 alles Guten die Fülle sei; sie geht mit ihm, aber die Wiese ist so voll Taues, daß die durchnäßte Maus zu ertrinken fürchtet und umkehren will, doch er nötigt sie weiter zum Flusse, wo sie weint, daß sie nicht schwimmen könne; nun binden sie sich zusammen, er will mit ihr untertauchen, der Raubvogel holt
30 beide, weil aber der Frosch wohlbeleibt und groß ist, verzehrt er diesen und läßt die Maus laufen. Die lehrhafte Nutzanwendung bleibt auch hier nicht aus, doch ist eine Umkehr der Lehrfabel zur absichtloseren Darstellung der Tierwelt, in der Weise des Frösch- und Mäusekriegs, bereits eingetreten. Durch-
35 aus märchenhaft aber sang man in England und Schottland von der Hochzeit des Frosches und der Maus. Nach dem englischen Lied, aus einer musikalischen Sammlung von 1611, reitet der Frosch auf Brautwerbung, Schwert und Schild an der Seite, hoch zu Roß in pechschwarz glänzenden Stiefeln; vor der Mühle
40 ruft er, ob die Frau Maus drinnen sei? Die staubige Maus kommt heraus, stellt sich als Frau vom Hause vor und gibt dem Freier ihre Geneigtheit zu erkennen. Hierauf zieht er einen feinen Heller (farthing) heraus und heißt Brot und Wein

holen. Herr Ratte soll die Trauung vornehmen und sie haben zum Abendessen drei Bohnen in einem Pfund Butter. Als sie im besten Essen sind, kommt der schlaue Gib (Gilbert), unser Kater, herein und packt die Maus am Genick. Der Frosch hüpft über den platten Boden, da kommt der gefräßige Dick (Richard), unser Entrich, und schleppt ihn nach dem Teich; Herr Ratte läuft an der Wand hinauf und verwünscht die saubere Gesellschaft. Andre Einzelheiten hat das schottische Lied noch neuerlich in Volksmunde: die Maus sitzt und spinnt in der Mühle, als der Brautwerber geritten kommt; sie setzt ihr Jawort auf die Heimkunft des Oheims Ratte aus. Dieser befiehlt sogleich, die Braut aufzuputzen, und sie setzen sich zu Tische. Da kommt die Ente mit dem Entrich und faßt den Frosch, daß er quiekt. Der Kater kommt mit der Fiedel auf dem Rücken und fragt, ob man Musik brauche? Der Frosch schwimmt den Bach hinab, aber der Entrich erhascht ihn; der Kater reißt Herrn Ratte nieder und die Kätzchen zerkratzen ihm den Schopf, nur die schlanke, kleine Frau Maus kriecht in ein Loch unter der Mauer. „Quiek nur!“ spricht sie, „ich bin davon.“ Wenn auch die Aufzeichnungen dieses Märchenliedes nicht hoch hinaufgehn, so ist doch Zeugnis vorhanden, daß solches schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Schwange war. Bedenkt man aber, daß die altfranzösische Dichterin Marie, nach ihrer eigenen Angabe, aus englischer Quelle geschöpft hat und daß ihre Erzählung in solchen Zügen, durch welche die äsopische Fabel episch belebt wird, mit der Ballade auffallend übereinkommt, so ergibt sich die Vermutung, daß schon im 13. Jahrhundert der Schwank von der Hochzeit des Frosches mit der Maus in England volksmäßig war und nun mit der Lehrfabel in Verbindung kam. Durch sämtliche Darstellungen, von der altgriechischen an, schreitet das unerbittliche Schicksal, als Wasserschlange und Habicht, als Kater und Entrich. Eigentümlich der englisch-normännischen Auffassung ist das idyllische Landschaftsbild, die Mühle mit der hausfräulich spinnenden Maus am Teiche, daraus der schmucke Frosch aufsteigt; es spiegelt sich hierin ein menschliches Verhältnis, das gleichfalls Gegenstand des Volksgesangs ist, wie die lose Müllerin, in ihrer Tür stehend, den artigen Fischer lockt, der in seinen Lederstiefeln mit Reitstock und Schnappsack vorüberkommt.

Wie zum Hochzeitzuge, so werden auch zu Leichenbegängnissen die Tiere eingereiht. Eine lateinische Beispielsammlung zum Gebrauche der Prediger, die einem englischen Mönche des 12. Jahrhundert zugeschrieben wird, erzählt:

als der Wolf gestorben, versammelt der Löwe die Tiere und läßt die Bestattung feiern. Der Hase trägt das Weihwasser, Igel die Kerzen, Böcke läuten die Schellen, Dachse graben die Gruft, Füchse tragen den Toten, Berengar, der Bär, hält die Messe, 5 der Ochs liest das Evangelium, der Esel die Epistel; nachdem Messe und Beerdigung ausgerichtet sind, schmausen die Tiere stattlich von der Verlassenschaft des Wolfes und wünschen sich auch eine solche Leichenfeier. Die angehängte Moral führt aus, daß so beim Tod eines reichen Wucherers die Äbte alle Brüder 10 des Klosters versammeln, schwarze und weiße Mönche mit den übeln Eigenschaften vorbenannter Tiere. Mit andrer Rollenverteilung ist im altfranzösischen Renart dieselbe Zeremonie dem scheintoten Fuchse veranstaltet: Brichemer, der Hirsch, liest die Epistel, Ferrant, der Klepper, das Evangelium, der Erzpriester 15 Bernart, der Esel, singt die Messe, hierauf ersucht der König Löwe Braun den Bär, das Grab zu machen, Chantekler, der Hahn, soll das Rauchfaß nehmen, Brichemer und Belin, der Widder, die Bahre tragen, Isegrim das Kreuz, die Ziege mit der Trommel gehn, Ferrant eine wallissche Weise auf der Harfe 20 spielen, Coart der Hase, Tibert der Kater und Hubert der Weihe sollen brennende Kerzen tragen, die Mäuse sollen die Schellen läuten und der Affe die Grimasse schneiden, Bernart den Leichnam in die Erde legen, und so geschieht es auch mit großer Feierlichkeit; als aber Renart zugedeckt werden soll, schlägt er, aus 25 der Ohnmacht erwachend, die Augen auf, springt mit gleichen Füßen aus der Grube, faßt mit den Zähnen den Hahn, der das Rauchfaß hält, und entläuft ins Gehölze. Mit dieser Darstellung des Totenamts und Leichenzugs stimmen in der Hauptsache die Steinbilder, die im Straßburger Münster der Kanzel 30 gegenüber in der Höhe ausgehauen waren, aber 1685 weggemeißelt wurden: der Hirsch am Altar lesend, hinter ihm der Esel aus dem Meßbuch singend, das ihm der Kater hält; der Bär mit Weihkessel und Sprengel an der Spitze des Leichenzugs, nach ihm der Wolf mit dem Kreuze, der Hase mit der Kerze, 35 Eber und Bock den schlafenden Fuchs auf der Bahre tragend, unter ihnen der Affe. So hat dieses Stück der Tierfabel in der Baukunst Stätte gehabt, ein Volkslied von der Bestattung des Wolfes oder des Fuchses ist in deutscher Sprache so wenig als in andern aufgefunden. Die Leichenbegängnisse sind auch im 40 Verhältnis zu den Hochzeiten der Tiere die abgeleitete Form; erscheinen jene urkundlich früher, so spricht für den Vorgang dieser nicht bloß ihr altertümliches Gepräge, besonders in den Liedern aus nördlichen Ländern, sondern auch die innere Beschaffenheit

beider Arten, die Hochzeitlieder haben sichtlich ihren Ursprung in der Anschauung des lustigen Lebens im Walde, zu dessen heiterer Darstellung die menschlichen Gebräuche, selbst mit der kirchlichen Trauung, das Mittel abgeben, den Bestattungen konnte kein so unmittelbarer Eindruck aus der Tierwelt 5 zugrunde liegen, bei ihnen ist der Kontrast des tierischen Wesens mit den Feierlichkeiten der Kirche die Hauptsache, und wenn dort nur die menschlich aufgestutzten Tiere sich drollig ausnehmen, so war hier ein satirischer Rückschlag auf den Tiermenschen im Priesterrocke nicht vermeidlich, was in der mönchischen 10 Auslegung selbst lehrreich hervorgekehrt ist. Gleichwohl fehlt es der Beerdigung des scheintoten Fuchses nicht durchaus an einem naturgeschichtlichen Anlaß. Schon im Altertum wurde geglaubt, dann auch von Kirchenvätern und der Geistlichkeit des Mittelalters, mit Anwendung auf die TrugList des Teufels, 15 erzählt, daß der Fuchs sich tot stelle, um die herbeifliegenden Vögel zu haschen.

Lieblinge des Lieds sind die Vögel, besonders die kleinern gesangkundigen. Haben die Lieder von der Hochzeit das ganze befiederte Geschlecht zusammengefaßt, so sind andre einzelnen 20 Zugehörigen desselben eigens gewidmet. Der kleinste von allen, der Zaunkönig, ist vorzüglich auf den Britischen Inseln besungen, und zwar in zweifacher Richtung. Einmal als freundliche Erscheinung im Winter, denn zu dieser Zeit haben sich die verschiedenen Arten der Zaunschliefer aus den Wäldern in die 25 Gärten gezogen und lassen auch dann ihre Lockstimme hören. In Südirland tragen an St. Stephanstage die jungen Dorfbewohner von Haus zu Haus einen Stechpalmenbusch, mit Bändern geschmückt, von welchem mehrere Zaunschlüpfer herabhängen; diese Zaunkönigjungen (wrenboys), wie sie sich nennen, 30 singen unter andrem: „Der Zaunschlüpfer, der Zaunschlüpfer, der König aller Vögel, ward an St. Stephanstag in Pfriemkraut gefangen, ist er auch klein, sein Geschlecht ist groß, ich bitt' Euch, gute Edelfrau, gebt uns ein Mahl! — sing Hulst, sing Efeu! sing Efeu, sing Hulst!" So knüpft sich dieses Um- 35 singen an das früher besprochene Weihnachtlied von Efeu und Hulst, und wie im letzteren befinden sich die kleinen Singvögel, hier wirklich mitaufgeführt, auf der Seite des lichtgrünen Hulstes. Ein plattdeutscher Kinderreim läßt den Zaunkönig, Grootjochen, seine Winterklage zwitschern: „Piep, piep! 40 wie kalt ist der Reif, wie dünn ist mein Kleid, wie undicht mein Bett, wie lang ist die Nacht! wer hat das wohl 'dacht?" Nach einer andern Seite wird die Kleinheit des Zaunkönigs

ins Auge gefaßt und mit den hochstrebenden Einbildungen und Unterfangen, die man ihm beimißt, in komischen Gegensatz gebracht. Schon bei Aristoteles heißt er der Widersacher des Adlers und Plinius sagt, Adler und Zaunschlüpfer seien in Zwiespalt, 5 weil dieser König der Vögel genannt werde; wirklich wird er in griechischer und lateinischer Benennung, wie in altdeutscher, als Königlein (βασιλίσκος, regulus, regaliolus, kunigli, Hoffmann althochd. Gl. 5. 12. D. Gramm. III, 363) bezeichnet. Geilers Postill spricht von ihm als dem „Zunschlipfer10 lin, das sich wider den Adler strüßet". Den Königsnamen veranlaßte wahrscheinlich der goldfarbne Reif um den Kopf des schmucken Sommerzaunkönigs, der deshalb auch Goldhähnlein heißt, in Verbindung mit der Lust am Widerspiel. Diese phantastische Lust ließ es aber nicht beim Namen bewenden, eine 15 Fabel, die noch neuerlich in der brandenburgischen Mark und in Pommern lebt, aber auch in Irland bekannt ist, erzählt: wie die Vögel übereinkommen, daß der ihr König werden solle, welcher am höchsten fliege, wie beim Beginn des Wettflugs der Zaunkönig, von keinem gesehen, in die Federn des Storchs 20 schlüpft, wie dann, nachdem die andern alle ermüdet gesunken, nur Adler und Storch aushalten und sich lange den Flug streitig machen, bis endlich auch der Storch sinkt und nun der Zaunkönig, mit ungeschwächter Kraft seinen Versteck verlassend, mit dem Adler sich mißt, den ermatteten überfliegt und König 25 wird. Nach einem Hausmärchen aus Hessen kündigt der Zaunkönig dem Bären, der seine Kinder unehrlich gescholten hat, den Krieg an und beruft alles, was fliegt, nicht allein die Vögel, sondern auch die Mücken, Hornissen und Bienen, während der Bär die vierfüßigen Tiere heranführt, diese werden jedoch 30 durch eine Kriegslist der kleinen Gegner zum Fliehen gebracht, und der Bär muß den jungen Zaunkönigen Abbitte tun. Beide Märchen spitzen sich darauf zu, daß die Schlauheit des Kleinen über die Stärke des Großen siegt, aber ihre Unterlage haben sie doch in der Vermessenheit des winzigen Vogels, die nun 35 weiter in Fabel und Lied ruhmrednerisch aufspielt. Die schon angezogene lateinische Beispielsammlung des englischen Mönchs besagt: es gibt eine Art Zaunkönig, nach dem heiligen Martin benannt, mit sehr langen und dünnen Beinen; dieser Vogel saß eines Tags auf dem Baum und rief in der Fülle seines 40 Hochmuts plötzlich aus: „Mich kümmert's nicht, wenn auch die Himmel fallen, denn mit Hilfe meiner starken Beine werd' ich imstande sein, sie zu halten." Eben fiel ein Laub auf den närrischen Prahler, der alsbald in großem Schrecken hinwegflog

und schrie: „O heiliger Martin, heiliger Martin, hilf deinem armen Vogel!“ In einem elsässischen Kindermärchen meint ein kleines Huhn, dem ein Kirschenstiel aufs Schwänzchen fiel, der Himmel wolle zusammenfallen, und zieht alle Tierlein, die ihm begegnen, in seine hastige Flucht hin. So bilden sich die Kleinsten ein, daß bei ihnen der große Weltbruch anhebe. An die Stelle des Zaunkönigs tritt in einem nordschottischen Volksliede das Rotkehlchen (Robin Redbreast): Robin hob sich von der Erde und stieg auf einen Baum: „O hätt' ich einen Schreiber, meinen Willen zu schreiben, eine Weile, bevor ich sterbe! Ich habe gebaut an jenem schönen Bachufer mehr denn dreitausend Jahr, und gerne möcht' ich mein Testament machen, wenn mein Grundherr mich hören wollte.“ „Sag' an, sag' an, mein hübscher Vogel, was du mir hinterlassen willst! denn solch ein Vogel wie du, Robin, saß nimmer auf dem Strauche.“ „Ich laß Euch meine hübsche Haube, meine lange, schmale Hirnschale, daß Ihr daraus Euern roten Wein trinkt; ich laß Euch meinen hübschen Schnabel, der das Korn zu picken (to stue the corn) pflegte, er sei Euch ein tutend Horn; ich laß Euch meine gute zwei Augen, die gleich Kristall sind, sie werden leuchten im Frauengemach, wenn das Tageslicht erloschen ist; ich laß Euch meine zwei lange Rippen zu Schwibbogen (kipples) für Eure Halle; ich laß Euch mein eines Bein (my thee leg), es wird Euch Pfosten und Pfeiler sein und dauern dies hundert Jährchen; ich laß Euch mein andres Bein, es wird Euch ein Pfosten und Pfeiler sein und dauern immer und ewig; Ihr sollt anjochen fünfmal zwanzig Ochsenwagen und mich zum Hügel führen, auch meine Hintersassen (inmates) wohl behandeln und den Armen die Fülle geben.“ Der arme Robin hat sein Testament gemacht auf einem Schober Heu, doch herbei kam der gierige Weih und riß ihn gar hinweg; dann kam herzu das bekümmerte Goldhennlein und erhob schwermütige Wehklage: „Jede Frau hat ihren Herrn, aber mein guter Herr ist dahin!“ Wenn hier das Rotkehlchen zum Prahler gemacht und die Trauer um den Toten, die sonst jenem zukommt, dem Zaunschlüpfer übertragen, mithin ein Rollentausch vorgegangen ist, so mag dies daher rühren, daß der Name des letztern eher als Robin weiblich genommen und für die trauernde Witwe verwendet werden konnte, denn es ist Zeugnis vorhanden, daß auch ein Testament des Zaunkönigs gesungen ward. Mehrseitig verweben sich die lateinisch-englische Erzählung und das schottische Lied mit früher betrachteten Tierfabeln; auch die vom Wolfe gefangene Gans hat den heiligen

Martin zum Nothelfer, das Häslein im polnischen Liede schreibt selbst sein Testament, der Weihe stößt ebenso hernieder in den Geschichten von Frosch und Maus. Merkwürdiger ist jedoch, daß die Hyperbel des kleinen Vogels, der mit zahlreichen Ochsen-
5 wagen zum Hügel geführt sein will, unter den scherzhaft symbolischen Leistungen des mittelalterlichen Rechts als Antrittsgebühr eines französischen Vasallen erscheint, der seinem Lehnsherrn eine Lerche, auf einem Ochsenwagen gefahren und gebunden, zu liefern hatte, sowie auch die Beziehung Robins
10 zu seinem Grundherrn (my lanlord) daran gemahnt, daß ein Edelmann in Franken als Lehensabgabe dem Herrn jährlich auf Martini einen Zaunkönig bringen mußte.

Weitere Schwänke lassen den Dünkel des kleinen Geschöpfes beruhen und spielen den Lärmen um nichts gänzlich auf die
15 Seite des Erwerbers der geringen Beute. So das dänische Lied von der geschossenen Krähe: der Bauer soll zum Walde fahren, da hört er drinnen eine Krähe schreien, er wendet seinen Wagen und fährt eilig heim, er fürchtet, die Krähe möcht' ihn beißen; bleich und rot kommt er zu seinem Weib: „Ich fürchte, die
20 Krähe wird mein Tod, sie haut mir die Augen aus.“ Das Weib versichert, die Krähe beiße durchaus keinen Mann. Nun läßt er sich den Bogen geben, spannt ihn und schießt die Krähe vom Baume. Guten Nutzen zieht er aus ihr: mit den Beinen achst er seinen Wagen, aus dem Kopfe macht er einen Kirchturm-
25 knopf, aus dem Hals einen Kerbstock, aus den Rippen einen Haublock, aus der Haut zwölf Paar Schuhe, aus der Brust eine Fahrbrücke, aus dem Kamm eine Holzsäge, mit den Federn deckt er sein Haus, aus dem Talg gießt er zwölf Pfund Lichter, aus den Füßen macht er Mistgabeln, aus den Därmen dreht
30 er Glockenseile, aus dem Nabel macht er einen Kompaß, das Herz gibt er zum Brautschatz u. dgl. m.; nach andrer Überlieferung baut er aus den Rippen seinem Gutsherrn ein Schiff, so stattlich, als ging es in des Königs Flotte, und aus den Därmen dreht er Takel und Tau; reich wird er von der Krähe
35 und tut sich lange gütlich samt seiner Hausfrau. Im litauischen Volksgesange schießt der Hausvater einen Sperling, die Söhne schleifen ihn auf dem Schlitten heim, die Töchter rupfen, die Mutter bratet ihn, die Gäste setzen sich an den Tisch und verzehren ihn, und indem sie den Sperling verschmausen, leeren
40 sie fröhlich zwei Fässer mit Alus. Unter den deutschen Handwerksprüchen wird beim Gesellenschleifen der Böttcher für die bevorstehende Wanderschaft folgendes Abenteuer vorausgesagt: der Wandergeselle wird zu einem Wasser kommen, darüber ein

schmaler Steg führt, auf dem ihm eine Jungfrau und eine Ziege begegnen; der Steg ist so schmal, daß sie einander nicht ausweichen können, wie soll er es nun machen? er soll die Ziege auf die Achsel nehmen, die Jungfrau unter die Arme, so werden sie alle drei hinüberkommen; die Jungfrau kann er dann zum Weibe nehmen und die Ziege schlachten, denn das Fleisch ist gut auf die Hochzeit, das Leder gibt ein Schurzfell, der Kopf einen Schlegel, die Hörner ein paar krumme Stecken, die Ohren ein paar Flederwische, die Augen eine Brille, die Nase eine Sparbüchse, das Maul eine Reifziehe, die Beine ein paar Bankbeine, der Schwanz einen Fliegenwedel, daß er seiner Frau die Fliegen wehren kann, das Euter eine Sackpfeife, womit er der Frau ein Lustiges aufspielen kann. All dieses Aufbauen und Ausstatten des Hauses, Schiffes, Handwerks, aus den Überresten des Zaunkönigs, der Krähe, der magern Ziege ist nur der Mikrokosmus des altnordischen Weltbaus, der aus dem Körper des erschlagenen Urriesen so hervorgeht, daß aus dessen Fleisch die Erde geschaffen wird, aus dem Gebeine die Felsen, aus den Haaren Bäume, aus dem Blute das Meer, aus der Hirnschale der Himmel, aus dem Gehirne die Wolken, aus den Brauen Midgard, das Geheg der bewohnbaren Erde.

Die Reihe der Singvögel ist mit dem Rotkehlchen fortzusetzen, das zuvor schon die Stelle des prahlenden Zaunkönigs vertrat, dessen eigenes Amt aber ein andres ist. Wie das Rotkehlchen mit mildtätigem Schnabel (with charitable bill) alle zartesten Blumen, und wann keine Blumen da sind, das dichte Moos auf ein frühes Grab zu bringen liebt, ist aus dem Cymbeline (Akt 4, Sz. 2) bekannt, und die Erklärer der Stelle haben Zeugnisse aus Shakespeares Zeit beigebracht, daß es Volksglaube war, der kleine Vogel bringe, wenn er einen Toten finde, Moos, Strohhalme, Laub herbei, um dessen Gesicht oder, wenn derselbe unbegraben bleibe, den ganzen Leichnam zu bedecken. Ausgezeichnet unter diesen Zeugnissen ist die englische Ballade von den Kindern im Walde: die zwei kleinen, verwaisten Geschwister, mitten im Walde hilflos verlassen, sterben eines in des andern Armen und erhalten von niemand ein Begräbnis, bis Robin Rotbrust unverdrossen sie mit Blättern zudeckt. Besorgt für die Menschen zeigt er sich auch darin, daß er nach einem alten englischen Liedchen beim Anzug des Winters sie mit seinem Gesange warnt, sich Frieskleider zu verschaffen, wogegen nach Aristophanes die Schwalbe ankündigt: daß man nun das Obergewand verkaufen und ein Sommerkleid kaufen soll. In der Bretagne genießt das Rotkehlchen besondrer Achtung, weil

es die Schmerzen des Heilands gelindert, indem es einen Dorn aus seiner Leidenskrone zog. Deutsche Lieder gedenken desselben nicht namentlich, kennen aber ein frommes Mitleid der Vögel mit dem Gram und dem Tode der Menschen; Walther von der
5 Vogelweide sagt von seiner freudlosen Zeit: „Die wilden Vögel betrübet unsre Klage" (Lachm. Ausg. 124 = Pfeiffer Nr. 188, 30), und noch stärkeren Ausdruck hat der Schluß tragischer Balladen, worin dem Erschlagenen zugerufen wird: „Da lieg, du Haupt, und blute, da lieg, du Haupt, und faule! um dich wird
10 niemand trauern als das kleine Waldvögelein (Meinert 65. 68. 248).

Vom Kuckuck als Bringer des Frühlings war schon die Rede[1]), den Hirten bringt er einen Laubsproß oder Blumen im Schnabel, zur Hochzeit der Vögel im norwegisch-dänischen
15 Liede schenkt er eine Nuß. Daß auch letztere den Keim eines neuen sommerlichen Wachstums bedeute, lehrt die Vergleichung mit dem altnordischen Mythus von der Wiederkehr der geraubten Idun, die bald als Schwalbe, bald in Gestalt einer Nuß von dem im Falkengewand herfliegenden Loki zurückgebracht
20 wird; im litauischen Glauben wurden Göttinnen verehrt, welche den Menschen alle Getreidesamen in einer Eichelschale zugesandt, und ein deutsches Märchen erzählt von einer Nuß, aus deren Kerne zauberhaft ein ganzer Wald von Nußbäumen erwuchs. Wie nun der Kuckuck mit Knospenzweig und Blumen freudig be-
25 grüßt wird, so hörten wir auch, wenn die Blütenzeit vorüber, seinen Tod beklagen; „im Winter aus, im Sommer an!" heißt es von ihm sprichwörtlich. In diesem leichten Sommerleben, vom Regen genetzt, von der Sonne getrocknet, zeigt ihn auch ein vielgesungenes Liedchen:

30 Der Kuckuck auf dem Zaune saß,
kuckuck, kuckuck!
es regnet' sehr und er ward naß.

Darnach da kam der Sonneschein,
kuckuck, kuckuck!
35 der Kuckuck, der ward hübsch und fein.

Da schwang er sein Gefieder als eh,
kuckuck, kuckuck!
er flog dorthin wohl übern See.

Ein Günstling der Sonne ist er schon der alten Ekloge von seiner
40 Ankunft: „Phöbus liebt den Kuckuck in der Zunahme des heitern Lichtes." Auch als abgewiesener Freier tröstet er sich bald; sein

[1]) in einem hier nicht abgedruckten Abschnitt.

aschgraues Gefieder und sein seltenes Erscheinen außerhalb des Waldes geben die Farben zu dem kleinen Bilde (Volksl. Nr. 12):

Ein Kuckuck wollt' ausfliegen
zu seinem Herzenliebe.
„Pfui dich, pfui dich, du schwarzer Vogel! 5
so will man dich doch nirgend loben;
so fleug du hin gar balde
wohl in den grünen Walde,
kuckuck!“
„All mein' Anschläg' gehn hinter sich, 10
ich armer Kuckuck, woaus soll ich?
Will fliegen auf die Zinnen,
will heben an zu singen
mit freiem Mut: „du bist schabab!
weiß mir ein' andre in dem Hag, 15
kuckuck!“

Nur eine Sorge hat der Kuckuck in seiner schönsten Zeit, wovon Freidank meldet: wann der Gauch das erste Laub sieht, so wagt er nicht, sich dessen zu sättigen, er fürchtet, daß es ihm ausgehe. 20

Vor allen andern Beschwingten ist in unsern Volksliedern, wie schon im Minnesang, die tönereiche Nachtigall beliebt und hochgehalten, sie wird bald innig und zutraulich die liebe, viel liebe Nachtigall geheißen, bald erhält sie den Ehrennamen Frau Nachtigall und wird mit Ihr angeredet. Ihre Stimme dringt 25 ja am tiefsten ins Gemüt, je schmächtiger und mißfarbiger, um so seelenhafter erscheint die Sängerin, deren mächtige Töne die zarte Brust zu sprengen drohen; aus der Dämmerung des Morgens oder in der stillen Nacht erschallt ihr Gesang zauberhaft und ahnungsvoll. An ihren Namen reiht sich denn auch am 30 besten die ganze Folge der Lieder und Liedesstellen, in welcher Stimme und Erscheinung der Vögel vornehmlich auf die Zustände, Stimmungen und Entschlüsse der Menschenseele bezogen sind. In manchen Fällen wird sich zeigen, daß diese Beziehungen von andern, hochfliegenden Vögeln auf die kleine Nachtigall 35 übertragen sind.

Von den Mahnungen, dem Rate der Nachtigall, dem weisen und dem betörenden, handelt eine Reihe sinniger, weithin anknüpfender Lieder. Meist bewegen sich dieselben in lebendiger Wechselrede[1]). 40

---

[1]) (Der folgende Abschnitt „Rat der Nachtigall“ wird hier aus meiner Germania III, 129—146, wiederholt. Pf.)

Ein niederdeutsches (m. Volksl. Nr. 17 A) hebt an von einer Stadt in Österreich, die mit Marmelstein gemauert und mit blauem Blumwerk geziert ist, um dieselbe liegt ein grüner Wald, in welchem Frau Nachtigall singt, „um unser beider willen," 5 wie ein Mädchen meint, von dem sie angerufen wird:

Frau Nachtigall, klein Waldvögelein,
laß du dein helles Singen!
„Ich bin des Walds ein Vöglein klein,
und mich kann niemand zwingen."

10 Bist du des Walds ein Vöglein klein
und kann dich niemand zwingen,
so zwingt dir der Reif und kalte Schnee
das Laub all von der Linde.

„Und wann die Lind' ihr Laub verliert,
15 behält sie nur die Äste,
daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
und haltet eur Kränzlein feste!

Und ist der Apfel rosenrot,
der Wurm, der ist darinne;
20 und ist der Gesell all säuberlich,
er ist von falschem Sinne.

Daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
und laßt euch nicht betrügen!
und loben euch die Gesellen viel,
25 tun nichts, denn daß sie lügen.

Zwischen Hamburg und Braunschweig
da sind die breiten Straßen,
und wer sein Lieb nicht behalten kann,
der muß es fahren lassen."

30 Zum Seitenstücke mit ähnlichem Eingang bietet sich die Ansprache eines unglücklichen Freiwerbers im Antwerpener Liederbuche (Volksl. Nr. 17 B):

. . . in meines Vaters Hof
da steht eine grüne Linde,
35 darauf so singt die Nachtigall,
sie singt so wohl von Minne.

Ach Nachtigall, klein Vögelchen,
wollt' Ihr Eur Zunge bezwingen,

ich würd' all Eure Federlein
mit Golddraht lassen bewinden.

„Was frag' ich nach Eurem roten Gold
oder nach Eur loser Minne?
ich bin ein klein wild Vögelchen, 5
kein Mann kann mich bezwingen."

Seid Ihr ein klein wild Vögelchen,
kann Euch kein Mann bezwingen,
so zwingt Euch der Hagel, der kalte Schnee
die Läuber von der Linden. 10

„Zwingt mir der Hagel, der kalte Schnee
die Läuber von der Linden,
alsdann so scheint die Sonne schön,
so werd' ich wieder singen."

Der junge Gesell macht sich spornstreichs auf, „all über die grüne 15
Straße", zu den Landsknechten, die er im blanken Harnisch
glitzern sieht. Beide Zurufende wollen der Nachtigall den Ge-
sang verbieten, weil er ihren Liebeswünschen nicht günstig zu
lauten scheint, aber das Mädchen erhält heilsame Warnung, und
der gewitzigte Freier faßt männlichen Entschluß. Ein andrer 20
Kriegsmann, der zu Augsburg gefangen liegt, fordert im Gegen-
teil die Nachtigall zum Singen auf; seine Liebste lehnt ihr
Leiterlein an den Turm und hört einen Wechselgesang, dessen
alles, was drinnen ist, sich erfreut (Volksl. Nr. 16):

So sing, so sing, Frau Nachtigall, 25
da andre Waldvögelein schweigen!
so will ich dir dein Gfieder
mit rotem Gold beschneiden.

„Mein Gfieder beschneidst mir freilich nicht,
ich will dir nimmer singen, 30
ich bin ein kleins Waldvögelein,
ich trau dir wohl zu entrinnen."

Bist du ein kleins Waldvögelein,
so schwing dich von der Erden,
daß dich der kühle Tau nicht netz, 35
der Reif dich nicht erfröre!

„Und netzet mich der kühle Tau,
so trücknet mich Frau Sonne;

wo zwei Herzlieb beinander sind,
die sollen sich baß besinnen.

Und welcher Knab in großen Sorgen liegt
und der ein schwere Bürde auf ihm trägt,
5 der soll sich freuen gen der lichten Sommerzeit,
daß ihm sein Bürde geringert werd.

So hab' ich von den Weisen hören sagen:
großen Unmut soll man aus dem Herzen schlagen;
man soll ihn unter die tiefe Erde graben.
10 ein frischen freien Mut, den soll ein Krieger haben.

Zwischen Berg und tiefem Tal,
da liegt ein freie Straße,
wer seinen Buhlen nit haben wöll,
der mag ihn wohl fahren lassen."

15 Auch hier ist der Rat ein besonnener, eine Tröstung und Ermutigung selbst für den Gefangenen. Anderwärts aber wirkt der Nachtigallschlag verführerisch und leidenschaftlich aufregend. Als der heilige Bernhard beim Besuche des Zisterzienserklosters Himmerod in der Eifel die Mönchszucht in tiefem Verfalle fand 20 und zugleich der üppige Gesang der Nachtigallen ringsumher zu seinem Ohre drang, ward es ihm klar, daß dieser an dem weltlichen Sinne der Brüder schuld sei, zürnend erhob er die Hand, und sein Bannspruch zwang das ganze Volk der Nachtigallen, von dort hinwegzufliehen, sie flogen zum Frauenstifte Stuben 25 an der Mosel. „Von der Minne" läßt Konrad von Würzburg die Sangstimme der viel lieben Nachtigall erklingen, „sie singt so wohl von Minne", hieß es zuvor im niederländischen Lied, in den Bruchstücken eines andern wird sie von dem verlassenen Mädchen, das die Geschichte seines Unglücks erzählt, für solches 30 verantwortlich gemacht. Davon sind nur zwei Gesätze noch unentstellt erhalten, das eine:

Es war zu Nacht, in so süßer Nacht,
daß alle die Vögelein sungen,
die stolze Nachtigall hob an ein Lied
35 mit ihrer wilden Zunge;

das andre:

Nun will ich ziehn in den grünen Wald,
die stolze Nachtigall fragen:
ob sie alle müssen geschieden sein,
40 die einst zwei Liebchen waren?

Dem besser beratenen Mädchen des ersten Liedes steht hier eine Verführte gegenüber, und schlimmer als dem jungen Landsknecht und dem Gefangenen zu Augsburg ergeht es in einem verwandten Liede den drei Gesellen aus Rosendael in Nordbrabant. Sie haben ihr Geld verzehrt, ziehen auf Freibeute und greifen einen reisenden Kaufmann an; von dem Lösegelde, das sie ihm abnötigen, kaufen sie jeder ein apfelgrau Roß und reiten zu Antwerpen ein, wo sie alsbald ergriffen und auf die Folterbank gelegt werden; das macht ihr junges Herz trauern:

Nun sind all unsre Glieder lahm,
was sollen wir beginnen?
ich will nicht mehr nach Rosenthal gehn
und hören die Nachtigall singen.

O Nachtigall, klein Waldvögelein,
wie habt ihr mich betrogen!
ihr pflagt zu singen vom Birnebaum,
wo schöne Fräulein waren.

Wie diese Gesprächlieder überhaupt allerlei Verwirrung erlitten haben, so folgen hier an unrechter Stelle noch zwei Strophen („O Nachtigall, klein Vögelein, wollt ihr mich lehren singen? usw.) mit der ständigen Formel von Zwingen und Nichtzwingen, dagegen tritt der Sinn des Vorausgehenden bestimmt und eigentümlich hervor: der junge Gesell wirft die Schuld seines Unheils auf die Nachtigall, ihr Gesang hat ihn betört, zu zügellosem Leben aufgereizt, erst in die Sommerlust zu schönen Frauen und von da auf die Wege kecken Frevels geführt, bis er zuletzt vom hohen Roß auf die Peinbank niedersteigen mußte. Liedesklänge vom wohlgezierten Schloß und der Linde, darauf die Nachtigall singt, die ihre Federn nicht mit Golde beschlagen lassen will, aber vom Zwange des Frostes und Schnees bedroht ist, haben sich auch in Dänemark und Schweden verbreitet, zum Teil wörtlich mit Deutschem stimmend, doch wieder mit andern Anknüpfungen und in freiester Bewegung. Daneben begegnet man dort solchen Liedern, worin das Belauschen des Vogelsangs nur zum Vorwand verliebter Abend- und Waldgänge dient; so besagt ein dänisches:

(Jungfrau Mette:)

Da bin ich gestanden die Nacht so lang
und hört' auf der Nachtigall süßen Sang.

(Herr Peder:)

Du horchtest nicht auf der Vögel Sang,
Doch auf Olufs vergüldeten Hornes Klang.

Ein schwedisches:

Du hast nicht gehorcht auf den Vogelsang,
5 du wartest auf des Gesellen Gang.

„Nicht wartet' ich auf des Gesellen Gang,
ich habe gehorcht auf den Vogelsang;"

zuletzt das Geständnis:

Die Jungfrau weinet, die Zähren rollen:
10 „deinethalb ging ich gestern zum Holze."

Noch ist ein englisches Lied bekannt geworden, das von alter Zeit in Cornwallis und Devonshire umgeht und neuerlich auch von cornischen Arbeitern an den Bleigruben des Mosellands gesungen wurde: „Mein Herzlieb, komm mit! hörst du nicht 15 den zärtlichen Sang, die süßen Weisen der Nachtigall, wie sie singt in den Tälern drunten? sei nicht erschrocken, im Schatten zu wandeln, noch in den Tälern drunten!" Das Mädchen heißt ihn allein dem Sange nachgehn, sie will ihm derweil seinen Eimer nach Hause tragen, aber seine Bitte wiederholt sich 20 dringender; bald darauf gehen sie als Brautleute zur Kirche, und fortan erschrickt sie nicht mehr, im Schatten zu wandeln, in den Tälern drunten, und die zärtliche Rede, den süßen Sang der Nachtigall zu hören.

Es sind sehr ausgedehnte Zusammenhänge, auf die zur Er- 25 läuterung der vorangestellten deutschen Liederweise eingegangen werden muß. Nordfranzösische Dichtungen zeigen den Eindruck des Vogelsangs in besonders stetiger Stufenfolge vom besänftigenden Rat und der Anregung sanfter Gefühle bis zur Weckung des Heldengeistes und zur Anstiftung gewaltsamen Rachewerks. 30 Ein kleines Volkslied in der gedruckten Sammlung von 1538 betrifft die Ratfrage eines Heiratslustigen: „Nachtigallchen! was singst du hier?" „Und was begehrst du hier?" „Was ich begehre? eine Frau begehr' ich." „So nimm nicht die Weiße, denn ihre Farbe trübt sich! nimm nicht die Rote, sie ist gar 35 so stolz! nimm mir die Bräunliche, die so artig ist, so geliebt von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder!" Selbst nicht von glänzendem Äußern, empfiehlt die weise Nachtigall, der anspruchslosen Liebenswürdigkeit den Vorzug zu geben. Kleine Reigen (rondes) aus der Normandie halten noch echten

Volkston ein, auch an Deutsches gemahnend: „Hinter meines Vaters Haus, da ist ein Niederholz (a. eine blühende Ulme), dort singt die Nachtigall Tag und Nacht entlang; sie singt für die Mädchen, die keinen Freund haben, sie singt nicht für mich, ich hab' einen, Gott sei Dank!“ oder: „An der klaren Quelle wusch ich mir die Hände, am Laub der Eiche hab' ich sie getrocknet, auf dem höchsten Zweige sang die Nachtigall. Sing, schöne Nachtigall, die du ein fröhliches Herz hast! meines ist nicht so, mein Liebster hat mich verlassen um einer Rosenknospe willen, die ich ihm verweigert. Ich wollte, die Rose wäre noch am Rosenstrauch, und der Rosenstrauch selber wäre noch zu pflanzen, und der Pflanzer selbst wäre noch nicht geboren, und mein Freund liebte mich noch.“ Aussprüche der Nachtigall über rechtschaffene und unstete Liebe beleuchtet in der Neige des 13. Jahrhunderts Baude, ein flandrischer Sänger: „Ihr wißt nicht, was die Nachtigall sprach, sie sprach, daß Liebe durch falsche Liebende zugrunde ging; das sprach die Nachtigall, aber ich sage, daß der ein Tor ist, der sich von guter Liebe scheiden will usw. Wohl habt ihr die Nachtigall gehört: wenn ihr nicht redlich liebt, habt ihr die Liebe verraten, wehe dem, der sie verraten wird!“ Was die Nachtigall sprach (se dist li louseignols), scheint ebenso sprichwörtlich gegolten zu haben, als die Reden Salomons oder die des Bauers (ce dist Salemons, ce dist li vilains), wenn es auch nicht, wie diese, gesammelt ist. Bei den höfischen Dichtern der früheren Zeit, Provenzalen und Nordfranzosen, gehörten die Singvögel mit zu dem üblichen Frühlingsbild am Eingange der Lieder, doch eben im nachhaltigen Gefallen an dieser Form erprobt sich ihre volksmäßige Begründung, und manchmal noch ist der Sänger von den alten Anklängen tiefinnerlich erfaßt. Statt aller sei hier von provenzalischer Seite Bernart von Ventadorn angeführt, der vom süßen Sange der Nachtigall, freudig erschrocken, in der Nacht aufgeweckt wird und selbst ein verliebtes Freudenlied zu singen anhebt; sodann aus dem nördlichen Frankreich Guiot von Provins oder Gasse Brulé, unter deren Namen ein Kunstlied geht, das so beginnt: „Die Vögel meines Heimatlands hört' ich in Bretagne, bei ihren Gesängen bedünkt es mich, daß ich sie vormals in der süßen Champagne gehört habe, mag es Täuschung sein, sie haben mich in so süße Gedanken versenkt, daß ich ein Lied zu dichten anhob“; dasselbe ist der Sehnsucht nach einer fernen Geliebten gewidmet. Den Gesang der Vögel als Heimatmahnung, der in der Lyrik zum Liede weckt, kennen auch die epischen Dichtwerke, jedoch, wie es ihnen ansteht, in entschiedener Richtung auf

die Tat. So das Gedicht von Amicus und Amelius: Es war an Ostern, im April, wann die Vögel hell und heiter singen, als Graf Amis in einen Baumgarten trat; er hört ihr Getös und Gekreisch, da gedenkt er auf einmal seines Landes, seiner Frau
5 und seines kleinen Sohnes, die er seit sieben Jahren nicht gesehen hat, die Augen gehen ihm über, und es drängt ihn, mit dem ersten Morgenlichte dorthin aufzubrechen. Der Held eines andern Romans, Aubri von Burgund, zweifelt an der Treue seiner Gemahlin, der Königin von Bayern; unruhvoll geht er
10 in den Garten, lehnt sich an einen Weidenbaum, sieht den Fisch im Strome schwimmen, hört die Lerche, die Amsel, den Star, den Galander im Gesträuche singen und sieht die Blumen längs der Wiese blühen, da gemahnt es ihn, wie er ein Jüngling war, seiner Liebes- und Frühlingszeit: „Fisch, wie hast du all deinen
15 Wunsch! Vogel, der du singest, wie hast du deine Wonne! So lebt' ich als junger Ritter, da ich nichts hatte, denn mein geschwindes Roß, meinen starken Speer und meinen neuen Schild; damals wäre mir ein grünes Kränzlein lieber gewesen, denn hundert Mark im Gurte; um schöne Frauen tummelt' ich mich
20 wacker, manche Stadt und manche Feste brach ich, gute Jahre hatt' ich, beim heiligen Marcell! Nun ist's vorbei; der Bracke, der gekettet ist, um besser am Pfahle festgehalten zu werden (a. ein Bär in der Kette, dem man den Maulkorb anlegt usw.), steckt wahrlich nicht in so heillosem Zwinger, wie ich jetzt." Im
25 Parzival zieht Herzeloide, deren Gemahl, Gamuret von Anjou, vom Speere gefallen ist, in den einsamen Wald, um ihren jungen Sohn vor Ritterschaft zu behüten, die dem Vater verderblich war; nichts darf vor dem Knaben von einem Ritter verlauten, schon aber schneidet Parzival sich Bogen und Bolz, womit er Vögel
30 schießt; hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem Schalle sang, da weint er und rauft sich die Haare; wenn er sich morgens am Flusse wascht, dann dringt der süße Vogelsang über ihm in sein Herz und dehnt ihm die junge Brust, weinend läuft er zur Mutter, doch kann er nicht sagen, wie ihm geschehen; sie
35 geht der Sache nach, bis sie ihn nach dem Schalle der Vögel lauschen sieht und inne wird, daß von dieser Stimme die Brust ihres Kindes erschwillt, nach angeborner Art und eigener Lust; da befiehlt sie ihren Leuten, die Vögel aufzufangen und zu töten, aber die Vögel sind „besser beritten", mancher entrinnt dem
40 Tod und vergnügt sich noch ferner mit Gesang; auch erbittet Parzival ihnen Frieden, die Mutter küßt ihn und spricht: „Was wend' ich dessen Gebot, der doch der höchste Gott ist? sollen Vögel meinethalb Freude lassen?" Parzivals jugendliche

Regung ist nicht etwa so zu verstehen, daß der Vogelsang, von dem auch die Minnelieder durchklungen sind, zunächst die zarte Sehnsucht und nur mittelbar den Kampfmut anfache, der Nachdruck ist wörtlich auf Ritterschaft, Ritterleben gelegt, in dessen vollem Gehalte Frauendienst und Tapferkeit unzertrennlich zusammenfallen. Geradezu kriegerisch wirkt in einem karlingischen Gedichte die Stimme der Vögel, voraus der Nachtigall, auf das Gemüt eines andern Heldenkinds. Jourdain, Sohn des ermordeten Grafen Girard von Blaives, hat am Hof eines Königs über Meer Zuflucht gefunden, als er nun eines Morgens früh in den Baumgarten gegangen ist, hört er den Gesang der Nachtigall und die Lust der andern Vögel, da gedenkt er an den Wüterich Fromont, der ihm Vater und Mutter mit der Schärfe des Schwerts im Schlaf erschlagen und ihn selbst des Landes enterbt hat: „Jetzt,“ ruft er aus, „sollt' ich dort in meinem Lande sein, Ritter wär' ich dann für jetzt und immer und würde meinen tapfern Vater rächen!“ Selbst der Wortlaut des Nachtigallrufes drängt zum Schwerte, man findet denselben gleichfalls in einer Dichtung des genannten Sagenkreises, derjenigen von Frau Aie: zur Osterzeit, wann die Wälder lauben und die Wiesen beblümt sind, die Vögel singen und großen Lärm verführen, auch die Nachtigall, welche spricht occi, occi! (töte!), da gerät das Mädchen in Schrecken, das seinen Freund (im Heerlager) ferne weiß. „Süße, artige Nachtigall, die du sprichst occi occi occi!“ beginnt ein Lied in einer musikalischen Handschrift des 15. Jahrhunderts. Nur teilweise bekannt geworden ist das Singgespräch von Guillaume le Vinier, Bürger zu Arras gegen Ende des 13. Jahrhunderts, worin derselbe ausruft: „Hocherfreut ist mein Herz durch die Nachtigall, die ich gehört, wie sie singend sprach: fier fier, oci, oci, schlag tot alle, die ein Schrecken Treuliebender sind!“ Dieses occi occi, das auch die Bauern bei Verfolgung Reinekes, der den Hahn wegträgt, als Mordgeschrei erschallen lassen, verlautet als Losung der Nachtigall am deutlichsten im Gedichte von den Taten des Mönchs Eustach, eines berüchtigten Seeräubers aus der Grafschaft Boulogne, der 1217 umkam; dort wird ein wunderlicher Schwank erzählt: Eustach hat dem Grafen von Boulogne schlimme Streiche gespielt und wurde deshalb von ihm verfolgt, war auch schon in seinen Händen, aber unerkannt; jetzt reitet der Graf dem Entronnenen in den Wald nach, da steigt Eustach in ein Weihennest, macht sich zur Nachtigall und hat den Grafen zum Narren; als er denselben vorbeikommen sieht, schreit er: ochi ochi, ochi ochi! (schlag tot, schlag tot!). Der Graf antwortet: „Ich werd' ihn totschlagen,

bei Sankt Richier! wenn ich ihn mit Händen greifen kann." Eustach: fier fier! (schlag zu, schlag zu!) Der Graf: „Meiner Treu! ich werde zuschlagen, aber an diesem Orte krieg' ich ihn nimmermehr." Eustach neckt fürder: non l'ot, si ot: non l'ot,
5 si ot! (er hatt' ihn nicht, hatte doch!) Graf: „Hatte, jawohl! gestohlen hatt' er mir all meine guten Rosse." Eustach: hui hui! Graf: „Wohl gesprochen! noch heute (hui) werd' ich ihn mit meinen Händen erschlagen, wenn ich ihn zu Handen kriege; kein Tor ist, wer dem Rate der Nachtigall glaubt, sie hat mich gut
10 gelehrt, an meinen Feinden Rache zu nehmen, denn sie ruft, ich soll ihn schlagen und töten." Da macht der Graf von Boulogne sich auf, den Mönch Eustach zu verfolgen. Eine solche Deutung der verschiedenen Tonstufen des Nachtigallschlags läßt keinen Zweifel darüber, daß man in ihm nicht lediglich die schmel-
15 zenden Hauche der Sehnsucht vernahm. Zugleich erscheint es hier als volksmäßiges Herkommen, derlei Naturlauten Sinn und Wort unterzulegen. Übrigens ist das Spiel mit occi doch erst für ein hinzugekommenes anzusehen, während die wesenhaftere Vorstellung vom Vermögen der Vogelstimme, den Helden-
20 geist zu wecken und den schlagfertigen Entschluß hervorzurufen, schon in den Liedern des nordischen Altertums sich aufzeigen läßt.

In dem Mythenliede vom Ursprung der drei Stände, Rigsmal, ist es nicht die wohlsingende Nachtigall, sondern die heisere Krähe, die dem Sprößling des edeln Geschlechts, dem jungen
25 Jarlssohne, kriegerische Mahnung zuruft; des Vogelzwitscherns kundig, reitet er durch Gesträuch und Wälder, läßt das Geschoß fliegen, beizt Vögel, da spricht die Krähe, die einsam auf dem Zweige sitzt: „Was sollst du, junger Edling, Vögel beizen? besser ziemte dir, Streitrosse zu reiten und Heer zu fällen, Dan und
30 Danp haben kostbare Hallen, herrlicheres Stammgut, als ihr habt, sie verstehen wohl, den Kiel zu steuern, Schwertschneide Wunden reißen zu lassen." Wie Parzival schießt der nordische Jüngling nur erst nach den Waldvögeln und, gleich jenem, wird er darüber vom Vogelschall ergriffen; wie den Sohn Girards der Nachtigall-
35 sang zur Erkämpfung seines Erbes und zur Vaterrache befeuert, so reizt die Krähe ihren Lehrling durch das leuchtende Vorbild dänischer Königsahnen, sich stattlichern Stammbesitz mit dem Kriegsschiff und der blutigen Schwertschneide zu erobern, bereits ein altnordisches occi! Zur Wikingsfahrt anzutreiben, war die
40 Krähe vornehmlich geeignet; diese Vögel zogen gleichzeitig mit den nordfriesischen Seefahrern im Frühling von den Inseln weg und kehrten mit ihnen im Herbste wieder heim, auch sollen jene Friesen eine Krähe in ihrer Fahne geführt haben. Nach einem

der eddischen Sigurdslieder erhält dieser junge Wölsung von den Vögeln auf dem Reise, deren Gespräch er durch Kosten vom Herzblut des Wurmes versteht, die Weisung, den treulosen Regin zu erschlagen und sich des Hortes zu bemächtigen; ein Vogelweibchen singt den andern zu: „Klug bedeucht' er mich, wüßt' er zu 5 brauchen euern großen Liebesrat (âstrâd), ihr Schwestern!" Gerade verwaisten, heimatlosen Heldensöhnen wird die Stimme der Wildnis, ratend und tieferregend, vernehmbar. Im deutschen Volkslied ist von solchen Waffenrufen nur unsichere Spur vorhanden. Nichts was dem gewaltsamen occi entspräche, unerachtet 10 das Welsch der Vögel vielfach ins Deutsche übertragen ist. Bei den Minnesängern und späterhin hat die Nachtigall nur schmachtende oder tändelnde Lieder ohne Worte: tandaradei, deilidurei, titidon zizi zi usw., und wenn der vielgewanderte tirolische Dichter Oswald von Wolkenstein jenes occi selbst ertönen läßt, so geschieht 15 es in einem bunten Gemische deutscher und romanischer Rufe. Zwar singt die Nachtigall dem Gefangenen zu Augsburg: „Ein frischen freien Mut den soll ein Krieger haben!" und der dies Liedlein gesungen hat, ist „ein Krieger gut", die drei Gesellen aus Rosenthal, die ihr zugehorcht, sind Freibeuter geworden, und 20 der von ihr hinweg zu den Landsknechten gegangene Freiersmann schließt mit den Worten:

> Der uns dieß Liedchen erstmals sang,
> er hat es wohl gesungen
> mit Pfeifen- und mit Trommelnklang, 25
> zum Trotz den Neiderzungen.

Aber das Eigentümliche dieser Stücke beruht in den Gegensätzen: der verschmähte Liebhaber geht von der minnesingenden Nachtigall zum blanken Harnisch und singt von ihr zu Pfeifen- und Trommelklang; „der in großen Sorgen liegt", der Gefangene, Gefolterte, 30 hat noch den trotzigen Mut, mit dem kleinen Waldvöglein und den hübschen Liedern von ihm zu spielen. Auch für diese Wendung kann ein französisches Volkslied verglichen werden: Drei Abenteurer aus Lyon, die ohne den roten Heller (ne croix ne pille, Bild- und Kehrseite der Münze) zur See gegangen und vom 35 Nordwind weit in das salzige Meer hinausgejagt sind, wo sie von heidnischen Galeeren (Barbaresken) verfolgt und zur Übergabe aufgefordert werden, stellen sich unter den Schutz Gottes, der Jungfrau Maria, des heiligen Nikolaus und der heiligen Barbara, einer aber stimmt an: „Nachtigallchen des Waldes, geh 40 und sage meiner Freundin: Gold und Silber, soviel ich habe, davon soll sie Schatzmeisterin sein; über meine drei Schlösser soll

sie die Herrschaft haben, das eine ist in Mailand, das andre in Picardie, das dritte in meinem Herzen, doch wag' ich das nicht zu sagen." Der schließende Anruf war ohne Zweifel ein Liedchen für sich, aus dem Bereiche der nachher zu erörternden Liedergattung vom Botenamte der Vögel, zumal der Nachtigall als Liebesbotin, doch ist dasselbe nicht bloß zufällig beigeschrieben, sondern dient zum Ausdruck des kecken Sinnes, der lustigen Selbstverspottung jener lockern Gesellen, mitten in Meeressturm und Feindesdräuen. Dem deutschen Kriegsvolke schmettert die Nachtigall in den wildesten Schlachtlärm hinein. Nach ihr war eine Art schweren Geschützes benannt; die Nachtigall dieses Schlags wog 60 Zentner, schoß 50 bis 60 Pfund Eisen, und zu ihr gehörten 13 Wagen mit 88 Pferden. Tätig ist eine solche bei Zerstörung des Schlosses Hohenkrähen im Jahre 1512:

Der Kaiser mit seim Frauenzimmer,
seiner Kantorei vergiß ich nimmer,
viel Freud in dieser Sache:
die Nacht'gall hat sich geschwungen auf,
nit besser mocht mans machen.

Die Singerin singt den Tenor schön,
die Nacht'gall den Alt in gleichem Ton,
scharpf Metz bassiert mit Schalle,
die Schlang den Discant warf darein,
sie achten nit, wem es g'falle.

Sie sungen, daß die Mauren kluben
und Bett und Bölster zum Dach aus stuben,
es war ein seltsamer Tanze.

Bei der Einnahme von Doornick 1521 waren:

so ich mich bsinn, drei Singerinn,
vier Nachtigal mit Namen usw.
die Nachtigal allein zumal
hätt diese Stadt ersungen.

Besonders aber wird in einem der niederdeutschen Landsknechtlieder auf die geldrisch-burgundische Fehde von 1542—43 erzählt, wie die Geldrer das Lager des Prinzen von Burgund bei Nacht überfallen:

Die Sonne hat sich verborgen (verkyket),
die Sterne sind aufgegangn,
der Mond ist hervor gedrungen,

Frau Nachtigall mit Gesang;
sie sungen also helle,
daß es in den Himmel klang.

Unter den hellsingenden Nachtigallen versteht der geldrische Kriegsknecht nichts andres, als was er früher unbildlich sagte: 5
„Die Büchsen hört man krachen im Jülicher Land so weit“; jetzt aber zieht er, gleich dem Gesellen aus Lyon, die Nachtigall der Liebeslieder herbei, und zwar den Anfang eines in demselben Tone verfaßten Wächterlieds:

Die Sonne die ist verblichen, 10
die Sterne sind (a. der Mond ist) aufgegangen,
die Nacht die kommt geschlichen,
Frau Nachtigall mit Gesang.

In ein andres, stilleres Gebiet führt die aus fernem Morgenland stammende Fabel von den drei Lehren der Nachtigall. Dieselbe tritt am frühesten in der griechischen Legende Barlaam und Joasaph hervor: Ein Vogelsteller fängt eine Nachtigall und will sie schlachten, da spricht sie: was ihn dies helfe, da er sich doch mit ihr nicht den Magen füllen könne? woll' er sie aber der Bande entledigen, so werde sie ihm drei Anweise geben, deren Bewahrung ihm für sein ganzes Leben nützlich sein werde. Erstaunt über ihre Anrede, verheißt er ihr die Freiheit, wenn sie ihm etwas Neues zu hören gebe. Nun lehrt sie: „Unerreichbares strebe nie zu erlangen, laß dich keine verlorne Sache reuen und glaube kein unglaubliches Wort!“ Nachdem er sie losgelassen, will sie erkunden, ob er den Gehalt ihrer Worte begriffen und sich Nutzen daraus gezogen habe. Aus der Luft herab spottet sie der Unklugheit des Mannes, der solchen Schatz hingegeben, denn in ihren Eingeweiden befinde sich ein Edelstein (μαργαρίτης), größer als ein Straußenei. Voll Bestürzung und Reue, versucht er sie wieder zu fangen, er will sie in sein Haus zurücklocken, wo er sie freundlich bewirten und dann ehrenvoll entlassen werde, die Nachtigall aber zeigt ihm, wie wenig er ihre Lehren genützt, die er doch gerne angehört: er habe schlecht behalten, daß er um Verlorenes sich nicht grämen, und daß er nicht versuchen solle, sie zu fangen, deren Weg er nicht folgen könne, und wie könnte ihr Inneres einen Edelstein bergen, größer als ihre ganze Gestalt? Mit dem Barlaam ging diese Fabel in die abendländischen Sprachen über, namentlich im 14. Jahrhundert in die allgemein verbreitete goldene Legende; vor und nach dieser Zeit ist sie auch mannigfach in andern Verbindungen oder für sich allein erzählt worden, so in der gleichfalls vielgebrauchten

Disciplina clericalis aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, in der beliebten Sammlung Gesta Romanorum, altfranzösisch: in den Ermahnungen des Vaters an den Sohn, einer gereimten Bearbeitung der Disciplina, und als besondres Lai, deutsch: zwar
5 nicht in Rudolfs Barlaam, aber unter den gereimten Beispielen aus dem 13. Jahrhundert, dann von Boner, Hans Sachs und anderwärts. Da einige der genannten Sammelwerke für den geistlichen Unterricht bestimmt waren, weshalb auch die Fabeln und Märchen mit christlichen Deutungen überreich versehen sind,
10 so konnte die Nachtigall, deren Lehrsprüche schon Barlaam in solcher Weise auslegt, selbst vom Predigtstuhl zum Volke reden. Die vielfältigen Aufzeichnungen stimmen wohl im ganzen überein, doch bildet die Disciplina clericalis, deren Verfasser, ein getaufter spanischer Jude, nach seiner Angabe (S. 34), zum Teil
15 aus arabischen Quellen geschöpft hat, mit den zwei altfranzösischen Stücken eine besondre Reihe, die sich von den andern durch einige hieher nicht unerhebliche Züge unterscheidet: der Vogel weigert sich, in der Gefangenschaft zu singen, und muß daher schon vor Erteilung und auf bloße Zusage der drei Sprüche freigelassen
20 werden, statt der Lehre, nicht nach Unerreichbarem zu trachten, steht die, was man habe, festzuhalten, auch wird im Eingange die Annehmlichkeit des Gartens geschildert, in welchem das unbenannte Vögelein singt. Das kleine Landschaftbild, sonst nur leicht entworfen, erwächst in dem nordfranzösischen Lai zu einer
25 ausgeführten Darstellung selbständigen Inhalts: Vor mehr als hundert Jahren besaß ein reicher Bauer ein wunderschönes Herrenhaus, wie kein andres auf der Welt war, mit herrlichen Türmen und köstlichem Baumgarten, rings von einem Strom umflossen; ein Ritter hatt' es erbaut, dessen Sohn es dem Bauer
30 verkaufte; der Garten duftete so von Rosen und andrer Würze, wär' ein Kranker eine Nacht darin gelegen, er wäre geheilt von dannen gegangen; die Bäume trugen Früchte jeder Art und zu jeder Jahreszeit; er war gänzlich durch Zauberkunst geschaffen. Mitten darin sprang ein klarer Quell, beschattet von einem
35 Baume, der nie sein Laub verlor; auf dem Baume sang täglich zweimal, morgens und abends, ein Vogel, kleiner als ein Sperling (? moisson), größer als der Zaunkönig; weder Nachtigall noch Amsel, Drossel noch Star, Lerche noch Galander war so lieblich zu hören, er sang Lieder und Weisen, daß weder Geige
40 noch Harfe sich damit messen konnte, der Kummervollste vergaß beim Gesange des Vogels sein Leid, erglühte neu von Liebe, dachte sich einem Kaiser oder Könige gleich, wenn er auch Bauer oder Bürger war, und hätt' er über hundert Jahre verlebt, er

deuchte sich alsbald ein Jüngling, ein Diener schöner Frauen zu sein. Ein andres Wunder war, daß der Garten nur so lange bestehen konnte, als der Vogel dorthin zu singen kam, denn vom Gesange geht der Liebeshauch aus, der Blumen und Bäume in Kraft erhält; wäre der Vogel ausgeblieben, sogleich wäre der 5 Garten verdorrt und die Quelle versiegt. Der Bauer, dem dieses Anwesen gehört, will eines Morgens sein Gesicht an der Quelle waschen, als eben der Vogel hoch auf dem Baume mit vollem Atem sein Lied anstimmt und in seinem Latein also singt: „Hört auf mein Lied, Ritter, Geistliche und Laien, die ihr der Minne 10 huldigt und ihre Schmerzen duldet! auch zu euch, schöne Jungfraun, sprech' ich: voraus sollt ihr Gott lieben und sein Gebot halten, gerne zur Kirche gehn und sein Amt anhören! Gott und Minne sind einhellig, beide lieben Sinn, Wohlgezogenheit, Ehre, Treue, Milde, beide hören auf schöne Bitte, und haltet ihr euch an jene 15 Tugenden, so könnt ihr Gott und die Welt zugleich haben.“ Als aber der Vogel den filzigen Bauer unter dem Baume lauschen sieht, da singt er in andrem Tone: „Laß deinen Lauf, o Fluß! Häuser, Türme, stürzet ein! welket, Blumen! Kräuter, dorret! Bäume, hört auf zu tragen! hier pflegten mich edle Fraun und 20 Ritter zu hören, denen der Brunnen lieb war, die an meinem Gesange sich vergnügten, durch ihn um so schöner liebten, Milde, Höflichkeit, Tapferkeit übten, Ritterschaft handhabten; jetzt hört mich dieser mißgünstige Bauer, dem Münze lieber ist als Minne, der hieher kommt, nicht um besser zu lieben, nein, um besser 25 zu essen, zu trinken, zu schlingen.“ Damit fliegt der Vogel hinweg, der Bauer aber denkt darauf, ihn zu haschen, um ihn teuer zu verkaufen, oder, wenn das nicht gelänge, in ein Käfig zu sperren und sich früh und spät von ihm singen zu lassen; er stellt Netze, worin der Vogel gefangen wird, und nun erst folgt 30 die schon bekannte Geschichte von den drei Kluglehren (trois sens): der befreite Vogel kehrt nicht wieder, die Blätter fallen vom Baume, der Garten verödet, die Quelle versiegt und das Sprichwort bewährt sich: wer alles begehrt, verliert alles. Die Verbindung des indischen Apologs mit dem feudalistischen Märchen 35 ist nicht sonderlich gelungen. Zweimal des Vögleins Lehren und so verschiedenartig, daß die beiden Teile ohne inneren Zusammenhang nebeneinander stehen; der Fluch des hinwegfliegenden Wundervogels verliert alle Wirkung, wenn dieser gleich am Abend in den Garten zurückkehrt. Dennoch ist das Dichterische 40 des Grundgedankens nicht zu verkennen: eine ganze Ritterwelt, hochgetürmte Burg, Sommerwonne, Frauendienst, Waffenruhm, wird von dem kleinen Geschöpfe heraufgesungen und schwebt an

dem Zauber seiner süßen, belebenden Stimme. Gewiß war dieser Gedanke dem ungeschickten und weitschweifigen Verdoppler der Fabel nicht eigen, vielmehr ist hier, wie anderwärts beim unstrophischen Lai, eine besser abgeschlossene Vorlage in Liedes-
5 form anzunehmen, auf welche jedoch voraus schon die zum Gemeingut gewordene Lehrfabel eingewirkt haben kann. Von solchem Einfluß zeigen sich ja auch in den deutschen Volksliedern unverkennbare Merkmale. Zuerst die wiederkehrende Bezeichnung der Örtlichkeit:

10 Da liegt eine Stadt in Österreich (Osterrik),
die ist so wohl gezieret
all mit so manchem Blümlein blau,
mit Marmelstein gemauret.

Da steht ein Kloster in Ostenreich (Oostenrijc),
15 es ist so wohl gezieret
mit Silber und mit rotem Gold,
mit grauem Stein durchmauret.

Es liegt ein Schloß in Österreich,
das ist gar wohl erbauet
20 von Zimmet und von Nägelein,
wo findt man solche Mauren?

Überall ist es hier derselbe Landesname, wie er, je in der besondern Mundart, dem deutschen Österreich zukommt; entschieden auf dieses bezieht sich das Lied von einem unschuldig gefangenen
25 und hingerichteten Knaben:

Es liegt ein Schloß in Österreich,
das ist ganz wohl erbauet
von Silber und von rotem Gold,
mit Marmelstein vermauret.

30 Schluß:

Wer ist der uns dies Liedlein sang?
so frei ist es gesungen;
das haben getan drei Jungfräulein
zu Wien in Österreiche.

35 Das erste Gesätz ist vernehmlicher Nachklang der älteren Lieder von der Nachtigall, aber in diesen selbst weist der märchenhafte Bau der Stadt, des Klosters, Schlosses auf ursprünglichen Bezug zu einem entlegenern Ostlande. Um jene Stadt her liegt der grüne Wald mit der singenden Nachtigall, die aber, wie das
40 Vöglein der einen Fabelreihe, sich nicht zum Sange zwingen

läßt; ihre Sprüche werden auch gerne noch in der Dreizahl gehalten, selbst wenn sie nicht alle gleich gut auf den gegebenen Fall zutreffen, und es sind darunter einige, in denen ein leichter, der Sorge und des Kummers sich entschlagender Sinn empfohlen wird; vom Barlaam an, wo die Schlußlehre lautet: 5 „Gräme dich nicht um eine vorübergegangene Sache!" tönt dieselbe in vielen Sprachen fort, und in den deutschen Nachtigallliedern ist sie durch einen verschiedentlich gefaßten Spruch vertreten, der auch für sich bestehend oder ein anderartiges Lied beschließend in Notenbüchern des 16. Jahrhunderts vorkommt: 10

Zwischen Berg und tiefem Tal
da liegt ein freie Straße;
Und wer sein Lieb nicht behalten mag,
der muß es fahren lassen.

Der vielfach vermittelten Lehrfabel aus dem Osten kamen 15 Anklänge des heimischen Volksgesangs entgegen. In jener waltet eben der Lehrzweck vor, die Lehren sind verständig und nützlich, auch der Art des Vögleins wohl angepaßt; die Volkslieder sind lebhafter empfunden, sie fassen einerseits das Leben der Vögel mit all der Innigkeit auf, die ihm überhaupt in deutscher Dichtung 20 zugewandt ist; und stellen demselben von der andern Seite Menschen mit tieferregtem Gemüte gegenüber. Alte Sprüche sagen: „Ich bin frei, wie der Vogel auf dem Zweig; ich bin niemands, niemand ist mein, wer mich faht, des will ich sein." Dem Falken wird zugerufen: „Du fleugst, wohin dir lieb ist, du erkiesest dir 25 in dem Walde einen Baum, der dir gefalle"; ebenso der Nachtigall; „Du bist ein kleins Waldvögelein, du fleugst den grünen Wald aus und ein." Darum heißt sie bei den Minnesängern: die *freie* Nachtigall; noch 1532 wird ihre Freiheit zu Bamberg obrigkeitlich anerkannt: „Gebot der Nachtigall halb: soll nicht 30 gefangen werden." In den Zwiegesprächen nun will man ihr das helle Singen bald untersagen, bald gebieten oder ablernen und zum Dank ihr Gefieder mit Golde bekleiden, aber sie verschmäht das glänzende Zeichen der Dienstbarkeit. Konrad von Würzburg vergleicht sein eigenes, keinen äußeren Lohn an- 35 sprechendes Dichten dem Gesange der Nachtigall, die sich nicht darum kümmert, ob jemand sie höre oder nicht. Sie selbst rühmt sich, daß niemand sie zwingen könne und sie jeder Gewalt zu entrinnen wisse. Allein die freifliegenden Vögel sind auch obdachlos, aller Unbill des Wetters und der Jahreszeit preis- 40 gegeben. Schon die altnordische Dichtersprache nennt den Winter Betrübnis, Angst der Vögel; ihr Ungemach unter freiem Himmel

bezeichnen in angelsächsischem und skaldischem Gebrauche die Beiwörter des Adlers und des Raben: der naßfedrige, taufedrige, schmutzkleidige, taufarbige. Mittelhochdeutsche Dichter fragen zur Zeit des Laubfalls: „Wo nehmen nun die Vögel Dach?" Wann auf der Linde Rost liegt, dann ist die Zeit, wo der Wald des Laubes bloß wird „und die Nachtigall ihr Herze zwinget", d. h. zu winterlangem Schweigen niederhält. So wird ihr auch im Volksliede, wenn sie mit ihrer Freiheit sich brüstet, entgegengehalten, daß doch der Reif, der Hagel, der kalte Schnee ihr das schirmende Laub von der Linde streife, sie soll sich hinwegschwingen, damit nicht der kühle Tau sie netze, der Reif sie erfröre; doch hat sie auch hierauf Antwort: „Und netzet mich der kühle Tau, so trücknet mich Frau Sonne." Lust und Leid, Bedrängnis und Trost eines Nachtigallebens ist damit in wenigen Zügen vorübergeführt. Ein ähnliches Liedchen läßt den Kuckuck, vom Regen durchnäßt auf dem Zaune sitzen, danach kommt der Sonnenschein, alsbald schwingt der Kuckuck sein Gefieder und fliegt über den See hin; dies der ganze Inhalt. Ohne Nutzanwendung oder Lehrspruch sind solche der Natur abgelauschte Lebensbilder ein Spiegel menschlicher Zustände und Erfahrungen. An die Geschichte der Nachtigall treten nun so mancherlei persönliche Fragen und Begehren heran, die von jungen Mädchen und Gesellen gestellt werden, von Verliebten, Werbenden, Verlassenen, Ausgewiesenen, Gefangenen. Überall sind es Anliegen des klopfenden Herzens, denen die Nachtigall Rede stehen soll, und sie antwortet durch das Beispiel ihrer eigenen Erlebnisse: mit der entlaubten Linde mahnt sie zum Festhalten des jungfräulichen Kränzleins, durch den goldenen Flügelschmuck will sie nicht ihre Freiheit binden lassen, ihr bereiftes Gefieder und die trocknende Sonne gibt sie dem Mann im Kerker zum Troste. All das bewegt sich in der leichten Schwebe des Vogelsangs und Vogelflugs, und doch waltet ein tiefer Klageton in dieser Flüchtigkeit der Sommerlust, des Jugendmuts, des Liebelebens, und in dem letzten Rate der Entfliegenden: fahren zu lassen, was nicht zu behalten ist. Die Fabel von den drei Lehren des Vögeleins hatte selbst wohl in frischer Naturanschauung ihren Ursprung: war sie allmählich altklug geworden, im lebendigen Borne des Volksgesangs konnte sie, eine badende Nachtigall, sich verjüngen.

Beiderlei Arten des bedeutsamen Vogelsangs, der aufreizende und der lehrhafte, werden als Rat bezeichnet; so auf der einen Seite, was dem jungen Sigurd (âstrâd) und dem Grafen von Boulogne (conseil) gesungen wurde, andrerseits, in der

norwegischen Bearbeitung des Barlaam um 1200 und in einer alten Verdeutschung der Gesta romanorum, die drei Räte der Nachtigall an den Vogelsteller. Der vorgenannte Graf weist aber zugleich auf einen sprichwörtlichen Ausdruck oder Denkreim, wenn er sagt: „Kein Tor ist, wer dem Nachtigallrate glaubt.“ Entsprechend ist es im Renner (Z. 2873) Merkmal eines Einfältigen: „der hörte nie ein Vöglein im Maien.“ Nach einer englischen Ballade äußert der von schwerem Unheil bedrohte Graf Percy von Nordhumberland, als er mit seiner schönen Frau in den Garten geht: „Ich hört' einen Vogel singen in mein Ohr, daß ich muß fechten oder fliehen.“ Meister Hagens kölnische Reimchronik, geschrieben 1270, berichtet von den Anschlägen des Bischofs Engelbrecht wider die Stadt: „Der Bischof hört“ ein neues Lied singen ein ander Vögelchen: „Herr Bischof! wollt Ihr Herr sein von Köln der Stadt, über arm und reich, all Euer Leben lang, dazu will ich Euch Rat geben.“ „Ja! sing an, Vögelchen! ich will dir gefolgig sein.“ „Fahrt ein zu Köln auf Euren Saal und tut, was ich Euch raten werde!“ Der Vorschlag geht auf heimliche Bewaffnung und treulosen Überfall. „Des Rates war der Bischof froh und tat genau also.“ Auch der Reimspruch eines bayerischen Herolds um 1424 streift an die kriegerischen Aufrufe, indem von einem turnierlustigen Adelsgeschlechte gerühmt wird: „Und hörten sie einen Grillen singen von einem Ritterspiel, sie legten darauf Kostung viel.“ Eben der sprichwörtliche und formelhafte Gebrauch, verhohlene Ratschläge und Entschlüsse, selbst in wenig dichterischen Angelegenheiten, auf Eingebung der Vögel zu schieben, setzt eine lebensvollere Auffassung voraus, wie sie altverbreitet in Heldenmären und Volksliedern nachgewiesen werden konnte; eine Auffassung, die nicht einzig sinnbildlicher Art ist, sondern wirklich von dem „hellen Singen“, der „wilden Zunge“ des Waldvögleins ausgeht. Indem der Nachtigall unter allen Waldesstimmen mit dem kräftigsten Klang auch die reichste Mannigfaltigkeit der Töne zu Gebot steht, vermag sie alles, was im Innern des Hörenden schlummert oder wach ist, aufzurühren und jene verschiedensten Gemütsstimmungen, nachdenkliche, gefühlvolle, stürmische, gleich eindringlich anzuschlagen.

Soviel vom Rate der Nachtigall; damit ist jedoch ihr Geschäftskreis in der deutschen Volksdichtung lange nicht erschöpft, sie hat noch vielerlei auszurichten, als Sendbotin, Wahrsagerin, femartige Zeugin und Anklägerin verborgener Schuld, und diese verschiedenen Berufe greifen wechselseitig ineinander. Nicht zu

vergessen ist endlich die von allem Geflügel des Waldes und der Lüfte gefeierte Hochzeit der Nachtigall mit dem Gimpel.

Dem Eindrucke der Vogelstimme gesellt sich derjenige des Fluges, und auch ihn haben vielerlei Lieder, ernst oder spielend,
5 zur Darstellung gebracht. Weiteste Räume rasch durchmessend, über Land und Meer sich hinschwingend, Mauer und Zinne hoch überschwebend, sind es die Vögel, die sich das Verlangen in unerreichbare Ferne vor allen zu Boten wünscht und denen die Poesie diesen Dienst wirklich überträgt. Als Liebesbotin wird
10 besonders die Nachtigall verwendet, ihr steht ja mit dem Fluge zugleich der herzbewegende Gesang zu Gebote. „Nachtigall, gut Vögelein, meiner Frauen sollt du singen in ihr Ohr dahin!" ruft der Minnesänger Heinrich von Stretlingen und nimmt zum Kehrreim seines Liedes die Nachahmung des Nachtigallschlags;
15 ein andrer: „Nachtigall, sing einen Ton (Gesangweise) mit Sinne meiner hochgemuten Königin! kund' ihr, daß mein steter Mut und mein Herze brenne nach ihrem süßen Leib und ihrer Minne!" Der von Wildonie läßt sein Maienlied ein Vögelein vor dem Walde singen. Französische Volkslieder fordern her-
20 kömmlich die wilde Nachtigall auf, einen Botendienst zu der Schönen zu tun und ihren strengen Sinn zu erweichen. Der eigentümlichen Wendung am Schlusse des Liedes von den drei Gesellen aus Lyon ist schon oben gedacht. Die Verbindung des Anrufs an die Nachtigall mit der Bedrängnis des Singenden
25 erinnert an die Lieder vom gefangenen Kriegsmann und von den drei Gesellen aus Rosenthal. Den innerlichen Ursprung dieser Nachtigallsendungen erklärt ein altenglisches Gedicht, dem der Frühling die Zeit ist: „Wann Liebende schlafen mit offenem Auge, wie Nachtigallen auf grünem Baume, und sehnlich ver-
30 langen, fliegen zu können, um bei ihrem Lieb zu sein." Noch einfacher das deutsche Lied:

> Wenn ich ein Vöglein wär'
> und auch zwei Flüglein hätt',
> flög' ich zu dir.

35 Die Botschaft der Nachtigall wird aber auch in ausgeführte Handlung gesetzt. Hoch- und niederdeutsch ging im 16. Jahrhundert folgendes Lied im Schwange (Volksl. Nr. 15 A):

> Es steht eine Lind' in jenem Thal,
> darauf da sitzt Frau Nachtigall.

40
> „Frau Nachtigall, kleins Waldvögelein!
> du fleugst den grünen Wald aus und ein.

Ich wollt', du solltst mein Bote sein
und fahrn zu der Herzallerliebsten mein."

Frau Nachtigall schwang ihr Gefieder aus,
sie schwang sich für eins Goldschmids Haus.

Da sie kam für des Goldschmids Haus, 5
da bot man ihr zu trinken heraus.

„Ich trink' kein Bier und auch kein' Wein,
denn bei guten Gesellen fröhlich sein.

Ach Goldschmid, lieber Goldschmid mein,
mach mir von Gold ein Ringelein!" 10

Und da das Ringlein war bereit,
groß Arbeit war daran geleit.

Frau Nachtigall schwang ihr Gefieder aus,
sie schwang sich für eins Burgers Haus.

Da sie kam für des Burgers Haus, 15
da lugt das Maidlein zum Fenster aus.

„Gott grüß' Euch, Jungfrau hübsch und fein!
Da schenk' ich Euch ein Ringelein."

Was schenkt sie dem Knaben wieder?
ein' Busch' mit Kranichsfedern. 20

Die Federn waren wol bereit,
es soll sie tragen ein stolzer Leib.

Den ersten Teil einer schottischen Ballade, die in verschiedenen Fassungen aufgezeichnet ist, bildet die Sendung des Vogels, wodurch eine Entführung, als andrer Teil des Gedichts, vorbe- 25 reitet wird; der Vogel heißt bald Taubenfalke (goshawk), bald Papagei, doch reimt sich keines von beiden mit seinem gerühmten Singen. Er soll einen Liebesbrief seines Herrn der Maid in Südengland bringen, doch wie soll er sie ausfinden, die er niemals sah? Der Herr bezeichnet sie ihm: was rot an ihr, 30 das sei wie Blut auf Schnee getropft, was weiß, wie Flaum der Seemöve. Wohl unterwiesen, fliegt der kleine Vogel über die tobende See, bis er einen Turm von Golde sieht; er läßt sich vor dem Tore der Jungfrau nieder; singt auf einer Birke, da sie zur Kirche geht, auf einer Esche, da sie aus der Messe kommt, 35 auf einem Bette von Thymian vor ihrem Fenster, als sie zum Mahle niedersitzt, alles, was ihm vorgesagt ist, singt er hinein. Die Jungfrau heißt ihre Gespielen in der Halle sitzen

und den roten Wein trinken (vgl. Gudr. Str. 1330), sie selbst geht zum kleinen Fenster, des Vögeleins Gesang zu hören. Sie will dasselbe prüfen, sei es ihres Treuliebs Vogel, so werde es zum Ärmel ihres Gewandes hineinschlüpfen und am 5 Saume wieder heraus. Der Vogel weist sich mit dem Brief unter seinem Flügel aus, worauf sie ihn mit den Bändern aus ihren Haaren, mit der Nadel von ihrer Brust und mit dem Herzen darin, sowie mit dem Bescheide, wo ihr Liebster sie treffen möge, zurücksendet.

10 Im nordischen Altertum ließ man, vor Anwendung des Magnets, Raben mit besondrer Weihe vom Schiffe fliegen, um durch ihr Ausbleiben oder ihre Wiederkehr zu erkunden, ob Land in der Nähe sei oder nicht. Mythische Zubildung dieses Gebrauchs ist es, daß Odin jeden Tag zwei Raben über die Welt 15 ausfliegen läßt, die sich nachher auf seine Achseln setzen und ihm alles Neue, was sie gesehen oder gehört, in das Ohr sagen; sie heißen Huginn und Muninn, Denkkraft und Erinnerung, und damit erhält dieser Botenflug überhaupt das Wahrzeichen geistigen Verkehrs. Zunächst dem Mythus steht das schwedische 20 Volkslied vom Raben Rune: Herr Tune hat seine Tochter in fremdes Land verheiratet, wo es ihr übel ergeht; in Fesseln geworfen, blickt sie durchs Fenster und sieht den Raben Rune daherfliegen; sie ruft ihm zu, ob er für sie in fernes Land fahren wolle? „Im Walde hab' ich meine Junge, so weit fahr' 25 ich nicht mit ihnen beschwert." „Nimm deine Junge und leg' sie an meine Brust, so können sie essen, solang sie gelüstet." Der Rabe fliegt aus, trifft Herrn Tune und meldet ihm, daß seine Tochter gefangen liege. „Willkommen mir, Rabe Rune! für dich hab' ich Met und Wein gemischt." „Nicht lüstet mich 30 nach Met noch Wein, aber gib mir Weizenkörnlein für meine Junge!" Sie messen ihn mit Scheffel und Löffel: „Nimm hin so viel du führen kannst!" Tune sattelt sein treffliches Braunroß und befreit die Tochter. Die dänische Ballade dieses Inhalts weicht in vielem ab. Die Gefangene, die am nächsten 35 Tage verbrannt werden soll, hört des Raben Schwinge und fragt ihn, ob er den Wächterton singen könne? Er bejaht es, er sei noch klein gewesen, da er denselben gelernt. Sie verspricht ihm ihr rotes Goldband, wenn er zu ihren Blutsfreunden fliegen und ihrem Bruder Hildebrand Botschaft bringen wolle. 40 „Was soll ich mit deinem Gold so rot? viel lieber nehm' ich mein Rabenfutter." „Liebster Rabe! willst du für mich fliegen, meines Herren Auge geb' ich dir." Der Rabe schlägt seine Schwingen aus und fliegt über drei Königreiche; er fliegt

in die Stube hinein, wo Hildebrand den klaren Wein trinkt, und richtet die Botschaft aus. Hildebrand springt über den Tisch, daß der Wein auf den Boden fließt, besteigt sein falbes Roß und rennt über das wilde Meer, weil er aber mitten im Sunde das Roß nennt, wird er abgeworfen; Roß und Rabe kämpfen die 5 Jungfrau ihren Bedrängern ab und bringen sie dem Bruder, der am Strande steht; durch einen Kuß von ihr werden die beiden Tiere gleichfalls zu ihren Brüdern. Dieses dänische Lied berührt sich mit einem weitern: Der Rabe fliegt am Abend, am Tage darf er nicht, er fliegt hoch über die Mauern, wo er 10 die Jungfrau in ihrer Kammer trauern sieht, er fliegt südlich und nördlich, fliegt hoch in die Wolke, sieht die Jungfrau traurig sitzen und nähen, und fragt, warum sie so bitterlich weine? Sie blickt aus dem Fenster und sagt: wer sie trösten und auf ihren Kummer hören wolle? Dann heißt sie den wilden Walraben 15 herfliegen, um ihm all ihr heimliches Leid zu erzählen: ihr Vater verlobte sie einem Königssohn, aber ihre Stiefmutter sandt' ihn fern in östliche Reiche, um sie dem eigenen häßlichen Schwestersohne zu geben, ihren Bruder Werner verwandelte die Stiefmutter und sandt' ihn in fremde Land. Der Rabe fragt: 20 was sie ihm geben wolle, wenn er sie zu ihrem Bräutigam führe. Sie verspricht ihm das rote Gold und das weiße Silber; das heißt er sie behalten und verlangt den ersten Sohn der beiden Verlobten. Da nimmt sie den Rabenfuß, legt ihn auf ihre weiße Hand und schwört bei ihrem Christenglauben, daß er den Sohn 25 haben solle. Alsbald setzt er sie auf seinen Rücken, fliegt mit ihr mühsam über das wilde Meer und läßt sich auf die Zinne des Hauses nieder, vor dem der Bräutigam, den Silberbecher auf der Hand, steht und die Jungfrau willkommen heißt. Die Hochzeit wird getrunken, als aber der erste Sohn zur Welt kommt, 30 da setzt der wilde Rabe sich auf die Zinne und mahnt an das Gelöbnis. Die Mutter weint und schlägt die Hände zusammen, daß es kein Mägdlein ist. Der Vater geht hinaus und bietet für seinen Sohn schöne Burgen, dazu sein halbes Land; allein der Rabe droht, wenn ihm das Kind nicht werde, das Reich 35 zu verwüsten und den Herrn selbst zu erschlagen. Das Kind muß von der Mutter Brust hingegeben werden, der Rabe nimmt es in seine Klaue, gluckst fröhlich, hackt ihm das rechte Auge aus und trinkt sein Herzblut halb; so wird er zum schönsten Ritter, es ist der Bruder, der lange verzaubert war, und auf das Ge- 40 bet der Versammelten lebt auch das Kind wieder auf. Der sehnsüchtige Blick nach Rettung, das unwiderstehliche Verlangen in die Ferne hat in diesen nordischen Liedern einen wilden,

aber den kräftigsten Ausdruck gefunden, wenn die Jungfrau bereit ist, die Jungen des ausfliegenden Raben an ihrer Brust zu ätzen, oder wenn ihm der erste Sohn versprochen wird; der Botendienst erstreckt sich im letzten Stück auf die Überführung 5 der Verlangenden selbst und indem die rettenden Tiere verwandelte Brüder sind, dienen sie zugleich dem nicht minder mächtigen Drange zu helfen, der jener Sehnsucht und Bedrängnis fernfühlend entgegenkommt.

Die Sendung des Raben bildet einen Hauptteil des altdeut- 10 schen Gedichtes von Sankt Oswald, König in Engelland, der auch in kirchlichen Bildwerken mit dem Raben erscheint. Dieser junge König hört durch den Pilgrim Warmund von der schönen Tochter des Heidenkönigs Aaron, jenseits des Meeres, welche heimlich nach der Taufe Verlangen trage. Er will einen Boten 15 haben, der erkunde, ob sie ihm geneigt sei und Christenglauben annehmen wolle; dann würd' er mit Heeresmacht nach ihr über Meer fahren. Der Pilgrim wendet ein, daß der Heide jedem Boten, der um seine Tochter werbe, das Haupt abschlage; auch sei die Burg desselben so fest, daß Oswald dreißig 20 Jahre davor liegen könnte, ohne der Jungfrau ansichtig zu werden. Er weiß einen andern Rat: Oswald habe auf seinem Hof einen edeln Raben erzogen, den soll er zum Boten nehmen, der sei ihm nützer, als der weiseste Mann und als ein ganzes Heer; durch des Herren Gebot sei derselbe redend worden. Der Rabe 25 sitzt auf einem hohen Turme, wo ihn der König nicht erlangen kann, aber nach Gottes Willen fliegt er auf den Tisch und mit dem ersten Worte, das er jemals sprach, heißt er den Pilgrim Warmund gottwillkommen. Er will die Botschaft des Königs werben und dieser küßt ihn an Haupt und Schnabel. Nach 30 der eigenen Weisung des Raben wird ein Goldschmied herbeschieden, der denselben in seine Schmiede trägt und ihm das Gefieder mit gutem rotem Golde beschlägt, auch auf sein Haupt eine goldene Krone schmiedet, damit man sehe, daß er eines Königs Bote sei. Tag und Nacht bis zum vierten Morgen arbeitet der 35 Meister an dem kunstreichen Werke. Dann wird dem Raben ein Brief mit des Königs Insiegel unter das Gefieder gebunden, dazu ein goldenes Ringlein mit seidener Schnur. Mit Sankt Johannes Minne und dem himmlischen Herrn empfohlen, wird er entsandt, bis an den zehnten Tag fliegt er ohne Essen und 40 Trinken, da entweicht ihm, als er über dem Meer schwebt, die Kraft, und er setzt sich auf einen hohen Stein, der aus dem wilden Meere gewachsen. Vor Hunger und Müde trauert und klagt er, als ein Fisch zu dem Steine schwimmt, den er fängt und

fröhlich zu essen beginnt. Ein wildes Meerweib ergreift ihn bei den Füßen und führt ihn in den Meeresgrund. Sie zeigt ihn ihren Gespielen und meint, es möge wohl ein Engel sein. Sie wollen Kurzweil mit ihm treiben, doch er entgegnet, am Hofe seines Herrn kurzweile kein fremder Mann, bevor er gegessen und getrunken; sie sollen ihm Käse und Brot, Semmeln und Wein geben lassen, samt einem guten Braten, davon werden Gäste wohlgemut. Er wird nach Wunsche bewirtet und denkt nun darauf, wie er den Frauen entrinnen möge. „Sieh hinum!" ruft er einer zu, „was Wunders hebt sich an des Meeres Grunde? Gott will seinen Zorn erzeigen, all die Welt hat ihr Leben verloren." Die Frauen erschrecken und schauen begierig hin, der Rabe schwingt sein Gefieder, fliegt wieder auf den Stein und erhebt hier einen ungefügen Schall, daß es in das Meer zurückhallt. Die betörten Frauen trauern über den Verlust des listigen Vogels. Am sechsten Tage hernach schwebt der Rabe über der Burg des Königs Aaron, er setzt sich zwischen zwei Zinnen auf die Burgmauer, sieht Hunde und heidnische Männer und späht nach der Jungfrau. Doch die ist ihres Vaters Schoßkind, er hat sie in eine Kammer verschlossen, wo kein Lichtschein auf sie fällt, als durch die gläsernen Fenster; von vierundzwanzig Jungfraun und vier Herzogen wird sie stets gehütet, die halten über der jungen Königin sorglich ein Seidentuch, rot und weiß, wenn sie zu Tische geht, damit weder Wind noch Sonnenschein ihr nahe. Der Rabe sieht, wie schwierig es sei, ihr die Botschaft zu bringen, und flög' er vor den König in den Saal herab, so würde der grimmige Mann ihn fangen und töten. Er beschließt, zu warten, bis sie essen und trinken, dann werde der Zorn von ihnen weichen, sei doch selbst der beste Christ ungemut, wann ihn hungre. Als man die letzten Richten aufträgt, fliegt der Rabe auf den Tisch und spricht: „Der Herr des Himmels gesegne euch euer Trinken und Essen!" Damit verneigt er sich gegen den König, grüßt die Jungfrau heimlich mit den Augen, neigt sich auch vor der alten Königin und dem ganzen Hofgesinde. Die Heiden sehen ihn an und gestehen, daß sie nie einen feinern Vogel sahen. Er will nun seine Botschaft sagen, wenn ihm der König Frieden gebe. Dieser fürchtet zwar Betrug, doch versagt er den Frieden nicht, worauf der Rabe seine Werbung vorbringt und dabei die Macht seines Herrn höchlich anrühmt. In heftigem Zorn bricht der König den Frieden, das Haus wird überall verschlossen, der Rabe gefangen, mit Riemen gebunden und soll vor den finstern Wald aufgehängt werden. Doch die Fürsorge der Königstochter, die sogar droht, sich mit einem

Spielmann aus dem Lande zu heben, bringt es dahin, daß ihr der Rabe gegeben wird. Sie löst mit eigener Hand seine Bande und trägt ihn in ihre Kammer, wo sie ihm Semmeln und guten Wein, Zahmes und Wildbret auftragen läßt. Hernach schwingt er sein Gefieder auseinander und heißt sie den Brief und das Ringlein ablösen, die ihr König Oswald sende. Bis an den neunten Morgen behält sie den Gast, dann bindet sie ihm unter das Gefieder einen Brief und ein Goldringlein mit seidener Schnur, das er über Meer führen soll, zugleich trägt sie ihm umständliche Weisung auf, wie König Oswald, wenn er nach ihr fahren wolle, am Ende des Winters sich auszurüsten habe, besonders auch soll er den Raben wieder mitbringen, ohne den seine Mühe verloren sei. Am zwanzigsten Tage seines Rückflugs schwebt der Rabe über dem Meere, als ein Sturmwind ihn erfaßt, die seidene Schnur sich löst und das Ringlein an den Grund des Meeres fällt. Er fliegt auf eine Felswand, und hebt seine Klage an, die von einem Einsiedler vernommen wird, welcher schon dreißig Jahre daselbst wohnt. Dieser kennt den Raben, denn ihm ist vom Herrn geboten, um Sankt Oswalds willen, dem der Rabe dient, seiner zu warten. Er tröstet den klagenden Vogel, wirft sich kreuzweise zur Erde und betet zu Gott und seiner Mutter um das goldene Ringlein. Alsbald trägt ein Fisch es im Munde her, der Einsiedler empfängt es kniend und bindet es dem Raben wieder an. Dieser schwebt nun am sechsten Tag über seines Herren Burg, setzt sich auf einen hohen Turm und treibt ungefügen Schall. Vier Diener Sankt Oswalds hören es und eilen, je einer dem andern vorspringend, dem Könige, der mit seinen Helden zu Tische sitzt, die liebe Märe zu sagen. Der König springt vom Tische, geht hinaus und wirft seinen Zobelmantel zur Erde, auf den der Rabe niederfliegt. Zwar trägt der König ihn schleunig in seine Kammer, aber der Rabe will vor allem wieder essen und trinken, dann könn' er um so besser mit seinem Herrn Weisheit pflegen. Erst am nächsten Morgen richtet er dem Könige, dem die Nacht ein Jahr lang ist, die erwünschte Botschaft aus. Oswald rüstet sich nun, den Winter hindurch, bis zu Sankt Georgen Tag. Dann schifft er mit dem Heere sich ein, auch ein Hirsch mit schönem Geweihe, den er wohl siebzehn Jahre auf seinem Hofe erzogen, wird mitgenommen (vgl. V. 1114), der Rabe wird vergessen. Ein Jahr und zwölf Wochen fahren sie, bis sie die herrliche Burg des Heidenkönigs erblicken. An einer verborgenen Stelle landen sie, und nun soll der Königstochter Botschaft zugehen. Da wird der Rabe vermißt, und sie halten sich für verloren;

auf ihr demütiges Gebet aber schicken Gott und seine Mutter einen Engel nach dem Raben aus. Der vergessene Vogel ist nicht wohl gelaunt: sein Herr habe statt seiner einen Hirsch mitgenommen, warum er den nicht zu der jungen Königin sende? Auf weitern Zuspruch des Engels erwidert er: seit des Königs 5 Abfahrt sei ihm keine Menschenspeise, weder Wein noch Brot geworden, davon sei er seiner Kraft verlustig und könne seinem Herrn nicht helfen; der Koch und der Kellner haben ihm seine Pfründe genommen, er habe mit den Hunden essen müssen, welchem derselben er dann Speise genommen, der hab' ihn 10 jämmerlich angegreint; so hab' er von Hunger große Not gelitten, und sein Gefieder sei ihm sehr zerzerrt worden, er könne keinen Flug aushalten und würden sie alle zutot geschlagen. Der Engel fordert ihn auf, sein Gefieder drei Speere hoch zu schwingen, könn' er alsdann keinen Flug aushalten, so mög' 15 er wieder zur Erde fliegen und habe doch seine Treue geleistet, daß Gott und die Welt ihm um so holder seien. Der Rabe läßt sich erweichen und hebt sich volle zwölf Speere hoch in die Luft, dann will er sich niederlassen, aber der Engel läßt ihn nicht mehr herab und zwingt ihn, sich noch höher zu schwingen 20 und über das wilde Meer zu fliegen. Am vierten Tage kommt er zu Oswalds Heere, setzt sich auf einen Segelbaum und erhebt, der Müde vergessend, seinen lauten Schall. Ein Schiffknecht hört es und springt drei Klafter weit, um das Botenbrot zu gewinnen. Der König geht seinem Raben entgegen und würde die 25 Welt noch so alt, nimmermehr würd' ein Bote so schön empfangen, als der Rabe von Sankt Oswald und allen seinen Mannen. Auf die Frage des Königs nach dem Frieden in Engelland, berichtet der Rabe, daß es damit wohl stehe, aber gegen Koch und Kellner führt er schwere Anklage. Es wird ihm versprochen, 30 daß er nie mehr von des Königs Schüssel kommen solle. Auch fühlt er sich schon so wohl gefeistet, daß er sogleich die Botschaft an die Königstochter werben kann. Er fliegt hoch über den Berg und findet sie allein an einer Zinne der Burg; sie neigt sich heraus, nimmt ihn durch ein Fensterlein zu sich, 35 bespricht sich mit ihm und entläßt ihn mit der nötigen Belehrung für König Oswald. Durch eine mittels des Hirsches veranstaltete List wird die Jungfrau entführt, und der Rabe erscheint fortan nur noch als Wächter auf dem Segelbaume (V. 1509 ff. 2665 ff.), der Heidenkönig aber bereut, daß er gegen besseres 40 Wissen den verderblichen Vogel am Leben ließ (V. 2602—4).

Das Gedicht, dem diese Sage vom Raben entnommen ist, liegt zwar nur in Handschriften und in der Schreibweise des

15. Jahrhunderts vor, aber Stil und Art sind dieselben, wie in einigen andern, auch dem Inhalte nach verwandten Dichtungen, welche durch gleiche Trübung der Texte hindurch als Erzeugnisse des 12. Jahrhunderts erkannt worden sind. Als nächste
5 Quelle wird ein Buch genannt, einmal ausdrücklich „das deutsche Buch", und wenn auch auf solche Angaben nicht immer Nachdruck zu legen ist, so macht sich doch bemerklich, daß eben jene verwandten Werke sich gleichfalls auf ein deutsches Buch berufen, abwechselnd aber auch auf „das Lied". Sowie der Ton dieser
10 Gedichte altvolksmäßig und ihr Inhalt nationalen Ursprungs ist, so geben sie auch als ihren Vorgang nicht, wie andre Legenden, lateinische Quellen, sondern deutsches Buch, deutsches Lied an. Eigentümliche Fernblicke öffnen sich für das Gedicht von Sankt Oswald. Der nordhumbrische König dieses Namens war
15 zugleich ein heldenhafter Mehrer seines Reichs und ein Begründer des Christentums unter den Angelsachsen; die Tochter des westsächsischen Königs Kynegil gewann er sich erst durch die Taufe, die sie mit ihrem Vater empfing, zur Gemahlin, und in der Schlacht gegen den heidnischen König von Mercien
20 fand er im Jahre 642 den Tod. Verlieh ihm die Kirche den Heiligenschein, so wird auch die rege Dichtkunst seines Volkes ihn nicht vergessen haben. Bei diesem blieb selbst die Geistlichkeit der Muttersprache und dem in ihr herkömmlichen Dichterstil getreu. Aus der Werkstätte dieser Geistlichkeit gingen noch
25 zwei Jahrhunderte nach Oswald angelsächsische Gedichte, teils weltlichen, teils biblischen und legendenhaften Inhalts hervor, in denen, was die Darstellung betrifft, fortwährend vorchristliche Naturanschauung und durch sie bestimmte Ausdrucksweise lebendig ist. In der Schlachtschilderung singen noch immer
30 die Wölfe, Atzung hoffend, ihr wildes Abendlied; der naßfedrige Adler hebt seinen Sang an auf der Spur der Feinde; der schwarze, schlachtgierige Rabe krächzt hernieder, er wird über Sterbenden vieles plaudern und dem Adler sagen, wie ihm an Atzung gelang, als er mit dem Wolfe Walraub beging. So
35 konnte füglich auch die altertümliche Rabensendung auf die Geschichte des Volkshelden Oswald dichterisch angewendet werden. Wenn im deutschen Gedichte der König seinem Raben das Gefieder mit Gold beschlagen heißt, weil er denselben als Boten wegsenden will, und wenn er auf dessen Haupt eine Goldkrone
40 bestellt, damit man sehe, daß er eines Königs Bote sei (V. 511—522), und er desto bessern Frieden habe (V. 445), so trifft damit zu, daß nach der angelsächsischen Legende von Helena Königsboten in Goldrüstung das Land durchziehen.

Noch rein heidnisch wird in einem Eddaliede der kundige Vogel zur Brautwerbung beigezogen. König Hiörward hat ein Gelübde getan, die Frau zu haben, die er die schönste wisse; Atli, der sie ihm verschaffen soll, steht eines Tags an einem Wald, ein Vogel sitzt über ihm in den Zweigen und hat zugehört, 5 daß die Mannen Atlis diejenigen Frauen die schönsten nennen, welche Hiörward schon habe, denn nach einstigem Fürstenbrauch ist der König mehrfach vermählt; der Vogel zwitschert, aber Atli horcht, was er sagt; derselbe fragt: ob Atli Sigurlinn gesehen, Svafnis Tochter, der Jungfraun schönste, wenn auch Hiörwards 10 Frauen für hübsch gelten mögen? Atli fordert den klugsinnigen Vogel auf, mehreres mit ihm zu reden; der Vogel will es tun, wenn ihm der König opfern wolle und er sich wählen möge, was ihm anstehe, aus dessen Hofe. Atli geht es ein, nur soll jener nicht den König selbst, noch dessen Söhne oder Frauen 15 wählen; Hall' und Haine, goldgehörnte Kühe aus Hiörwards Herde wählt sich der Vogel, wenn Sigurlinn freiwillig dem König folge. Wäre das Lied vollständig, so müßte nachfolgen, wie der Vogel, als Führer oder Mitbote, so großen Lohn zu verdienen weiß; in obiger Stelle leistet er nur erst, was 20 bei Oswald der Pilgrim Warmund, er meldet, wo und welche die schönste der Jungfraun sei. Derlei Kunde einen weitgewanderten Waller geben zu lassen, ist herkömmliche Form, noch altertümlicher und poetischer kommt solche dem Vogel zu, der vieles auf seinem Fluge sah. Wie weit die Begehren des 25 Vogels märchenhafter Ausdruck der Ruhmredigkeit oder eine Beglaubigung alten Opferglaubens seien, ist schwer zu sagen. In den vorerwähnten dänischen Balladen verschmäht der Rabe, der auf Botschaft fliegen soll, Gold und Silber, läßt sich dagegen ein Auge oder den ersten Sohn zusagen, noch früher ist opfer- 30 artiger Wildrechte gedacht worden; Sankt Oswalds Rabe hat nur noch, wie es dem Vogel eines christlichen Königs geziemt, eine Pfründe von Wein und Brot (V. 1786. 1905), und nachdem ihm diese vorenthalten worden, verspricht sein Herr ihm für den letzten Botenflug, daß er nimmermehr von dessen Schüs- 35 sel kommen solle (V. 1921).

Läßt man aber, von den ältesten Bezügen absehend, Ursprung und Vermittlung des Gedichts vom heiligen Oswald unentschieden und beachtet man dasselbe lediglich als ein Schriftdenkmal des 12. Jahrhunderts, so ist es immerhin als frühe und 40 ausgeführteste Darstellung der Vogelbotschaft auszuzeichnen. Vollständig malt es aus, was Lieder und Balladen flüchtig hinwerfen. Wenn in der schottischen Ballade kurz berichtet wird,

der kleine Vogel sei über die tobende See geflogen, so hat Sankt Oswalds Rabe auf Flug und Rückflug über das wilde Meer eine gründlich durchgeführte Reihe von Abenteuern zu bestehen, Ermattung, Hunger, Gefangenschaft bei den Meerweibern, Sturm, 5 Versinken des Ringes in den Meeresgrund. Wendet man zuletzt von der größeren Dichtung sich zum deutschen Volksliede zurück und vergleicht man diese beiderlei Darstellungen, so zeigt sich dort in epischer Breite die Gesandtschaft des Raben als Königsboten, hier in raschem Liedesschwunge der Nachtigallflug von 10 der Linde, und doch hat auch das kleine Lied, in seiner Weise, den Goldschmied, den Ring, die Bewirtung, die Jungfrau am Fenster und ihre Gegengabe. Zufällig ist die eine Version desselben, die Dithmarsische, im Gebiete der Altsachsen, an der Grenze des Heimatlandes der Angeln aufgezeichnet, in der nämlichen 15 Gegend, aus der mit ihren Auswanderern auch die Märe von Beowulf und so manch andre Erinnerung an deutsche Heldensage nach England überging.

Mittels des Fluges überschauen die neugierigen Vögel alles Irdische, ist ihnen nichts unerreichbar, sind sie leicht und plötz- 20 lich an jedem Orte gegenwärtig, darum sind sie auch die Wissenden, der geheimsten Dinge Kundigen. Es kommt hinzu, daß sie eben da unversehens erscheinen oder unbemerkt zugegen sind, wo der Mensch am wenigsten beobachtet zu sein glaubt, in der Einsamkeit des Feldes und Waldes. Schon das Bewußtsein 25 ihrer lebendigen Gegenwart, der Anblick ihres klaren Auges, macht sie bald zu willkommenen Vertrauten, bald zu unberufenen Zeugen. Da ihnen aber auch mannigfache Stimme gegeben ist, so können sie sagen und melden, was sie neues und heimliches erkundet haben, schlägt diese Stimme unerwartet an das Ohr 30 des Einsamen, Ahnungsvollen, Schuldbewußten, so wird sie verstanden und wirkt als Vorzeichen, Warnung, Vorwurf, oder, wie schon gezeigt worden, als Botschaft, Rat und Orakel.

„Sie hört uns anders niemand, denn Gott und die Waldvögelein," sagt Dietrich im Walde zu Ecken. „Das wußte kein 35 Mensch, nicht der Fisch in der Flut, nicht der wilde Vogel auf dem Zweige," heißt es von heimlichem Liebesgeständnis in einer dänisch-schwedischen Ballade. In einer schottischen wird falsche Rede alsbald von der Elster auf dem Baume Lügen gestraft und berichtigt. Allgemein lautet ein altes Sprichwort: „Wald hat 40 Ohren, Feld hat Gesicht." Das Mitwissen und Mitreden, das Erlauschen des kaum ausgesprochenen Gedankens oder Wunsches, erstreckt sich, außer den Vögeln, auch auf andre Tiere, die an einsamer Stelle auftauchen. In einem schwedischen Volksliede

wünscht sich der Schweinhirt, der auf dem Berge steht, die Tochter des Königs, da sagt alsbald der Wolf, der im Busche liegt, seine Meinung dazu; nach andrer Fassung ist es die Schlange. So können nach deutscher Rechtssymbolik, wo kein andrer Zeuge vorhanden war, auch Haustiere und selbst leblose Gegenstände 5 zur Eideshilfe genommen werden: „Wurde ein ganz einsam ohne Hausgesinde lebender Mann nachts mörderlich überfallen, so nahm er drei Halme von seinem Strohdach, seinen Hund am Seil, die Katze, die beim Herde gesessen oder den Hahn, der bei den Hühnern gewacht hatte, mit vor den Richter und be- 10 schwur den Frevel." Merkwürdig ist, wie vielgestaltig in einer dänisch, schwedisch und schottisch überlieferten Ballade die Person der Zeugen wechselt: die Braut fährt nicht mehr jungfräulich nach dem Hochzeithause, da wird sie, nach dänischer Fassung, unterwegs vom Hirten, der mit der Herde geht, vor zwei Nachtigallen 15 des Bräutigams gewarnt, die von Frauen wohl Bescheid zu sagen wissen, sie vertauscht die Kleider mit ihrer Schwester, aber diese wird auf der Brautbank vom Spielmann beim rechten Namen angeredet, sie gibt ihm den Goldring von ihrer Hand, und nun schilt er sich einen trunkenen Toren, der seine Worte 20 nicht in acht nehme, am Abend befragt der Hochzeiter die Nachtigallen, und es wird ihm die Wahrheit gesungen. Die schwedischen Aufzeichnungen sagen nichts vom Nachtigallensang, sie lassen den Verrat der verlorenen Ehre zunächst aus der Harfe oder Pfeife des Spielmanns tönen, in dessen Hand die Braut ihr 25 Goldband wirft, worauf alsbald ein andrer Klang zu hören ist, zwei derselben leihen aber, mit oder ohne Beiziehung der Spielleute, der Bettdecke des Bräutigams menschliche Rede, wodurch sie ihren Besitzer in Kenntnis setzt; in einer schottischen Fassung wird die Braut von einem Dienstknaben des Hochzeiters gewarnt, 30 dieser aber fordert Decken, Bett, Leintuch und sein gutes Schwert, das nicht lügen wird, zum Sprechen auf und sie sagen ihm den Stand der Sache, anderwärts ist es die Mutter des Bräutigams, die zuerst den Verdacht äußert, und ein geisterhaftes Wesen (Billie Blin'), neben der Braut stehend, nimmt sich 35 ihrer an, auf die Frage des Herrn aber gibt er vollständige Auskunft. Wenn dergestalt alles hört, sieht und weiter sagt, so ist auch die Eidesformel angemessen, wonach der Freischöffe schwört: die Feme zu hüten und zu hehlen vor Sonne, vor Mond, vor Wasser, vor Feuer, vor Feuer und Wind, vor Mann, 40 vor Weib, vor Torf, vor Traid, vor Stock und Stein, vor Gras und Grein (Zweig, D. Gramm. III, 412), vor allem Lebendigen, vor allem Gottesgeschöpfe, vor allem was zwischen

Himmel und Erde, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt.

In Liebesliedern ist wieder die Nachtigall einzige Zeugin heimlicher Zusammenkünfte. Bei Walther, in dem Liede mit 5 dem Nachtigallschlag, wünscht das Mädchen, daß von dem Blumenbrechen unter der Linde, außer ihm und ihr, niemand erfahre denn ein kleines Vögelein, das wohl schweigen könne. Ergiebiger für unsern Zweck ist ein niederländisches Volkslied:

Die Sonn' ist untergegangen,
10 die Sterne blinken so klar;
ich wollt', daß ich mit der Liebsten
in einem Baumgarten wär'.

Der Baumgart ist geschlossen
und da kann niemand ein,
15 denn die stolze Nachtigall,
die fliegt von oben drein.

Man soll der Nachtigall binden
ihr Häuptchen an ihren Fuß,
daß sie nicht mehr soll klaffen
20 was zwei Süßliebchen tun.

„Und habt ihr mich denn gebunden,
mein Herzchen ist doch gesund,
ich kann noch gleich gut klaffen
von zwei Süßliebchen todwund.“

25 Selbst in sternloser Nacht ist keine Verborgenheit, es lauert eine grämliche Alte, die Eule; sie sitzt in ihrem finstern Kämmerlein, spinnt mit silbernen Spindelchen und sieht übel dazu, was in der Dunkelheit vorgeht. Der Holzschnitt des alten Flugblattes zeigt die Eule auf einem Stühlchen am Spinnrocken sitzend.

30 Diese Eulenwache streift an eine Art bildlicher Liebeslieder, worin das Käuzlein die zagende, gedrückte Liebe vorstellt, die Eule Verfolgerin ist, die sangreiche Nachtigall aber das ersehnte Wesen, zu welchem das arme Käuzlein seine schüchternen Wünsche hebt. Gleichwie die gefiederten Personen sämt- 35 lich der Nacht und Dämmerung angehören, so sind auch die Lieder etwas dunkel gehalten. Bald klagt das Käuzlein nur seine Verlassenheit:

Ich armes Käuzlein kleine
heut soll ich fliegen aus
40 bei Nacht so gar alleine
ganz traurig durch den Wald hinaus.

Der Ast ist mir entwichen,
darauf ich ruhen soll,
die Läublein all erblichen,
mein Herz ist alles Traurens voll.

Bald klagt es auch über die böse Eule und preist die Nachtigall:

Ich armes Käuzlein kleine,
wo soll ich armes aus?
bei Nacht fliegen alleine
bringt mir gar manchen Graus;
das macht der Eulen Ungestalt,
ihr Dräuen mannigfalt.

Mein G'fieder will ich schwingen
gen Holz in grünen Wald,
die Vöglein hören singen
durch mancherlei Gestalt,
ob all'n liebt mir die Nachtigall;
der wünsch' ich Glück und Heil.

Ein ansehnliches Alter der einfachen Form ergibt sich daraus, daß schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine künstlichere Ausführung dieser Klage vorkommt: „wenn andre Vögel fliegen, dann muß das Käuzlein sich verbergen, am hellen Morgen wird es zum Spotte der schreienden Vögel, darum fürchtet es den Tag und freut sich der Nacht, es will nicht, daß man sein Wesen wisse, wie oder wo, nach dem Wald im Tale fliegt es, dort findet es die Nachtigall, die sich bei ihm hält und, von grünem Laubüberhange bedeckt, ihm Trost und Freude singt; wohl ist es ihrer nicht würdig, ist es aber auch nicht dem hochfliegenden Falken gleich, so rühmt es sich doch, reich an Gemüt und an Treue zu sein." Die Eule selbst, die hier nicht beigezogen ist, hat eine Liebschaft, und es ergeht ihr noch übler als dem armen Käuzlein:

Es saß eine Eule gar allein
wohl auf dem breiten Steine,
da kam der Adler, der Vogel schön:
„was schaffst du hier alleine?"

„Was ich tu schaffen hier allein?
ich bin ein' arme Waise,
der Vater ist mir im Krieg erschla'n,
die Mutter starb vor Leide."

„Ist dir der Vater im Krieg erschla'n,
starb dir die Mutter vor Leide,
willst du mich halten für dein' Mann,
ich halt' dich für mein Weibe."

5 Die Eule streicht's Gewölk sich aus
und schaut ihm in die Augen:
„ei Adler, wärst ein Vogel schön,
dürft' man dir nur auch trauen!"

„Und wenn du mir nicht trauen willst,
10 was geb' ich dir zu Pfande?
setz du dich auf mein' Flügel breit
und flieg mit mir ins Lande!"

Und wie sie kamen in das Land
wohl in das Adlergeniste,
15 da hatt's wohl auch der Beinlein viel,
die Vögel waren zerrissen.

Schwankende Liebe, gebrochene Treue wird gleichfalls von den Vögeln überwacht. Erst mahnt die Nachtigall noch zu rechter Zeit (Volksl. Nr. 20, Str. 3—5. Anmerkung von Pfeiffer):

20 Ich war in fremden Landen,
da lag ich unde schlief,
da träumet mir eigentlichen,
wie mir mein feins Lieb rief.

Und da ich nun erwachte,
25 da war es alles nichts,
es war die Nachtigalle,
die sang so wonniglich.

„Steh auf, du guter Geselle,
und reit du durch den Wald!
30 sonst wird deine Liebe sagen
sie führ' einen andern Geselln."

Er reitet ungesäumt durch den Wald voll singender Vögelein, trifft die Liebste noch unverloren und bindet sie mit dem Goldringe. Ernsteren Verlauf hat eine schottische Ballade: Ein
35 Ritter, in der Sommernacht reitend, gewahrt ein Vögelein, das ihm vom Baume zusingt: was er hier spät verweile? wüßt' er, was daheim geschehe, blöde würd' er drein sehn, seine Frau hab' einen Andern im Arme. „Du lügst, du lügst, hübsch Vögelein! wie lügst du auf mein Lieb! ich werde meinen Bogen

herausnehmen, wahrlich! ich werde dich schießen." „Bevor Ihr Euern Bogen gespannt und Eure Pfeile bereit habt, flieh' ich auf einen andern Baum, wo es mir besser geht." „Wo wardst du erzeugt? wo wardst du geheckt? sag' mir's, hübsch Vögelein!" „Ich ward geheckt auf einem Hulst im guten grünen Wald, 5 ein kühner Ritter beraubte mein Nest und gab mich seiner Frau; mit weißem Brot und Färsenmilch hießt Ihr sie mich fleißig füttern und gabt ihr eine kleine, zarte Gerte, mich selten und sanft zu stupfen; mit weißem Brot und Färsenmilch fütterte sie mich nie, doch mit der kleinen, zarten Gerte stieß 10 sie mich heftig und oft; hätte sie getan, wie Ihr sie hießt, nicht würd' ich sagen, was sie verbrach." Der Ritter reitet, das Vögelein fliegt die lange Sommernacht bis an die Türe der Frau, da springt er ab, das Vögelein setzt sich auf einen Strunk und singt rüstig. Der Buhler drinnen spricht: „Es ist nicht umsonst, 15 daß der Habicht pfeift, ich wollt', ich wäre hinweg!" Das Vögelein singt, der Ritter zieht sein Schwert und stößt es dem Buhler durch den Leib. Den Kehrreim des Liedes macht ein Ruf nach dem Anbruche des Tages, auch ein Anklang der Vogelstimme (diddle!) wiederholt sich. 20

Ragnar Lodbrok hatte, nach der altnordischen Saga, bei einem Besuch in Upsala sich mit der Tochter des dortigen Königs verlobt, weil seine Gemahlin Kráka ihm nicht ebenbürtig zu sein schien; auf der Heimfahrt, in einem Walde unweit der Burg, verbietet er seinem Gefolge, bei Verlust des Lebens, von 25 seinem Vorhaben etwas auszusagen, gleichwohl zeigt sich nachher, daß Kráka davon unterrichtet ist. „Wer sagte dir das?" fragt er; sie antwortet: „Behalten sollen deine Mannen Leben und Glieder, denn keiner von ihnen sagte mir's; ihr werdet gesehen haben, daß drei Vögel auf einem Baume neben euch 30 saßen, sie sagten mir diese Zeitung." Die Meldung der Vögel erscheint hier als Formel, die Nennung des wahren Nachrichtgebers abzulehnen, und diesen Sinn hat es auch, wenn in einer schwedischen Ballade ein Ritter durch den Hirten, dem zu sprechen verboten war, benachrichtigt, in den Hof einer Fürstentochter 35 eindringt und auf ihre Frage: ob ihm ein Hirte mit der Herde begegnet sei? erwidert: „Nein, wahrlich, das nicht! sondern eine kleine Nachtigall, die singt so hübsch auf dem Zweige."

Wie die Adlerweibchen dem jungen Sigurd Regins Mordanschlag verraten, so ruft im deutschen Liede vom Ulinger, 40 einer alten Blaubartsage, die Waldtaube der entführten Jungfrau zu, in wessen Hände sie sich gegeben (Volkslieder Nr. 74 A. Str. 6—9. Anmerkung von Pfeiffer):

Und da sie in den Wald ein kam
und da sie leider niemand fand,
denn nur ein' weiße Taube
auf einer Haselstauden.

5 „Ja hör' und hör', du Frideburg!
ja hör' und hör', du Jungfrau gut!
der Ulinger hat eilf Jungfrauen gehangen,
die zwölft hat er gefangen.“

„Ja hör', so hör', du Ulinger!
10 ja hör', so hör', du trauter Herr!
was sagt die weiße Taube
auf jener Haselstaude?“

„Ja jene Taube leugt mich an,
sie sieht mich für ein' Andern an,
15 sie leugt in ihren roten Schnabel,
ach, schöne Jungfrau, laß fürbaß traben!“

Unerbittlich mit Vorwurf und Anzeige verfolgt in einer vielbehandelten schottischen Ballade ein kleiner Vogel die Unglückliche, die aus Eifersucht ihren Geliebten erstochen und seinen 20 Leichnam im Flusse versenkt. Das Vögelein, ihr überm Haupte fliegend, spricht: „Hüt' wohl, hüt' wohl dein grünes Kleid vor einem Tropfen seines Bluts!“ „Wohl werd' ich hüten mein grünes Kleid vor einem Tropfen seines Bluts, besser als du deine Flatterzunge, die dir im Häuptchen schwebt. Komm herab, 25 komm herab, hübsch Vögelein, fleug wieder auf meine Hand! um eine Goldfeder in deinem Flügel wollt' ich geben all mein Land.“ „Wie sollt' ich herab? wie kann ich herab? wie soll ich hernieder zu dir? was du dem Ritter schönes gesagt, dasselbe sagst du mir.“ „Komm herab, komm herab, hübsch Vöge-30 lein, und sitz auf meine Hand! und du sollst haben ein Käfig von Gold, jetzt hast du nur den Zweig.“ „Behalt du nur dein Käfig von Gold, so behalt' ich meinen Baum! wie du dem edlen Herrn getan, so tätest du nun auch mir.“ „Hätt' ich einen Pfeil in meiner Hand und einen gespannten Bogen, ich schösse 35 dich in dein stolzes Herz zwischen den Blättern so grün.“ Der König will ausreiten und vermißt seinen Ritter, man glaubt, er sei ertrunken, aber die Taucher suchen vergebens nach ihm, da fliegt das Vögelein über ihren Häuptern und sagt, sie sollen erst in der Nacht wieder tauchen, dann werden helle Kerzen-40 lichter über dem Wirbel brennen, darein der ermordete Ritter versenkt worden; so wird der Leichnam gefunden, und die

Mörderin muß im Feuer büßen. Hier erinnert man sich sonst bekannter Sagen von der Mordklage, die in Ermanglung andrer Zeugen den Vögeln obliegt, von den Kranichen des Ibykus an bis zu den Raben des heiligen Meinrad und dem Adler, der seinen Flügel in das Blut des Erschlagenen taucht und da- 5 mit in die Wolken auffliegt.

Auch anderweit ist ein Vogel der einzige Beistand und Auftragnehmer des Verlassenen, der ferne von den Seinigen umkommt. Schottische Ballade: Der junge Wildschütze nimmt gegen der Mutter Warnung Bogen und Pfeil und geht mit seinen 10 Hunden in den Wald, hier wird er von sieben Förstern überfallen, die er alle niederstreckt, aber sebst todwund liegen bleibt: „O, ist hier ein Vogel in all dem Busch, der singen will, was ich sage, heim geh' er und sage meiner alten Mutter, daß ich den Tag gewann! ist hier ein Vogel in all dem Busch, der 15 singen will, was ich sage, heim geh' er und sage meinem Treulieb, daß sie komme und hole mich weg! ist hier ein Vogel im ganzen Walde, der so viel an mir will tun, seinen Flügel zu tauchen ins trübe Wasser und es zu streichen über meine Brauen?" Der Star fliegt zu der Mutter Fensterstein, er pfeift und singt, 20 und stets ist der Kehrreim seines Sangs: „Der Schütze säumet lange." Das Netzen des brechenden Auges mit den Vogelschwingen streift an die Liebesdienste, welche das Rotkehlchen Sterbenden erweist. Ein polnisches Volkslied: Am Eichenwalde sieht man frische Gräber, auf einem steht ein eichen Kreuz, 25 darauf ein Falke aus der Fremde sich niederläßt; eine Stimme aus dem Grabe spricht ihn traurig an, der Begrabene fragt seinen treuen Falken nach der Geliebten, dem Freunde, der Mutter: „Nimm mein Schwert und trag es hin meinem treuen Freunde! sag', daß ihm ein Türke den Freund erschlagen! er 30 wird rächen meinen Tod und die Mutter trösten." Doch jener Freund hat die Mutter aus dem Hause getrieben und das Liebchen sich zum Weibe genommen, der Falke nur ist mit dieser Kunde hergekommen. Wieder die Grabesstimme: „Nimm hin, Falke, mein blutig Hemd, fleug zur Mutter, sag' ihr, daß im 35 Grabe noch der Sohn ihrer denke! wenn sie meinem Leib und dem Freunde flucht, den Türken und sein Schwert vor den Himmel ruft, dann wird ein Schwefelregen vom Himmel sie verzehren, die Erde kein Grab den Frevlern geben." Auf die Seite des Empfängers der letzten Mahnung stellt sich die schwe- 40 dische Ballade vom Herzog Nils: Dieser schläft und träumt von seiner Braut, ein Vogel setzt sich auf das Dach und singt viel hübscher, als der kleine Kuckuck ruft; der Herzog setzt sich

an den Tisch, aber er hat keine Ruhe vor dem Gesange des Vögeleins; er legt die Armbrust auf und will es schießen. „O lieber Herzog, schieß mich nicht! deine schöne Jungfrau war es, die mich zu dir sandte." Der Herzog sattelt seinen Renner,
5 nicht fürder kommt er, als der kleine Vogel fliegt, und schon begegnet er seiner Braut auf der Bahre.

Das Wissen der Vögel betätigt sich mehrfach als Ahnung und Vorhersage. Ahnungsvoll singt im deutschen Liede (Volkslieder Nr. 90 A. Str. 8. Pfeiffer) die Nachtigall der Jungfrau,
10 die nächtlich am Brunnen unter der Linde den Ritter erwartet:

„Was singest du, Frau Nachtigal,
du kleins Waldvögelin?
wöll' mir ihn Gott behüten,
Des ich hie warten bin!
15 so spar mir ihn auch Gott gesund,
er hat zwei braune Augen,
darzu ein rothen Mund!"

Der Erfolg entspricht dem bangen Vorgefühl. Im Norden ist eine Ballade verbreitet, worin eine Heimatflüchtige, sich der
20 Entbindung nahe fühlend, den treuen Begleiter nach einem Trunke Wassers fortschickt; als derselbe zum entlegenen Brunnen kommt, sitzen dort zwei Nachtigallen und singen, daß die Schöne tot im Walde liege, zwei Knäblein im Schoße; er geht zurück und findet wahr, was die Nachtigallen sangen. Schon
25 Hermigisel, König der Warner, erfuhr solche Mahnung: als er mit den Angesehensten seines Volkes über Feld ritt, ward er einen Vogel gewahr, der auf einem Baume saß und eifrig krähte; die Stimme des Vogels verstehend oder andres wissend, sagte der König seinen Begleitern, daß ihm der Tod nach vierzig
30 Tagen geweissagt sei, wie es auch zutraf. Vorbote nahender Rettung ist der Seevogel im Gudrunliede: Die zwei Königstöchter in Gefangenschaft waschen am Strande, als ein Vogel herangeschwommen kommt, zu dem Gudrun spricht: „O weh, schöner Vogel! du erbarmest mich so sehr, daß du so viel
35 schwimmest auf dieser Flut." Der Vogel antwortet mit menschlicher Stimme: er sei ein Bote von Gott, ihr zum Troste gesandt, und werde, wenn sie ihn frage, ihr von den Verwandten sagen. Erst will sie kaum glauben, daß der wilde Vogel mit Rede begabt sei, dann wirft sie sich zum Gebete nieder und fragt
40 sofort nach den Ihrigen. Der Engel, wie er nun genannt wird, berichtet, daß er ihre Mutter ein großes Schiffsheer nach ihr aussenden, auch daß er auf den Wellen ihren Bruder mit

ihrem Verlobten an einem Ruder ziehen sah. Er verschwindet vor ihren Augen, als sie aber bei Christ ihm zu verweilen gebeut, schwebt er wieder vor ihr und meldet weiter, welche Helden heranfahren und wie der alte Wate, nach dem sie besonders fragt, ein starkes Steuerruder an der Hand habe. Abermals will der Engel scheiden, doch sie will noch wissen, wann sie die Boten ihrer Mutter sehen werde. Der Engel antwortet: Freude geh' ihr zu, morgen in der Frühe werden ihr zwei glaubhafte Boten kommen. Diese sind dann eben der Bruder und der Bräutigam, die dem Heere vorangefahren. Volksmäßig hebt das Gespräch mit der Bemitleidung des Vogels an, der so viel auf dem Meere umschwimmen muß, gleichwie anderwärts den armen Vögeln Teilnahme bezeigt wird, deren Gefieder von Tau und Reif genetzt, vom Winde zerrissen ist; dagegen kann es nicht für ursprünglich gelten, daß er sich als einen Gottesengel zu erkennen gibt. Die Meldung des Vogels schwebt zwischen Botschaft und Vorhersage, er hat gesehen, was am Strand und auf dem Meere sich vorbereitet, und indem er den Kommenden vorauseilt, wird seine Zeitung prophetisch. Überhaupt steht die Begabung der Vögel, das Künftige anzusagen, damit im Zusammenhang, daß die geflügelten Wanderer schon geschaut haben, was in der Ferne gegenwärtig ist. Der Blick, den auch die Adlerweibchen in Sigurds Zukunft öffnen, ist doch eigentlich eine Hinweisung auf anderwärts Vorhandenes, woran sein Geschick sich heften kann, sie wissen eine Königstochter, die allerschönste, nach der hin grüne Wege liegen und um welche der junge Held mittels des Hortes werben möge, sie wissen, daß auf dem Berge, von Flammen umspielt, die Jungfrau schläft, wo Sigurd sie unterm Helme sehen kann.

Die Sprache der Tiere, namentlich der Vögel, verstehen, war dem Altertum verschiedener Völker ein Ausdruck für den tieferen Einblick in das Wesen der Dinge, wodurch die Gabe der Weissagung bedingt war. Der Stammvater eines großen griechischen Sehergeschlechts, Melampus, lebte auf dem Lande, und vor seinem Hause stand eine hohe Eiche, in welcher ein Schlangennest war; während seine Diener die alten Schlangen töteten, sammelte er Holz und verbrannte darauf diese, die junge Brut dagegen zog er auf; sie wuchsen heran, und einst, als Melampus schlief, umstanden sie aufgerichtet seine Schultern und leckten ihm die Ohren aus; erschrocken richtete sich Melampus auf, aber jetzt verstand er die Stimmen der über ihn hinfliegenden Vögel und, von ihnen belehrt, verkündete er den Menschen die Zukunft (Apollod. I, 9). Auch Tiresias, sowie

Kassandra und ihr Bruder Helenos erlangten die Sehergabe dadurch, daß Schlangen ihnen die Ohren reinigten. Dieselbe Wirkung, das Verstehen der Vögelsprache, schrieb man in der griechischen Vorzeit dem Genuß einer gewissen Schlangenart zu.
5 Lieder und Sagen nördlicher Volksstämme geben von gleichen Vorstellungen Zeugnis. Der junge Jarl im Rîgsmâl lernt der Vögel Stimme verstehen, wodurch ihm der Rat der Krähe vernehmbar wird, und Sigurd gelangt zu derselben Kunde, nachdem ihm Herzblut des Lindwurms auf die Zunge gekommen.
10 Ebenso wirkt in einem deutschen Märchen und in der Volkssage von der Seeburg das Essen vom Fleisch einer weißen Schlange; ein Nachklang im Volksliede:

> Lieb Ännchen, willt mit in grünen Wald?
> ich will dir lernen (dich lehren) den Vogelsang.

15 Die Beziehung der Schlange zum Erlernen der Vogelsprache scheint diese zu sein: was die weitfliegenden Vögel in den Lüften oder hoch auf dem Baume singen, das vernimmt mit hörsam aufgerichtetem Kopfe die Schlange, die am Boden kreucht, sie ist das Ohr für die Rede der Vögel, bedeutet das Verständ-
20 nis, das den ansprechenden Stimmen aus Natur und Geisterwelt aufmerkend entgegenkommt; und wenn das Auslecken der Ohren zu dieser Empfänglichkeit verhilft, so wird die Zunge, die vom Herzen der Schlange gekostet hat, fähig, sich mit Frage und Gegenrede verständlich zu machen. Selbst dem Bilde des
25 Weltalls in der nordischen Götterlehre, der Esche Yggdrasil, mangelt jene Beziehung der Schlange zur Vogelsprache nicht, in den Zweigen der heiligen Esche sitzt ein Adler, und an ihrer untersten Wurzel nagt eine Schlange, ein Eichhorn aber, am Stamme lauernd, bringt des Adlers Worte von oben und sagt
30 sie der Schlange drunten; der Adler bezeichnet das Luftreich, die Schlange das Unterirdische, jener redet, sie horcht auf, und in dem Verkehr, der zwischen beiden vermittelt wird, ist der Zusammenhang des Weltganzen bis in seine äußersten Enden verbildlicht.
35 Der scharfe, lauschsame Sinn, dem nicht der leiseste Laut, das unscheinbarste Anzeichen entgeht, war Merkmal und Beglaubigung des höheren Berufes zum Seher, Heilkundigen, Weisen. Melampus hört die Unterredung der Holzwürmer, die das Gebälk über ihm zernagen, und da er ihre Sprache ver-
40 steht, rettet er sich aus dem Hause, das sogleich hinter ihm einstürzt. Merlin, der wallisische Seher, dessen Weissagungen über die Zukunft der Königreiche das Mittelalter erfüllten, erriet

aus einem einzigen Blatte, das in den Haaren der Königin hing, daß sie mit ihrem Liebhaber im Gehölze zusammen war. Der Zögling der sieben Meister, den sie in allen Wissenschaften unterrichtet, wird damit geprüft, daß sie während seines tiefen Schlafes ihm unter die Bettstollen je ein Rautenblatt legen; 5 beim Erwachen äußert er, entweder habe der Himmel sich geneigt oder der Boden sich gehoben, und sie sind nun überzeugt, daß er bald sie alle an Weisheit übertreffen werde, nachdem ihm die Dicke eines Blattes nicht unbemerkt geblieben. Der schlaue Amleth hat besonders die unselige Gabe, alles zu wittern, 10 was im Reiche faul ist, ihm schmeckt, nach Saxos Erzählung, das Brot nach Blut, das Getränk nach Eisen oder hat es einen Totengeruch, ebenso gewahrt er, daß der König knechtische Augen und die Königin drei Merkzeichen niedriger Abkunft in ihrem Benehmen habe, wie dann auch die Nachforschung ergibt, daß 15 das Getreide zu dem Brot auf einem ehemaligen Schlachtfelde gewachsen, das Wasser zum Gerstentrank aus einer Quelle geschöpft worden, in der gerostete Schwerter verschüttet lagen, der Honig zum Met von Bienen kam, die vom Fett eines Leichnams genossen, daß der König von einem Unfreien erzeugt und 20 die Königin von einer Gefangenen geboren war. Bei dieser in den Sagen dargelegten Richtung, aus geringen Zeichen das Verborgene in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erspüren, bei der stets wachen Aufmerksamkeit des äußern Sinnes auf alles Erscheinende und der Erregbarkeit des inneren durch 25 solches mußten auch Flug und Stimme der Vögel samt andern Kundgebungen rätselhafter Tierwelt zum Gegenstande der Beobachtung und Deutung werden. Was hieran wahr und haltbar ist, das stammt aus der freien Bewegung des dichterischen Geistes und Gemüts: die liebende Teilnahme an allem Er- 30 schaffenen, der empfundene Einklang der Seelenstimmungen mit den Stimmen der Natur, die sinnbildliche Beziehung des Natürlichen auf das Geistige. In Regeln gebracht, auf das wirkliche Leben angewandt, in der Erscheinung gebunden oder das Sinnbild zur Tatsache verkörpernd, gestaltete sich die Deutung 35 einerseits als Scheinweisheit zünftigen Augurwesens, andrerseits als dienstbarer Volksaberglaube. Bei den deutschen Völkern, deren Priesterschaft nicht kastenmäßig zugebildet war, von denen aber schon Tacitus meldet, daß sie Stimmen und Flug der Vögel befragt haben, pflanzte sich dieser Aberglaube, vorzüg- 40 lich als eine besondere Art der Beobachtung des Angangs, bis in die letzten Jahrhunderte fort. Allein auch die freiere, geistige Auffassung hat sich an der rechten Stelle forterhalten, in der

Volkspoesie, durch deren Gebiet wir sie, von den sinnlichern Bezügen bis zu den innerlichsten, unter den mannigfaltigen Formen des Wettgesprächs, der Tröstung und Anregung, des Rates und der Lehre, der Botschaft und Vorbotschaft, der Meldung und
5 Warnung, der Gewissensstimme, Lügenzeihung und Anklage aufgewiesen haben. Die Erforschung des Mythus und der Volksdichtung führt überhaupt zu der Einsicht, daß die finstre Masse abergläubischer Vorstellungen um vieles gelichtet werden kann, wenn der ursprüngliche Sinn mit seinem bildlichen Ausdruck aus
10 den Banden der Wörtlichkeit, Formel und Zeremonie des Zauber- und Gespensterwesens gelöst und seiner geistigen Heimat zurückgegeben wird.

Ein Beispiel, das sich den Liedern vom Verrate der Nachtigall anknüpft, bietet der Aberglaube vom Bilwiz. Mit diesem
15 Namen, der auch in weiblicher Form und in der Mehrzahl, sowie unter mancherlei Entstellungen, vorkommt, wird ein gespenstisches Wesen bezeichnet, dessen schon mittelhochdeutsche Gedichte erwähnen; es schießt aus einem Berge nach den Menschen, verwirrt und verflicht die Haare, Bilwizschnitt ist ein Durch-
20 schnitt im Getreidefeld, den man bald boshaften und zauberkundigen Menschen, bald dem Teufel oder elbischen Gespenstern schuld gibt; zum Bilwizbaum ein Kind oder Gewand opfern wird als eine Versündigung gegen das erste Gebot namhaft gemacht, auch glaubte man, daß kleine Kinder zu Bilwizen ver-
25 wandelt seien. In diesen Zügen feindseliger und gefährlicher Art treffen die Bilwize mit andern Unholden verschiedener Benennung zusammen, überdem wird ihr eigener Name auch von Zauberern und Hexen gebraucht, man befindet sich mitten in der Wildnis des Aberglaubens. Zugleich aber scheinen noch die An-
30 zeichen einer ursprünglich freundlichen Natur hindurch, ein Bilwiz wird in einer mittelhochdeutschen Erzählung für gleichbedeutend mit „ein Guter“ genommen, die niederdeutsche Form Belewitten wird den guten Holden gleichgesetzt, und entscheidend spricht der Name selbst, dessen Bedeutung noch in dem angel-
35 sächsischen bilvit, bilevit, billig, wohlgesinnt, zutage liegt. Ein Zeugnis aus den Niederlanden stellt dann Beeldwit zusammen mit blinde Belien, als Namen von Wesen, welche, wie man glaube, nächtliche Erscheinungen sehen und daraus geheime Dinge offenbaren. An diese blinde Belien reiht sich nun der blinde
40 Billie (Billie Blin') der früher angezogenen schottischen Ballade, Belien und Bilie sind gleichmäßig Verkleinerungen der Stammsilbe, die auch in Belewit, bilevit, bilvit, Bilwiz als Hauptwort erscheint und Billigkeit, Recht, zu besagen scheint, während

das nachfolgende Beiwort wissend, kundig, bedeutet. Billie Blind wird in der Ballade so verwendet: als die Braut bei ihrer Ankunft sich ungeheißen auf den goldnen Stuhl niederläßt, äußert die Schwiegermutter, in diesen Stuhl setze sich keine unbescholtene Jungfrau, bevor sie gebeten sei, der Billie Blind aber, neben der Braut stehend, spricht: „Die hübsche Maid ist vom Reiten ermüdet, das machte, daß sie ungeheißen niedersaß.“ Am Abend, als das Brautbett bereit ist, fragt der Bräutigam den Billie Blind, ob hier eine unbescholtene Jungfrau sei? Billie bejaht es, denn eine Dienerin ist untergeschoben, die Braut aber sei auf ihrer Kammer in Kindesnöten. Es ergibt sich, daß einst der Bräutigam selbst diejenige, die jetzt seine Braut ist, im grünen Wald überrascht hat. Somit ist Billie ein wohlgesinnter Berater, schonungsvoll der Bedrängten und doch wahrhaft gegen seinen Herrn; der Herausgeber der Ballade erkennt in ihm den Brownie, den diensttreuen Hausgeist, der ehedem in Schottland keinem ansehnlichen Geschlechte fehlen durfte. Doch kann man hiebei nicht stehen bleiben, da sich für Wort und Wesen weitere Anknüpfungen darbieten. Jenem angelsächsischen bilevit, bilvit, Billiges wissend, treten altsächsisch balovîso und altnordisch bölvis, Böses wissend, gegenüber; mit dem altsächsischen Worte wird der Teufel benannt (the balouuiso, Hel. 33, 2.), der den Heiland auf dem Berge versucht, das nordische dagegen führt in die alte Sagenwelt seines Volksstammes. Blind, der böses Wissende (Blindr inn bölvîsi), läßt sich in einem Heldenliede der Edda vernehmen, als Helgi, zur Mahlmagd verkleidet, von den Feinden vergeblich gesucht wird, da spricht der böse Blind: scharf seien die Augen dieser Magd, das sei nicht unedles Geschlecht, was an der Handmühle stehe, die Steinen brechen, die Mühle zerspringe, hartes Los, wenn ein König Gerste mahlen solle. Für das Beiwort der Belien und Bilies gibt nun dieser nordische Blind einen Anklang, aber wenn Billie Blind der armen Braut hinauszuhelfen sucht, so ist es nicht minder angemessen, daß der böse Blind den jungen Helden verderben will. Den gleichen Vorgang erzählt eine spätere Saga, in offenbarer Nachahmung des Helgiliedes, von ihrem Helden Hrômund; der Angeber Blind, welcher Bavîs hieß (Entstellung aus bölvis), aber auch der üble (hinn illi) zugenannt ist, erscheint hier noch auf andre Weise als Kundschafter, er hat Traumgesichte, die seinem Herrn und ihm selbst den Untergang weissagen und bald darauf in Erfüllung gehen. Außerdem nennt die Saga auf andrer Seite zwei Männer Bild und Voli, beide schlimm und arglistig, aber von ihrem Könige hochgehalten, von denen jedoch nur der eine, Voli, in den

Vorgrund tritt, als Zauberer und Unheilstifter. Durch alle Willkür und Verwirrung in diesen Abenteuern lassen sich doch einige Spuren alter Überlieferung erkennen, die unsrer Untersuchung weiter dienlich sind: Blinds weissagende Träume fallen
5 überhaupt in das Gebiet geistiger Mahnungen und schließen sich insbesondre daran, daß auch den Wesen, die man in den Niederlanden Beeldwit und blinde Belien hieß, nächtliche Gesichte zugeschrieben wurden, woraus sie Geheimes offenbar machten (Anm. 329); Bild und Voli aber, ebenfalls verdorbene Namen
10 und in Blind Bavis sich nur wiederholend, sind dadurch beachtenswert, daß hier zwei Ratgeber beisammenstehn, wenn auch beide gleichermaßen als bösartig bezeichnet. Zu klarem Abschluß bringt jedoch die zerstreuten und verdunkelten Namen und Sagenreste nur die verdienstliche Aufzeichnung Saxos, in der Geschichte
15 Hagbarths und Sygnes, einer Liebessage, die sich in Liedern und örtlichen Aneignungen über den ganzen Norden verbreitet hat. Hagbarth, Hamunds Sohn, kommt in Frauentracht zu Sygne, Tochter des Dänenkönigs Sigar, der er auf andre Weise nicht nahen kann, er wird verraten und ergriffen, der König läßt ihn
20 aufhängen, zugleich aber stirbt die Geliebte, wie sie zugesagt, in den Flammen ihres Gemachs. Dies sind die Grundzüge der verschiedenen Darstellungen, aber nur in der ältesten, die uns erhalten ist, bei Saxo, findet sich folgendes: König Sigar hat zwei alte Männer zu Ratgebern, deren einer Bölwis (Bolvisus) heißt,
25 und die so ungleicher Sinnesart sind, daß der eine Feinde zu versöhnen pflegt, der andre Freunde zu entzweien und Groll zu schüren bemüht ist; den blinden Bölwis besticht ein Mitbewerber Hagbarths, zwischen Sigars und Hamunds Söhnen Haß anzustiften, und Bölwis bringt es durch Lügenrat dahin, daß der
30 Friede gebrochen wird; zwei Brüder Hagbarths fallen, und er rächt sie durch den Tod zweier Söhne Sigars, darum darf er sich nur verkleidet zu Sygne wagen; nachdem man ihn ergriffen und vor die Volksversammlung geführt, teilen sich die Stimmen über ihn, mehrere verlangen, daß er mit dem Leben büße, aber
35 Bilwis (Bilwisus), Bruder des Bölwis, ermahnt mit andern Bessergesinnten, lieber von den Diensten des Helden Gebrauch zu machen, als grausam gegen ihn zu verfügen; da kommt Bölwis hinzu und erklärt den Rat für ungehörig, durch den die gerechte Rache des Königs für den Tod seiner Söhne und die Schmach
40 seiner Tochter gelähmt werden solle, dieser Ansicht stimmt die Mehrheit bei, und Hagbarth wird zum Tode verurteilt. Der Bilwis dieser Sage nun ist der ungetrübte Stammbegriff der deutschen Bilwize, von ihm aus und seiner Gegenüberstellung

zu Bölwis erhellen sich die Schemen, die uns bis dahin vorbeigestreift. Daß Bilwis und Bölwis mythische Wesen sind, zeigen schon ihre begriffartigen und ebenmäßigen Namen, sie konnten darum auch, an keinen einzelnen Dienst gebunden, in verschiedene Sagen eintreten; wo zum Guten geredet wird, spricht Bilwis, wo zum Bösen, Bölwis; zu einer streitigen Beratung gehören beide, als notwendige Seitenstücke sind sie Brüder, durch Anlaut und Wortfügung gepaart. Was der Wortsinn verlangte, daß der Bilwis ein wohlgesinntes Wesen sei, das erfüllt Saxos Bilwis tätlich als Sprecher der versöhnlichen, milden und billigen Meinung (sententiæ potioris auctor). Der Gleichlaut der Namen bis auf den einen Buchstaben konnte leicht zur Verwechslung von Bilwis mit Bölwis führen, zumal nachdem der ursprüngliche Sinn nicht mehr verstanden, und es gebräuchlich war, die mythischen Wesen insgemein für böse Geister zu nehmen. Blindheit wird bei Saxo nur dem Bölwis beigelegt, im Eddalied und der Saga stellt sich diese Eigenschaft als Hauptname des bösen Ratmannes voran (Blindr hinn illi, Blindr bavis); sie bezeichnet wohl hochdeutsch: der Witze blind, weiser Sinne blind. Auch dieses Eigenschaftswort fiel in die Verwechslung, daher die blinden Belien und Billie Blind; dieser erweist sich zwar zumeist als gutartiges Wesen, aber er kann mit dem bösen Blinden verschmolzen sein, welchem Verdachtreden angehören mochten, wie nunmehr die Schwiegermutter sie führt; die Vollständigkeit erfordert den Gegensatz, und auf diesen werden auch die verworrenen Bild und Voli der Saga aus ihrer jetzigen Einhelligkeit im Bösen zurückzubringen sein. Es ist nicht zu übersehen, wie die Wörter Bilwiz und balqvîso, auch wo sie der mythischen Zubildung, zu der sie in den angeführten Liedern und Sagen gelangt sind, ferne stehen, doch in sich schon nach derselben hinweisen, denn sie besagen nicht einfach billig oder böse, sondern sie drücken ein Wissen aus der Quelle und in der Richtung des Guten oder Bösen aus, ein Wissen, das da, wo die Wörter persönlich werden, in wohlmeinender Mahnung und böswilliger Meldung, in mildem und rechtem, verderblichem und blindem Rate sich kund gibt; der Balowîso im Heliand ist der Teufel als Versucher, Bilwis und Bölwis bei Saxo sind Ratgeber, darum als Greise gedacht, Hauptsprecher im Rate des Königs und des Volkes. Allein sollten nicht die leibhaftern Bilwize des Aberglaubens für das Ursprüngliche, jene Personifikationen des guten und bösen Rates für das Abgeleitete, für die nachfolgende geistige Läuterung zu erklären sein? Einer solchen Annahme widersetzt sich schon die abstrakte Bedeutung des Wortes Bilwiz; die Vorstellungen heidnisch altertümlichen

Gepräges, die unter diesem Namen sich angesammelt, berühren sich nicht mit dem Worte selbst, letzteres war im 13. Jahrhundert, über das kein deutsches Zeugnis hinaufreicht, in seinem allgemeinen Sinne nicht mehr gebräuchlich und darum auch in
5 der Anwendung auf Geisterwesen nicht mehr verstanden; dagegen haben Bölwis und Bilwis in den alten Mundarten, nordisch, altsächsisch, angelsächsisch auch als Gemeinwörter noch Währung, und wo sie persönlich gebraucht sind, decken Wort und Wesen einander vollständig; die Überlieferungen aber, welchen die my-
10 thischen Träger des Namens oder Beiworts zugeteilt sind, stammen so gewiß, als irgend ein Volksglaube von den Bilwizen, aus heidnischer Vorzeit. Das Helgilied ist seinem Inhalte nach vorchristlich, auf die Hagbarthsage wird schon im Skaldensange des 9. Jahrhunderts angespielt, und die vorwaltenden
15 metrischen Stellen in Saxos Erzählung zeigen an, daß er einheimische Lieder vor sich hatte, deren alter Ursprung, des rednerischen Lateins unerachtet, durch den strengen Stil dieser Darstellung, im Vergleich mit den dänisch-schwedischen Balladen, hinreichend beurkundet wird. Den bösen Blind, die ratgebenden
20 Bilwis und Bölwis von Lied und Sage abzutrennen, dazu ist kein genügender Grund vorhanden; wenn zwischen ihnen und den handelnden Personen ein Unterschied bemerklich ist, so beruht dieser eben darin, daß sie nicht epische Gestalten sind, sondern, ihren Namen gemäß, Gedankenwesen, Anwälte des Guten und
25 Bösen; treten sie auch poetisch in die Erscheinung, stehen sie als greise Räte dem König zur Seite, so sind sie ursprünglich doch wohl nur Stimmen des Innern, zwiespältige Regungen in der Seele dessen, der zwischen rechtem und unrechtem, mildem und strengem Entschlusse schwankt.

30 Wenn statt des geisterhaften Bilie nach der dänischen Ballade zwei Nachtigallen reden, und wenn diese Zweizahl damit stimmen würde, daß in Bilie Blind und seinem Namen, wie zuvor vermutet wurde, zweierlei Wesen zusammengefallen seien, so können diese Anklänge bloß zufällige sein. Im allgemeinen
35 aber kommen die Mahnungen und Ratschläge der Genien denen der Vogelstimme sehr nahe, und auch diese, zumal als leiseres Zuflüstern, vertritt oft gänzlich die Stelle der innern Eingebung, des aufsteigenden Gedankens. So in den sprichwörtlichen Ausdrücken: das hat mir ein Vogel gesungen, welcher Vogel hat
40 dir das in die Ohren getragen? und ähnlichen. Die englische Ballade vom Aufstand im Norden, 1569, hebt damit an, daß Graf Percy im Garten zu seiner Frau spricht: „Ich hör' einen Vogel in mein Ohr singen, daß ich fechten oder fliehen muß.“

Zwei Raben sitzen auf Odins Achseln und sagen ihm ins Ohr alles Neue, das sie sehen oder hören; Odin ist der göttliche Geist, die Raben aber heißen Huginn und Muninn, Gedanke und Gedächtnis. Blickt man von diesem Standpunkt auf das ganze Geschlecht der ratenden, mahnenden, Botschaft bringenden Vögel zurück, so erkennt man allerdings in vielem einen Verkehr des nachdenklichen Geistes, der ahnenden Seele mit sich selbst, aber die innerliche Tätigkeit ist durch einen Ruf von außen angeregt, die sinnbildliche Verwendung, die geistige Meinung, der sprichwörtliche Gebrauch setzen einen Gegenstand voraus, der zuerst in seinem eigenen Wesen wahrgenommen und empfunden sein mußte, mit jenem wachen Sinne für die lebendige Natur, von dem wir ausgegangen, und der fortwirkend auch den geistigen Auffassungen Frischheit und Farbe gab. Wo es sich lange nicht mehr um die unmittelbare Darstellung des Tierlebens handelte, wo der Vogel Lehren sang, auf Botschaft flog, verstohlenes Liebesglück belauschte, Verbrechen meldete, wo seine Erscheinung überall nur als Mittel und Beiwerk zu dienen schien, da hat dieselbe gleichwohl ganzer Lieder und Balladen sich dermaßen bemächtigt, daß sie zur Hauptsache wurde, daß ohne sie kein poetischer Inhalt übrig wäre; selbst die umfangreiche Legende des heiligen Oswald wird lediglich vom Raben und Hirschen getragen, und so hat das Tiermärchen über manche Kreise der Volksdichtung, die ihm scheinbar ferne liegen, seinen belebenden Einfluß verbreitet.

3. Wett- und Wunschlieder.

Von einer Liederklasse, die aus dem einsamen Walde stammt, wenden wir uns zu einer andern, die im geselligen Verkehr entsprungen und erwachsen ist. Fragen und Antworten, Aufgaben und Lösungen, Begrüßungen und Empfänge, Werbungen 5 und Ausflüchte, gute und schlimme Wünsche, Scherzreden und Wettspiele mannigfaltiger Art, bilden den Inhalt dieser Erzeugnisse. Weitgereiste Pilger, Wandergesellen, fahrende Sänger und Spielleute, abenteuernde Freier führen das Wort; die Schwelle des gastlichen Hauses, die Zunftherberge, die Tanz-10 laube, sind der Schauplatz. Es erhebt sich ein Wettstreit des Witzes; dieser Witz aber ist, nach der Stimmung der Zeit, ein phantastischer, er bewegt und überbietet sich in Bildern. War schon die in unmittelbarster Anschauung des Naturlebens wurzelnde Dichtung ins Märchenhafte ausgerankt, so kann es nicht 15 befremden, wenn jene geselligen Spiele nur in der vollständigsten Umkehr und Verwandlung alles Wirklichen ein Ziel finden. Gleichwohl blieb auch ihnen eine frische Färbung aus Feld und Wald; wenn man aber auf ihren Grund sieht, so haften auch sie in sehr einfachen Anlässen, in den frühesten Anknüpfungen des 20 menschlichen Umgangs und Verkehrs, und manches, was in seiner späteren Erscheinung auf der Oberfläche gaukelt, zeigt in seinem Ursprunge den sinnigen Ernst und die Kraft des Gemüts. So kommt es, daß eben diese spielende Gattung von Volksliedern auf höchst altertümliche Dichtweisen, selbst auf die ver-25 schollenen Zaubersänge, zurückleitet und unter den späteren Kunstbildungen besonders mit dem ernsthaften Meistergesang in Befreundung steht.

Altes Erbgut germanischer Stämme sind die **Rätsellieder.** Man findet Rätsel in die jeweiligen Formen der Dichtkunst ge-30 faßt, einzeln oder verbunden, im nordischen Altertum, bei den Angelsachsen, bei den Liederdichtern des deutschen Mittelalters

und fortwährend in den Schulen der Meistersänger, besonders aber auch im deutschen und verwandten Volksgesange. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts waren in Deutschland gedruckte Rätselbücher im Umlauf, und noch in diesen stößt man unter den gereimten Stücken auf solche, die auf den Stil der altnordischen und angelsächsischen Rätseldichtung zurückweisen. 5

Eine Hauptform des Rätselliedes ist die, daß der Wirt und der ankommende Gast sich in Wechselrede prüfen. Die gastfreundliche Sitte des Altertums konnte doch nicht gänzlich beseitigen, daß nicht die beiden Unbekannten einander behutsam 10 entgegentraten, zumal der Obdach suchende Wanderer, der noch keinen Ausweis mit sich trug, sollte durch sein eigenes Wort von seinem Wesen zeugen. Er wird zunächst um Namen, Herkunft, Weg und nach einer besonders im Norden gangbaren Formel darum befragt, wo er die letzte Nacht geherbergt habe; 15 hierin konnte seiner Aussage nachgerechnet und zugleich ersehen werden, von wem er schon anderwärts zugelassen war. Der Gast seinerseits beugt mit doppelsinnigen Erwiderungen und Wortspielen aus, und es entspinnt sich ein Wechsel von Frage und Antwort, worin einer dem andern auf den Zahn fühlt. 20 Schon die Lehrsprüche der Liederedda empfehlen zwar Gastfreiheit und anständiges Benehmen gegen den Fremdling, zugleich aber raten sie dem Wirt und dem Gaste zu klugem Aufmerken und legen großen Wert auf rechtes Maß im Reden und Schweigen, auf Geschick im Fragen und Antworten; ein solcher 25 Spruch lautet: „Brand brennet von Brande, bis er aufgebrannt ist, Glut belebt sich an Glut, Mann wird Manne durch Rede kund, aber ein Tor durch Hochmut."

Man vergegenwärtige sich noch weiter die Erscheinung und Bedeutung des Wanderers in einer Zeit, in welcher die Wege 30 des Verkehrs wenig angebahnt, die Mittel zur Kenntnis entlegener Gegenden, fremder Zustände und Begebnisse höchst mangelhaft waren. Wer sich diese Kenntnis verschaffen wollte, der mußte den Wanderstab ergreifen, wissensdurstig und ahnungsvoll schritt er in die dämmernde Ferne. Dem Ansässigen seiner- 35 seits erschloß sich hinter dem Fremdling, welcher die Tür öffnete, die enge Heimat und er war jeder unerhörten Kunde gewärtig. Häufig werden daher solche Kunden aus der Ferne dem wallenden Manne, dem fahrenden Sänger, dem Pilgrim in den Mund gelegt. Das angelsächsische Lied vom Wanderer läßt den Sänger 40 Widsidh, Weitweg, Weitwandel, der über die große Erde reisend, durch die Geschicke schreitend, Gutes und Böses erkundet

(V. 50—52. 135f.), von den sagenberühmten Völkern und Herrscherstämmen übersichtlichen Bericht erstatten. Den Bekehrern Norwegens, Olaf Tryggvis Sohn und Olaf dem Heiligen, erschien noch der alte Odin selbst als Gast beim Festmahle, unerkannt und sich selbst nur Gast (Gestr) nennend, wußte aus allen Ländern Altes und Neues zu melden, erzählte von den Königen der Vorzeit und ihren Großtaten, und gab auf alle Fragen Bescheid; auch als Skalde, von unbekanntem und übernatürlichem Alter, kam Ugger (altnord. Yggr, ein Name Odins), Nachricht bringend, an Königshöfe. Im Eingange des deutschen Gedichts von Biterolf erzählt ein bald hundertjähriger Waller, der viel Wunders in Stürmen und Streiten gesehen, manches christliche und heidnische Land durchfahren, von der unvergleichbaren Gewalt des Königs Etzel, und durch diese Rede des Gastes wird Biterolf angeregt, heimlich nach Hunenland zu ziehen; vorn im Eckenliede warnt ein alter fahrender Mann den kampflustigen Jüngling Ecke vergeblich vor der Löwenstärke Dietrichs von Bern. Sankt Oswald erfährt, wie früher berührt worden, durch den Pilgrim Warmund, dem zweiundsiebenzig Lande kund sind, von der schönen Tochter des Heidenkönigs, um die er sofort zu werben beschließt; das Gedicht von Orendel und Breide gedenkt gleichfalls eines armen wallenden Mannes, dem zweiundsiebenzig Königreiche kund sind und dessen Name im alten Drucke Tragemund lautet. Auch ein Minnesinger meldet, wie wohl es seinem Herzen tat, als ein fremder Pilgrim ungefragt ihm von der Schönheit und dem Frohsinn der Geliebten sagte. Aber nicht bloß um Völker und Könige, Helden und ihre Taten, oder schöne Frauen zu erkunden, zieht der Wanderer aus, und nicht bloß um solche Mären wird er befragt. Es drängt ihn nicht minder, den allgemeinen Zusammenhang und tieferen Grund der Dinge zu erfassen, die Quellen geistiger Erkenntnis aufzuspüren, und in gleicher Richtung wird hinwider die Erfahrung und Gewandtheit seines Geistes ausgeholt. Vorbild ist auch hierin der Asenvater Odin, in dem eben der rastlos wandelnde und forschende Geist vergöttlicht ist. Das Eddalied, in welchem er wißbegierig ausfährt, um, unter dem Wandrernamen Gangrath, die Weisheit des Riesen Vafthrudnir zu prüfen, läßt die beiden in Wechselfragen über die Namen mythischer Gegenstände, über Ursprung, Ordnung, Untergang und Wiedergeburt der Welt sich messen, wobei sie gegenseitig das Haupt zur Wette gesetzt haben und der Gast den Sieg davon trägt. In Fragen ähnlicher Art und Form bewegen sich noch andre nordische Mythenlieder. Auch ein angelsächsisches Gedicht gibt, jedoch in

christlichem Sinne, die Lehren des weitgefahrenen Fremdlings über die Wunder der Schöpfung und Welterhaltung. Eigentliche Rätselaufgaben stellt wieder Odin, unter dem Namen des blinden Gastes (Gestr blindi) zum König Heidrek gekommen, in dem umfassenden Rätselliede der Herwörsaga. Seine Fragen werden hier, wie im Liede von Vafthrudnir, alle gelöst, bis auf eine, die des Gottes Geheimnis bleibt und in beiden Liedern dieselbe ist. Gegenstände der Rätselfrage sind: Elemente, Naturerscheinungen, Vögel und andre Tiere, Gewächse, Gestein, Getränke, Gerätschaften, Spiele, zuletzt Odin selbst. Die Art der Rätsel besteht im allgemeinen darin, daß dem Dinge, das erraten werden soll, ein Gegenbild aufgestellt wird, worin dasselbe als ein andres und durch diese Verwandlung oder Entfremdung als ein seltsames, ja unmögliches erscheint. So wird die tote Sache zum lebendigen Wesen, die Naturerscheinung zur Person. „(33) Was ist das für ein Tier, das Dänen (Männer) schützt, blutigen Rücken trägt und Wunden vorne, Speeren begegnet, sein Leben drangibt, seinen Leib in Mannes Hand legt?" Der Schild. „(47) Wer sind die Bräute, die auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren? hartes Bett haben die weißgeschleierten Weiber und spielen in Seestille wenig." Meereswellen. Oft wird der Gegenstand im Rätselbilde geheimnisvoll nur durch ein Beiwort oder eine Zahl, statt des Hauptwortes, ausgedrückt: „(29) Wer ist der Finstre, der über den Boden fährt, Wasser verschlingt er und Wald, Sturm (glygg?) fürchtet er, Männer nicht, und hebt mit der Sonne Hader?" Der Nebel. „(61) Wer sind die Zween, die zur Versammlung fahren, drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, und schweben so über die Lande?" Der einäugige Odin auf seinem achtfüßigen Rosse Sleipnir. Auch durch verneinende Gegensätze wird das zu Erratende angezeigt: „(5) Was war das für ein Trunk, den ich gestern trank? nicht Wasser war es noch Wein, Meet noch Bier, noch irgend Brühe, doch gieng ich durstlos von dannen." Auflösung: „Du gingst in der Sonne, bargst dich im Schatten, dort fiel Tau in die Tale, da nahmst du dir vom Nachttau und kühltest damit die Kehle." Mehrmals ist dem Rätselbilde die Frage vorangeschickt: „Was ist das für ein Wunder, das ich außen sah vor Dellings Tür?" Delling (Dellîngr) ist der Vater Dags, des Tages, den er mit der Nacht (Nôtt) erzeugt; sein Name, Verkleinerung von Dag, bezeichnet einen mindern Tag, den anbrechenden vor dem vollen, den Dämmerschein, welcher Tag aus Nacht bringt. „Vor Dellings Tür" heißt sonach: vor Tages Anbruch, und die Wunder, die

um diese Zeit gesehen werden, sind doch wohl Traumgesichte. Der Rätselmann konnte seine seltsamen Gestaltungen füglich als Traumbilder ankündigen und rückte sie damit noch tiefer in das Halblicht des Wunderbaren und Ahnungsvollen; auch ist in Lied
5 und Sage für die Darlegung und Deutung der Träume dieselbe Form der Wechselrede gebräuchlich, in welcher Aufgabe und Lösung der Rätsel sich ausspinnt, in beiden Fällen verlangen bedeutsame Bilder das erschließende Wort, und die Träume sind Rätsel der Zukunft.

10 Vergleicht man das Rätsellied der Herwörsaga mit den ältern, mythischen Frageliedern, so ergeben sich folgende Wahrnehmungen. Die Gestalten der nordischen Mythologie sind, auch ohne die Form der Frage, rätselartig, bildliche Auffassungen der Naturkräfte und des göttlichen Geistes, die denn auch als Runen,
15 Geheimnisse, bezeichnet werden und für deren Verständnis der Schlüssel zu suchen ist, wie zur Lösung gewöhnlicher Rätsel. Sie haben auch mit letztern gemein, daß, was im Bilde wundersam und fabelmäßig erscheint, doch mit dem gefundenen Sinne wahr und wesenhaft sich erweist, und eben im Wunder des Wirk-
20 lichen liegt der Reiz dieser gemeinsamen Weise. Eigentümlich ist den Mythen der bedeutende Inhalt und der große Zusammenhang, wodurch dann auch, dem Wunderbaren unbeschadet, für vollere Persönlichkeiten und ausgeführte Handlung Stoff und Raum gegeben ist. Zugleich aber fällt in diesen Mythenumkreis,
25 ohne bestimmbare Grenzscheide, der Übergang dichterischer Personenbildung zu denjenigen Götterwesen, die als persönlich lebendige geglaubt und verehrt wurden. Die heilige Scheue, die von ihnen ausging, mußte dem ganzen, ungeschiedenen Gebiete zustatten kommen; es lag in der Geistesrichtung der Zeit, im
30 Anspruche der Poesie wie des Glaubens, daß für die gesamte Weltbetrachtung nur einerlei Ausdruck, der sinnbildliche, Geltung hatte, und daß auch dasjenige, was unbildlich vom Sänger gewußt und vom Hörer verstanden war, doch nicht in das nackte Wort gefaßt und abgezogen werden durfte. Die Fragelieder der
35 Edda gehen daher nicht auf Deutung der Sinnbilder aus, sie prüfen den Befragten nur darüber, ob ihm die mythischen Vorstellungen als solche und mit den rechten Namen geläufig seien. Auch im Rätselliede sind Odin und sein Roß nur nach ihrer äußeren Erscheinung zum Gegenstand der Aufgabe genommen,
40 die tiefere Frage nach der Bedeutung dieser Gestalten bleibt gänzlich unberührt und ist jetzt Sache der Mythenforschung. Am nächsten kommen sich Mythen und Rätsel in der Auffassung der Grundkräfte der größern und gewaltigern Naturerscheinungen.

Diese gehören als mythische Wesen zum Riesengeschlechte, das mit den schaffenden und waltenden Göttern, den Asen, im Gegensatze steht, und an der frommen Verehrung, welche letztern gezollt wird, auch nur entfernteren Anteil hat. Sie entziehen sich der Deutung so wenig, daß ihrer viele mit dem eigentlichen, unverhüllten Nennworte bezeichnet sind, also des Erratens zum voraus überhoben. Wenn nun das Rätsel dieselben oder ähnliche Gegenstände persönlich gestaltet und in Handlung setzt, so erscheint es, selbst nach ausgesprochenem Ratwort, auf gleicher Stufe der Bildlichkeit mit den Mythen besagter Art. Das Rätsel von dem Finstern, der über die Erde fährt, Wasser und Wald verschlingt, den Sturm fürchtet und mit der Sonne hadert, ist der mythischen Belebung sehr nahe; wenn nach der j. Edda Ägir, der Meeresgott, neun Töchter hat, deren Namen mehrenteils wörtlich Woge, Flut, Meergebraus, besagen, und wenn nun das Rätsellied in viererlei Aufgaben, deren eine oben mitgeteilt worden, fragt: wer die Mädchen, die Bräute seien, die, klagend, ihrer viele zusammengehn nach des Vaters Bestimmung, bleiche Haare und weiße Hauptbinden haben, manchem zum Schaden geworden, selten freundlich gegen Männervolk seien, im Winde wachen müssen, auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren, hartes Bett haben und wenig in Meeresstille spielen? so wird kaum ein Mythenlied die Töchter Ägirs, die schaumbedeckten Meereswogen, anschaulicher und beseelter geschildert haben; wenn dann andrerseits in dem mythischen Vegtamsliede gefragt wird: wer die Mädchen seien, die zur Lust weinen und die Halsschleier zum Himmel werfen, so stimmt dies in Wort und Art mit den ebenangeführten Rätseln, und auch die fehlende Auflösung wird in einer verwandten Erscheinung zu suchen sein: dort die Wellen und hier die Wolken. Das Rätsel in der Weise Heidreks spielt zwar nur mitunter auf dem Boden des Naturmythus, es ergreift verschiedenartige, vereinzelte und mitunter geringe Gegenstände, es ist wesentlich in der Form befangen, prüft nicht das Wissen, sondern den Scharfsinn, bekümmert sich weniger um den Inhalt, als um die täuschende Verkleidung; aber die Form, die so mannigfaltiges in sich aufgenommen hat und zu weiterer unbemessener Aufnahme offen ist, weist eben damit auch auf ein Allgemeines hin, sie stammt aus dem Bedürfnis und Vermögen, alle, auch die alltäglichsten Dinge mit dem Scheine des Fremden und Wunderbaren zu bekleiden.

Die zahlreichste Sammlung deutscher Volksrätsel findet sich in dem gedruckten Rätselbuche, das seit dem Anfang des

16. Jahrhunderts in mehrfachen Ausgaben, unter verschiedenen Titeln und Druckorten im Umlaufe war, und dem noch neuerlich auf Jahrmärkten gangbaren Ratbüchlein zugrunde liegt. Manches ist darin unter Rubriken gebracht: von Gott, von den Heiligen, vom Himmel, von Vögeln, Fischen u. dgl., doch ohne daß mit diesen Überschriften der Inhalt erschöpft oder ein eigentlicher Verband gegeben wäre. Die einzelnen Stücke sind nach Alter, Art und Gehalt sehr ungleich, viele stellen sich durch den Vers auf das Gebiet der Dichtkunst. Hier sind einige auszuheben, die in der Hinneigung zum Naturmythus, oder auch sonst in Anschauungsweise und Behandlung, sich den Rätseln des altnordischen Liedes anschließen. Das erste:

Es flog ein Vogel federlos
auf einen Baum blattlos,
kam die Frau mundlos,
fraß den Vogel federlos.

Schnee und Sonne. Noch im 19. Jahrhundert mündlich umgehend, findet sich dieses Rätsel lateinisch und weiter ausgeführt schon in einer Reichenauer Handschrift aus dem Anfang des zehnten; Stabreim und Stil sprechen für deutschen Ursprung. Ein andres:

Ich sah drei Starker, waren groß,
ihr' Arbeit war ohn Unterlaß,
der Ein' sprach: „ich wollt', daß Nacht wär!"
der Ander: „des Tags ich begehr';"
der Dritt': „es sei Nacht oder Tag,
kein' Ruh ich haben mag."

Sonne, Mond und Wind. Auch dieses neuestens noch im Volksmunde. Schon der Eingang: Ich sah drei Starker entspricht jener nordischen Form: „wer ist der Finstre?" Die mythenartige Personenbildung aber äußert sich nicht bloß darin, daß die drei Naturmächte redend eingeführt werden, sondern mehr noch im Ausdrucke des Mitgefühls mit ihrer rastlosen Arbeit und ihrer Sehnsucht nach Ruhe, die dem dritten gar niemals werden kann, eines Mitleids, das gleichwohl von der selbstempfundenen Ruhelosigkeit des zeitlichen Daseins ausgeht; aus gleicher Stimmung sprechen Heidreks Rätsel von den klagenden Mädchen, die im Winde wachen müssen, auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren, hartes Bett haben und wenig in Meeresstille spielen. Auf die weitfahrende, über und unter den Wogen

wandelnde Sonne geht auch ein großes angelsächsisches Rätsel mit dem Schlusse: „Sag', wie ich heiße? oder wer mich bewegt, wann ich nicht rasten darf? oder wer mich anhält, wann ich ruhen soll?“ Eine Naturerscheinung, die sich wenig den Sinnen aufdrängt, der leise, vergängliche Tau, ist eben dadurch um so besser geeignet, im Rätsel verborgen zu werden. Heidrek nennt Getränke jeder Art, nur eines muß erraten werden, der leicht vergessne Tropfen, der Nachttau, der des Wanderers Gaumen kühlt. Das deutsche Rätselbuch stellt die Aufgabe: Einer hat dreißig Meilen zu seinem Freund und doch sollen beide binnen kurzer Frist ihre Hände aus Einem Wasser waschen und an Einer Sache trocknen; Antwort: des Morgens im Taue zu waschen und am Winde zu trocknen. Endlich ein Taumärchen derselben Sammlung: Drei Frauen wurden verwandelt in Blumen, die auf dem Felde stehn, doch die eine durfte nachts in ihrem Hause sein und sprach auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tag nahete, da sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld kommen und eine Blume werden mußte: „So du heute vor Mittag kommst und mich abbrichst, werd' ich erlöst und fürder bei dir bleiben;“ als dann geschah. Nun ist die Frage: wie ihr Mann sie gekannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort: dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Felde war, fiel der Tau nicht auf sie, als auf die andern zwo, dabei sie der Mann erkannte.

Der deutschen Volksdichtung mangelt anderwärts auch nicht der altertümliche Rahmen für die Einreihung mehrfacher Aufgaben, die Prüfung des ankommenden Gastes. Diesen Zuschnitt hat das Traugmundslied, aufbewahrt in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, was jedoch für den Ursprung seiner Anlage und seines Inhalts nicht Maß geben kann. Ein fahrender Mann wird bewillkommt und gefragt, wo er die Nacht gelegen, womit er bedeckt war, wie er Kleider und Speise gewinne? Mit dem Himmel war er bedeckt, mit Rosen umsteckt, als ein stolzer Knappe, ist die Antwort, ernähr' er sich. Sofort folgen die Rätsel mit wiederkehrenden Formeln der Anrede und bereiten Entgegnung; die erstere lautet: „Nun sage mir, Meister Traugmund, zweiundsiebzig Lande sind dir kund!“ Die erste Fragenstrophe betrifft Eigenheiten, meist fabelhafte, verschiedener Vögel und andrer Geschöpfe, die weitern Aufgaben und Lösungen sind diese: „Was ist weißer denn der Schnee? was ist schneller denn das Reh? was ist höher denn der Berg? was ist finstrer denn die Nacht? — Die Sonne (anderwärts der Tag) ist weißer denn der Schnee, der Wind (das Windspiel?) ist schneller denn das

Reh, der Baum ist höher denn der Berg, der Rabe schwärzer denn die Nacht. — Durch was ist der Rhein so tief? oder warum sind Frauen so lieb? durch was sind die Matten so grün? durch was sind die Ritter so kühn? — Von manchem Quell (ursprunge,
5 D. Gramm. III, 387.) ist der Rhein so tief, von hoher Minne sind die Frauen lieb, von manchen Würzen (Kräutern) sind die Matten grün, von starken Wunden sind die Ritter kühn. — Durch was ist der Wald so greis'? durch was ist der Wolf so weiß? durch was ist der Schild verblichen? durch was ist manch gut Gesell von dem
10 andern entwichen? — Von manchem Alter ist der Wald greis' von unnützen Gängen ist der Wolf weiß, von mancher starken Heerfahrt ist der Schild verblichen, untreuen Sibichen (Name des treulosen Ratgebers in der Heldensage) ist manch gut Gesell vom andern entwichen (a. von Alter wird der Wolf greis', von
15 Duft und Schnee wird der Wald weiß, von großen Schlägen und Stichen ist Schild und Helm verblichen, von großer Untreu ist ein gut Gesell von dem andern gewichen). — Was ist grüner als wie der Klee? was ist weißer denn der Schnee? was ist schwärzer denn die Kohle? was zeltet rechter (geht bessern Paß-
20 gang) denn das Fohlen? — Die Elster ist grün als wie der Klee, und ist weiß als wie der Schnee, und ist schwärzer denn die Kohle, und zeltet recht als wie das Fohlen."

Traugmund, wie der fahrende Mann angeredet wird, ist ohne Zweifel derselbe Name, der im Gedichte von Orendel Trage-
25 mund gedruckt und einem armen wallenden Manne gegeben ist, dem auch zweiundsiebzig Reiche kund sind; ein Seitenstück ist der Name Warmund, wie der fromme Pilgrim heißt, der zum heiligen Oswald kommt und dem wieder die gleiche Länderkunde zugeschrieben wird. Die Anrede „Meister Traugmund" scheint auf
30 den Doppelsinn hinzuweisen, der in solchen Wettgesprächen zu spielen pflegt. Sie wird zuerst gebraucht, nachdem der Ankömmling die hergebrachte Willkommfrage: wo er die Nacht gelegen? mit geschickter Wendung erledigt hat. Das Nachtlager ohne Obdach, hinter der Dornhecke, wandelt er zum herrlichsten um,
35 sein Dach war der gestirnte Himmel und sein Bett mit Rosen umsteckt. Auf dieselbe Frage antwortet in der nordischen Saga der als Salzbrenner verkleidete Fridthjof: er sei bei Ulf (at Ulfs) über Nacht gewesen. Da kein Bauer dieses Namens in der Nähe wohnt, so errät der Herr des Hauses, daß Fridthjof im Walde,
40 beim Wolf, übernachtet, auch erkennt er in demselben einen Mann, der mehr denke, als er spreche, und weit um sich schaue. Bei Saxo äußert der Fragende am Schluß eines ähnlichen Wortkampfs: er sei durch dunkeln Umschweif betrogen worden.

Die Rätsel selbst sind im Traugmundsliede von anderer Art, als die bisher besprochenen, und zwar von einer sehr einfachen, die eben darum der Erklärung aus dem Sinne verschwundener Zeiten bedarf. Sie beziehen sich zunächst auf Eigenschaftswörter, besonders der Farbe, und suchen den Gegenstand, dem dieselben in vollstem Maße zukommen. Den deutschen Volksliedern ist mit den aus dem Volksgesange hervorgegangenen Heldengedichten die große Einfachheit der Beiwörter und Vergleichungen gemein: der grüne Wald, das tiefe Tal, der kalte Brunnen, der rote Mund, die weiße Hand, der lichte Schild, der kühne Held, der getreue Mann; dann vergleichend: schneeweiß, schwarz wie Kohle, rabenschwarz, grün wie Gras oder Klee. Diese anspruchslosen Bezeichnungen sind doch darum keineswegs müßige, nichtssagende, sie lassen den Gegenstand eben in der Beschaffenheit, die sie angeben, zumeist in seinem frischesten, vollkommenen Zustand erscheinen, den Wald in seiner Grüne, den Mund in seiner Jugendröte, den Mann in seiner Tüchtigkeit. Mögen derlei Beiwörter in der Dichtersprache zu schlicht bedünken, so machen sie umgekehrt einen dichterischen Eindruck in der Sprache des alten Rechts, wenn die Weistümer von den Vögeln im grünen Wald, oder auch vom grauen, düstern, finstern Walde, vom roten Schilde, vom lichten Tag und der schwarzen Nacht sprechen. Hier und dort erweist sich das unerloschene Sprachgefühl, dem auch das einfachste Wort noch seine ganze, sinnliche oder sittliche Bedeutung hat; man sah die Farbe, den Tag, die Nacht glänzen und dunkeln, man blickte den hohen Berg hinan und in das tiefe Tal hinab, man fühlte den Stich ins Herz bei dem Worte: ungetreu. Der wache Sinn, welcher hierbei tätig war, mußte sich weiter angeregt finden, Gegenstände derselben Eigenschaft zu vergleichen und denjenigen, der in ihr für musterbildlich galt, durch einen andern noch zu überbieten. Diese Aufgabe stellen die angeführten Rätsel des Traugmundliedes: es soll ein Weißeres aufgefunden werden, als der Schnee, ein Schnelleres, als das Reh. Anderswo:

Was ist auch weißer dann der Schnee?
und was ist grüner dann der Klee?
Der Tag ist weißer dann der Schnee,
das Merzenlaub (des Lenzen Laub?) grüner als der Klee;

oder auch:

die Saat grüner als der Klee.

Solch achtsames Auge für die Färbung in der Farbe bewährt auch im künstlichen Ausdrucke des Minnesingers Hug von Werbenwag: „Mit schöner Grüne grünt das Tal, aus Röte glästet Rot, hier gelber Gelb, dort blauer Blau, da weiß der weißen Lilien
5 Schein, Gott färbet Farbe viel der Welt, noch besser anderswo (jenseits) die Welt.“ Es zeigt sich in diesen Steigerungen neben der Schärfe der sinnlichen Beobachtung zugleich ein Streben nach dem Urbild, nach Vergeistigung und Läuterung des Erscheinenden. Schneller als das Reh ist nach dem deutschen Liede
10 der Wind, nach einem dänischen der Sinn; weißer als der Schnee sind die Sonne, der Tag, halbmythische Wesen, weißer als der Schwan, im dänischen Liede, die Engel. Die Bedeutsamkeit der Liederfragen pflegt im Fortgange zu wachsen, und so ist die abgehandelte Rätselfolge das Vorspiel einer zweiten, die entschie-
15 dener und ernster ihre Richtung nach innen in der Weise nimmt, daß sie durch Frage und Antwort, je dem Naturbilde ein Bild aus dem Menschenleben und der Gemütswelt, dem sinnlichen Beiworte des erstern das seelenhafte des letztern zur Seite gehen läßt. Der Rhein ist so tief von der Menge der Quellen, die Frauen
20 sind so lieb von hoher Minne, edelster Liebe, auf beiden Seiten ein unergründliches, wie auch im litauischen Gespräch an der Quelle: „Reden wollen wir ein Wörtlein, denken einen Gedanken: wo der Quelle Tiefstes, was der Liebe Liebstes?“ Die Matten sind grün von der Menge der Kräuter, die Ritter kühn
25 von starken Wunden, die frischgrüne Wiese, das freudige Heldenherz werden in Vergleichung gebracht. Vgl. Parz. 96, 15 ff.:

> daz velt was gar vergrüenet,
> daz plœdiu herzen küenet
> und in gît hôchgemüete.

30 Wie aber ritterliche Kühnheit durch Wunden genährt werde, sagt Hagen, von Iring durch den Helm verwundet (Nib. Str. 1994):

> daz ir von mîner wunden die ringe sehet rôt,
> daz hât mich erreizet ûf maneges mannes tôt.

35 Dieser Rätselgruppe, worin tiefer Strom und hohe Minne, Wiesengrün und Heldenkühnheit das volle, kräftige Leben aufleuchten lassen, tritt nun eine andre gegenüber, in der die Farben verblassen, alle Lust und Herrlichkeit zusammensinkt. Der Wald ist greis' von Duft und Schnee, der Wolf gewitzigt von vergeblichen
40 Gängen, grau von Alter, wie wir ihn bei den Liedern aus der Tierfabel kennen gelernt, besonders ergab schon Merlins Gesang

die Zusammenstellung des winterlichen Waldes und des altersgrauen, hungernden Wolfes. Der Schild ist bleich geworden von mancher starken Heerfahrt, ein guter Gesell ist dem andern entwichen durch ungetreue Sibiche, durch Anstiftung treuloser Ratgeber; sonst wird der Schild als der lichte, scheinende bezeichnet, jetzt hat er seinen Glanz verloren im Sturm der Kämpfe, wie es im Heldenliede heißt (Nib. Str. 1559):

des wâren den von Tronje ir schilte trüebe und bluotes naz;
(vgl. 217, 4.)

Sibich, der boshafte Ratgeber des Königs Ermenrich, ist als Unheilstifter sprichwörtlich, durch ihn sind die bösen Räte in die Welt gekommen. Auch in sich hat diese zweite Gruppe Gliederung und Fortschritt, im ersten Rätselpaare der bereifte Wald und dazu ein lebendiges Wesen, der umschweifende graue Wolf, im folgenden Entsprechendes aus dem Heldenleben, erst äußerlich der erbleichte Schild, dann das innerste Verderben, die Untreue, die den Genossen im Stiche läßt. Düstre Färbung der Natur bei unseligem Ereignis in der Menschenwelt war auch der Rechtssprache nicht fremd, der Mörder wurde verfolgt mit Wehegeschrei und Glockenklang: „durch den düsteren Wald, als lange bis ihn die schwarze Nacht benahm;“ er versinkt in Finsternis und Grauen. Das Lied endet mit dem Rätsel von der Elster, worin wieder für die drei Farben weiß, schwarz und grün Maß und Steigerung gesucht wird, alle drei spielen in ihrer Vollkommenheit auf dem Gefieder dieses Vogels. Einem niederdeutschen Volksrätsel ist das Jahr ein Baum mit 52 Nestern, jedes Nest hat sieben Junge und jedes Vöglein ist halb schwarz halb weiß, je Tag und Nacht vorstellend. Die Farben der Elster insbesondre dienen im Eingang des Parzival zum Bild einer Seele, die zweifelhaft zwischen Mannheit und Verzagen, damit aber zwischen Himmel und Hölle schwankt; der unstete Geselle hat allein die schwarze Farbe und wird auch einstens die der Finsternis tragen, an die blanke hält sich Der mit unsteten Gedanken. Es muß auffallen, daß auch das Rätsel von der Elster unmittelbar auf das vom unsichern Gesellen folgt; will man aber auch zwischen beiden Gedichtstellen keine nähere Beziehung suchen, so beweist doch jene im Parzival, daß es der Einbildungskraft nicht zu ferne lag, die bunte Elster sinnbildlich, als fliegendes Beispiel (Gleichnis), wie Wolfram sich ausdrückt, zu verwenden. Im Rätselliede konnte sie bedeuten, was ein finnisches Sprichwort vom Spechte sagt: „Der Specht ist bunt im Walde, das Menschenleben noch bunter.“

Dem offenen Rahmen solcher Lieder konnte leicht Fremdartiges eingefügt werden und Zugehöriges entfallen. Die Rätsel, die im Traugmundsliede zusammengefaßt sind, mochten längst in der Überlieferung vorhanden sein und zuvor schon mehrfachen
5 Durchgang genommen haben, wie auch die meisten sonst zerstreut oder in andern Verbindungen vorkommen; manche tragen noch Spur des ursprünglichen Stabreims, und von all diesem äußeren Wandel konnten auch Inhalt und Bedeutung nicht unberührt bleiben. Aber nicht weniger glaublich ist, daß solche
10 Rätsel von alters her nicht einzeln gingen, sondern in sinnige Zusammenhänge gebunden waren, und es zeugt hierfür die gleichfalls überlieferte Form der prüfenden Wechselrede zwischen dem Wirt und dem Gaste. Welche Veränderungen und Verluste das Traugmundslied erfahren hat, die erhaltenen Züge bekunden noch
15 immer ein Gesamtbild. Mitten inne die beiden Felder des Hauptgemäldes, auf dem einen der tiefe Rhein und die minnigliche Frau, die grüne Matte mit dem kämpfenden Ritter, auf dem andern der graue Wald und der greise Wolf, der bleiche Schild und der verratene Heergesell; am Rande, rechts und links, sym-
20 bolische Gestalten, hier der lichthelle Tag und der schneeweiße Schwan, dort die finstre Nacht und der schwarze Rabe; obenüber die gaukelnde Elster, hell und dunkel zugleich; unten am Rosenhage gelagert, der Pilgrim, wie er den Rätseln des Lebens nachsinnt. Indem der fahrende Mann auf alle die Fragen Bescheid
25 weiß, welche dieses Gesamtbild heraufführen, bewährt er, daß er das Leben von der Lichtseite und der Schattenhalde erkannt und empfunden habe.

Nahe gesippt ist dem Meister Traugmund der Meister Irregang, der sich in einem Reimspruche des 13. Jahrhunderts
30 vernehmen läßt: Solange der Mann schweigt, weiß niemand was er kann, mit Worten soll man sich künden, Gutes (Reichtums) wird man freudenreich, von Wunden wird man kühn, Heerfahrt hat stets Müde gebracht, von Krankheit wird man mühselig, durch Trägheit unwert; doch gut ist in der Not, was der
35 Mann gelernt hat, verliert er was er je gewann, er behält doch was er kann. Von diesen allgemeinen Betrachtungen leitet der Sprecher zu seiner eigenen Kunst über, die so mannigfach ist, daß sie das Treiben aller Stände und Gewerke umfaßt; in bunter Reihe zählt er seine Fertigkeiten auf, namentlich folgende: er
40 kann sagen und singen, laufen und springen, ein guter Fürsprech sein, einen Wein kosten, ein Glücksspiel gewinnen und verlieren, Met aus Honig machen, der Bücher ist er kundiger denn sein Meister war, zweien Gesellen kann er den Gewinn teilen, eine

Wunde mit Salbe heilen, einen Wagen verfertigen, ein gut Schwert schmieden, das Kaiser Friedrich mit Ehren führen würde in Zorn und Güte, Hüte kann er machen, Schilde färben, Ritter rüsten, selbst mit Harnisch reiten, stechen und streiten, turnieren, Schachzabel und Brettspielen, jeglichem gute Antwort geben, schneiden und weben, eine Wiese mähen, einen Acker säen, ein Rind jochen, einen Teig kneten, einen Faden zwirnen, eine Magd zur Frau machen, einen Hasen jagen, ein Horn blasen, einen Wald fällen, ein großes Heer zu saglichen Dingen (zu Ruhme) bringen, ein Mühlwerk herrichten, ein Haus zimmern, Pfennige schlagen, Glocken gießen, mit der Armbrust schießen; nun er aber all dies Wunder kann, hat der Kaiser ihm Harfen- und Rotenspiel, Dreschen und Wannen verboten und verbannt; käm' eine Wanne in seine Hand, der Hagel schlüg über alles Land, drösch er einem sein Korn, es wär' allsamt verlorn, deckt' er einem sein Haus, den trüge man tot daraus, mistet' er einem den Stall, die Seuche schlüg' überall, ging' er jemand über sein Geschirr, es ginge dem alles wirr. Zum Schlusse spricht er: „Irregang heiß' ich, manch Land weiß ich, mein Vater Irgang (?) war genannt, er gab mir das Erb' in meine Hand: ob ich in einem Land verdürbe, daß ich im andern nach Ehr' erwürbe; nun bin ich nicht verdorben, ich hab' keine Ehr' erworben, ich geh' im Reiche von Land zu Land, wie der Fisch in dem Sand, in eines hübschen Knaben Weise begeh' (such') ich meine Speise mit mancherhand ohn allen Wank (Fehl), also sprach Meister Irregang." Die unnütze Vielgeschäftigkeit der fahrenden Leute wird mehrfach gerügt und verspottet. So der Kanzler um 1300: „Ein gehrender Mann trügt, der andre kann wohl Tafelspiel, der dritte treibt Hoflüge (hoveliuget), der vierte ist gar ein Gumpelmann (Gaukler)" usw. (MS. II, 390a). In einem altfranzösischen Schwanke bekämpfen sich zwei Spielleute, indem je einer den andern lästert und seine eigenen Geschicklichkeiten herausstreicht, diese bestehen im Singen und Sagen, in der Meisterschaft auf allen Instrumenten, worunter auch Harfe und Rote genannt sind, in Tafelspiel (p. 299: si sai meint beau geu de table), Gauklerkünsten, Zauberei (300 d), Wappenkunde, Liebesrat, Kranzflechten usw. besonders aber rühmt sich der eine, er sei ein trefflicher Arbeiter (ovriers) und könnte viel Geld verdienen, wenn er gemeines Handwerk treiben wollte, allein er sei ein solcher, der die Häuser mit Pfannkuchen decke, Katzen zur Ader lasse, Ochsen schröpfe, Eier einbinde, Zäume für Kühe mache, Handschuhe für Hunde, Kopfzeug für Ziegen, Harnische für Hasen, so stark, daß diese sich nichts um die Hunde kümmern; es gebe

nichts auf der Welt und in der Zeit, das er nicht gleichbald zu fertigen wisse. Das Dachdecken, Wundensalben, Rindjochen, Hutmachen, Waffenschmieden des deutschen Spruches kehrt hier possenhaft wieder, im Sinne spielmännischen Müßiggangs und Tandes.
5 Ein Troubadour des 12. Jahrhunderts, Marcabrun, prahlt in seiner frechen Selbstschilderung: „Gelobt sei Gott und St. Andreas, daß niemand, soviel ich merke, gescheiter ist, als ich; im Spiele bin ich gewandt, ein Kluger sieht sich vor, wenn es zum Teilen geht; niemand versteht sich besser auf das Ringen nach bre-
10 tonischer Art, auf das Prügeln oder Fechten, ich erreiche jeden und schirme mich zugleich, niemand aber kann sich vor meinen Streichen decken; in fremdem Gehölze jage ich, wann ich will; ich bin so voller Spitzfindigkeiten und Vorwände, daß ich nur zu wählen brauche; jeder hüte sich vor mir, denn mit diesen Künsten denke
15 ich zu leben und zu sterben." Spiel, Ringen, Fechten, Jagen ist hier bildliche Bezeichnung geistiger Gewandtheit, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kunstdichter, einer der ältesten des südlichen Frankreichs, einen volksmäßigen Spielmannsspruch vor Augen hatte, worin jene Fertigkeiten im Wortsinne genommen
20 waren. Das deutsche Spruchgedicht hat nicht so entschiedenen Volkston, wie das Traugmundslied, gleichwohl steht der Verfasser desselben auf der Seite der Volksänger und wenn er des fahrenden Tausendkünstlers zu spotten scheint, so mag doch sein eigentliches Ziel ein andres gewesen sein. Meister Irregang will ein Schwert
25 schmieden, das der Kaiser Friedrich in Zorn und Güte mit Ehren führen würde, das kaiserliche Schwert ist bekanntes Sinnbild der weltlichen Gewalt, in Zorn und in Güte geführt, kann es die Handhabung der Reichsgewalt zur Strenge und Milde bedeuten. Geht dieses vollkommene Schwert dem Kaiser Friedrich ab? Vom
30 Kaiser heißt es weiterhin, im Wendepunkt des Gedichts, er habe dem Meister Harfnen und Roten verboten, Dreschen und Wannen verbannt, weil in seiner Hand alles zum Verderben ausschlüge; auch das Dachdecken, Stallfegen und Anschirren ist, nach dem Folgenden, unter das Verbot zu zählen. Wie hier Harfe und
35 Rote mit Dreschen und Wannen zusammenstehn, so kreuzen sich im vorhergehenden die Künste des Fahrenden: Sagen, Singen Springen, Schach- und Brettspiel, Antwortgeben (Rätsellösung), mit den unentbehrlichsten Arbeiten und Betrieben des täglichen Lebens, sie werden hierdurch mit diesen in gleiche Berechtigung
40 gestellt, auch sie sind erlernt, um ihren Mann zu ernähren; einen Bann auf sie werfen, ist dasselbe, als wollte man Dreschen, Wannen und Dachdecken verbieten, weil die Hand des Arbeiters eine unselige sein könnte. Die fahrenden Leute waren rechtlos

und die Schärfe der öffentlichen Gewalt kam von Zeit zu Zeit über sie. Fiel ein solcher Schlag mitten in der schönsten Ernte, so traf er am härtesten. Im Jahre 1235 wurde zu Worms die Vermählung Friedrichs II. mit Isabellen von England stattlich gefeiert, dabei findet ein Zeitgenosse der Aufzeichnung wert, daß der Kaiser den Fürsten anempfohlen habe, nicht auf herkömmliche Weise Gaben an die Spielleute zu vergeuden, was er für eine große Torheit erachtet. Je zahlreicher und begehrlicher zu so glänzendem Feste das Volk der Fahrenden herbeiströmte, um so gemeinkundiger und empfindlicher mußte bei ihm dieser Ausspruch kaiserlicher Ungunst nachwirken. Welches aber der besondre Anlaß des Spruchgedichts sein mag, eine allgemeinere, überlieferte Grundform ist auch hier nicht ausgeschlossen, für eine solche spricht schon die Begegnung mit den beiden romanischen Stücken. In den nordischen Sagen ist die Frage nach den Fertigkeiten des Mannes, der sich als Wintergast einstellt, auf eine wiederkehrende Formel gebracht. Örvarodd, der unter dem Namen Vidhförull, Weitfahrer, zum Hunnenkönige kommt und um seine Künste befragt wird, verleugnet diese, bewährt sich aber nachher als Meister im Bogenschießen, Schwimmen und Zutrinken. Auf dieselbe Frage antwortet Nornagest: er spiele die Harfe und erzähle Sagen. Aber auch von umfassender Aufzählung des Wissens und Könnens ist ein altnordisches Muster vorhanden, im Runenspruche der Edda; hier rechnet der Runenkundige achtzehn Lieder her, durch die er sich aller Verhältnisse des tätigen Lebens bemächtigt, das eine hilft ihm in Streitsachen (sökum?), das andre macht ihn zum Arzte, mittels weiterer kann er den Haß unter Königssöhnen ausgleichen, Genossen mächtig und heil zu und aus der Schlacht führen, den Sinn der Weiber sich zuwenden u. a. m. Ebensolcher Künste rühmt sich Meister Irregang, nur auf seine Art, ohne Runenzauber. Daß aber auch sein Spruch eine Grundlage hat, die auf ernstere Gesamtauffassung des menschlichen Lebens und Treibens berechnet war, deutet der Eingang an, worin mit wenigen Zügen Tüchtigkeit und Schlaffheit, ganze und gebrochene Kraft des Mannes bezeichnet wird, teilweise mit denselben, die das Traugmundslied farbiger hervorhebt: wie von Wunden der Mann kühn wird und wie Heerfahrt ihn aufreibt. Das Rätselwesen ist nur etwa darin berührt, daß Irregang jeglichem Knechte gute Antwort zu geben weiß. Fast wortgleich mit dem Liede sagt er: in eines hübschen Knaben Weise such' er seine Speise. Ein alter Zusammenhang dieser Dichtungen ist nicht zu verkennen; beide Wanderer wollen das Leben erfassen, Traugmund innerlich anschauend, in Rätselbildern

Irregang tätlich, in jeder gangbaren Kunstübung und Fertigkeit. Beide sind Wesen allgemeiner Bedeutung, namentlich erscheint Irregang auch anderwärts, um mancherlei Weistum das Land durchfahrend, mit einem Gesellen Girregar (Spielmannsname)
5 und mit seinen verführerischen „Leichen" (Singweisen).

Ein dänisches Lied, dessen beiläufig gedacht worden, die Ballade vom jungen Vonved, trifft in der Art der einzelnen Rätsel mit dem Traugmundsliede zusammen, aber eine sinnreiche Verknüpfung zeigt sich nur noch stückweise: „Wo geht die Sonne
10 hin zu Rast? und wo ruhen des toten Mannes Füße? Gen Westen geht die Sonne zu Rast, gen Osten ruhen des Toten Füße." Dagegen ist in dieser Ballade die Bedeutung der Rätselaufgabe eigentümlich und tief. Der junge Vonved sitzt in der Kammer und schlägt die Goldharfe, da tritt seine Mutter ein und mahnt ihn,
15 den Tod seines Vaters zu rächen, die Harfe mög' er einem andern leihen. Vonved bindet sein Schwert um: wann die Steine anheben zu schwimmen und die Raben weiß zu werden, nicht eher soll sie ihn wieder erwarten, er habe denn Rache genommen. Seine Fahrt ist voll seltsamer Abenteuer, ungeheurer Kämpfe und
20 Reiterstücke, in denen sichtlich Verwirrung und Mißverständnis herrscht, so erlegt er nach viertägigem Fechten den Tiermann, der sich rühmt, ihm den Vater erschlagen zu haben. Die Rätsel sind in der Weise eingewoben, daß Vonved sie den Hirten, die auf dem Felde weiden, oder einem Ritter, der
25 ihm begegnet, zu erraten gibt, in einer schwedischen Fassung sind es Pilgrime; wer nicht antwortet, wird alsbald erschlagen, wer Bescheid weiß, mit einem Goldringe beschenkt. Die letzte Frage ist immer nach Kämpen, mit denen er anbinden kann. Bei seiner Heimkehr von dieser wilden Fahrt haut er auch seine Mutter in
30 Stücke und schlägt dann die Goldharfe so lange, bis alle Saiten entzwei gehn. Schon der erste Herausgeber des Liedes, am Schlusse des 16. Jahrhunderts, bemerkt, daß es mit großen Verschiedenheiten gesungen werde; statt Vonved lautet in schwedischer Aufzeichnung der Name des Helden Swanewit, beides
35 wohl Entstellung des altnordischen vanvitr, wahnwitzig. Vergleicht man Eingang und Ende, wie dort der Jüngling sich mit dem Harfenspiele vergnügt, wie er hier die Saiten zum Zerspringen schlägt, verfolgt man den maßlosen Ungestüm seines irren Ritts, so bewährt es sich, daß die Mutter mit dem Gedanken
40 der versäumten Vaterrache den Wahnsinn in seine Seele warf, dessen zorniger Ausbruch zuletzt auf sie selber fällt. Die Rätselaufgabe zieht sich zu bedeutend hindurch, als daß sie nur für anbahnende Prüfungsformel genommen werden könnte; die Hast,

mit der stets wieder gefragt wird, der Jähzorn über die ausbleibende Lösung, das Vergnügen über die „gewissen Antworten", erheischen einen Bezug zu dem inneren Zustande des Fragenden; galt nun die Rätselkunde für ein Zeichen des Verständnisses, so ist es umgekehrt ein Merkmal des Irrsinns, den Schlüssel der eigenen Rätsel verloren zu haben und ihn ratlos von andern fordern zu müssen. Die geistliche Wendung eines Teils der Rätsel gehört mit zu den vielfachen Verdunklungen des uralten Liedes.

Ausforschende Wechselrede diente noch besonders zur Losung unter den Angehörigen derselben Genossenschaft, so in den Handwerksgrüßen, Weidsprüchen, Empfahungen der Sänger. Der Handwerksgruß, das Empfanggespräch zwischen dem Wandergesellen und dem Altgesellen der Zunft, vertrat in Zeiten, da noch keine Wanderbücher gebräuchlich waren, den Ausweis des Fremden. Er wird gefragt, wo er herkomme? wie er sich nenne? wo er gelernt? wo er seinen Gesellennamen bekommen und wer dabei gewesen? Fragen und Antworten, häufig mit dem Reime, bewegen sich noch in den Formeln und dem neckischen Tone der alten Wettgespräche, obgleich die Aufzeichnungen, welche hier benützt werden können, nicht über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaufreichen; die Witze haben den Beischmack der Zunftschenke, doch nicht ohne die Spur eines frischeren Ursprungs, bis zur Rätselfrage gehen die vorliegenden Muster nicht mehr. Wenn der Geselle zur Herberge kommt, muß er den Bündel samt dem Mantel auf beiden Achseln tragen und, wenngleich Sommerszeit die Tür offen steht, muß man sie erst zumachen, worauf er anzuklopfen, hineinzugehen und den Gruß abzulegen hat. Wie im Streite des Sommers mit dem Winter, sagt der Altgeselle: „Frag' ich dich nicht recht, so bist du mein Herr und ich dein Knecht" usw. Der staubige, struppige Aufzug des Wandergesellen wird verspottet, die Fragen über seinen Weg verkehrt er zu allerlei Schwänken, die Erkundigung nach seinem Namen und wo er diesen bekommen, ob er ihn ersungen oder ersprungen? weckt lustige Erinnerungen an die Feierlichkeit des Gesellentaufens; wenn nämlich der Lehrjunge zum Gesellen werden sollte, so fand eine scherzhafte Taufe durch den Gesellenpfaffen unter Beistand zweier Paten statt, wobei der Täufling irgend einen seltsamen Namen erhielt, wie auch Pfaffe und Paten bereits solche führten. Die Angabe dieses Gesellennamens gehörte mit zu den kurzweiligen Antworten beim Handwerksgruß und erinnert an die verblümten Wandrernamen der ältesten Fragelieder. Nach abgemachter Ausfrage trinkt der Wirt dem Fremden zu: „Ich bringe dir diesen freundlichen Trunk auf und zu, im Namen meiner und

deiner, im Namen aller ehrlichen Gesellen, die hier in Arbeit stehen, die auf grüner Heide gehen, die vor uns gewesen sind, die nach uns kommen werden.“ Man sieht durch die runden Scheiben der Zunftstube den mitbedachten Wandrer auf grüner
5 Heide.

Weidsprüche, „wodurch ein Jäger den andern geprüft hat und wodurch sie sich zu belustigen pflegten,“ sind zahlreich aufgezeichnet. Sie betreffen großenteils die genaue Kenntnis der Fährten und Zeichen des Wildes, sowie ihrer kunstmäßigen Be-
10 nennungen. Manche sind aber auch vollkommene Rätselaufgaben. Unter diesen begegnet man den schon bekannten vom Schnee und vom Tage, vom Klee und der Saat, vom Raben und der Nacht, vom greisen Wolf und dem weißen Walde, jedoch mit weidmännischer Schlußwendung. Die eigentümlichsten, waldfri-
15 schesten aber, den Dichtungen des vorigen Abschnitts verschwistert, beschäftigen sich mit dem Schmucke des Forstes, dem Hirsche. Im Traugmundsliede spielen Licht und Schatten des menschlichen Daseins, die zerstreuten Weidmannsrätsel lassen sich zum Lebenslaufe des edeln Hirsches ordnen:

20 Höre, Weidmann, kannst du mir sagen:
was hat den edeln Hirsch vor Sonne und Mond über den Weg getragen?
wie kann er über den Weg sein kommen,
hat ihn weder Sonne noch Mond vernommen?
„Das will ich dir wohl sagen schone, die liebste Mutter sein
25 trug den edeln Hirsch über den Weg hinein.“
Jo ho ho, mein lieber Weidmann,
wo hat der edle Hirsch seinen ersten Sprung gethan?
Jo ho ho, mein lieber Weidmann,
„das will ich dir wohl sagen an:
30 aus Mutterleib ins (grüne) Gras,
das dem edeln Hirsch sein erster Sprung was.“

Weidmann, lieber Weidmann, sag' mir an: was hat der edle Hirsch vernommen,
wie er ist hochwacht (aufrecht?) von seiner Mutter Leib gekommen?
35 „Das will ich dir wohl sagen: den Tag, den Sonnenschein
hat er vernommen sein,
und auf einer grünen Heide
hat er vernommen seine Weide.“

Weidmann, sag' mir an:
40 was hat der edle Hirsch bei einem reinen fließenden Wasser gethan?
„Er that einen frischen Trunk,
darvon wird sein junges Herze gesund.“

Lieber Weidmann, sag' mir an:
was hat der edle Hirsch zu Feld gethan?
„Er hat gerungen
und gesprungen,
und hat die Weid zu sich genommen, 5
und ist wieder gen Holz gekommen."

Lieber Weidmann, sag' mir hübsch und fein:
was bringet den edlen Hirsch von Feld gen Holz hinein?
„Der helle lichte Tag und der helle Mondenschein
bringt heut den edlen Hirsch vom Feld gen Holz hinein." 10

Lieber Weidmann, sag' mir fein:
was gehet vor dem edlen Hirsch gen Holz hinein?
„Sein warmer Athem fein
gehet vor dem edlen Hirsch gen Holz hinein."

Weidmann, lieber Weidmann hübsch und fein: 15
was gehet hochwacht vor dem edlen Hirsch von den Feldern gen [Holze ein?
„Das kann ich dir wohl sagen:
der helle Morgenstern, der Schatten und der Athem fein
gehet vor dem edlen Hirsch von Feldern gen Holze ein."

Sag' an, mein lieber Weidmann: 20
was rührt den edlen Hirsch weder unten noch oben an?
„Der Athem und die Bilde (Schatten) fein
rühren den edlen Hirsch weder oben noch unten fein."

Weidmann, lieber Weidmann hübsch und fein,
sag' mir: wann mag der edle Hirsch am besten gesund sein? 25
„Das kann ich dir wohl sagen für: wann die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein,
pflegt der Hirsch am allergesündsten zu sein."

Lieber Jäger jung, thu mir kund:
was macht den edlen Hirsch wund 30
und den Jäger gesund?
„Der Jäger und sein Leithund
machen den edlen Hirsch wund,
und eine schöne Jungfrau macht den Jäger gesund."

Sag' an, mein lieber Weidmann: 35
wie spricht der Wolf den edlen Hirsch im Winter an?
„Wohlauf, wohlauf, du dürrer Knab, du mußt in meinen Magen,
do will ich dich wohl durch den rauhen Wald hintragen."

Es gibt auch einen niederdeutschen Feldspruch oder Schäfergruß. Wer diesen weiß, ruft dem Weidgenossen zu: „Hochgelobter Feldgeselle, vielgeliebter Tütinshorn!“ Die Wechselrede spricht neckisch und halbversteckt von den Schafen und dem 5 Wolfe: „Bruder! was machen deine Dinger?“ — „Hoch in Lüften, tief in Klüften, hinten über Berg und Tal, da gehn die Dinger allzumal.“ — „Hast du das Eeschen kürzlich gesehn?“ — „Was wollt' ich's nicht gesehen haben!“ — „Nahm er dir auch einen?“ — „Meinst, daß er mir einen brachte?“ — „Sprang 10 er dir auch über'n Graben?“ — „Meinst, daß ich ihm einen Steg überlegte?“ — „Schicktest du ihm deinen Köter nicht nach?“ — „Meinst, daß ich ihm Kyrie eleison nachsang?“

Wenn Handwerker, Jäger und Schäfer ihren Grüßen und Prüfungen dichterische Form und Farbe liehen, so darf man 15 dieselbe Übung am sorgfältigsten ausgebildet bei der Genossenschaft erwarten, die der Pflege des Liedes eigens gewidmet war, in der Singschule. Wirklich war der Gruß die Empfahung, dem Wort und Wesen nach, im Meistergesange heimisch und auch hier der Rätselfrage verschwistert. Schon in der ersten Hälfte 20 des 13. Jahrhunderts, bevor noch der Kunstgesang sich fester zünftet, nehmen die Liederformen desselben auch das Rätsel in sich auf. Erst erscheint es vereinzelt und sparsam, je mehr aber die Liederdichtung sich dem Lehrhaften zuneigt, je förmlicher zugleich die Schule sich heranbildet, um so gebräuchlicher wird 25 die Verkettung mehrerer Fragen zu einem größeren Zusammenhang. Es ist der Rätselaufgabe natürlich, daß sie einen sucht, der sie löse, die Frage des Sängers aber verlangt Antwort eines andern Sängers. Dies nimmt schon Walther von der Vogelweide für herkömmlich an, er fragt um die Zukunft des 30 deutschen Landes, die er als dunkles Rätsel (bîspel) bezeichnet und schließt mit den Worten: „Meister, das find!“ Die Aufforderung zum Erraten, an den oder die „Meister“ gerichtet, ist auch weiterhin gangbare Formel, deren stetige Fortdauer bis in die zunftmäßige Singschule dafür zeugt, daß unter diesen 35 Meistern nicht überhaupt weise, gelehrte Leute, sondern die Meistes des Gesanges verstanden seien. Für den Wettstreit der Sänger unter sich war auch nichts geeigneter, als das Rätsellied, besonders seitdem das Lob freigebiger Fürsten zu verhallen anfing und der Gesang, der sich immer mehr von den Höfen 40 zum Bürgerstande hinüberzog, in den Geheimnissen des Glaubens seinen höchsten und beliebtesten Gegenstand gefunden hatte. So nahm die Wettfrage wieder den dogmatischen Standpunkt ein, den sie, nur auf anderer Stufe, in den nordischen

Runenliedern innegehabt. Die einfache Weise der Volksrätsel konnte nun freilich weder dem schwierigeren übersinnlichen Gegenstande, noch dem Kunstbestreben der Sangesmeister taugen. Ihre Rätsel sind mehr oder weniger spitzfindig ausgesonnen, weitläufig ausgeführt, halbgelehrten Anstrichs, künstlich in Sprache, Reim 5 und Strophenbau. Volksmäßiges Erbstück ist gleichwohl die Form, in welcher die bürgerlichen Sänger zu Wettstreit und Rätselfrage zusammentreten. Meister Regenbogen, ein Schmied zu Ende des 13. Jahrhunderts, verläßt um des Gesanges willen den Amboß und zieht an den Rhein, wo die besten Sänger sein sollen, 10 an deren Spitze, zu Mainz, Heinrich Frauenlob steht; in seinem Grußliede dankt er den Meistern, daß sie ihn schön empfangen haben, da er aus fremdem Lande hergekommen, sofort aber ruft er sie auf, sich mit ihm, dem Gaste, zu versuchen, wer den Preis des Gesanges behalte; nur den Meister, den man Frauenlob 15 nenne und der mit seiner Kunst manchem Sänger obgelegen, bittet er um Schonung; möchten sie ihn selbst gerne kennen, Regenbogen sei er geheißen, er nenne sich nach dem, der stets ein Meister des Sanges gewesen; um Singens willen häng' er einen Rosenkranz aus, wer ihm den abgewinne, den Meister 20 woll' er kennen; Silben, Reime seien des Kranzes Blätter, gewunden haben ihn die freien Künste. Es sind nun auch Lieder vorhanden, in denen Regenbogen mit Frauenlob wettsingt und sie einander namentlich geistliche Rätsel zu erraten geben; ebenso ein Rätselsingen über Schlaf und Seele zwischen 25 den Meistern Singof und Rumelant aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Grußlied Regenbogens reiht sich den schon erörterten Wandrergesprächen und Handwerksbräuchen ein. Der weither gekommene Gast tritt zum Wettkampf auf den Plan unter Angabe seines angenommenen Namens; diesen 30 hat er nach einem älteren Sangesmeister (vgl. MS. IV, 636a), gerade wie im Schmiedgruße der Wandergeselle Silbernagel unter seinen Namenszeugen auch einen Silbernagel aufführt, denn bei der Gesellentaufe wie bei der wirklichen mochte der Name des Paten manchmal auf den Täufling übertragen wer- 35 den. Hießen Schmiedgesellen Silbernagel und Trifseisen, so nannte man Sänger Frauenlob, Singof, Regenbogen, Suchensinn. Auch spöttische und schimpfliche Namen wurden bei der Gesellentaufe vorgeschlagen, und so predigt Bruder Berthold (gest. 1272) wider die lasterbaren Namen der Sänger 40 und Spielleute, die ihre Taufe verleugnen und nach den Teufeln heißen: Hagedorn, Höllefeuer, Hagelstein; wirklich erscheint unter den Wandersängern derselben Zeit, von denen

Lieder erhalten sind, der Hellefeur. Ein genossenschaftliches Verhältnis unter den Sängern am gleichen Orte blickt frühzeitig durch, im Gudrunliede weiß Horand von Zwölfen, die täglich am Hofe seines Herrn singen, in der Darstellung des
5 Wartburgkriegs, freilich keiner gleichzeitigen, sind die am Hofe des Landgrafen versammelten Meister in ähnlicher Stellung gedacht, Rumelant von Schwaben um 1275 spricht von Meistersingern in der Zwölfzahl, endlich Regenbogens Grußlied spricht zu den rheinischen Sängern als in einer Gesamtheit gegen-
10 wärtigen; wenn er nun zugleich seinen Sängernamen als von einem älteren Sangesmeister überkommen bezeichnet, so kann für eine solche Namengebung wohl schon eine gildenmäßige Förmlichkeit bestanden haben; späterhin gedenken die Satzungen der Singschule ausdrücklich einer Taufe, wobei der Kunstjünger
15 vom Täufer in Gegenwart zweier Paten mit Wasser begossen werde. Selbst den Tönen wurden ihre häufig seltsamen Namen je von dem Dichter unter Zubittung zweier Gevattern gegeben; man taufte die Singweisen, wie man die Glocken taufte. Auch das Aushängen des Rosenkranzes, bei Regenbogen allegorisch,
20 gehört zu den Sängerbräuchen. Im Meistergesange des 15. Jahrhunderts wird mehrfältig der Rosenkranz ausgeboten, und zwar in Liedern, die zu Formularen für die Ausforderung zum Wettsingen bestimmt waren. Bald ergeht diese an den ankommenden Sänger, bald von einem solchen an die ansässigen Meister,
25 und dann hat das Lied auch wohl die Überschrift: eine Empfahung, Gruß; oder es wird ein junger Mann, ein Kunstjünger, aufgerufen, um den Rosenkranz zu werben und die zwölf Meister auszusingen. Der Kranz wird meist bildlich genommen, wie in Regenbogens Grußliede, das einigen dieser Stücke sicht-
30 lich zum Muster diente; Töne des alten Meisters, wenn auch nicht gerade der seines Sängergrußes, werden dabei gerne verwendet. Die bekannte Sage von den zwölf Stiftern der Kunst wird so dargestellt, daß ihnen ein schmucker Rosengarten in Hut gegeben ist, eine Nachbildung der zwölf Helden im Rosen-
35 garten zu Worms. Die Stöcke stehn voll Rosen, das ist jener Meister sinnreiches Gedichte, viele sind nachgekommen und haben dort Blumen gelesen; wer die rechte Bahn geht, dem wird ein Ehrenkranz aufgesetzt. Rosen zum Kranze brechen bedeutet die Kunstwerbung. Aus sieben edeln Rosen, d. h. den sieben freien
40 Künsten, soll das Kränzlein gemacht sein, die Blätter von Goldbuchstaben. Oder es ist mit grauem Seidenfaden gebunden, lichte Rosen darin und blaue Veilchen, ist gespiegelt wie ein Pfau, wer aber die Blätter nicht will zerfallen lassen, der singe von

der unbefleckten Jungfrau, von Gottes Leiden, von den Planeten, Elementen und acht Sphären. Daneben aber wird vom Aushängen des Kranzes, vom Schwenken an der Stange, vom Abgewinnen und Aufsetzen desselben auf eine Weise gesungen, die nicht bezweifeln läßt, daß dem bildlichen Ausdrucke die Anschauung eines wirklichen Herkommens, des Wettgesangs um einen aushangenden Rosenkranz, zugrunde liege. In der Nürnberger Schule bestand spät noch einer der Singpreise in einem Kranze von seidenen Blumen; gemachte Blumen waren hier ganz an der Stelle. Daß aber vordem, wie noch einer der Meistergrüße sagt, „in des Maien Blüte“, um frische Rosen gesungen ward, davon zeugt auch der rasche volksmäßige Ton, den die Lieder, gerade wenn es sich vom Kranze handelt, manchmal anschlagen, und der zuweilen ungewiß läßt, ob dieser Kranz bildlich oder eigentlich zu verstehen sei. Zum Wettgesange zählten wir auch die Rätselaufgabe, und so schließt ein geistliches Rätsellied von der Schlange gleichfalls mit der Aufforderung im Volkstone:

> Nun ratet, ihr Meister, was es sei!
> Mein Kränzlin hänget auf dem Plan
> und ist gemacht von edlen Rosen rot:
> wer mir auflöset diesen Bund,
> mein Kränzlin er von mir gewonnen hat.

Den Haft, Knoten, Strang, Strick, Bund lösen, aufschließen, aufbinden, das waren neben den unbildlichen raten, erraten, bedeuten, finden, schon bei den Meistern des 13. Jahrhunderts die gangbaren Ausdrücke für die Rätsellösung, das Rätsel selbst wird in den Liedern dieser Gattung nicht etwa mit den älteren Formen des Wortes: Rätische, Räters, sondern einfach durch Rat oder allgemeiner durch: Frage, Beispiel, Gedeute bezeichnet.

Das volksmäßige Kranzsingen, das die Übungen der Schule voraussetzen ließ, ist aber auch in bestimmten Zeugnissen und vorhandenen Überresten nachweisbar. Diese Kranzlieder erschließen eine neue Seite des Volksgesangs und die heiterste Blüte des Rätselwesens. Der fromme Bruder Heinrich Seuse berichtet aus seiner Jugendzeit, die in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts fiel, wie es in Schwaben an etlichen Orten Gewohnheit sei, daß am eingehenden Jahre die Jünglinge nachts ausgehn und „bitten des Geminten“ (um etwas Fröhliches), d. h. sie singen Lieder und sprechen schöne Gedichte, damit ihnen ihre Liebsten Kränzlein (Schapelin) geben. Unter den Bräuchen

in Franken am Johannistage zählt Seb. Frank in seinem Welt-
buche von 1542 folgenden auf: „Die Meid machen auf diesen
Tag Rosenhäfen, also: si lassen inen machen Häfen voller
Löcher, die Löcher kleiben si mit Rosenblettern zu, und stecken
5 ein Liecht darein, wie in ein Latern, henken nachmals disen in
der Höhe zum Laden herauß, da singt man alsdann umb ein
Kranz Meisterlieder; sunst auch oftmals im Jahr zuo Summers-
zeit, so die Meid am Abent in ein Ring herumb singen, kummen
die Gesellen in Ring und singen umb ein Kranz, gemeinklich
10 von Nägelin gmacht, reimweiß vor; welcher das best thuot, der
hat den Kranz." Das Kränz-Singen oder Singen „umb
die Krenz an den Abendrein" wird verboten durch das alte
Amberger Stadtbuch: „Kain Jungfrau oder Maid soll den
Handwerksgesellen und Knechten an einem Abendreien einen
15 Kranz zu ersingen geben." Verordnungen des Rats zu
Freiburg im Breisgau, von den Jahren 1556, 1559, 1568, je in
den Sommermonaten erlassen, verbieten gleichfalls „das Abend-
tanzen auf den Gassen" und „um das Kränzlein-Singen", ge-
statten auch den Jungfrauen nicht, länger „den Reihen zu
20 springen", denn bis zum Salve. Die öftere Wiederholung des
Verbotes zeigt, wie beliebt die Sitte war, weist aber auch darauf
hin, daß an dem abendlichen Ersingen des Kranzes auch eine
verfängliche Deutung haftete. Tanz und Gesang gingen vor-
mals Hand in Hand; namentlich des Abendtanzes in Verbin-
25 dung mit dem Singen gedenkt schon Nithart am Anfang des
13. Jahrhunderts:

als die vorsinger denne swîgen,
sô sît alle des gebeten, daz wir treten
aber ein âbenttenzel nâch der gîgen.

30 Tänzer und Tänzerinnen waren bekränzt, am liebsten mit Rosen.
„Weß Herz von Minne brennt, der soll einen Kranz von Rosen
tragen," heißt es in einem Tanzliede des Tanhusers. So brachte
der Reigen auch die Einladung zum Kranzsingen im verliebten
Sinne. Bei den Minnesingern findet man davon nur einzelne
35 Andeutungen, wie bei Nithart:

wê, wer singet nû ze tanze
jungen wîben unt ze bluomenkranze!

Die Kranzlieder selbst, nicht um den Schulpreis, sondern um den
schöneren Dank, kommen zuerst im 15. Jahrhundert zum Vor-
40 schein. Aus dieser Zeit stammt das handschriftliche Bruchstück
eines solchen in breisgauischer Mundart:

Der junge Gesell kommt hastig hergerannt, arm und reich sollen ihm aus dem Pfade weichen, der ihn zu der hübschen Jungfrau trägt; er grüßt diese und wünscht sich ihr Rosenkränzlein; mit ihrer schneeweißen Hand möge sie nach dem Haarbande greifen, das ihr so wenig gilt und ihn so fern her- 5 führt; er will es in einen Schrein legen und über den Rhein tragen, auch ihr zur Ehre sagen, wie ihms die hübscheste Jungfrau im Lande gegeben habe. Nun legt sie ihm Rätsel vor, von denen nur noch zwei erhalten sind. Das erste: „Hübscher junger Knab'! auf meines Vaters Giebel sitzen der Vöglein sieben, 10 weß (von was) die Vögelein leben, könnt Ihr mir das sagen, so sollt Ihr mein Kränzlein von hinnen tragen." „Der erste lebt Eurer Jugend, der andre Eurer Tugend, der dritte Eurer süßen Blicke, der vierte Eures Gutes, der fünfte Eures Mutes, der sechste Eures stolzen Leibs, der siebente Eures reinen Her- 15 zens; zarte Jungfrau, gebt mir das Rosenkränzlein!" Die im vorigen Abschnitt erläuterte Ausdrucksweise: daß auch die Vögel eines Mannes Heiligkeit fühlen, ist hier noch dichterischer auf das Lob der hübschen Jungfrau gewendet. Zu diesem heitern Lebensbilde gibt das zweite Rätsel ein ernstes Seitenstück: der 20 Knabe soll den Stein zeigen, den nie eine Glocke überschallte, nie ein Hund überbellte, nie ein Wind überwehte, nie ein Regen übersprengte; dieser Stein liegt im Höllengrund, er heißt anderwärts der Dillestein und ist die Grundfeste der Erde, von dem Rufe, der die Toten aufweckt, wird er entzweigehn. Ein 25 Straßburger Druckblatt um 1570 gibt, abermals in einem Rätsellied, ausführliche Unterweisung, „wie man um einen Kranz singt". Aus fremden Landen kommt ein Singer und bringt viel neuer Märe: dort ist der Sommer angebrochen und wachsen Blümlein rot und weiß, Jungfraun brechen sie und machen 30 daraus einen Kranz, den sie an den Abendtanz tragen und die Gesellen darum singen lassen, bis einer ihn gewinnt. Mit Lust tritt der Sänger an den Ring, grüßt alle Burgerskinder, grüßt die Armen und die Reichen, die Großen und die Kleinen und fragt nach einem andern Sänger, der seine Aufgaben löse und 35 damit das Kränzlein gewinne. Es sind die Fragen: was höher denn Gott? größer denn der Spott? weißer denn der Schnee? grüner denn der Klee? Ein andrer Sänger tritt hervor, grüßt einen ehrbaren, weisen Rat, dazu die ganze Gemeine, besonders auch die zarte Jungfrau, die das Kränzlein gemacht, um das 40 er zum erstenmal eine Bitte an sie richtet, er woll' es um ihrer und aller Jungfraun wegen tragen, die Rat und Tat dazu getan. Sofort beantwortet er die Fragen des vorigen Sängers:

die Krone sei höher denn Gott (auf Gemälden), die Schande größer denn der Spott, der Tag weißer denn der Schnee, das Merzenlaub (des Lenzen Laub) grüner denn der Klee; das Kränzlein sei dem Frager verloren. Er selbst gibt nun der
5 Jungfrau auf, könne sie es ihm singen oder sagen, ihr Kränzlein soll sie länger tragen: das Kränzlein hat nicht Anfang noch Ende, die Blumen sind in gleicher Zahl, welches ist die mittelste Blume? Ein großes Schweigen, das Kränzlein will ihm bleiben, er muß selbst die Frage lösen: die Jungfrau ist
10 die mittelste Blum' im Kranze. Zum dritten Male bittet er sie um das Kränzlein, sie soll ihre schneeweiße Hand aufheben, dem Kränzlein einen Schwank geben und ihm es auf sein gelbes Haar setzen. Nachdem er es empfangen, spricht er Gruß und Dank und schenkt ihr seinerseits, wieder rätselartig, eine güldene
15 Krone mit drei Edelsteinen, der erste: „Gott behüt' Euch vor der Hölle Glut!" der zweite: „Gott geb' Euch sein Himmelreich!" der dritte: „Gott behüt' Euch Eure Jungfrauschaft!" Damit geht er aus dem Reigen und wünscht allen gute Nacht.

Wie verbreitet derartige Kranzlieder im 16. Jahrhundert
20 waren, ergibt sich noch aus weiteren Überbleibseln und Anzeigen. Anfang eines solchen in einem musikalischen Liederbuch aus Nürnberg von 1544: „Mit Lust tret' ich an diesen Tanz, ich hoff' mir werd' ein schöner Kranz" usw. Der Sänger tritt „auf einen Stein" und grüßt die zarte Jungfrau nebst der ganzen
25 Versammlung, fast mit denselben Worten, wie im Straßburger Liede. Auch in geistlicher Umdichtung sind Anklänge erhalten. Ein geistliches Reigenlied von Hermann Vulpius ist gedichtet „im Ton, wie man umb Krenz singt", nach einem andern Drucke (von 1560) „im Ton, Aus frembden Landen komm ich her",
30 womit eben das Straßburger Kranzlied gemeint sein wird. Diese Verweisung spricht zugleich dafür, daß schon Luthers „Vom Himmel hoch da komm ich her" usw., dessen erstes Gesätz meist wörtlich mit dem Eingang des genannten Kranzliedes übereinstimmt, von dem weltlichen Lied ausgehe, nicht umgekehrt. „Ein
35 christlicher Abentreien vom Leben und Amt Johannis des Taufers, für christliche, züchtige Jungfräulein," 1554, von N. H. (Nic. Herman) hebt an: „Kommt her, ihr liebsten Schwesterlein, an diesen Abendtanz, laßt uns ein geistlichs Liedelein singen um einen Kranz!" Da nach Seb. Frank besonders am Johannis-
40 abend um den Kranz gesungen wurde, so mochte dies den frommen Kantor zu Joachimsthal, der Heimat so mancher Bergreien, veranlassen, den weltlichen Reien, dessen Eingang noch hörbar ist, durch ein erbaulicheres Johannislied zu ersetzen.

Die gefällige Rätselweise, die auf Angelegenheiten des Herzens abzielt, ist auch durch ein englisches Lied, aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, vertreten, doch ohne den Kranz:

Mädchen.

Meine junge Schwester fern über dem Meer
gar manches Brautstück schickt sie mir her, 5
sie schickte mir die Kirsche ohn' einigen Stein
und so auch die Taube ohn' einiges Bein,
sie schickte den Strauch mir ohn' einige Rinde;
hieß mich lieben mein Lieb und nicht Sehnsucht empfinden.
Wie sollt' eine Kirsche sein ohne Stein? 10
und wie eine Taube sein ohne Bein?
wie sollt' ein Strauch denn sein ohne Rinde?
wie sollt' ich lieben mein Lieb und nicht Sehnsucht empfinden?

Knabe.

Als die Kirsch' eine Blüte, da hatte sie nicht Stein,
als die Taub' ein Ei war, da hatte sie nicht Bein, 15
als der Strauch ungewachsen, da hatt' er nicht Rinde,
hat das Mägdlein, was es liebt, wirds nicht Sehnsucht empfinden.

Gleicher Form mit den seltsamen Sendungen, welche hier der Hauptfrage vorangehn, ist eine Aufgabe der deutschen Rätselbüchlein: 20

Es schickt' ein Ritter über Rhein
der allerliebsten Frauen sein
guten Wein ohne Glas
und ohn' all ander Trinkfaß,
rat, worin der Wein was? 25

In einer Traub.

Das Singen um den Blumenkranz deutet sinnbildlich an, erzählende Lieder knüpfen ausgesprochenes Werben und Freien an die Rätsellösung. In einer englischen Ballade wählt ein Ritter, der auf Freiwerbung ausgeritten, unter den drei Töchtern einer Witwe sich die jüngste, weil sie allein ihm die zur 30 Verstandesprüfung aufgeworfenen Fragen beantwortet; diese sind von bekanntem Schlage: was ist länger als der Weg? tiefer als die See? lauter als das Horn? schärfer als ein Dorn? grüner als das Gras? schlimmer als jemals ein Weib? Die 35

Worte der Lösung sind: Liebe, Hölle, Donner, Hunger, Gift, Teufel. Ein russisches Lied läßt Mädchen und Jüngling zu hohem Preise Schach spielen, er setzt drei Schiffe, eines mit Gold, das andre mit Silber und das dritte mit Perlen, sie setzt
5 ihr Leben ein und gewinnt. Ihr Vorschlag, daß er die Schiffe als Mitgift wieder haben könnte, tröstet ihn nicht, und vergeblich sucht er dieselben durch Rätselwette wieder zu gewinnen; seine Fragen sind: was ohne Feuer glühe? ohne Flügel fliege? ohne Füße renne? Das Mädchen errät leicht: Sonne, Wolke,
10 Bach. Aber auch umgekehrt, wie in den Kranzliedern, stellt das Mädchen die Aufgaben als Bedingnis der Gewährung. Scherzhaft in der schottischen Volksballade vom Hauptmann Wedderburn, dessen sich die schöne Tochter des Lords von Roslin, die er abends im Walde aufgefangen, durch Rätsel zu erwehren
15 sucht; sie verlangt zum Abendessen drei Gerichte: die Kirsche ohne Stein, das Hühnchen ohne Bein, den Vogel ohne Galle (die Taube); sie legt sechs Fragen vor, zum Teil dieselben, die auch der freiende Ritter aufgab; sie heischt vier wunderbare Dinge, darunter eines Sperlings Horn (Klauen und Schnabel)
20 und einen ungebornen Priester zur Trauung; allem wird genügt, auch der Priester steht vor der Tür, ein Wildeber hat einst die Seite seiner Mutter zerrissen. Ernster läßt ein andres Rätselstück aus Schottland sich an: Bei sinkendem Abendtau sieht eine Jungfrau von der Schloßzinne nieder, ein Ritter, dessen
25 Anzug ihr auffällt, kommt herbei und gibt sich als einen Bewerber kund, der, wenn sie ihn verschmähe, noch diese Nacht sterben werde. Sie erwidert: Wenige werden um ihn trauern, manch Besserer sei um ihretwillen gestorben, dessen Grab grün bewachsen sei. Doch gibt sie ihm ihre Rätsel zu raten: welches
30 die erste oder die schönste Blume sei in Moor und Tal? welches der süßeste Singvogel nächst der Nachtigall? Schlüsselblume und Drossel. Was die kleine Münze sei, die ihr Schloßgebiet auskaufen könnte? welches das kleine Boot, das die ganze Welt umsegeln könne? Der Pfennig in seiner Vielzahl und das
35 Fischlein. Sie gibt sich überwunden und sagt ihm, daß sie von neun Schlössern ihres Vaters und dreien ihrer Mutter die einzige Erbin sei, es lebe denn ihr Bruder noch, der fern über Meer gezogen. Da nennt der Ritter sich als diesen Bruder, fern über dem Meere lieg' er begraben, und je lauter der Wind blase,
40 um so tiefer sei sein Schlaf, aber der Hochmut seiner Schwester laß ihm keine Ruh', er sei gekommen, ihr stolzes Herz zu demütigen und sie vor ewiger Strafe zu warnen.

Rätsel werden aber nicht bloß in die Erzählung eingelegt

und mit der Handlung verwoben, sie werden selbst in Handlung gesetzt, die Person, der eine rätselartige Auflage gemacht wird, muß diese wirklich vollziehen. So wurde der ungeborene Priester leibhaftig herbeigeschafft. Durchgreifender waltet diese Weise in nachfolgenden Fällen. Ragnar Lodbrok legt mit seinen Schif- 5 fen unweit eines norwegischen Bauernhofes an und schickt Leute seines Gefolges an das Land, um Brot zu backen. Sie kommen mit verbranntem Brote zurück und gestehen, daß sie zuviel nach einem Mädchen von unvergleichlicher Schönheit geblickt haben, das ihnen bei der Arbeit behilflich war. Der König sendet nach 10 ihr, will aber nicht bloß ihre Schönheit prüfen, er verlangt: sie solle kommen weder gekleidet noch ungekleidet, weder gegessen noch ungegessen, weder allein noch in jemands Begleitung. Die alte Bäuerin glaubt, der König sei nicht bei Troste, das Mäd- chen aber sagt: „Darum mag er so gesprochen haben, weil es 15 so sein kann, wenn wir verstehen, wie er es meint.“ Sie wickelt sich in ein Fischgarn und läßt darüber ihre langen, goldglänzen- den Haare fallen, kostet an einem Lauch, so daß man es am Geruche merken kann, und läßt einen Hund mitlaufen. Dieses Mädchen, mit dem Ragnar sich vermählt, ist Aslaug, Sigurds 20 und Brynhilds Tochter, die unter dem Namen Kråke (Krähe) un- erkannt bei Bauersleuten lebte und mit der Herde ging. Die Auskunft mit dem Netz, nebst andern ähnlichen, wird auch von der klugen Bauerntochter in einem Märchen aus Hessen erzählt; auch diese wird dadurch zur Königin. Auf die Seite des Freiers 25 fällt die Lösung in dem deutschen Volksliede von den drei Win- terrosen, schon im 16. Jahrhundert gangbar: Ein Mägdlein holt Wasser am kühlen Brunnen, sie trägt ein schneeweiß Hemd, dadurch ihr die Sonne scheint (ihre lichte Farbe sichtbar wird), sie sieht sich um und meint allein zu sein, da kommt ein Ritter 30 mit seinem Knechte, grüßt sie und fordert sie auf, mit ihm heim zu ziehen. Sie weigert sich, er bring' ihr denn drei Rosen, die zwischen Weihnachten und Ostern gewachsen. Da reitet er über Berg und Tal und kann ihrer keine finden, zuletzt läßt er von einer Malerin die drei Rosen malen und bringt sie, freudig 35 singend, herbei. Das Mägdlein steht am Laden und weint bit- terlich: sie hab' es nur im Scherze geredet. Er aber meint, so wollen sie's nun scherzweise wagen. Der nüchterne Einfall mit den gemalten Rosen in dem sonst frischen Liede fehlt in einer andern Fassung desselben, die aber gar nicht erklärt, wie die 40 Auffindung der Rosen möglich war. Daß eine ältere, lebendige Lösung verloren gegangen, wird durch Vergleichung eines litau- ischen Rätselliedes glaubhaft: Ein Mädchen wird von der

Schwieger nach Wintermai und Sommerschnee ausgeschickt. Weinend begegnet sie dem Hirtenknaben, der sie um den Grund ihrer Trauer befragt und ihr Rat erteilt:

„Geh hin, o Mägdlein, du zarte Jungfrau,
5 zum grünen Walde, zum Meeresstrande!
da wirst du finden eine grüne Fichte:
brich ab ein Zweiglein, schöpf' eine Hand voll Schaum!
dann wirst du bringen der lieben Schwieger
den Wintermai, den Sommerschnee."

10 Hier ist es wieder das Mädchen, das die Aufgaben lösen muß, sei es, daß die Schwieger den Scharfsinn der künftigen Tochter prüft, oder daß sie mittels einer unerfüllbaren Bedingung verblümterweise den Sohn verweigern will.

Manche der angeführten Rätselaufgaben nähern sich schon 15 merklich einer weiteren Gattung des Witzspiels, den Liedern von unmöglichen Dingen. Fordern die Rätsel scheinbar Unmögliches, so werden nun auch durchaus unerschwingliche Leistungen verlangt, und hierauf kann der angesprochene Teil nur mit Ansinnen derselben Art entgegnen. Ein Sieg durch 20 Lösung ist hier nicht zu erkämpfen, es gilt nur, eine abenteuerliche Forderung durch die andre aufzuheben oder zu überbieten. So bezeichnen die unlösbaren Aufgaben, im Gegensatze der Rätsel, die zum Ziele führen, daß die Werbung nicht ernstlich und die Vereinigung nicht denkbar sei. Lieder dieser Gattung haben 25 offenen Rahmen für jeden Einfall aus dem großen Gebiete der Unmöglichkeit. Im deutschen Volksgesang ist diese Weise seit dem 16. Jahrhundert weit verbreitet. Aus der alten dithmarsischen Fassung des Liedes „von eiteln, unmöglichen Dingen" folgendes zur Probe:

30 Ich weiß mir eine schöne Maid,
ich nähme sie gern zu Weibe,
könnte sie mir von Haberstroh
spinnen die feine Seide.

„Soll ich dir von Haberstroh
35 spinnen die kleine (d. i. feine) Seide,
so sollt du mir von Lindenlaub
ein neu Paar Kleider schneiden."

Soll ich dir von Lindenlaub
ein neu Paar Kleider schneiden,
40 so sollt du mir die Schere holn
zu mitten aus dem Rheine.

„Soll ich dir die Schere holn
zu mitten aus dem Rheine,
so sollt du mir eine Brücke schlagen
von einem kleinen Reise."

Soll ich dir eine Brücke schlagen 5
von einem kleinen Reise,
so sollt du mir das Siebengestirn
am hohen Mittag weisen.

„Soll ich dir das Siebengestirn
am hohen Mittag weisen, 10
so sollt du mir die Glasenburg
mit einem Pferd aufreiten."

Soll ich dir die Glasenburg
mit einem Pferd aufreiten,
so sollt du mir die Sporen schlagen 15
wohl von dem glatten Eise.

„Soll ich dir die Sporen schlagen
wohl von dem glatten Eise,
so sollt du sie über die Füße tragen
am heißen Sonnenscheine." 20

Soll ich sie über die Füße tragen
am heißen Sonnenscheine,
so sollt du mir eine Peitsche drehn
von Wasser und von Weine.

In andern Aufzeichnungen begegnet man teils den gleichen, 25
teils verschiedenen Scherzaufgaben. Ein englisch-schottisches Lied
hat für das Spiel mit seltsamen Dingen auch einen Sprecher
aus dem lustigen Elfenreiche. Der Elfenritter sitzt auf dem
Hügel und bläst sein Horn laut und gellend nach Ost und West.
Da wünscht sich ein junges Mädchen das Horn in ihren Kasten 30
und den Ritter in ihre Arme. Kaum hat sie diese Worte gesprochen,
so steht er vor ihrem Bett und verlangt, wenn sie ihn
heiraten wolle, von ihr einen Dienst: sie müss' ihm ein Hemd
machen ohne Schnitt und Saum, müss' es formen ohne Schere
und nähen ohne Nadel und Faden. Das Mädchen bedingt einen 35
Gegendienst: er müss' ihr einen Morgen Baulands mit seinem
Horne pflügen und mit seinem Blasen einsäen, einen Wagen aus
Stein und Leim bauen und ihn durch Robin Rotbrust heimziehen
lassen, das Korn in einem Mausloch aufschobern und in

seiner Schuhsohle dreschen, in seiner hohlen Hand wannen und in seinen Handschuh einsacken, dann über die See ihr trocken zubringen; hab' er seine Arbeit wohl verrichtet, so mög' er das Hemd sich holen. Der Elfe zieht vor, bei seinem schottischen Plaid zu verharren, und das Mädchen will vorerst noch ledig bleiben.

Schon in einem lateinischen Gedichte Walafrids, der 849 als Abt zu Reichenau starb, sind ähnliche Aufgaben gestellt: es sollen weiße Raben und schwarze Schwäne, geschwätzige Schnecken und stumme Heimchen gefangen, Fischen das Schwimmen und Vögeln das Fliegen verboten, Quellen zum Stehen und Berge zum Gehen gebracht werden u. dgl. m.; wiefern aber der gelehrte Dichter von heimischem Vorbild oder von römischen Mustern angeregt war, läßt sich nicht genauer ausmitteln. Bei mittelhochdeutschen Dichtern ist diese Form bereits in künstlicher Steigerung auf Minnewerbung angewandt. Der Tanhauser zählt in zwei Liedern eine Menge der wunderlichsten Verlangen her, von deren Erfüllung die Frau seines Herzens den Lohn ihrer Huld abhängig macht: er muß ihr die Rhone gen Nürnberg schicken und die Donau über den Rhein, ein Haus von Elfenbein auf einem See bauen, den Gral, den Apfel des Paris und die Arche Noä gewinnen, den Rhein wenden, daß er nicht über Koblenz hinausgehe, Grand von dem See bringen, wo die Sonne zu Rast geht, und einen Stern, der nahe dabeisteht, dem Mond seinen Schein benehmen, fliegen wie ein Star und hoch schweben wie ein Aar, der Elbe ihren Fluß und der Donau ihr Rauschen wehren, den Regen und den Schnee abwenden, den Sommer und den Klee, nebst andern gleich schwierigen Dienstleistungen. Der Sinn wird auch mit dürren Worten ausgedrückt: „Sprech ich ja, so spricht sie nein, also sind wir einhellig." Eine Nachahmung dieses Liedes, unter dem Namen des Meisters Boppe, geht noch weiter: drei Phönixe muß er miteinander bringen, mit Schnecken soll er Einhorne und Drachen fangen, mit Greifen beizen, mit drei Elefanten bei Tirol Gemsen hetzen u. a. m. Wie Tanhausers Lied von diesem letztern in halbgelehrten Abgeschmacktheiten überboten wird, so bekundet sich auch jenes schon als Überladung einer kunstloseren Form, deren volksmäßiger Gebrauch somit wenigstens um die Mitte des 13. Jahrhunderts vorauszusetzen wäre. Näher den Volksliedern, mit gegenseitiger Aufgabe, obgleich ohne Beziehung auf Liebessachen und in höherem Stile, stellt sich Meister Frauenlob, wenn er einem wetteifernden Kunstgenossen zuruft: „Laß laufen das Gestirne, so will ich fliegen lassen den Wind, willst du den Donner binden, so bin ichs, der

den Blitz bindet, kannst du die Regentropfen zählen, so zähl' ich dir Laub, Gras und allen Sand." Wie im oberdeutschen Volksliede (Volksl. Nr. 4. A. Str. 4):

So mußt du mir die Sterne zähl'n,
die an dem Himmel scheinen. 5

Die einfachste Anwendung des Unmöglichen ist jedoch, wenn dasselbe nicht als Leistung und Gegenleistung, sondern als unmittelbare Verkehrung des Naturlaufs bedungen und hingeschoben wird. So im niederrheinischen Liederbuche des 16. Jahrhunderts (Volksl. Nr. 65. Str. 3): 10

Nun schweiget, eine hübsche Magd,
und laßt das Weinen sein!
wann es Rosen schneiet
und regnet kühlen Wein,
so wollen wir, Allerliebste, 15
all beieinander sein.

Und noch in Volksliedern des Kuhländchens:

Ich nehm' dich mit, wenn's Rosen regnet
und wenn der Mond der Sonne begegnet.

„Und rote Rosen regnet's ja nicht, 20
Der Mond begegnet der Sonne nicht."

Oder:

Mein Schatz, wann kommst du wieder,
Herzallerliebster mein?
„Ei! wann's wird schneien Rosen 25
und regnen den kühlen Wein."

Es schneit ja keine Rosen,
es regnet kein' kühlen Wein;
du kommst schon nicht mehr wieder,
Herzallerliebster mein! 30

Schottisch:

O, wann heiraten wir uns, Lieb!
wann werden wir uns nehmen?
„Wann Sonn' und Mond tanzt auf dem Grün,
dann werden wir uns nehmen." 35

Auch künstlicheres: „Wann Muschelschalen Silberglocken werden, wann Apfelbäume in den Seen wachsen, wann Fische fliegen und Meere trocken gehn" usw. Haben schon einige dieser Stellen

einen wehmütigen Abschiedston, so wird dieselbe Ausdrucksweise noch ernster in Balladen düstern Inhalts. Als Vonved auszieht, seinen Vater zu rächen, fragt ihn die Mutter: „Wann darf ich Wein lassen mischen, wann mag ich dein Kommen erwarten?“
5 Er antwortet: „Wann die Steine beginnen zu schwimmen und die Raben weiß zu werden, dann mögt Ihr Vonved heim erwarten, all meine Tage komm ich nicht zurück.“ Der Brudermörder in der schottischen Ballade, der sich in ein bodenloses oder ruderloses Schiff setzen will, wird auch von seiner Mutter be-
10 fragt: wann er wieder heimkommen werde? und erwidert, wie es schon oben hieß: „Wann Sonn' und Mond auf dem Grün tanzen (a. auf jenem Hügel springen), und das wird nimmer sein.“ In der schwedischen Fassung bewegt das Gespräch sich weiter: „Wann kommest du zurück?“ „Wann der Schwan wird
15 schwarz?“ „Und wann wird schwarz der Schwan?“ „Wann der Rabe wird weiß.“ „Und wann wird weiß der Rabe?“ „Wann der Graustein schwimmt?“ „Und wann schwimmt der Graustein?“ „Der Stein schwimmet nie.“ Oder auch: „Wann schwimmet der Stein?“ „Wann die Feder sinket.“ Ferner: „Wann darf ich
20 dich heim erwarten?“ „Wann der Stamm sich belaubt.“ „Wann belaubt sich der Stamm?“ „Wann die Rinde knospet“ u. a. m. Finnisch: „Wann kommst du, Sohn, nach Hause?“ „Wann der Tag aus Nord aufleuchtet.“ „Wann wird der Tag aus Nord aufleuchten?“ „Wann auf Wasser Steine tanzen.“ „Wann mag
25 Stein auf Wasser tanzen?“ „Wann zum Grunde sinken Federn.“ „Wann sinkt Feder wohl zum Grunde?“ „Wann zum Richtstuhl alle kommen.“ Nach einem kleinrussischen Volksliede sucht die Mutter auf dem Schlachtfelde jammernd den gefallenen Sohn, ein Rabe, mit der Beute in den Krallen, ruft ihr zu:

30 Alte Mutter, geh nach Hause,
nimm die Hand voll Sand und säe
auf ein Beet ihn unter Blumen,
netz' ihn täglich reich mit Tränen.
Geht er auf vom weichen Erdkloß,
35 kehrt dein Sohn heim — ohne Zweifel.

In Scherz und Ernst sind die unmöglichen Dinge eine bejahende Verdeckung von nein und nimmer. Auf den leeren Hintergrund der Verneinung werden die wunderlichen Bilder hingespiegelt, welche zwar auch nur ein Nicht und Niemals ent-
40 falten und selbst wieder in dieses zerrinnen, aber doch augenblicklich eine Anschauung gewähren, die noch in ihrem

Verschwinden bald heiter und neckisch, bald ironisch bitter fortwirkt. Es waltet hierin dieselbe Scheue der Phantasie vor jedem kahlen und öden Flecke, die sich im Kleinern und wieder auf andre Weise vorzüglich bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts in einer vielgebrauchten Verneinungsformel äußert: dem abstrakten Nichts wird irgend eine geringfügige Sache vorgeschoben, welche sich zu jenem wie Positiv zum Komparativ verhält und der sinnreichen Vorstellung einen letzten Anhalt darbietet; statt zu sagen: das frommt, gilt, verfängt mir nichts, versichert man: das hilft mich, schadet mir, das achte, fürchte ich nicht ein oder um ein Blatt, einen Bast, eine Beere, ein Stroh, eine Spreu, eine Bohne, eine halbe Bohne, eine Wicke, ein Wicklein, ein Ei, ein Brot, ein Haar, oder positiv: das ist mir ein Staub, ein Wind, poetischer der geringste Teil eines grünen oder blühenden Ganzen: nicht ein Lindenblatt, Lilienblatt, Rosenblatt, Veilchenstiel. Nach andrer Seite sind die seltsamen Gebilde, in denen die Poesie das Niemals und, wie sich nachher ergeben wird, auch das Nirgend versinnlicht, mit den Darstellungen des Immer und überall in der Rechtssprache zusammenzuhalten. Hier sollen Satzung, Geding, übertragenes Eigentum dauern: solange die Sonne auf- und niedergeht, der Mond scheint, der Wind weht, der Regen sprüht, der Hahn kräht, Tau fällt, Laub und Gras wächst oder grünt, der Baum blüht, Eiche und Erde steht, das Wasser über das Land, der Lebendige über den Toten geht. Besonders auch müssen die Liederstellen, in denen der Bluträcher oder Brudermörder seine Selbstverbannung ausdrückt, damit verglichen werden, wie die nordischen Sicherheits- und Sühnformeln den Friedbrecher voraus ächten: er soll gejagter Wolf sein, soweit Menschen Wölfe jagen, Christenleute zu Kirche gehen, Heiden im Tempel opfern, Feuer brennt, Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit, Mutter das Kind stillt, Holz Feuer nährt, Schiff schreitet, Schilde blinken, Sonne scheint, Schnee fällt, Föhre wächst, Falke den langen Frühlingstag fliegt und der Wind ihm unter beiden Schwingen steht, Himmel sich wölbt, dreht (hverfr), Welt bewohnt ist, Wind braust (þýtr), Wasser zur See strömt, Männer Korn säen. Die Rechtsformeln haben meist auch durch Reim oder Stabreim poetischen Klang; während aber die Lieder die Nichtwiederkehr dadurch aussprechen, daß sie die Heimkehr auf den Eintritt unmöglicher Begebnisse aussetzen, festigen die Formeln ihren Bann durch Anknüpfung an das allwärts und immerfort Bestehende; während in den Gedichten die abgewiesene Einigung, die unheilbare Lösung der Heimatbande durch Dinge verbildlicht wird, welche mit den Naturgesetzen im

Widerstreit stehen, beruft sich die Rechtssprache für Gesetz und Vertrag, für Sicherung und Sühne auf die ewige Regel des Weltgangs. Wenn es der Poesie vergönnt ist, mit den Bildern der Unmöglichkeit, den Träumen der verkehrten Welt, zu spielen, so
5 kommt es dem Rechte zu, für den Bestand seiner sittlichen Ordnung Bild und Widerhalt in den Erscheinungen des unwandelbaren Naturlebens zu nehmen. Klar bezeugt ist dieser Zusammenhang in einer schwedischen Ballade: „Wie soll das Gras auf dem Felde können wachsen, wenn der Vater nicht dem Sohne will
10 glauben?" denn die Sicherungsformel sagt: „Gleich befriedet wie Sohn mit Vater und Vater mit Sohne;" und in einem niederländischen Liede (Volkslieder Nr. 97. B.) steht der Strom stille, als ein treuloser Ritter von Minne spricht, während die Rechtssprache den unablässigen Lauf des Wassers anruft. Übrigens
15 sind die wesenlosen Dinge auch vom Rechtsgebiete nicht gänzlich ausgeschlossen, sie erscheinen, wieder das Nicht verdeckend, da, wo kein Recht gewährt wird, bei den Scheinbußen an die Rechtlosen: „Spielleuten gibt man, nach den deutschen Rechtsbüchern, zu Buße den Schatten eines Mannes, Kämpen (herumziehenden
20 Kunstfechtern) und ihren Kindern den Blick (Widerglanz) von einem Kampfschilde gegen die Sonne. Abfindung mit Schein und Schatten spielt auch in Strickers Erzählung von zwei Königen: Der eine zieht den andern zur Rechenschaft für das Leid, das ihm von diesem im Traume geschehen, der andre bietet zur Buße
25 die Schatten seiner Ritter, die sich mit ihren Rossen im Grenzflusse spiegeln; sodann in der altfranzösischen Erzählung, wie ein Ritter seinen Ring, den die geliebte Frau nicht behalten will, ihrem Spiegelbild im Strome zuwirft. Durch ähnliche Beschönigungen wird in Liedern und Mären das Kind ohne Vater
30 bezeichnet. Die älteste Fassung des Schwankes vom Schneekind, ein lateinisches Gedicht aus dem 10. Jahrhundert in der singbaren Form der Leiche, überschrieben: modus Liebinc, erzählt: wie die Frau eines Kaufmanns von Konstanz, der nach zweijähriger Seefahrt einen kleinen Sohn zu Hause trifft, diesen vom
35 Schnee, womit sie einmal auf den Alpen den Durst löschte, empfangen zu haben vorgibt, und wie nachmals der Kaufmann auf einer andern Seereise den Knaben verkauft, bei der Zurückkunft aber behauptet, der Sohn des Schnees sei von der brennenden Sonne zerschmolzen. Auch Taukinder scheint es ge-
40 geben zu haben und in derselben Ausdrucksweise wird eine rätselhafte wunderartige Geburt dem Duft einer Blume oder dem Saft eines Apfels zugemessen. Ein Traumkind im litauischen Volksliede:

Liebe Tochter, Simonene,
wo erhieltest du den Knaben?

„Mutter, Mutter, ehrenwerte!
durch die Träume kam er.“

Liebe Tochter, Simonene, 5
worin wirst du ihn einhüllen?

„Mutter, Mutter, ehrenwerte!
in den Flügel der Marginne“ (Frauenkleidung).

Liebe Tochter, Simonene,
wo wirst du ihn hinlegen? 10

„Mutter, Mutter, ehrenwerte!
auf des Taues Decke.“

Liebe Tochter, Simonene,
womit wirst du ihn speisen?

„Mutter, Mutter, ehrenwerte! 15
mit dem Brot der Sonne.“

Wenn das Lied vom Schneekinde mit der märchenhaften Wettlüge spielt, so birgt das vom Traumknaben unter den Scheindingen den bittern Ernst, ein trauriges Nicht, den Mangel des Vaters und damit der Hülle, des Lagers, des Brotes. Auch mit 20 Scheinbuße werden die unecht Geborenen abgespeist.

Die Rätsel setzen scheinbar Unmögliches, die unmöglichen Dinge verblümen die Verneinung, es gibt aber einen Fall, der mitten inne schwebt. Macbeth soll, nach dem Spruche der Schicksalschwestern, nie von einem Menschen, der vom Weibe geboren 25 ist, ermordet und nicht besiegt werden können, bevor der Wald von Birnam nach Dunsinnane kommt. Aber Macduff, der sein Mörder wird, ist aus Mutterleibe geschnitten, und das anrückende Feindesheer hat sich, um seine Stärke zu verbergen, mit Zweigen aus dem Birnamwalde bedeckt, so daß dieser selbst zu kommen 30 scheint. Was für Macbeth entschiedenste Bezeichnung des Niemals war, ist nun ein vom Schicksal gelöstes Rätsel. Der Ungeborne fand sich schon oben bei den Rätseln ein, der kommende Wald jedoch gewinnt durch Zusammenstellung mit weiteren Sagen ein anderartiges Aussehn. Nach einer Volkssage aus Oberhessen 35 wurde vor alters ein König in seinem Schloß auf dem Christenberg vom König Grünewald lange belagert, seine einzige Tochter,

welche wunderbare Gaben besaß, sprach ihm immer noch Mut ein, bis zum Maientag, da sah sie auf einmal bei Tagesanbruch das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen, nun wußte sie, daß alles verloren und rief:

5 Vater, gebt Euch gefangen!
der grüne Wald kommt gegangen.

Auch hier ist eine Vorausbestimmung angenommen, übrigens der grüne Wald mißverständlich zum Namen gemacht und damit doppelte Lösung herbeigeführt. Im 11. Jahrhundert bringt 10 Saxo die Sage zweifach; einmal hat der schlaue Erik sieben seiner Schiffe mit Baumzweigen bedecken lassen und mit dem achten die Flotte der Slawen herbeigelockt, die sich nun plötzlich in eine Bucht eingeschlossen sehen und zuerst staunend vermeinen, der grüne Wald komme dahergeschifft; das andre Mal überfällt der 15 Wiking Haki den König Sigar mit einer Kriegsschar, die, aus dem Wald anrückend, sich mit abgehauenen Zweigen deckt, Sigars Wartmann eilt zum Schlafgemache seines Herrn und sagt: er bring' eine staunenswerte Botschaft, Gezweig und Gesträuche seh er daherschreiten; worauf der König äußert, dieses Wunder 20 bedeute seinen Tod. Die früheste Überlieferung aber und doch schon die ausgemalteste gibt Aimoin aus den Geschichten des fränkischen Königshauses im sechsten Jahrhundert: Fredegund rückt dem Lager Childeberts, der mit Heeresmacht in ihr Reich eingebrochen, in früher Morgenstunde so entgegen, daß sie selbst, 25 ihren Säugling Chlotar in den Armen haltend, vorausgeht, und ihre Krieger mit Baumzweigen in der Hand und klingenden Schellen am Hals der Pferde aus dem Walde ziehn; ein feindlicher Wächter, in der Dämmerung ausschauend, ruft seinem Gesellen zu: „Was ist das für ein Wald, den ich dort stehen 30 sehe, wo gestern abend nicht einmal kleines Gebüsch war?“ Der andre hält den Fragenden für weintrunken und glaubt die Schellen der im Walde weidenden Rosse zu hören. Da lassen jene die Laubzweige fallen, der Wald steht entblättert, aber dicht mit Stämmen schimmernder Speere, jäher Schrecken kommt über 35 die Feinde, aus dem Schlafe werden sie zu blutiger Schlacht erweckt, und die nicht entrinnen können, fallen vom Schwerte. Eben aus den ältesten Darstellungen erhellt, daß die rätselartige Prophezeiung nicht wesentlich ist, und auch in diesen schon ist die angebliche Kriegslist eine allzu dürftige Erklärung, vielmehr 40 eine Aufhebung des phantastischen Bildes. So bleibt als ursprünglicher Anhalt nur das Erstaunen des Überfallenen, das

auch meist nachdrücklich und anschaulich hervorgehoben wird. Der kommende Wald, ein Unmögliches, wird nicht in der Verneinung belassen, dem Überraschten ist, was er sehen muß, unmöglich und wirklich zugleich. „Der Wald wandelt", wäre hiernach uralter Ausdruck für die Bestürzung desjenigen, dem Unerwartetes, Un- 5 möglichgeglaubtes plötzlich vor Augen tritt, die Sage schlägt den Ausdruck mit zu den Ereignissen und sucht nun Mittel, das Unglaubliche zu erklären, richtiger und poetischer verstärkt und belebt sie dasselbe, wenn der Wald auf dem Meere geht oder mitsamt seiner klingelnden Weidherde heranzieht. 10

Die Volksdichtung setzt ihren Weg durch das Unglaubliche weiter fort und gefällt sich, wozu schon angeklungen ist, in förmlichen **Lügenliedern**. Das älteste Beispiel ist wieder ein lateinischer Leich aus dem 10. Jahrhundert, bezeichnet: modus florum, Blumenton. Derselbe kündigt sich offen als einen Lügen- 15 sang mendosam (d. i. mendacem cantilenam) an und erzählt von einem Könige, der seine schöne Tochter mit dem Beding zur Brautwerbung ausbietet, daß der Freier so lange fortlüge, bis der Mund des Herrschers selbst ihn für einen Lügner erkläre. Ein Schwabe hört dieses und hebt alsbald an, wie er, allein auf der 20 Jagd umherstreifend, einen Hasen geschossen und dessen Kopf samt dem Fell abgelöst habe; als er nun den Hasenkopf aufgehoben, seien aus dem einen Ohre hundert Schaff Honigs geflossen und aus dem andern das gleiche Maß von Goldstücken (bisarum); diese hab' er in das Fell gebunden und sofort beim Zerlegen des 25 Hasen im äußersten Schwanzende einen königlichen Brief versteckt gefunden, welcher beurkunde, daß der König des Schwaben Knecht sei. „Der Brief lügt, und du selber lügst," ruft der König; so ist er überlistet, und der Schwabe wird sein Eidam. Der Botenlauf des schnellfüßigen Hasen ist sagenhaft. In der Tier- 30 fabel schickt ihn der König Löwe nach dem Fuchs aus. Nach einer lateinischen Erzählung aus England, in einer Predigtenhandschrift des 14. Jahrhunderts, sind zinspflichtige Bauern um einen Boten verlegen, der die Zahlung auf das Ziel ihrem Herrn überbringe; da sagen einige: Richard (Riccardus) ist ein ge- 35 schwindes Tier, hängen wir an seinen Hals den Beutel mit dem Zins und geben ihm auf, solchen schleunig an den Hof unsres Herrn zu tragen!" Das tun sie, Richard aber läuft, so sehr er kann, mit Beutel und Zins dem Walde zu, und die Leute wissen nicht, wo er hingekommen. Der einfältige Mönch, der in einem 40 altdeutschen Schwanke den Hasen für ein Kind hält, ruft ihm nach: „O weh, liebes Kind! wie schnell deine Beine sind! du solltest eines Fürsten Brief tragen, denn in kurzer Weile liefest

zu manche Meile.“ Auch der modus Liebinc gibt sein Schneemärchen, Lüge um Lüge, ausdrücklich auf den Namen eines Schwaben, eines Bürgers von Konstanz. Es scheint, daß damals solche Fünde für Schwabenstreiche galten.

5 Im 13. Jahrhundert versucht sich der Marner, ein Schwabe, mit einer Lügenstrophe: „Mancher sagt Mären von Rom, die er nie gesehen, auch ich will euch eine sagen: eine Schnecke sprang einem Leopard tausend Klafter vor, das Meer steht wasserleer, eine Taube trank es aus, das hört' ich zween Fische klagen, die 10 flogen daher von Neifen und sangen neuen Sang (Beziehung auf den Minnesinger Gotfried von Neifen), ein Hase fieng zween Winde, die ihn jagen sollten, vier starke Wölfe sah ich von einem alten Schaf erschlagen, einen Reiher, der den Habicht in den Lüften fieng, einen weißen Bären, den ein wilder Esel an des 15 Meeres Grund erjagte, wobei ihm ein Salamander half, dem die Wasser kund waren.“ Es ist derselbe Geschmack, wie in den Liedern Tanhausers von unmöglichen Dingen. Ungezierter und lebendiger rührt sich das Lügenwerk in Spruchgedichten des 14. Jahrhunderts sowie in einigen Volksliedern aus dem 16. 20 und der späteren Zeit. Alle Gattungen des Widersinnigen und Ungereimten laufen hier bunt durcheinander, ohne sichtbaren Zweck und Zusammenhang, die Ungetüme tauchen auf, rennen sich an und verschlingen sich, wie die Bilder des Sonnenmikroskops. Doch ist es möglich, Gleichartiges auszuscheiden, es haben 25 sich da und dort Gruppenbildungen angesetzt, wenn sie auch schnell wieder zerfließen, selbst ein vernünftiger Sinn schimmert an einzelnen Stellen hindurch. Ein zahlreicher und anschaulicher Teil der Lügenbilder zeigt die Tierwelt in menschlichem Treiben begriffen und reiht sich damit an jene Dichtungen von 30 den Hochzeiten und Leichenbegängnissen der Tiere, nur sind diese nun gänzlich ihrem natürlichen Wesen entrückt, und gerade der Widerspruch mit letzterem ist es, woran sich die Darstellung vergnügt. In einem der ältesten Sprüche sieht man allerlei Tiere in Feld und Haus geschäftig: „Da sah ich zwo Krähen eine 35 Matte mähen, da sah ich zwo Mücken machen eine Brücke, da sah ich zwo Tauben einen Wolf klauben (rupfen) und sah zween Frösche miteinander dreschen,“ und weiterhin: „Da sah ich vier Rosse aus Heue Korn dreschen, da sah ich zwo Geißen einen Ofen heizen, da sah ich eine rote Kuh das Brot in den Ofen tun“. 40 (Müller. V. 30ff. 54ff.). Teils wortgleich, teils mit den Verschiedenheiten aller mündlichen Überlieferung, sind diese Tiergruppen aus dem 14. Jahrhundert noch in letzter Zeit im Volksgesange der Schweiz und des mährischen Kuhländchens wieder

gefunden worden; sie bilden hier ein kleines Lied für sich, mit Kehrzeilen: Wunder über Wunder! usw. Ein bremischer Kinderreim führt eigens die häusliche Wirtschaft aus: „Und als ich in das Baurhaus kam, da sah ich mit Verwundrung an: die Kuh die saß beim Feur und spann, das Kalb lag in der Wiegen und sang, die Katze kernte die Butter, der Hund der wusch die Schüsseln, die Fledermaus die fegte das Haus, die Schwalbe trug den Staub heraus auf ihren langen Flügeln.“ Zerstreut in den alten Sprüchen erscheint ein Käfer, der mit seiner Hellebarde ficht und den König von Frankreich erschlägt, worüber eine Fledermaus heftig weint (Liedersſ. V. 18ff.); eine Meise tut einen Kolbenschlag, daß die ganze Welt erhallt (Suchenw. 14ff.); ein Krebs bläst ein Jagdhorn, daß es in aller Welt erschallt (LS. 10f.); ein Laubfrosch baut ein Ritterhaus auf einem Pfirsichstein (LS. 22f.); ein Rabe, der hoher Minne pflegt, geht hin zum Tanze, mit seinem Rosenkranze tritt er den Reihen, des freuet sich der lichte Mai. Es sind Arabesken und Miniaturen im Stile der Randzeichnungen und gemalten Buchstaben alter Pergamenthandschriften (Meßbücher); satirische Beziehung des einzelnen Bildes ergibt sich nur in einer Liedesstelle, wo die Gänse zur Kirche gehn und der Fuchs ihnen predigt. Die Tiere werden aber auch häufig so zueinander gestellt, daß sie ihre natürlichen Eigenschaften vertauschen oder die Kleinen und Schwachen der Großen und Starken Meister sind. Den Beispielen beim Marner reiht sich viel Ähnliches an: ein Habicht schwimmt über den Rhein, da schreien Fische, daß es in den Himmel dringt (Müller 23ff.); Fische gehen im Zelt (Paßgang, Wachtelm. 159. Suchenw. 28); über dem Wald ist ein goldenes Obdach, darunter sitzen auf jedem Aste zween Meerfische und lesen einem Abt zu Tische, der vor tausend Jahren tot war (Liedersf. V. 44f.); Rinder bringen Geißen zur Welt (Müll. 36f.), und eine Katze säugt vier junge Hasen (LS. 118f.), der Hase jagt die Hunde, wie bei Marner, und den Jäger selbst (Schl. L. Str. 9); die Schnecke tötet Löwen oder schießt nach dem Hirsche, die Maus bindet den Bären, das Schaf zerreißt den Wolf (Müll. 44f. Schl. L. Str. 9f.); eine Maus erschlägt einen Löwen zu Tirol im Walde, da laufen alsbald zwo neugeschlagene Leiern (Suchenw. 32ff.), vermutlich Anspielung auf den Gesang der Fahrenden von erstaunlichen Heldentaten. Überhaupt tummeln sich in dieser Lügenfastnacht die sonst unbelebten Dinge ganz ebenbürtig unter und mit den Lebendigen; ein Pflug ackert ohne Roß und Rind (Müll. V. 17f.), ein Wagen geht vor dem Rosse (New. Schl. L. Str. 8); Amboß und Mühlstein schwimmen

über den Rhein (Dithm. L. St. 2 vergl. Wachtelm. 210); ein Mühlstein fliegt über das Meer (Schl. L. Str. 13); ein Berg tut einen Schrei, und ein Turm läuft gewaffnet (Suchenw. 21. 24); ein neugebornes Kammrad ficht mit einem Tursen
5 (Riesen, ebend. 68f.); eine alte Tasche vermißt sich, voller zu tönen, als die Glocke zu Neuenstadt (ebend. 104f.); auch gibt es Liebschaften und Heiraten von altem Sattelgeschirr, Bräupfanne, Korb und Kohlensack, die vor Lust leuchten, wie der liebe Tag (WM. 86f. 118f. Suchenw. 84ff.), u. dgl. m. Ein meister-
10 sängerisches Lied des 16. Jahrhunderts läßt in einer alten, morschen Scheune allerlei verlegenes Gerät und Geschirr sich besprechen, seine Schäden klagen, dann eine Hochzeit mit Spiel und Tanz, wobei Spinnwebe zum Schmucke dient, festlich begehen. In der närrisch gewordenen Welt bleiben begreiflich die
15 Menschen nicht zurück, auch sie treiben und erfahren viel Seltsames und Aberwitziges: ein jähriges Kind wirft vier Mühlsteine von Regensburg bis Trier, von Trier nach Straßburg hinein (Müll. 19ff.); Seide wird aus Braten gesponnen (WM. 193); Stahl wird im kühlen Brunnen geweicht oder mit Blei
20 geschroten (LS. 94f. Suchenw. 64); Salz aus Schnee gesotten, Schmalz von Kieselsteinen (Suchenw. 72. 59); ein Abendtanz auf einem Bundschuh gegeigt (LS. 88f.). Etliche segeln landein, die Segel gegen den Wind gespannt, auf einen hohen Berg und müssen da ersaufen (Dithm. L. 5); ein Kranker wird mit Maul-
25 streichen gelabt, und ein Wohlbedeckter erfriert an der Sonne (LS. 93f. 96f.); ein Stummer kann nicht verschweigen, daß der Papst begraben worden (ebend. 90f.); Stumme und Narren singen Rat in der Not (Suchenw. 30f.); ein Handloser wirkt ein Seil, das von Orient bis Okzident geht und nirgend Ende hat (LS.
30 74ff.); ohne Hand und Fuß schreibt eine Nonne ein Mettebuch (ebend. 86f.); ein fußloser Mann überläuft ein schnelles Pferd (Müll. 4f.); dergleichen Leute werden auch öfters zusammen in Handlung gebracht, so im dithmarsischen Lügenliede (Str. 3f.):

Es wollten drei Kerl einen Hasen fangen,
35 sie kamen auf Krücken und Stelzen gegangen,
der eine der konnte nicht hören,
der andre war blind, der dritte stumm,
der vierte konnte keinen Fuß rühren.

Nun will ich euch singen, wie es geschah;
40 der Blinde allererst den Hasen sah
all über das Feld hertraben,

der Stumme sprach dem Lahmen zu,
der kriegt' ihn bei dem Kragen;

im oberdeutschen, Str. 15:

Der Blinde hatt' ein Eichhorn gesehen,
der Lahm' erlief's mit den großen Zehen, 5
der Nackte hat's in Busen geschoben;
ihr dürft darum nicht zürnen,
es ist wohl halb erlogen, heiaho!

Lügenstücke dieser Art bieten im allgemeinen dem unbemessenen, verkehrten und vergeblichen Menschentreiben einen 10
Spiegel hin, unmittelbare Nutzanwendungen werden nicht gemacht. Nur wenn in einem der Spruchgedichte zwei Säugekinder ihre Mutter schweigen heißen (Müll. 48f.), so lautet dies etwas anzüglich und erinnert daran, daß schon Reinmar der Alte, der um das Ende des 12. Jahrhunderts sang, die Bilder 15
der verkehrten Welt auf die öffentlichen und sittlichen Zustände seiner Zeit bezogen hat; er sagt: „Platte und Krone (geistliche und weltliche Gewalt) wollen mutwillig sein, während Topfknaben (die mit dem Kreisel spielen) weislich zu tun wähnen; Unbilde (Frevel) jagt mit Hasen Eberschweine, einen Falken 20
erfliegt ein unmächtig Huhn; wird dann der Wagen vor den Rindern gehn, trägt der Sack den Esel zur Mühle, wird eine alte Gurre (Stute) zu einem Füllen, so sieht man's in der Welt überzwerch stehn.“

Die Erscheinungen der Lügenwelt werden sonst gewöhnlich 25
in eine Zeit und in ein Land verlegt, welche selbst auch in Fabel und Widerspruch aufgehen. Hievor bei alten Gezeiten (WM. 1), einsmals in der Affen Zeit (Müll. 1), in einem Winter, da man auf kaltem Eise Rosen brechen sah und dabei schöne Lilien und Blümlein wuchsen (Suchenw. 1ff.), zu Weihnachten im Sommer 30
(ebend. 65), zu Pfingsten auf dem Eise (Dithm. L. Str. 2), sind alle die Wunder geschehen, die ganze Welt sah sie, bevor jemand geboren war (LS. 24f.), und der Erzähler hörte davon, ehe die Mutter sein genesen (Fr. Ldb. Nr. 141. Str. 1). Der Marner hebt damit an, daß mancher Mären von Rom sage, die er nie 35
gesehen, und auch er wolle solcherlei sagen; ein andrer Sprecher meldet, daß er an einem feinen Seidenfaden Rom und den Lateran tragen sah (Müll. 2f.), und es liegt hierin eine Verspottung lügenhafter Pilgermären. Das ausführlichste der Spruchgedichte, das Märchen von den Wachteln, schlingt damit 40
ein lockeres Band um seine Abenteuer, daß die handelnden Personen, über deren Gestalt und Natur man nicht einmal klug

wird, aus einem wunderlichen Land in das andre fahren: an einer häbernen Halde, in einem hölzernen Lande, auf einem strohenen Sande kommt der ungetümliche Held zur Welt, auf dem Kompostberge spinnt er Butter aus Werg, zu einem Turnei gegen
5 den König von Nindertda (nirgend da), wird ausgeritten, und sie kommen zu dem Nummerdumen amen (d. h. nomine domini amen), das jenseit Montags gelegen ist; das Land ist dort mit vier starken Wieden an den Himmel gebunden, des Friedens wegen, daß ihm niemand schaden könne; die Häuser sind mit
10 Fladen gedeckt und mit Würsten gezäunt, wen zu dürsten beginnt, den faßt man an einen Strang und reitet ihn hinab in den wilden See, da trinkt er, daß ihn hernach niemals wieder dürstet; das Land heißt Kurrelmurre, dort geht die Gans gebraten und trägt das Messer im Schnabel, den Pfeffer (die Pfefferbrühe)
15 im Nabel, die Schwalben fliegen einem gebraten in den Mund; dort sind hohe Türme und gute Kirchen aus Butter gemauert, und schiene die Sonne so heiß, wie anderswo, so würden sie völlig schmelzen; ein eichener Pfaffe singt eine buchene Messe, wer da zum Opfer dringt, dem wird der Ablaß gegeben, daß ihm der
20 Rücken schwiert, der Segen ist ein Kolbenschlag (WM. 1—12. 19 f. 26—28. 38—72). Anderwärts finden sich eine breite Linde, darauf heiße Fladen wachsen, und ein Honigfluß vom Tal auf den Berg (Müll. 11f. 27f.); zu Fastnacht in das Zuckerland fließt von Honig ein großer Bach, auch fliegen drei gebratene
25 Hühner, die Bäuche nach dem Himmel gekehrt, den Rücken nach der Hölle (Dithm. L. Str. 1). Der Sänger des oberdeutschen Lügenliedes will kund machen, was er in einem wunderseltsamen Lande gesehen; er ist weit herumgezogen und hat oftmals sagen gehört, wie ein gutes Land auf Erden sei, Schlauraffenland
30 genannt, da fragt er einen Stummen, wie in das Land hineinzukommen; ein Blinder, der bei Nacht so gut als am Tage sieht, ist sein Wegweiser, noch kommen ein Nackter und ein Lahmer, der mit seinen Krücken voranläuft und Herberge bestellt; der Wandrer kommt zu einem dicken Wald ohne Baum und zu
35 einem großen Bach ohne Wasser, darauf liegen drei wohlbeladene Schiffe, das eine hat keinen Boden, das andre keine Wand, das dritte ist gar nicht da, und in diesem fährt er über (Volksl. Nr. 241. 1—7); der Eichhornfang ist schon oben erzählt. Nach einem westfälischen Volksmärchen, das im Kirchentone gesungen
40 wird, wohnt zwischen Werl und Soest ein Bauer mit Namen Knost, der hat drei Söhne, der eine heißt Jost, der andre Knost, der dritte Janbeneken, die alle drei reisen wollen; der erste ist blind, der zweite lahm, der dritte splinternackt; der Blinde schießt

einen Hasen, der Lahme fängt ihn und der Nackte steckt ihn ein; sie kommen an ein großes Wasser, darauf drei Schiffe, das eine leck, das andre bräck (Wrack), im dritten kein Boden, darein setzen sie sich, der eine versinkt, der andre ertrinkt und der dritte kommt nicht wieder heraus; der nicht wieder herauskommt, der kommt in einen großen Wald, darin ist ein großer Baum, im Baum eine große Kapelle, in dieser ein buchsbaumener Pfarrer und ein hagenbuchener Küster, die teilen alle Sonntage das Weihwasser mit Knüppeln aus. In diesen Reisemärchen, die so mannigfach zusammen und auseinander laufen, kommt schon ein hübsches Stück des berühmten Landes zum Vorschein, das mit allem Fett der Erde gesegnet ist; die Merkwürdigkeiten desselben sind zwar, zuweilen nur in einzelnen Zügen, mit anderartigen Wunderdingen verwoben, doch haben sie im Wachtelmärchen sich beträchtlich angesammelt und zugerundet. Dasjenige Lied, welches den gewöhnlichen Namen dieses Landes trägt, meldet nichts von den eigentümlichen Segnungen desselben, aber schon der Name Schlauraffenland knüpft an eine Reihe weiterer, der Beschreibung dieses Erdstrichs eigens gewidmeter Dichtungen an. Die Betrachtung der letztern muß auf einen folgenden Abschnitt ausgesetzt bleiben, doch ist schon hier eine vorgreifende Bemerkung an ihrer Stelle. Wenn nämlich die Erzählungen und Lieder, in welchen das Schlaraffenland verherrlicht wird, offen oder versteckt der menschlichen Trägheit und Lüsternheit spotten, so ist es den obigen Darstellungen eigen, daß sie den sinnlichen Genüssen des Wunderlandes in dem Ritte zur Tränke, der buchenen Messe und der Besprengung mit Knüppeln eine nicht minder gründliche Kasteiung beiordnen.

Den altehrwürdigen Wallern, denen zweiundsiebenzig Lande kund sind, treten scherzhaft die Lügenwandrer gegenüber, die aus der ganzen Länderzahl stets nur das Fabelhafteste zum Gegenstand ihrer Berichte wählen, das Tauglichste für den leichtfertigen Mund des fahrenden Volkes. Die Form der angeführten Sprüche, das leichte Hinrollen kurzer Sätze, das rastlose Überspringen von einem Bilde zum andern, so daß in demselben Reimpaare die verschiedensten Dinge sich treffen und treiben, zeugt ebenfalls dafür, daß diese Gattung ursprünglich dem Vortrage fahrender Leute bestimmt war, die damit als Lügner aus dem Stegreif auftraten, durch fortlaufende Überraschung mit den buntesten Abenteuern ihre Hörer zum Lachen brachten und das Lügensprechen mit andern ihrer Gaukelkünste betrieben. (Walther von der Vogelweide spricht von Gauklern, die unter dem Hute bald einen wilden Falken, bald einen stolzen Pfau, bald ein

Meerwunder vorweisen und zuletzt nur eine Krähe übrig lassen [Lachm. 37f.]; der Lügensprecher zeigte noch viel seltsamere Wandlungen). Den Sprüchen fehlt es aber auch nicht an bestimmteren Wahrzeichen spielmännischen Gebrauchs. Daß sie
5 gerne mit einem possenhaften Trumpfe schließen, bringt ihr Inhalt mit sich, ein solcher Schluß lautet: „Da sprach ein Huhn: es ist ausgesagt!" Der Dichter eines andern Lügenspruches rühmt sich sinnumkehrend, daß er Kurzweile lang machen könne, daß Unglück und Armut ihn hebe und mehre, da niemand un-
10 gemut sei, als einer, der viel Pfennige habe, auch daß seine Mühle wohl gehe, und beschließt seine Rede: „Dies ist so wahr, als ich fernd war ein Star, nun bin ich heur ein Buchfinke; wer will, daß ich trinke, der biete mir den Wein her, so trink' ich nach meines Herzen Gehr!" Das Begehren nach dem Trunk
15 am Schlusse der Erzählung oder eines Abschnitts derselben ist bei Volksdichtern altherkömmlich. Besonders aber kommt hier das Beiwerk des Wachtelmärchens in Rechnung; in diesem wird je zum Abschluß eines zwölfzeiligen Spruchteils ausgerufen: eine Wachtel in den Sack! zwo Wachteln usw. bis zu zwölfen,
20 und in einer Fortsetzung bis zu achtzehn. Wie das zu nehmen sei, erklärt ein Reimspruch des Teichners, auch aus dem 14. Jahrhundert, von den Falknern und ihren Lügen beim Trunke, worunter die: daß einer an einem Tag Wachteln einen vollen Sack (Weidtasche) fieng und ihrer noch mehr gefangen hätte,
25 wenn ihn nicht die Nacht vertrieben. Jeder Absatz des Spruchmärchens ist also gleich einer Jägerlüge und mit dem Vortrag der Kehrzeile wird jedesmal die Geberde des Einsackens der gefangenen Wachtel verbunden gewesen sein, auch mochte sich unterweilen eine Nachahmung des Wachtelschlags vernehmen lassen.
30 Das Wachtelmärchen endigt mit einer Hochzeit und mit einem Aufruf an die Spielleute, sich dabei zu tummeln: „Nun zu, ihr Spielleute! schlagt in die Hundshäute (Handtrommeln), schmiert die Roßschwänze (Fidelbogen), laßt rüstig eure Nägel die Därme (Saiten) rühren, richtet zu den Schnüren die Tatermanne (Pup-
35 pen), seid munter, blatert (blast), geuert (schnappt) in das Holz (die Pfeife), hosselt (schaukelt), gempelt (springet), schregelt (schränkt euch), geiget, harfnet, schwegelt (blast Querpfeife), so wird dem Mann eins auf den Tag; zwölf Wachteln in den Sack!" Dieser Schluß war doch eigentlich nur da am Orte, wo eine spielmännische
40 Truppe wirklich mit Lärmen und Springen Chor machen konnte.

Es gibt eine andre Art volksmäßiger Reimsprüche aus dem 14. Jahrhundert, die sich als Quodlibet fortbewegen, wie die Lügenmären, ihren Inhalt aber bilden verschiedene Benennungen

des gleichen Gegenstandes, doppelte Bedeutung desselben Wortes; binsenglatte Wahrheiten, die sich von selbst verstehen und ausgesprochen zur Posse werden; sie sind in dieser Überwahrheit das nüchterne Widerspiel der phantastischen Lügendichtung, aber eben damit Zugehör und Folie der letztern. Daß auch derlei Reimereien 5 in den Betrieb der fahrenden Leute fielen, zeigt ein solches Anhängsel zum handschriftlichen Traugmundsliede; darin wird gesagt: „Nackte Leute friert an die Häute, das es nicht täte, wenn sie gute Kleider anhätten“, und dann noch zum bessern Verständnis: „Daß Gott alle die berate, die uns je Gutes taten, 10 die Lebenden an den Ehren, die Toten an der Seele!“; davor und dazwischen aber wird gerufen: „Lauf um, Lotterholz, lauf um geschwinde!“ Das Lotterholz gehört zum Handwerkszeug der Gumpelleute; unter den Spießgesellen und Aussendlingen des breisgauischen Bundschuhs von 1513 sind auch Sprecher und 15 Spielleute mit Hackbrett und Pfeife verzeichnet, namentlich: Heinrich von Straßburg, ein Sprecher, der einen Gaukelsack trägt, und „der Bundschuher“ mit dem Lotterholz.

In der letztern Hälfte des 16. Jahrhunderts erschien zu Straßburg ein kleiner Lügenroman, der in die Reihe der noch 20 jetzt marktfähigen Volksbücher eingetreten ist, der Finkenritter. Dieser Held durchzieht dritthalbhundert Jahre vor seiner Geburt viele Länder und erfährt mancherlei, was schon aus den bisher erörterten Sprüchen und Liedern bekannt ist: die Hasenjagd der drei verkehrten Gesellen, den Wald ohne Baum und den Bach 25 ohne Wasser, die drei mangelhaften Schiffe, Häuser mit Fleisch gedeckt und Zäune von Bratwürsten, nebst andrem, was um jene Zeit von Lügenmärchen gangbar sein mochte, alles gesteigert und erweitert, in acht Tagreisen eingeteilt und mit der Geburt des Helden schließend. Die eigentümlichste Fabel dieses Büch- 30 leins ist auch ein Spielmannsstück, das großartigste von allen: ein Lautenschläger spielt jeden Sonntag neun Dörfern auf einmal zum Tanze, mit großer Arbeit richtet er die Laute zu, der Finkenritter, der ihm helfen will, fällt durch den Lautenstern eine Viertelstunde weit hinunter und steigt auf einer Leiter von 35 sechsundvierzig Sprossen wieder heraus; nachdem die Laute aufgezogen ist, läuft der Ton über das Feld zu den neun Dörfern und die lustige Tanzweise klingt dann in jedem besonders, der Lautenschläger selbst geht allgemach in alle neun und tanzt mit oder sieht zu, daß es recht dabei hergehe, am Abend vergeht der 40 Ton von selbst und zieht wieder allmählich heim in seine Laute.

Lügenlied aus Nordschottland: früh am Morgen kräht die Katze den Tag an, der Hahn sattelt das Pferd, doch scheint es der

Herr zu sein, der ausreitet; der Sporn ist gesattelt, die Mähne gezäumt, er reitet auf dem Kreuzbein, den Schweif in der Hand; als er bei der Mühle anreitet, da singt man die Messe; als er an die Kirche kommt, da mahlt man das Korn; der Müller steht
5 draußen die Mütz' an den Füßen, die Strümpf' (Hosen) auf dem Kopfe; heraus kommt das Mädchen, des alten Müllers Mutter, die siebt den Käse und wannt die Butter; vierundzwanzig Handlose werfen den Ball hinweg, herbei kommt Fußlos und fängt ihn allen hinweg; auf springt Mundlos und lacht mit Lust und auf springt
10 Zunglos und spricht seinen Spruch; vierundzwanzig Hochländer jagen eine Schnecke, der Hinterste spricht: „Nehmen wir sie am Zagel!" Sie streckt ihre Hörner wie eine ungehörnte Kuh, der Vorderste spricht: „Nun spießet sie uns alle!" Über Benachin fliegt ein Roche und vierundzwanzig Junge fliegen mit ihm, sie
15 fliegen in eines Entrichs Nest und drehen sich um mit den Köpfen nach West. Bei gleicher Anlage hat ein dänisches Lied aus dem 16. Jahrhundert wieder andre Bilder: der Wolf steht im Stall und hat den Zaum im Munde, das Pferd läuft weit im Meeresgrunde, der Hecht fliegt hoch in den Wolken usw. Ich kam zu
20 einem wohlwürdigen Haus, da brannten die Mönche, die Kerzen sangen; da saß ein altes Weib in der Ecke, die kämmte den Brei und rührte das Werg, der Lahme tanzte, der Stumme sang, der Blinde saß und wob Goldgewirk u. a. m. Die Kehrzeile lautet: die Pferde krähen, die Hühner reiten. Das schottische Lied nimmt
25 einen Schwabenstreich für die Männer des Hochlands in Anspruch, beide Stücke bedienen sich aber auch eines wohlfeilen Mittels, die Welt umzukehren. Schon Suchenwirt sagt: eine Steinwand schlüpft' in einen Berg (V. 52); reichlicher wird solches Hinterfür in deutschen Schwänken des 16. Jahrhunderts ausge-
30 beutet; ein Meistergesang aus dieser Zeit bezeichnet sich durch den Eingang: „Ein Dorf in einem Bauern saß, der gerne Löffel mit Milch aß" usw., ebenso ein prosaischer Schwank, der mit den Liedern umlief, wie der Meier die Magd, den Knecht und die Frau weckt: „Gret, steh auf, und stoß das Fenster zum Kopf
35 hinaus, und tag' ob es luge!" usw. „Kunz, steh auf, henk' den Hals an die Kappe und nimm den Weg über die Achsel und den Spieß unter die Füße! oder laß klein Hänsle gehn, denn du hörst an einem Auge nichts und siehst nichts am andern Ohr" usw. „Frau, steh auch auf, und geh auf den Kirchhof und gib jeglichem
40 Teller einen Bettler!" So können, indem man sich fortwährend verspricht, Redeteile verwechselt und verstellt, manchmal drollige Dinge herausgewürfelt werden.

Die schadhaften Leute, die uns öfters, bald einzeln, mehr

noch in Gesellschaft begegneten, der Stumme, Blinde, Lahme, Nackte, der Handlose, Fußlose, oder auch in Form von Eigennamen, Fußlos, Mundlos, Zunglos, bilden in der Art, wie sie beschäftigt und verbunden sind, einen so scharfen und einfachen Ausdruck des Widersinns und haben sich dem Lügenwesen so fest eingepflanzt, daß man sie zu den altertümlichsten Gestaltungen desselben zu rechnen hat. Zugleich ist es ein Beleg für den angegebenen Zusammenhang der Rätsel mit den unmöglichen Dingen, wenn mittels des früher berührten lateinischen Rätsels aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts der Mangelhafteste von allen aus dem Banne des Widerspruchs erlöst wird: der Mann, der handlos und fußlos den blattlosen Baum besteigt, den federlosen Vogel fängt, ihn feuerlos bratet und mundlos verspeist, ist wahr und wirklich, als Sonnenschein.

Zu einer weiteren Gemeinschaft von Lügenmärchen gehört ein serbisches: ein Knabe trifft in der Mühle mit dem Bartlosen (Merkmal eines schlauen Betrügers) zusammen, nachdem er von diesem mehrfach geneckt und getäuscht worden ist, backen sie miteinander ein Brot und Bartlos schlägt vor, um solches in die Wette zu lügen; er selbst fängt an und lügt allerlei hin und her, der Knabe meint, das wolle nicht viel heißen, und nun erzählt er: in seinen jungen Jahren, als er ein alter Mann war, zählte er jeden Morgen die Bienen, aber die vielen Bienenstöcke konnt' er nicht zählen; als er einmal zählt, fehlt ihm der beste Bienrich; gleich sattelt er einen Hahn und reitet der Spur des Bienrichs nach, über das Meer reitet er auf einer Brücke und drüben sieht er, wie ein Mann den Bienrich an den Pflug gespannt hat und ein Stück Landes zum Hirsenfeld umackert; er verlangt seinen Bienrich, der Mann gibt ihm denselben zurück und noch einen Sack mit eben eingeernteter Hirse zum Ackerlohn; den hängt der Knabe über seinen Rücken, nimmt den Sattel vom Hahn und schnallt ihn auf den Bienrich, denn der Hahn ist müde vom langen Ritt und muß an der Hand nebenher geführt werden; auf der Brücke über das Meer springt ein Strick am Sacke und die Hirse rollt ins Wasser; am Ufer überfällt ihn die Nacht, er bindet den Hahn und den Bienrich an und legt sich schlafen; beim Erwachen sieht er, daß Wölfe den Bienrich gefressen, der Honig aus seinem Leibe geflossen und in den Tälern bis zu den Knöcheln, auf den Gebirgen bis über die Knie geht; er nimmt seine Hacke und läuft in den Wald, hier sieht er zwei Rehe auf einem Bein herumspringen, zerschmettert dieses mit der Hacke, zieht ihnen die Haut ab und macht davon zwei Schläuche, die er mit dem Honige füllt und dem Hahn auflegt; so reitet er nach Hause, wo eben sein

Vater geboren wird, und er muß nun zu Gott gehn, um Weihwasser zu holen; er besinnt sich auf die Hirse, die ins Wasser gefallen, im Nassen ist sie aufgegangen und bis zum Himmel emporgewachsen; an ihr steigt er hinauf und wie er zu Gott kommt, hat dieser
5 gerade von der Hirse gemäht und ein Brot daraus gebacken, das er in gekochte Milch bröselt und ißt; der Knabe erhält das Weihwasser und will zurück, aber da hat ein Sturmwind die Hirse weggeführt und er kann nicht herunter; da er lange Haare hat, die, wenn er liegt, bis auf die Erde reichen, wenn er aufsteht, bis
10 an die Ohren, so reißt er sie aus, knüpft eines an das andre fest und fängt an herabzusteigen; als es finster wird, macht er einen Knoten an den Haaren und hält sich so über Nacht; es friert ihn, zum Glück hat er eine Nähnadel im Kleide, die spaltet er, macht von den Stücken ein Feuer an und legt sich dabei schlafen; aber
15 ein Funke kommt ihm an die Haare und brennt durch, das Haar reißt, er fällt auf die Erde und versinkt in ihr bis an die Brust; er wendet sich vergeblich hin und her, endlich muß er nach Hause gehn und ein Grabscheit holen, mit dem er sich aus der Erde losgräbt; auf dem Heimweg kommt er über seines Vaters
20 Feld, auf dem die Schnitter das Getreide schneiden, aber der Hitze wegen nicht mehr arbeiten wollen, er läuft und holt die Stute, die zwei Tage lang und bis Mittag breit ist, auf deren Rücken Weiden wachsen, im Schatten der Weiden können die Schnitter fortschneiden; dann schicken sie ihn nach frischem Wasser
25 aus; weil aber der Fluß zugefroren ist, nimmt er seinen Kopf herunter, schlägt damit ein Loch in das Eis und bringt den Leuten Wasser; sie fragen alle, wo sein Kopf geblieben? und er läuft schnell zurück; eben frißt ein Fuchs das Gehirn aus dem Schädel, der Knabe schleicht näher und gibt dem Fuchs einen
30 Fußtritt von hinten; der Fuchs erschrickt und es entfährt ihm ein Zettel, worauf geschrieben steht: „dem Knaben Brot, dem Bartlos Kot!“ Damit nimmt der Knabe das Brot und geht nach Hause. Die Lüge, die sich bis in den Himmel spinnt, erscheint aber auch auf ähnliche Weise in zweierlei Fassungen eines Volksmär-
35 chens aus Westfalen: den beiden Ochsen eines pflügenden Bauers wachsen die Hörner so hoch an, daß er nicht mehr mit den Tieren zum Tore herein kann, er verkauft sie, und zwar so, daß er dem Käufer ein Maß Rübsamen bringen muß und für jedes Korn einen Kronentaler empfängt; aus einem Korne, das er verloren, wächst
40 ein Baum, der bis an den Himmel reicht, und der Bauer steigt hinauf, um zu sehen, was die Engel da droben machen; er sieht, wie sie Hafer dreschen, im Zuschauen aber merkt er, daß der Baum wackelt, den eben einer umhauen will; in der Not nimmt

er von der Haferstreu und dreht einen Strick daraus, auch greift er nach einer Hacke und einem Dreschflegel, die im Himmel herumliegen, und läßt sich am Seile herunter; er kommt in ein tiefes Loch, aus dem er mit der Hacke sich eine Treppe haut, den Dreschflegel bringt er zum Wahrzeichen mit. Nach der andern Einkleidung läßt der König bekannt machen, wer am besten zu lügen wisse, soll seine Tochter haben, die Hofleute versuchen es nach der Reihe, können aber keine tüchtige Lüge aufbringen, nun stellt sich ein armer Bauer ein und erzählt, wie er von einem Kohlkopfe, der in seinem Garten stand und bis zum Himmel aufgeschossen war, in das offene Himmelstor sah und geradezu in die Herrlichkeit hineinspringen wollte, wie aber das Tor zufuhr und er in den Wolken hängen blieb, wie er sich dann an einem Stricke herunterließ und, als dieser auf halbem Wege brach, in einen Kieselstein fiel, jedoch bald nach Hause lief, ein Beil holte und sich wieder loshieb; „das sind ja die gröbsten Lügen, die ich mein Lebtag gehört habe!" sagt der König; „desto besser," antwortet der Bauer, „so ist Eure Tochter mein."

Diese gleichartigen und kühnsten Märchen, aus Serbien und aus Westfalen, führen wieder auf jenes älteste, lateinische Lied aus dem 10. Jahrhundert zurück, mit welchem die Reihe der Lügendichtungen eröffnet wurde, zugleich aber schlagen sie an mancher andern Stelle des langen Zuges an. Im modus florum setzt auch ein König die Hand seiner Tochter auf eine preiswürdige Lüge, der Honigstrom ergießt sich dort aus dem Ohr eines Hasen, im serbischen Märchen angemessener aus dem Bienenleibe, der schriftliche Ausspruch wird dort im Schwanzende des Hasen gefunden, hier entfällt er dem Fuchse. Einer der altdeutschen Sprüche weiß von einer elenden Geiß, die hundert Fuder Schmalzes und sechzig Fuder Salzes an sich trägt, auch vom Honig, der zu Berge fließt (Müll. 13—15. 27 f. vergl. Suchenw. 8 f.). Der Finkenritter endlich hat sich in einen Eichbaum geschlichen, darin er Honig zu finden dachte, und kann nicht wieder herauskommen, da läuft er heim, holt seine Axt und haut sich frei (S. 7); auch mäht er sich einmal mit der Sense den Kopf ab, läuft demselben nach und setzt ihn verkehrt wieder auf, damit ihn, wenn er durch den Wald gehe, die Reiser nicht in die Augen schlagen (S. 8).

So wenig eine Lüge ein Gedicht ist, so geringen Anspruch haben die Lügenmären als solche auf poetische Geltung. Vielmehr verkündigt sich in dem Wettlügen und Preislügen, in den Versicherungen, daß alles erlogen, halb erlogen, verkehrt, seltsam, lächerlich oder auch, daß es nicht erlogen sei, eine Absichtlichkeit,

welche, dem freien Spiele der Phantasie ungemäß, um so sicherer zu abgeschmackten, erzwungenen und überlustigen Einfällen führt. Für dieses absichtliche Lügendichten haben sich auch einzelne, bestimmtere Zwecke, satirischer und spielmännischer Art herausgestellt. Wenn gleichwohl sich manches anmutig und phantasiereich gestaltet hat, so weist dies auf einen keineswegs unpoetischen Grundtrieb des Ganzen, die freie Lust, mit der Richtigkeit der Lüge zu spielen, ihre bunten Blasen aufsteigen und zerspringen zu lassen. Der Knabe überlügt den Bartlos, das Schneekind zerschmilzt an der Sonne, jedes einzelne Bild trägt seinen Widerspruch in sich, ein Widersinn wird durch den andern aufgeschnellt. Hatte die Volkspoesie einmal ihre Richtung auf die Erfassung des Nichts und die Ausbeutung des Unmöglichen genommen, so ertrug sie keinen Stillstand, jeder Strich des lustigen Gebietes mußte durchstreift, auch die Lüge, der Fuchs dieser Luftjagd, mußte gehetzt und zu den äußersten Sprüngen getrieben werden.

Wo die Lügendichtung den absichtlichen Anlauf vergessen läßt und mit dem Unglaublichsten dennoch die Phantasie des Hörers zu bestricken weiß, da steht sie ganz im poetischen Rechte des Märchens, in dessen Bereich daher auch die Untersuchung sich hinüberzog. Selbst jenes Land der irdischen Fülle, in welches die Lügendichtung einen Blick werfen ließ, hängt schwebend in den Wolken, dasselbe vermittelt sogar, näher als man glauben sollte, den Übergang zu einer schimmernden und blühenden Seite des Volkslieds, die man vorzugsweise das Märchenhafte nennen kann.

Es ging bei den Völkern eine alte Sage von der goldenen Zeit, in welcher die Natur ihre reichsten Segnungen freiwillig spendete, ein ewiger Frühling blühte, Milch und Honig floß, die Menschen mühelos und in süßem Frieden die Früchte des Feldes ernteten. Dem ältesten Deutschland ward eine kurze Wiederkehr der seligen Friedenszeit zuteil, wann die verhüllte Gottheit auf dem kühebespannten Wagen durch suevische Völkerschaften fuhr. Nach altnordischer Sage gab es zwei Könige des goldenen Alters, Frodi in Dänemark und Fiölnir in Schweden. Frodi besaß eine Mühle, worauf er sich Gold, Frieden und Glück mahlen ließ, darum heißt in der Skaldensprache das Gold „Frodis Mehl“. Auch Fiölnir war reich und mit Jahressegen und Frieden beglückt, selbst sein Tod war ein Versinken im Überflusse; sein Gastfreund Frodi gab ihm ein großes Trinkmahl auf einer Metkufe, die viele Ellen hoch und aus Balken gezimmert war, durch eine Öffnung zwischen den Dielen wurde der Met geschöpft, in der Nacht aber fiel Fiölnir, von Schlaf und Trunk betäubt, hinein und ihn erstickte, wie ein Skalde singt, „die windstille (vâgur vindlaus)

See". Bei den Finnen soll es der göttliche Ukko sein, unter dessen Herrschaft Honig von den Eichen tröpfelte, Milch in den Flüssen strömte, Gold in den Mühlen gemahlen ward. Die Entwicklung der Sagen von Frodi und Fiölnir in ihrem ganzen Zusammenhange gehört in die nordische Mythologie, hier ist nur auszuheben, 5 daß in diesen Sagenkönigen zweierlei Richtungen vorgezeichnet sind, welche die Vorstellung vom goldenen Zeitalter in der Folge genommen hat. Fiölnir, dessen Name schon eine Vielheit ausdrückt, ist ein Vorbild der reichlichen Genüsse des Schlaraffenlandes. Es hat sich übrigens ergeben, daß der Flor dieses Landes 10 ebenfalls in eine alte, unbestimmte Zeit gesetzt wird. Das endliche Schicksal Fiölnirs wiederholt sich in einer Hirtensage der romanischen Bevölkerung der Ormontalpen. Dort waren einst die Kühe ungeheuer groß, sie gaben so viel Milch, daß man sie in Weiher melken mußte, von welchen dann ein Bube in einem 15 Weidling (Bretterkahn) die Nidel (Sahne) abnahm; als eines Tags ein schöner Hirte dieses Geschäft verrichtete, ward der Kahn von einem unvermuteten heftigen Windstoß umgeworfen und der arme Jüngling ertrank; Knaben und Töchter zogen Trauerkleider an und suchten lange vergeblich den Verunglückten, erst nach 20 einigen Tagen fand man den holdseligen Senn in einem turmhohen Ankenkübel (Butterfaß), „mitten in den Wellen der schäumenden Nideln"; man trug den Leichnam in eine geräumige Höhle, deren Wände von den fleißigen Bienen mit Honigscheiben bekleidet waren, welche die Größe der vormaligen Stadttore von 25 Lausanne hatten. So hält selbst die sinnlichere Richtung der Sage noch manchmal die Farbe des Märchens; auch die Kinder haben in der Märchenwelt ihr kleines Schlaraffenland, das Häuschen im Walde, das aus Brot gebaut, mit Kuchen gedeckt ist und Fenster von Zucker hat, worin dann freilich der Wolf 30 oder die böse Hexe lauert. Die andre Richtung, die an den goldmahlenden Frodi geknüpft werden kann, wendet sich zumeist dem lichten Golde zu und auch ihr erschließt sich ein Wunderland. Im Heldengedichte von Gudrun werden die Hegelinge auf der Fahrt nach der Normandie durch Südwind in das finstre Meer 35 verschlagen und liegen zu Givers vor dem Magnetberge fest, da erzählt ihnen tröstend der alte Wate (der mit Fruote von Dänemark ihr Wegweiser ist), er habe von Kindheit her als eine Seemäre sagen gehört, daß in diesem Berg ein weites Königreich liege, darin die Leute herrlich leben; so reich sei ihr Land, wo 40 die Wasser fließen, da sei der Sand silbern und damit mauern sie Burgen, ihre Steine seien das beste Gold; wer hier auf die rechten Winde warten könne, der werde mit all seinem Geschlechte

für immer reich sein, die Schiffe können hier mit edlem Gesteine zur Heimfahrt geladen werden. Wo das Gold zu Bausteinen, das Silber zum Mörtel verwendet wird, da fällt die gewöhnliche Schätzung dieser Kostbarkeiten hinweg, sie gelten weniger durch
5 ihren Wert, als durch ihren Lichtglanz. In dieser Verflüchtigung sind dann auch Gold, Silber und Edelsteine geschickt, dem Liede zum Schmucke zu dienen, sie werden aus dem Fabellande herbeigeholt, um den Gegenstand des Liedes, vor allem das Leben der Liebe, mit ihrem Schimmer zu umweben.

10 Aus deutschen Liederbüchern des 16. Jahrhunderts (Volksl. Nr. 32):

„Dort nieden in jenem Holze
liegt eine Mühle stolz,
sie mahlet uns alle Morgen
15 das Silber, das rothe Gold.

Dort nieden in jenem Grunde
schwemmt sich ein Hirschlein fein,
was führt es in seinem Munde?
von Gold ein Ringelein.

20 Hätt' ich des Golds ein Stücke
zu einem Ringelein,
meinem Buhlen wollt' ich's schicken
zu einem Goldfingerlein.

Was schickt sie mir denn wieder?
25 von Perlen ein Kränzelein:
„sieh da, du feiner Ritter,
dabei gedenk du mein!""

Die Goldmühle, der goldtragende Hirsch, geben dem Ringlein, das der Geliebten zugedacht ist, einen märchenhaften Ursprung;
30 ein früher ausgehobenes Lied verschafft diesem Pfande der Treue dadurch poetischen Schmelz, daß die Nachtigall ausgeschickt wird, das Ringlein beim Goldschmied zu bestellen und der Jungfrau zu überbringen, in niederdeutscher Fassung mit der Kehrzeile: „Von Gold drei Rosen" und am Schlusse: „Von
35 Gold schenkt sie ihm dafür drei Rosen."

Ein Schloß, von Silber und Gold erbaut, wie im Berge zu Givers, erhebt manchmal an der Spitze der Lieder seine leuchtenden Zinnen (Volksl. Nr. 125):

„Es liegt ein Schloß in Österreich,
40 das ist ganz wohl erbauet

von Silber und von rothem Gold,
mit Marmelstein (a. Edelstein) vermauret.“

Anderwärts wieder dem Zuckerlande zugewandt:

„Es liegt ein Schloß in Österreich,
das ist gar wohl erbauet 5
von Zimmet und von Nägelein,
wo findt man solche Mauren?“

Ebenso mahlt in einem dänisch-schwedischen Liede die Mühle Zimmt oder Mandel, während in einem andern zwar auch nicht Gold gemahlen wird, aber die Mühlsteine von Gold, die Pfosten 10 von Elfenbein sind. Ein französisches Volkslied beginnt: „Mein Vater ließ ein Schloß erbaun, es ist nicht groß, doch ist es schmuck, die Zinnen sind von Gold und Silber.“ Prächtiger die spanische Romanze: „In Kastilien steht ein Schloß, das man Rochafrida nennt, sein Fuß ist von Golde, die Zinnen von feinem Silber, 15 zwischen Zinn' und Zinne je ein Saphirstein, der bei Nacht so hell leuchtet, wie die Sonne am Mittag, darin wohnt ein Fräulein mit Namen Rosenblüte.“ Mitten in all dem Glanze härmt sich das Fräulein um einen Ritter, den sie nie gesehen, ihm will sie sieben Schlösser geben, die besten in Kastilien. In das Meer 20 hinein stellt ein italienisches Schifferliedchen sein Wunderhaus: „Ich will ein Haus mir bauen mitten im Meere, gezimmert aus Pfauenfedern, die Treppen aus Gold und Silber, aus Edelsteinen die Fenster; wann mein Liebchen sich schauen läßt, dann spricht jeder: mir geht die Sonne auf!“ Nicht minder kühn wird in die 25 Luft gebaut; zwar sagen altdeutsche Sprüche, daß der betrogen sei, der auf den Regenbogen zimmre oder auf eine Wolke baue, wenn der Regenbogen zergehe, wiss' er nicht wo sein Haus stehe, der Wind zerführe die Wolke, sobald er sie berühre, wohl aber konnte Tristan, sich närrisch stellend, auf solche Weise bauen; 30 er tritt in den altfranzösischen Gedichten, als Narr aufgestutzt, vor den König Mark und will von diesem die Königin Ysolt eintauschen, auf die Frage, wohin er sie führen wolle, antwortet er: „Droben in der Luft hab' ich einen Saal, worin ich wohne, er ist schön und groß aus Glas gemacht, die Sonne geht strahlend 35 hindurch, er hängt in den Wolken, wiegt und wankt doch nicht vom Winde, am Saale ist eine Kammer aus Kristall und Bernstein, wann die Sonne sich morgens erhebt, mag sie große Helle darin verbreiten.“ Nach einer andern Darstellung einfacher: „Zwischen den Wolken und dem Himmel, aus Blumen und Rosen 40 ohne Reif, werd' ich ein Haus bauen, darin wir uns vergnügen werden.“

Wenn auch nicht über den Wolken stehend, ist ein Blumenhaus immerhin ein luftiger Bau, nur eben den Träumen und Hoffnungen der Liebenden gerecht. Ein solches findet sich in dem altfranzösischen Singmärchen (cante-fable) von Aucassin und 5 Nicolette. Dieses zarte Wesen, von den Hirtenknaben für eine Fee gehalten, flüchtet sich in den Wald, bricht Lilien, Raute und Laubwerk und macht daraus am Kreuzweg ein schmuckes Hüttchen, sie will Aucassins Liebe daran prüfen, ob er, dahin kommend, um ihretwillen ein Weilchen hier ausruhe; er kommt wirklich, 10 indem er nach ihr sucht, zu der Blumenhütte, legt sich hinein und sieht durch eine Öffnung den gestirnten Himmel; als er nun einen Stern erblickt, heller denn die andern, begrüßt er denselben, als bei dem Nicolette sei, und wünscht sich hinauf, um ihr einen Kuß zu geben, müßt' er auch wieder herabfallen; 15 Nicolette lauscht im nahen Busche. Am frischesten ins Leben greift aber ein Volkslied aus dem mährischen und schlesischen Gebirg:

„Ich gieng in Nachbars Garten,
ich legt' mich nieder und schlief,
20 da träumte mir ein Träumlein
von meinem schönen Lieb.

Und wie ich drauf erwache,
so stund niemand bei mir,
bis auf zwei rothe Röslein,
25 die blühten über mir.

Ich pflückte mir die Röslein,
ich band mir einen Kranz,
ich steckt' ihn auf mein Federhut
und gieng zum Bräut'gamstanz.

30 Und wie der Tanz aufs beste gieng,
fiel mir ein Röslein aus:
soll heim dich führen schönes Lieb,
und hab' kein eigen Haus!

„Wir wollen uns eins bauen
35 von grüner Petersill."
Mit was woll'n wir es decken?
„Mit gelber Lilg' und Dill."

Und wie das Häuslein fertig war,
so hatten wir keine Thür,
40 schön Lieb das hat sich schier bedacht
und hieng ihr Schürzlein für."

So war schon der heimatlose Meister Traugmund mit dem Himmel bedeckt und mit Rosen umsteckt. Auch ein Blumenschiffchen ist Verliebten bereit; das lange hohle Blatt der Lilie gibt einen hübschen Kahn:

„Es fuhr gut Schiffmann uber Rhein 5
auf einem Gilgenblättlein:
„das soll mein Schifflein sein.“

Andre Lesart:

„Ich fuhr mich über Rhein
auf einem Lilgenblatte 10
zur Herzallerliebsten mein.“

Anfang eines lettischen Liedes:

„Ich rudre meiner Geliebten entgegen,
eine Blume ist mein Ruder.“

Niederländisch lautet obige Strophe: „Ich fuhr all über den 15 Rhein mit einem Salbeiblättchen, das war mein Schiffelein.“ Oder auch: „Ich fuhr all über See — wollt ihr mit? — mit einem hölzernen Löffelchen, das Stilchen brach entzwei.“ Agricolas deutsche Sprichwörter: „Wer Glück hat und guten Wind, fährt in einem Schüsselkorb über Rhein.“ Schon ein griechisches 20 Sprichwort: „Wer mit dem Gotte schifft, mag auf einem Weidenkorbe schiffen.“ Altnordisch sagte man von einer schwierigen Sache: da läßt sich nicht mit Laubsegel segeln.

Blumenblatt, Lindenlaub, die auch zur Bezeichnung des Nichts gebraucht werden, sind leicht vom Winde hingeweht, darum 25 steht der Fahrende, Scheidende auf einem Lilienblatt. So am Schluß eines alten Dreikönigslieds:

„Wir stehen auf ein Lilgenreis,
Gott geb' euch allen das Himmelreich!
wir stehen auf ein Lilgenblatt, 30
Gott geb' euch allen ein' gute Nacht!“

Auch der wandernde Sänger im Straßburger Kranzliede sagt zum Abschied:

„So steh' ich auf einem Gilgenblatt,
Gott geb' euch allen ein' gute Nacht!“ 35

Umgekehrt trifft der Ankommende, der sich fest aufstellen will, auf einen Stein, am Anfang eines Kranzliedes aus dem 16. Jahrhundert spricht der Singer: „So tret' ich hin auf einen Stein“ und hebt nun seinen Gruß an

Das Lilienblatt mag an die Stelle des Lindenblattes gekommen sein; in der altenglischen Ballade von Adam Bell heißt es, nachdem die zwei Brüder den dritten vom Galgen gerettet: „So sind die guten Gesellen hinweg zum Wald, und leicht wie
5 Laub an der Linde."

Nichts ist so wundersam, was nicht dem Wunsche gestattet wäre, den Liedern von unmöglichen, erlogenen, märchenhaften Dingen gesellen sich die Wunschlieder. Was von solchen in deutscher Volksdichtung übrig ist, spielt gleich jenen in luftiger
10 Traumwelt. Wenn aber schon im bisherigen unter spiegelnder Oberfläche manchmal ein tieferer Grund durchschien, so sind nun besonders die noch volksmäßig vorhandenen Wunschformeln der leichte Schaum eines vordem mächtigen Gemütslebens, auf das nur eine weitausholende Nachweisung sie zurückbeziehen kann.
15 Dem Wunsche, der aus bewegter Seele, zur rechten Zeit und in feierlichen Worten, ausgesprochen war, traute das germanische Altertum eine bedeutende Kraft zu, mochte derselbe nach oben als Gebet, nach außen als Beschwörung, Gruß, Segen oder Fluch gerichtet sein. Man muß die Denkmäler selbst sprechen lassen,
20 um von diesem Wunschwesen einen Begriff zu geben. Mit der Geschichte der Volkspoesie hängt dasselbe soweit zusammen, als in ihm die Macht des Gemütes und der Einbildungskraft, von der es seinen Ursprung genommen, nachwirkt und nicht gänzlich dem verworrenen Formelsprechen eines sinnlosen Aberglaubens
25 gewichen ist. Wir betrachten die Wünsche nach der schon angedeuteten Einteilung, je nachdem sie aus Wohlwollen oder Haß entsprungen, auf Heil oder Schaden gerichtet, Segen oder Verwünschung sind.

Das Eddalied „Odins Runenrede" zählt achtzehn Lieder auf,
30 welche dem, der ihrer kundig ist, für die verschiedensten Verhältnisse des Lebens Schutz und Hilfe gewähren; durch sie kann er Kummer stillen, Krankheit heilen, Feindeswaffen stumpf machen, Fesseln sprengen, Geschoß (flein) im Fluge hemmen, Flamme löschen, Haß unter Männern söhnen, Wind und Woge sänftigen,
35 Krieger frisch und heil zur und aus der Schlacht führen, Frauenneigung gewinnen u. a. m. Die Ausdrücke für den Vortrag dieser Lieder (galdr, gala) zeigen, daß derselbe laut und im Singtone stattfand. Die zauberhaften Wirkungen sind im ganzen dieselben, wie sie durch die Segen des deutschen Mittelalters bezweckt
40 wurden, und was in diesen noch Heidnisches erhalten ist, kann auch eine Vorstellung von der Beschaffenheit solcher altnordischen Gesänge geben. Der Inhalt der aufgezählten Lieder wird nicht ausgesprochen, doch klingt vom fünfzehnten, einem mythischen,

welches Thiodhrärir vor Dellings Türen sang ein Überrest an: „Kraft sang er Asen, aber Alfen Förderung, Ahnung dem Rufergotte (Odin)." Hierin mögen Worte des verlorenen Mythenliedes nachtönen. Die Sprüche von übernaturlicher Wirksamkeit knüpfen übrigens in diesem Eddalied einen engen Zusammenhang mit Formeln religiösen und altrechtlichen Gebrauchs. Das dreizehnte Lied (Nr. 21) soll können, wer einen jungen Sohn mit Wasser besprengt, dann wird dieser nicht fallen, wenn er auch unter Kriegsvolk kommt, nicht sinkt er hin vor Schwertern; offenbar fromme Wünsche, die bei der heidnischen Taufe gesprochen wurden. Mittels des achten (Nr. 16), das allen zu lernen nützlich ist, wird, wo Haß unter Männern erwächst, dieser schnell ausgesöhnt, und es mag hierunter die altertümlichste Gestalt der stabgereimten Sühn- und Sicherheitsformeln (trygdamal) gemeint sein, welche Gegenstand einer besondern Kenntnis und in denen namentlich feierliche Verwünschung des Friedebrechers ausgesprochen war. Ein andres Stück der Liederedda, Groas Zaubergesang, führt den Sohn zum Grabe der Mutter, die er weckt, damit sie ihm gute Zauber singe, durch die er auf seinen Wegen geborgen sei.

. . . .[1]) angerufen oder zur Beschwörung beigezogen werden. „Grüß' dich Gott, vielheiliger Tag!" beginnt ein Fiebersegen, der Tag wird angerufen, daß er dem Knaben all sein Weh abnehme. In den Schluß eines Viehsegens sind diese Formeln geraten: „Ich beschwör' euch heut, alle böse Ding', bei dem heil'gen Tag, und bei dem heiligen himmlischen Heer, und bei dem heiligen Sonnenschein und bei der heiligen Erden!" Hier ist, wie in Brynhilds Spruche, den Lichtwesen und Himmelsmächten die heilige Erde beigegeben; Heilkraft (læknis-hendur) erwartet auch Brynhild von ihrem Anruf. Der Wurm (Beingeschwür) wird so beschworen: „Wurm, ich beschwör' dich bei dem heiligen Tagschein, ich beschwör' dich bei dem heil'gen Sonnenschein!" Oder: „ich töt' dich, Wurm, bei dem Aufgang der heiligen Sonne." Anderwärts wird das kranke Geschöpf angeredet: „Auch segne ich dich mit der Sonnen und dem Mond, die am Himmel umhergehn." Mythischer, als die bisher angeführten, gestaltet sich folgender Segen zur Heilung eines abzehrenden Kindes: „Grüß' dich Gott, du heiliger Sonntag, ich seh dich dort herkommen reiten, jetzund steh' ich da mit meinem Kind und tu dich bitten, du wollest ihm nehmen seinen

[1]) (Hier ist in Uhlands Manuskript eine Lücke, indem das äußere Doppelblatt des folgenden Schreibbogens fehlt, das leider trotz alles Suchens bis jetzt nicht konnte aufgefunden werden. Pfeiffer.)

Geist und wollest ihm wieder geben Blut und Fleisch!" Dabei die Vorschrift: „Das tu drei Sonntag einandernach vor der Sonnen Aufgang, und steh mit ihm unter eine Tür oder Laden gegen der Sonnen Aufgang, leg' dem Kinde den Kopf auf den linken 5 Arm und setz' ihm den rechten Daumenfinger ins Herzgrüblein, weil du es segnest, und segne es dreimal aufeinander!" Der heilige Sonntag, eigentlich wohl der sonnige Tag, der dahergeritten kommt, ist ziemlich dieselbe Erscheinung, wie der nordische Dagr; Skinfaxi (Glanzmähne) heißt das Roß, das den klaren Tag über 10 die Volksöhne zieht, stets leuchtet ihm die Mähne. Den Bezug des aufsteigenden Tages zur Krankenheilung, zur Bekleidung des Geistes mit einem neuen, kräftigeren Leibe, erläutert noch besonders ein andrer Segen gegen die Schwindsucht, der auch an drei Morgen, und zwar beim neuen Monde gebetet werden soll: 15 „Geh auf, Blut und Fleisch, Mark und Bein, blüh' und gedeihe, wachs und geh auf, wie die heilige Sonn' und der Mond aufgeht an dem Himmel!" oder auch: „So wahr die Sonne heut an dem heiligen Freitag aufgeht." Es stellt sich klar heraus, daß die Heilung und Wiedergeburt, die von der aufgehenden Sonne, 20 vom zunehmenden Monde kommen soll, eine sympathetische ist; keine Wissenschaft des Heilens war ausgebildet, das Übel war eine dunkle, feindliche Gewalt, man sprach zum Leidenden: „Ich weiß nit, was dir ist und gebrist," der Hilfbedürftige fand sich an unerforschte Naturkräfte verwiesen, in denen er ein göttliches Walten 25 ahnte und die ihm ein Verhältnis zu seinem Anliegen darboten, Sonne und Mond in Aufgang und Zunahme waren ihm nicht bloße Gleichnisbilder der Erneuung und des Gedeihens, ihr Einfluß auf irdisches Wachstum war erkannt, die erfrischende Wirkung des Morgenlichts und der Morgenluft, die Beschwichtigung, die 30 damit auch dem Kranken zugeht, war empfunden, durch den Anruf aus dem Innersten suchte man mit den wohltätigen Gestirnen in Berührung zu kommen und den Gegenstand, den man ihnen empfahl oder mit ihnen segnete, ihrer eignen Verjüngung und ihrem sichren Fortschritt anzuknüpfen. So hielt denn die 35 Mutter in der stillen, ahnungsvollen Frühe ihr krankes Kind dem aufleuchtenden Tag entgegen und mit dem ersten Sonnenstrahl, der das bleiche Antlitz rötete, kam auch in ihr bekümmertes Herz ein Gefühl des Trostes und einer himmlischen Segnung.

40 Die hilfreiche Macht der Gestirne wurde noch auf andres erstreckt. Unter den Volksaberglauben im Frankfurter Kalender für 1537 ist verzeichnet: „Welcher oft Sonn' und Mond segnet, des Gut soll zunehmen und wachsen." Ferner: „Welche, zu

Bett gehend, die Fixstern' grüßet, die wird kein Hünklein (Hühnlein) verlieren, sondern sie werden sich vermehren." Selbst für die Küchlein des armen Weibes gab es eine Sympathie in den Sternen, dem deutschen und andern Völkern ist das Siebengestirn eine Kluckhenne mit ihren Küchlein, deren nie eines verloren ging, 5 dänisch: die Abendhenne.

Es kann auffallen, daß die Sonne nicht auch um das Gedeihen des Erdgewächses angegangen wird. Die angelsächsischen Segen zur Fruchtbarmachung der Äcker wenden sich an den Himmel (upheofon) überhaupt und an die Mutter Erde unmittelbar. 10 In Deutschland gab es merkwürdige Wettersegen wider Hagel, Sturm und Regenguß, in welchen mythische Wesen (Mermeut, Fasolt) namentlich beschworen wurden. Von einem alten Segensspruche scheint aber auch noch ein niedersächsisches Kinderlied herzustammen, worin der Regen hinweggewünscht und die Sonne 15 mit ihrer goldnen Feder herbeigerufen wird. In dem mythischen Teil eines altnordischen Stammbaums findet sich eine Tochter Dags mit Sol (des Tages und der Sonne), zugenannt Goldfeder. Auch das klingt nach altüberlieferter Sinnes- und Ausdrucksweise, wenn Hug von Trimberg die Vergeudung am Hofe des 20 Königs Adolf, wo der Wein vor seinen Füßen wie ein Quell über das Feld floß, der Sonne klagt: „Eia, gedacht' ich, liebe Sonne! wie oft die Reben dein warmer Schein gefreuet hat, bis dir der Wein gewachsen ist, der vor mir fleußt, des leider niemand hie geneußt, den manig Armes vor der Thür gar gern auffienge, 25 wagt' es sich für!"

Das Grüßen oder Segnen der Gestirne geschieht in den obigen Formeln mittels der gewöhnlichen Grußworte: „grüß' dich Gott!" wodurch dem angerufenen Wesen selbst die Gunst eines Höheren angewünscht wird, zugleich aber zeugen Anrede 30 und Bezeichnung: vielheiliger Tag, heiliger Sonnenschein, heilige Sonne, nebst der hilfesuchenden Bitte, von einer altheidnischen Verehrung der Naturmächte; Schriftsteller des 15. Jahrhunderts stellen den Anruf an Sonne und Mond ausdrücklich unter den Gesichtspunkt einer abgöttischen Anbetung. Eines Eidschwurs 35 bei südlich gehender Sonne gedenkt ein altnordisches Heldenlied, das heilige Licht, der heilige Tag, auch die heilige Nacht werden in mittelhochdeutschen Gedichten zur Beteuerung angezogen, und Gerichtseide wurden im Angesicht der Sonne (gein der sunnen) geschworen. Wenn Brynhild den Tag und die Nacht samt ihren 40 Geschlechtern bittet, mit unzornigen Augen herzuschauen, so setzt dies voraus, daß man auch die Ungunst dieser Wesen zu scheuen hatte. In Freidanks Sprüchen wird bildlich gesagt:

„Wem die Sterne werden gram, dem wird der Mond leicht alſam (ebenſo), ich fürchte nicht des Mondes Schein, will mir die Sonne gnädig ſein." Aber man hieß auch, mittelhochdeutſch, einen, dem man übles wünſchte, in der Sonne Haß
5 fahren. Umgekehrt im Morgen- und Reiſeſegen aus dem 12. Jahrhundert: „Daß mir alles das hold ſei, das in dem Himmel ſei, die Sonne und der Mond und der ſchöne Tageſtern!" oder: „der Mond . . . .
. . . .
10 leben!" oder: „Ich ſchlief heute ſüße zu meines Herren Füßen, das heilige Himmelskind, das ſei heute mein Friedeſchild uſw. ich will mich heute gürten mit des heiligen Gottes Worten, daß mir alles das hold ſei, das in dem Himmel ſei, die Sonne und der Mond und der ſchöne Tagſtern!" auch in einem Abendſegen
15 nach ſchwediſcher Formel: „Ich lieg' in unſers Herren Troſt, ein Kreuz mach' ich vor meine Bruſt, ſegne mich Sonn' und ſegne mich Mond und alle Frucht, ſo die Erde trägt! die Erd' iſt meine Brünne, der Himmel iſt mein Schild und Jungfrau Maria iſt mein Schwert." Das Geleit und die Wache, worein
20 ſich hier die Geſtirne noch mit den Engeln und andern chriſtlichen Schutzmächten teilen, iſt dann auch gänzlich auf dieſe übergegangen. So in einem Abendgebete für Kinder im 16. Jahrhundert aufgezeichnet: „Ich will heint (dieſe Nacht) ſchlafen gehn, zwölf Engel ſollen bei mir ſtehn, zwen zun Haupten, zwen
25 zun Seiten, zwen zun Füßen, zwen die mich decken, zwen die mich wecken, zwen die mich weiſen zu dem himmliſchen Paradeiſe." Die gleiche Erſcheinung überraſcht uns in einer ganz andern Weltgegend, im neugriechiſchen Volksgeſange; hier wird die heilige Marina angerufen, dem Kinde zu betten, die heilige Sophia, es in den
30 Schlummer zu ſingen, aber auch die alte Naturpoeſie bricht hervor, wenn in einem andern Liede die Mutter den Schlaf beruft, ihr Söhnlein hinzunehmen, dieſem aber drei Wächter aufſtellt, die Sonne auf den Bergen, den Adler auf den Feldern, den tauigen Herrn Boreas auf dem Meere; die Sonne geht
35 unter, der Adler ſchläft ein, der tauige Boreas geht zu ſeiner Mutter, die ihn befragt, ob er mit den Sternen, dem Monde, dem befreundeten Morgenſterne ſich gezankt? mit keinem von allen, einen Goldſohn hat er bewacht in der ſilbernen Wiege. Ungeteilt hinwieder wird in einem litauiſchen Liede die Wache
40 von der Sonne verſehen:

„Liebe Sonne, Gottes Tochter,
wo ſo lange ſäumteſt du?

wo so lange weiltest du,
als du von uns geschieden?
„Hinter dem See, hinter dem Hügel
bewacht' ich verwaiste Kinder,
wärmete arme Hirten.“ 5

Freilich fällt die Obhut der Gestirne mit jener der Engel zusammen, denn nach dem Renner hat jeglicher Stern einen Engel, der ihn weiset, und so können auch wir schwache Menschen nicht ohne Leitung der Engel bestehn, wer an das Gestirn sieht, kann bemerken, daß allzeit Augen mannigfachen Farbenglanzes über 10 ihm schweben, wie lebendige Wesen fliegend und singend. Die Engelwache der deutschen Segen hütet auch Haus und Hof; am bestimmten Tage, vor Aufgang der Sonne, unbeschrien, soll man sprechen: „Hier ein! in diese Hofstatt geh' ich hinein, solche Land' beschließt Gott mit seiner eignen Hand, er be- 15 schließt sie also fest wohl mit dem süßen Jesu Christ; dieser Giebel oben, der ist mit Engeln überzogen, und dieser Giebel unten, der ist mit Engeln verbunden; Feuer vom Dach! Dieb vom Loch! Räuber von der Tür! unsre liebe Frau tritt heut selbst darfür; das Ave Maria sei (vor der oder die) Tür, das Pater- 20 noster der Riegel darfür!“ Ein andrer Haussegen: „Mein Haus das sei mir umschweifet mit engelischen Reifen, mein Haus sei mir bedacht mit einer engelischen Wacht; das helf mir Gottes Minne, der sei allzeit Hausvater und Wirth darinne!“

In Brynhilds Willkommsegen wird um Sieg gefleht. Eine 25 besondere Formel zu diesem Zwecke macht sich noch in der dänischen Ballade vom jungen Vonved vernehmlich; die Mutter spricht zum wegreitenden Sohne: „So will ich heute dich zaubersegnen (galdre), nimmer soll irgend ein Mann dir schaden; Sieg in dein hohes Pferd, Sieg in dich selbst allermeist! Sieg 30 in Hand und Sieg in Fuß, Sieg in alle deine Gliedmaßen! segne dich Gott, der teure, heilige Herr! er soll dich bewachen und steuern!“ Dabei reicht sie ihm ein hartes Schwert. Auch in einer angelsächsischen und mehreren deutschen Formeln verbindet sich der heidnische Zauber mit der christlichen Segnung, 35 der Siegeswunsch mit dem Schwertsegen und der Festigung des Leibes, welche selbst auch als eine geistliche Waffnung dargestellt wird. Angelsächsisch wird die gleiche Benennung gebraucht wie für das nordische Zauberlied: „Siegzauber sing' ich, Sieggürtel bring' ich mir, Wortsieg und Werksieg.“ Zugleich aber 40 werden Engel und Evangelisten zum Beistand genommen, Matthäus soll Helm sein, Markus Brünne, Lukas Schwert,

Johannes Schild, der Seraphim Wege will der sich Segnende fahren. Deutsche Formeln aus dem 12. Jahrhundert bedienen sich des Ausdrucks s e g n e n, haben aber sonst dasselbe Gepräge: „Ich sehe dir nach, ich sende dir nach mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel, Gott sende gesund dich heim, offen sei dir das Siegtor" usw. „Herre Sankt Michael, sei du sein Schild und sein Speer, meine Fraue Sancta Maria sei seine Halsberge!" „Der Leib sei dir beinen, das Herz sei dir steinen, das Haupt sei dir stählen!" „Mein Haupt sei mir stählen, kein Waffen schneide darein! der heilige Himmeltraut sei heut meine Halsberge!" Unter zwölf zauberkundigen Brüdern in Norwegen, die ein altdänisches Lied aufzählt, ist einer, der alle Tiere im Walde bindet; wurden Pferd und Schwert zum Siege gesegnet, so konnten wohl auch Segenswünsche zugunsten des Weidwerks ergehen, und es wird sich ebenfalls auf eine alte Formel gründen, wenn Walther von der Vogelweide seinem Gönner anwünscht: „Zu fließe ihm aller Sälden Fluß! kein Wild vermeide seinen Schuß! seines Hundes Lauf, seines Hornes Duß (Getös) erhalle ihm und erschalle ihm wohl nach Ehren!"

Nicht bloß für den Austritt des Helden, auch schon für den Eintritt des Kindes in die Welt gab es eine Festnung und Segnung. Es ist bereits des nordischen Zauberliedes gedacht worden, das, bei der Wasserbesprengung des jungen Sohnes gebraucht, denselben schirmt, daß er künftig nicht unterm Kriegsvolk falle, nicht vor Schwertern hinsinke. In einem Heldenliede der Edda eilt Sigmund aus der Schlacht zu seinem neugebornen Sohne, gibt ihm den Namen Helgi und, neben reicher Beschenkung an Landbesitz, ein bereites Schwert, vermutlich sein eigenes frisch aus der Schlacht. Dazu nehme man, was der Kalender von 1537 unter den Aberglauben aufzählt: „Welche keine blöde, verzagte Kinder haben wollen, da soll der Vater, so die Kinder getauft sind, ihnen ein Schwert in die Hand geben, alsdann sollen sie ihr Lebenlang kühn sein." Und unmittelbar hernach: „Welcher eine Messe von den dreien Königen darüber ließe von einem Priester lesen oder das Gebet von Karolo dem Großen, so würde das Kind kühn und sieghaftig sein." Wieder ist hier das Schwert mehr als Sinnbild künftigen Heldentums, es wirkt durch die Berührung sympathetisch, das Gebet vom Heldenkaiser Karl aber ist ein Siegesoder Schwertzauber in christlicher Gestalt. Dasselbe Verzeichnis alter Volksglauben führt an: wenn eine schwangere Frau gerne von Turnieren und Stechspielen sagen höre, so trage sie einen Sohn, wenn sie aber zu tanzen begehre und gern auf

Instrumenten spielen höre, so gehe sie mit einer Tochter; ferner: „wann ein Knäblein erst geboren ist, so soll man es zu seinem Vater tragen und stoßen es mit den Füßen vor seine (des Vaters) Brust, so soll das Kind nimmermehr ein bös Ende nehmen; wann eine Frau inne liegt von einer Tochter, so soll man die Tochter setzen auf der Frauen Brust, sprechend: Gott mache Euch (die Tochter) zu einer guten Frauen! so soll sie nimmer Schande von ihrem Leibe haben." Berührung der Vaterbrust soll Mannestugend, der mütterlichen edle Weiblichkeit einflößen, welch letzteres in der kurzen Wunschformel ausgesprochen ist. Die innige Beteiligung des Gemüts bei solchen symbolischen Handlungen erzeugte den Glauben an ihre Wirksamkeit; selbst zur vollständigen psychologischen Richtigkeit der Volksmeinung wird im folgenden Falle nichts vermißt werden. Vonved empfängt bei der Ausfahrt von seiner Mutter das harte Schwert mit der Segnung zum Siege; im deutschen Heldenliede wird der junge Alphart von seiner Pflegemutter Ute gewaffnet, sie reicht ihm, als er zu Rosse steigt, den Speer und segnet mit der Hand ihm nach, seine jugendliche Gattin hat nur rührende Bitten, daß er sie nicht verlasse, daß er nicht allein auf die Warte reite; nun wird aber im Rittergedichte Wigalois als ein Aberglaube (ungeloube) angemerkt: „Es sei manchem Manne leid, wenn ihm ein Weib das Schwert gebe," und genauer im mehrerwähnten Verzeichnisse: „Wann ein Mann fertig ist und will auf das Pferd sitzen, so soll er sein Schwert oder andre Waffen nicht von seinem Weib nehmen, denn wo er des bedürfen würde, so würd's ihm daran hinderlich sein." Damit läßt sich erklären, warum Alphart nicht von seiner Neuvermählten, sondern von der Pflegemutter die Waffen nimmt, zugleich aber liegt der gute Grund des Volksglaubens am Tage, der Abschied von der Gattin geht dem Manne zu nah ans Herz, von der Hand des Weibes würde das Schwert weich werden.

Auch die mittelalterlich-christliche Seite der Volkssegen haftet, wie schon von andern bemerkt worden, großenteils in der Sympathie; der feierlichen Berufung auf Ereignisse und Umstände aus der heiligen Geschichte, besonders aus dem Leben des Heilands und der ihm zunächst gestandenen Personen, welche zu irgend einem besonderen Anliegen eine wenn auch nur entfernte oder gleichnisartige Beziehung gestatten, wird für dieses besondre Bedürfnis hilfreiche Wirkung beigemessen. Das Gebet überhaupt hatte diese Richtung genommen, man begnügte sich nicht, die Macht und Güte Gottes, das Werk der Erlösung oder auch die Fürbitte der Gottesmutter im allgemeinen

anzusprechen, es wurden angelegentlich einzelne, bestimmtere Anhalte aufgesucht. Walther von der Vogelweide bittet im Eingang eines an sich einfachen Morgengebets, daß er heute in Gottes Obhut gehn und reiten möge, dann aber besonders, daß der Heiland um seiner Mutter willen ihm nicht minder schirmende Pflege schenken möge, als die der heilige Engel Gabriel ihr und ihrem Kinde, das in der Krippe lag, so treulich gewidmet. Diese Engelhut über Marias Wochenbette mußte dann auch in Segensformeln gegen Diebe ihren Dienst leisten. Den Übergang von dem auf einzelne Anhalte gerichteten Gebete zu den völlig abergläubischen Beschwörungsformeln zeigt am besten ein Segen in Prosa aus dem 12. Jahrhundert, der an Bezügen ersterer Art überaus reich ist und doch die sympathetische Schutzanwendung noch ziemlich im allgemeinen hält. Derjenige, dem der Segen gilt, wird „heute" (also auch Morgensegen) dem allmächtigen Gotte in dieselbe Treue und Gnade befohlen, womit und worein er seine Mutter dem Johannes, seinen Geist dem Vater befahl, sich Marien zu einer Mutter und sie ihn zu einem Sohn erkor, der gute Jakob seinen Sohn befahl, als er ihn nach Ägypten sandte, der gute Tobias den seinigen, da er ihn nach Medenreich sandte, ferner den heiligen fünf Wunden, dem getreuen Sankt Peter, wie ihm Christ seine Schafe befahl und die Schlüssel des Himmels, den heiligen Worten unsers Herrn: daß kein Feind dem Gesegneten schaden möge, sichtbar noch unsichtbar, sie, die Feinde, sollen heute gebunden sein, daß sie nicht Augen, Mund, Ohren, Herz haben, womit sie ihm zu Schaden sehen, sprechen, hören, denken mögen, daß ihnen die Hände abgehauen seien und sie nicht Füße haben, ihm zum Schaden zu rühren, zu gehen oder zu stehen, der vielheiligen Rechten unsres Herrn wird sein Leib, seine Seele und seine weltliche Ehre befohlen, daß er ohne Sünde, Schande und Übel mit Freuden leben möge. Dieser Segen gibt einen Vorrat von Berufungen, wie sie in andern Formeln mehr vereinzelt und zu besondersten Zwecken verwendet vorkommen. Die Entsendung des jungen Tobias durch seinen Vater wird zum ausführlichen Reisesegen. Die bezeichnete Form, für sich und andre zu beten, wird nun auf dreierlei Weise tiefer in den Aberglauben getrieben: einmal hat man die Anknüpfungen, die sich in den heiligen Schriften ergaben, nicht bloß aus der Legende, sondern durch hinzugedichtete Umstände aus dem Leben Jesu und der ihm betrauten Personen für jeden beliebigen Gebrauch vervielfältigt, sodann beließ man es nicht bei Gebet und Segenswunsche mittels solcher Berufungen, sondern es sollte damit nach außen,

unmittelbar und tätlich, auf den besondern Fall gewirkt, das vorhandene oder androhende Übel sollte beschworen werden, endlich lag die Wirkung nicht sowohl in der Inbrunst des Anrufs und in der ihm entgegenkommenden Gnade, sondern in der Formel, in den Worten, zur rechten Zeit und mit den vorgeschriebenen Handanlegungen gesprochen. Die Erweiterung der heiligen Geschichte durch willkürliche Hinzudichtungen nahm ihren Anlaß zunächst in den Wundern, durch welche der Heiland seinen Erdengang bezeichnet hatte; wie er, „der aller Welt ein Arzt ist“, durch sein gebietendes Wort und die aufgelegte Hand gegen mannigfache Gebrechen und Übel alsbaldige Heilung und Hilfe schaffte, so sollten nun wider jegliche Not Worte seines Mundes überliefert sein, durch die er in besondern Fällen geholfen und denen fortwährend für jedes ähnliche Vorkommnis dieselbe Kraft innewohne. Darum beginnen die Formeln häufig erzählend und schließen mit der Anweisung oder den Beschwörungsworten, die dem göttlichen Munde zugeschrieben werden. Ähnliches ist der Mutter Jesu und andern heiligen Frauen aufgedichtet, ein Augensegen hebt mit der Erzählung an, wie die heilige Ottilia auf einem Steine kniet, weinend, betend, trauernd, daß ihr die Augen ausfaulen, da kommt Maria, Gottes Mutter, befragt die Weinende, hebt ihre göttliche Hand auf und versegnet die kranken Augen; Ottilia selbst wurde wider Augenleiden angerufen und über eine Heilige von der Heiligsten gesprochen, mochte dieser Segen doppelt wirksam erscheinen. Das Verhältnis der Berufung im Gebete zur förmlichen Beschwörung wird sich an folgendem herausstellen. Ein Segen zur Fahrt:

„Ich trete heut auf den Pfad
den unser Herr Jesus Christus trat,
der sei mir also süß und also gut!
nun helfe mir sein heil’ges rosefarbes Blut
und seine heilige fünf Wunden,
daß ich nimmer werde gefangen oder gebunden usw.
daß alle meine Band’
von mir entbunden werden zuhand,
also unser Herre Jesus entbunden ward,
da er nahm die Himmelfahrt!“

Diese letztern Zeilen sind ein Beispiel sympathetischer Berufung, der Betende bezieht sich darauf, wie der Heiland die Bande des Grabes gesprengt, und hofft davon die Lösung der Fesseln, die ihm selbst von seinen Feinden bereitet sein möchten.

Tatkräftiger wirkt nach den Eddaliedern der Zaubersang unmittelbar, daß die Fesseln von Händen und Füßen springen. Gegen die Gewalt des Feuers aber, der auch ein nordisches Zauberlied Einhalt gebot, findet man unter den deutschen Segen entschiedene Beschwörungen: „Feuer steh still, um Gottes will! um des Herrn Christi will, Feuer steh still in deiner Glut, wie Jesus Christus gestanden in seinem rosenfarben Blut!" usw. „Sei mir willkomm, Feuersgast! Feur, ich gebiete dir bei Gottes Kraft, daß du nit mehr nehmest, denn das du hast gefaßt!" usw. „Behalt deine Funken und Flammen, wie Maria ihre Jungfrauschaft!" usw. „Ich gebiete dir, Glut! bei des Herrn Christi Blut, daß du stille stehest und nicht weiter gehest, bis die Mutter Gottes von Himmel einen andern Sohn gebiert!" Abstumpfung feindlicher Waffen, abermals unter den altnordischen Zaubern verzeichnet, kommt in deutschen Formeln teils bei den Festsegnungen des eigenen oder fremden Leibes vor: „Aller meiner Feinde Gewaffen, die liegen heute und schlafen!" usw. oder: „Alle Waffen sein vor dir verschlossen, daß sie das viel gar vermeiden, daß dich ihr keines steche noch schneide!" teils aber auch als Besprechung der Waffen selbst: „Also milde und also linde müssest du heute sein auf meinem Leibe, Schwert und aller Art Geschmeide (Schmiedwerk), als meiner Frauen Sankte Marien Fachs (Hauptbaar) war, da sie den heiligen Christ gebar!" Dänisch, bald erzählend: „Unser Herr Christus ritt in Herren(Heeres)fahrt, da täubt' er alle gezogne Schwert, allen der Waffen, die er sah, nahm er Eck' und Ort (Schneide und Spitze) ab mit seinen zwo Händen und mit seinen zwölf (zehn) Fingern usw. vom Knauf bis zur Spitze hinauf: das Weiße soll nicht beißen, das Rote soll nicht bluten, bevor Christ sich wieder läßt gebären, das ist geschehn und geschieht niemals mehr!" bald auch beschwörend: „Steht, Eck' und Ort, mit demselben Wort, damit Gott schuf Himmel und Erd'!" Der Glaube an die Wunderkraft des W o r t e s, wie ihn auch in früher angeführten Formeln das Gürten mit heiligen Worten oder zum Wortsiege ausspricht, hat seinen ersten und tiefsten Grund in dem Wunder der menschlichen Rede selbst, er wurde gepflegt durch das im Bedürfnis der schriftunkundigen Vorzeit gelegene Formelwesen, endlich war die mittelalterliche Behandlung des Schriftworts, die fremde Kirchensprache, nicht dazu geeignet, jenen Glauben vor der Erstarrung im gedankenlosesten Wortdienste zu bewahren. Freidank sagt von der Macht der Worte: „Den Teufel zwinget mancher Mann mit Gottes Worten, der sie kann, daß er (der Teufel) muß sprechen und sagt seine Schande und sein Herzeleid; durch Worte geht eine

wilde Schlange zu den Leuten, da sie sich fangen läßt, durch Worte meidet ein Schwert, daß es jemand verwunde, durch Worte vermag ein Eisen niemand zu brennen, und hätt' es den ganzen Tag geglüht; diese Worte sind wie ein Wind gegen jene, die in der Messe sind.“ Daß gleichwohl auch zu Beschwörungen der genannten Art göttliche Worte gesucht wurden, davon geben die Formeln überreiches Zeugnis. So üppig aber das Mittelalter an der heiligen Geschichte fortdichtete, so ist doch gerade im Formelwesen, das seiner Natur nach in einer stetigen Überlieferung haftet, die Vermessenheit befremdlich, mit der den geheiligtsten Personen wilde Worte in den Mund gelegt wurden. Man wird sich diese Erscheinung kaum anders erklären können, als durch den nachgewiesenen Zusammenhang der mittelalterlichen Segen mit dem heidnischen Beschwörungsingen. Auch dieses griff zu den Worten mythischer Wesen, was Thiodhrärir vor Dellings Türe, was Rindr zu Ran sang, das sollte für entsprechende Fälle wirksam sein, die Kunde von Groas Zaubersang, ein alter Naturmythus, wurde, wenn auch nicht mehr verstanden, zur mütterlichen Wandersegnung benutzt, wie man auf christlicher Seite die Anrede des Tobias an den scheidenden Sohn zur Fassung eines Reisesegens tauglich fand. Die Neigung zum Galdern, der Glaube an die Kraft desselben, war dem gechristneten Volke nicht erloschen, aber die alten Formeln konnte man doch nicht mehr oder doch nicht unverändert fortgebrauchen, blieben auch einzelne Naturwesen, mythische Namen und Beziehungen zurück, im ganzen mußte doch auf Ersatz aus dem Gebiete des neuen Glaubens gesorgt werden. Die herkömmliche Grundform der sympathetischen Bezüge behielt man bei und wahrte soweit das Anrecht der Überlieferung, aber auf den Pfaden der vertriebenen Mächte wandelten nun Christus, Maria und all ihr heiliges Gefolge. Das Alte war verdunkelt und das Neue nicht hell geworden, die poetische Kraft der Formeln wich dem Mißverständnis, der Unsicherheit und Verwirrung, das ganze Treiben war verdächtig und verrufen, Odins hohe Lieder- und Runenkunde war in den Händen fahrender Leute.

Die Formeln des Heilbittens und Segnens, die ihren Ursprung im ernsten Gemüte hatten, sind aber nicht durchaus in dürrem Aberglauben verkommen, sie verzweigten sich auch in das heitre, gesellige Leben, als Liebesgruß und Wunschdichtung. Den Weg nach dieser Seite bahnen die Neujahrswünsche. War dem anbrechenden Tage, dem Aufgang der Sonne so viele Bedeutung beigelegt, so konnte der größere Umschwung, das wiederkehrende Wachstum des Lichtes in der Wintersonnenwende, nicht

unbeachtet bleiben. Der Beginn des neuen Zeitabschnittes war überhaupt eine Aufforderung, den Blick in die Zukunft zu richten, Vorsätze zu fassen und Wünsche zu bilden. Am Julabend wurden im alten Norden beim feierlichen Becher Gelübde auszuführender
5 Taten abgelegt. In Deutschland wird es um den Anfang des 11. Jahrhunderts als heidnische Sitte gerügt, Neujahrs auf dem Kreuzwege oder schwertgegürtet auf dem Dache zu sitzen, um zu sehen und zu entnehmen, was einem im kommenden Jahre begegnen werde; auch das wird den heidnischen Gewohnheiten
10 beigezählt, wenn man beim Jahreseintritt durch Ortschaften und Gassen Sänger und Reigen führe. Des Singens in der Neujahrsnacht um einen Kranz von lieber Hand ist zuvor gedacht worden. Diesen und ähnlichen Neujahrsgebräuchen schließt sich nun einer an, der sich in förmlichem Wunschsprechen ausprägte,
15 das nächtliche Anklopfen zur Zeit des Jahreswechsels. Hans Rosenblüt und Hans Volz, Dichter des 15. Jahrhunderts, beide zu Nürnberg heimisch, haben für dieses Klopf an jeder eine Reihe von Reimsprüchen geliefert. Sie ließen dabei der eigenen Erfindung freien Lauf, standen aber doch unter sichtlichem Ein-
20 fluß des alten Herkommens und überlieferter Formeln. Von dem Gebrauche selbst kann man sich aus dem einzelnen der Sprüche eine Vorstellung zusammensetzen: zur Neujahrszeit gingen Personen beiderlei Geschlechts, höheren und niedern Standes, sich unkenntlich machend, zum Teil mit Musik und Gesang, nachts
25 in den Gassen umher und klopften an den Türen, während eine Stimme aus dem Fenster sie in diesem Klopfen aufmunterte oder damit abwies und bald die besten Wünsche zum neuen Jahr ihnen zurief, bald mit den schnödesten Worten sie weiter ziehen hieß, was von der Vermutung über die Person des Klopfenden und
30 schon von der Art seines Anklopfens abhängen mochte. Rosenblüt, der schon um 1450 dichtete, hält seine Sprüche, wenn auch nicht ohne launige Beigabe, doch im ganzen noch ziemlich formelartig und feierlich, dem bisher abgehandelten Segensprechen zugeneigt, namentlich folgende:

35 „Klopf' an, klopf' an!
ein seligs neus Jahr geh dich an!
Alles, das dein Herz begehrt,
des wirst du zu diesem Jahr gewährt.
Klopf' dannoch mehr!
40 daß dir widerfahr alle Ehr'
und alle Glückseligkeit,
des helf' uns Maria, die reine Maid!

der lieb Herr Sant Sebold,
der behüt' uns und hab' dich hold!
der lieb Herr Sant Moritz,
der behüt' dir Sinn und Witz!
und die eilftausend Maid' 5
behüten dich vor allem Herzenleid!
der lieb Herr Sant Veit,
der behüt' dich zu aller Zeit!
der lieb Herr Sant Martein,
der müß' allzeit dein Gefährte sein! 10
Sant Niclas, der heilig Himmelfürst,
der bescher' dir Wein gnug, wenn dich dürst'!
Gott woll dir geben als viel Ehr'n,
als manig der Himmel hat Stern',
und so viel gute Zeit, 15
als viel Sandkörnlein im Meere leit,
und darnach das ewig Leben,
daß müß' dir Gott mit Freuden geben!
daß wünsch' ich dir zum neuen Jahr,
sprich amen, daß es werde wahr!" 20

„Klopf' an, klopf' an!
der Himmel hat sich aufgethan,
daraus ist Hail und Säld' geflossen,
damit werdest du begossen!
Du seist Frau oder Mann; 25
so wünsch' ich dir, das ich kann:
Gesundheit des Leibs und frischen Muth
und Alles, das deinem Herzen wohl thut,
Schöne, Stärk' und Weisheit viel
und die Kunst aller Saitenspiel'; 30
hab' dir Samsons Stärk' und Kraft
und König Alexanders Herrschaft,
die Schöne Absalons,
die Weisheit Salomons,
und hab dir friedlichen (fröhlichen) Muth 35
und Priester Johanns Gut,
und hab' dir Susannen Unschuld
und hab dir aller schönen Frauen Huld!
als manig Stern am Himmel stahn,
als manig gut Jahr geh' dich an, 40
als manig Tropfen im Meere sein,
so viel heiliger Engel pflegen dein!"

„Klopf' an, klopf' an!
mein Herz hat sich aufgethan,
und wünsch' dir Glück und alles Gut',
gesunden Leib und frischen Mut,
5 viel guter Jahr' und lang Leben
das müß' dir Gott auf Erden geben!
ich wünsch' dir ein Fräulein wohlgestalt,
das dir im Herzen wohl gefallt
und die dich lieb hab' für ander Knaben,
10 die sollt du dir zu dem neuen Jahr haben!"

Aus einem verliebten Spruche:

„Dein stolzer Muth und frischer Sinn
der nimmt mir viel Traurens hin,
Dein fröhliches Herz und frische Jugend
15 ist geneigt auf alle Tugend;
ich lieb' dich sehr und bin dir hold
und lieb' dich für Perlen, Silber und Gold,
das ich auch von dir hoffen bin:
du liebest mich in deinem Sinn;
20 darum wirf einen Arm auf in der Stille
und thu einen Schrei durch meinen Willen,
daß ich dein Herz gänzlich erfahr!
so hau' (lauf) dahin, daß dich Gott bewahr!"

Bei Hans Folz, dessen Sprüche etwa zwanzig Jahre später
25 fallen, ist der Ton merklich gesunken. Er gebraucht wohl auch noch die alte Segensformel, aber statt daß Rosenblüt das üble Wort nur selten und versöhnlich vorkehrt (in Nr. 3. 6), wiegt jener die guten Wünsche mit höhnischen Abweisungen auf, und diese letztern sind ein witzloser Erguß der gröbsten, schmutzigsten
30 Schimpfreden und Drohungen. Auch seine günstigen Sprüche haben ein derbes Aussehn.

Dieses nächtliche Anklopfen Unbekannter bei Unbekannten, um eine Losung für das angehende Jahr zu vernehmen, ist ihrem Ursprunge nach wohl nichts anderes, als eine volksfestliche Dar-
35 stellung des von den einzelnen in der Stille betriebenen Lauschens und Horchens in der Neujahrsnacht. Das von der Kirche mißbilligte Neujahrsingen auf den Straßen wird mit diesen nächtlichen Schicksalforschungen unmittelbar zusammengestellt und muß daher in verwandter Bedeutung mit ihnen gedacht werden. Daß
40 es vornherein nicht lediglich auf ein geselliges Spiel abgesehen war, zeigt der feierliche Ton, der noch in einem Teil der Sprüche,

besonders bei dem älteren Dichter, vorwaltet. Der Himmel und das Herz erschließen sich in der heiligen Nacht, um ihre Segnungen auf den Anklopfenden auszuschütten. Was dem Gebrauche Heidnisches ankleben mochte, war durch christliche Formeln gereinigt und gesühnt; auch gute Lehren wurden zum neuen Jahre gespendet. Für die schlimmen Orakel wird es früher gleichfalls nicht an ernsterem Ausdruck gefehlt haben; „ein selig's neus Jahr geh dich an!" ist in den günstigen Sprüchen herkömmlich, „ein böses, feiges (tödliches) Jahr" anzuwünschen, war in der Volkssprache des 14. Jahrhunderts, auch außerhalb Neujahrs, nicht ungewöhnlich; Hans Folz kennt noch das böse Jahr, aber in seinen Verwünschungen ist nichts mehr von feierlichem Ernste zu spüren. Auch in guten Wünschen, besonders den auf Liebe bezüglichen, gesellt sich der Scherz zum Ernste; so bei Rosenblüt:

„Ich wünsch' dir das ewig Leben,
das müß' dir Gott mit Freuden geben!
ich wünsch' dir ein Stüble warm
und deinen Buhlen an deinen Arm."

Hans Folz gibt einem zärtlichen Wunsche den Schluß (Nr. 2):

„So wünsch' ich dich so lang gesund
bis daß ein' Lins' wiegt hundert Pfund
und bis ein Mühlstein in Lüften fleugt
und ein Floh ein Fuder Weins zeucht
und bis ein Krebs Baumwoll' spinnt
und man mit Schnee ein Feuer anzündt;
hiemit ein guts seligs neus Jahr
und hau hin, daß dich Gott bewahr'!"

Doch läßt er auch wieder die Liebende sagen (Nr. 11):

„Du klopfest an in deinem Scherz,
dannoch geht es mir an mein Herz."

Die ursprüngliche Bedeutsamkeit des Gebrauches hinderte nicht, daß derselbe mehr und mehr in ausgelassenen Mummenschanz umschlug. Vorzüglich aber konnten dabei die Bewerbungen und Neckereien der verliebten Jugend ihr verstecktes Spiel treiben. Gehörte das Kranzsingen in der Neujahrsnacht mit zu den Schicksalfragen, so war freilich ein Blumenkranz, der auf den Liebenden niederfiel, das hoffnungsreichste Wahrzeichen.

Manche Lieder des 15. Jahrhunderts, in welchen der Geliebten ein seliges neues Jahr gewünscht und zugleich von ihr ein schönes Heil erbeten wird, stehen in keiner nachweisbaren Beziehung zu den angeführten Gebräuchen. Wohl aber ist die
5 phantastische Formel zur Hand, wenn der Neujahrsänger sich nach Lust erwünschen möchte, daß er Papst und Kaiser, aller Welt gewaltig, das Meer zu stillen, aller zahmen und wilden Tiere, dazu der Blümlein im Gefilde mächtig sei, daß er regnen und die Sonne scheinen lasse, wenn er wolle, aller kühlen Brunnen
10 Gewalt habe und Schatten vor der Sonne machen könne, einzig um alles in den Willen der Geliebten zu stellen.

Wünsche dieser Art waren übrigens an keinen Jahrestag gebunden, sie waren stets bereit, wo aus innigem Herzen und freundlichem Munde gegrüßt wurde. Der Gruß überhaupt ist
15 ein wohlwollender Wunsch, und wenn ihn die Liebe gibt oder nimmt, erblühen farbenhelle Bilder. Volksmäßige Liebesgrüße, poetische Wunschformeln, können im gleichen Zuschnitt von sehr früher Zeit bis zu den gereimten Briefmustern unserer Jahrmärkte aufgewiesen werden. Mindestens aus dem Anfang
20 des 11. Jahrhunderts stammt, nach gelehrter Forschung, das lateinische Gedicht Ruodlieb, das Werk eines Mönches zu Tegernsee; in einem der erhaltenen Bruchstücke desselben fragt ein Bote, der für Ruodlieb auf Brautwerbung ausgeschickt war, was die Schöne jenem antworten lasse? Diese Antwort nun,
25 in welcher altdeutsche Reimworte mit den lateinischen Versen verwoben sind, ist folgende: „Von mir aus treuem Herzen sag' ihm soviel Liebes, als jetzt komme Laubes; soviel der Vögel Wonne, sag' ihm meiner Minne; soviel Grases und Blumen, sag' ihm auch der Ehren!" Daß diese Grußformel eine altvolks-
30 mäßige sei, dafür sprechen eben die deutschen Reimsätze. Sowie dann, nach dem Erlöschen des ritterlichen Minnesangs, die Volksdichtung wieder hervorbricht, im 15. und 16. Jahrhundert, hört man auch wieder vielfach dieselbe Grußweise; so im Straßburger Kranzliede (Volksl. Nr. 3, Str. 9):

35 „Jungfrau, ich sollt' Euch grüßen
von der Scheitel bis auf die Füße,
so grüß' ich Euch so oft und dick (vielmals),
als mancher Stern am Himmel blick' (schimmre),
als manche Blume wachsen mag
40 von Ostern bis an Sant Michels Tag!"

Der Liebesgruß an Ruodlieb ergeht noch durch mündlichen Auftrag, und die Kranzwerber grüßen singend, wobei ihnen

verschiedene Formeln zu Gebot stehen. Auch landschaftliche Verschiedenheiten muß der mündliche Gruß gehabt haben; in einem Volksliede grüßt der Ritter das veilchenbrechende Mädchen „nach schwäbischen Sitten", und der Kranzsänger sagt:

„Jungfrau, ich sollt' Euch danken 5
mit Schwaben und mit Franken!"

In den Briefmustern, wie sie seit dem 15. Jahrhundert zum Vorschein kommen, findet man die poetischen Grüße gesammelt, für Auswahl und Gebrauch aufbewahrt, doch tragen sie auch hier noch mitunter die Spur vormals mündlicher Grußsendung. Sie sind 10
folgender Art:

„Ich send' dir, liebes Lieb, einen Gruß
auf einer Nachtigallen Fuß,
auf jeglichem Klauen
einen güldnen Pfauen; 15
als manig gut Jahr geh' dich an,
als ein geleiterter Wagen
gefüllter Rosen mag getragen,
jeglichs Blatt in neun gespalten,
Gott müss' deins jungen Leibes walten! 20

Ich grüße dich zu dreistund (dreimal),
mein Lieb, in deinen rothen Mund,
ich grüß' dich in dein' Äuglein klar,
Gott geb dir viel und gute Jahr!

Meinen Gruß ich Euch sende 25
ohn' Anbeginn und ohn' Ende
und grüß' Euch nicht allein mit dem Munde,
sondern aus meines Herzens Grunde usw.

So viel Tropfen sind im Meeres Grund,
gegrüßt sei Euer rother Mund usw. 30
Habet also viel guter Nacht,
als manch rother Mund in dem Jahre lacht,
und also viel guter Zeit,
als Sandes in dem Meere leit.

Ich wünsch' dir, Herzlieb, einen Gruß 35
von dem Herzen bis auf den Fuß,

von Lilgen ein Bett
und von Rosen eine Deck',
von Muscaten eine Thür,
mit Näglein ein' Riegel darfür!

5 Und grüß' dich Gott als oft und dick,
als maniger Stern aus dem Himmel blick'
und als manigs Blümel entsprießen mag
von Ostern bis auf Sant Jacobs Tag!

Und lass' Euch Gott als lang leben
10 bis auf einem Mühlstein wachsen Weinreben,
und müßt als lang mein steter Buhl sein
bis dieselbigen Reben tragen Wein!

Darauf spar' Euch Gott als lang gesund
bis ein Frosch erlauft einen Hund
15 und ein Zeislein oder ein Fink
das ganze Meer auftrink'!

Auch für gekränkte Herzen gibt es Briefformeln:

Mit solchen Treuen, als du mich meinst,
so mag ich wohl lachen, wann du weinst,
20 Treu und Stet
hat mir der Wind hin geweht,
Falsch und Verlogen
ist mir herwieder geflogen.

Manchmal wird das Brieflein selbst angeredet und ihm auf-
25 gegeben, die Liebste, ihren roten Mund, ihre spielenden Augen und rosafarben Wangen zu grüßen. Ein Liebesbrief mit solchem Auftrag, aus dem 14. Jahrhundert, in bayerischer Mundart, ist auf einen schmalen Pergamentstreifen geschrieben, der bestimmt war, zusammengerollt und umbunden zu werden. Gerne wird
30 auch irgend ein Wahrzeichen genannt, durch welches gegrüßt werde: durch einen Seidenfaden, eine Handvoll Seide, eine Handvoll Gerstenkorn, durch grünen Klee. Im Appenzellerlande läßt man noch durch einen Rosmarinstengel, durch ein „Schöppli" Wein usw. grüßen. Diese Formeln stammen ver-
35 mutlich von alter, symbolischer Botschaftsendung her; auch der schriftlichen Meldung ein sinnbildliches Zeichen beizufügen, hielt man nicht für überflüssig. Gudrun warnt ihre Brüder teils durch Runen, teils durch Wolfhaare, in einen Ring gebunden. Tristan legt auf den Weg, den die Königin kommen muß, einen

Haselstab, worauf er geschrieben hat, daß Hasel und Geißblatt nicht getrennt sein können, ohne daß beide hinsterben. Liebesbriefe, die man durch fremde Hand schreiben ließ, schienen wohl noch einer unmittelbaren Beigabe zu bedürfen, und nachmals haftete das Wahrzeichen wenigstens in den Reimen des Briefstils. Laub 5
und Blumenblatt, die in mehreren Grußformeln bildlich verwendet werden, mochten früher auch wirklich dabei sein. Ein halblateinisches Lied in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts sagt: „Das Mägdlein stand bei einem Baume, schrieb ihre Liebe an einem Laube"; und in einem spätern Weckeliede (Volksl. 10
Nr. 85. Str. 3) wird gesungen:

Ich brach drei Lilgenblättlein,
ich warf ihr's zum Fenster ein:
„schlafest du oder wachest?
steh auf, feins Lieb, und laß mich ein!" 15

Blumenhaus, Lilien- oder Lindenblatt stellen sich abermals zum Gebrauche zärtlicher Wünsche und Hoffnungen.

Es geht durch viele Länder und Zeiten ein Märchen von den Wünschen, deren der Mensch auf übernatürliche Weise gewaltig werden kann. Göttliche und geisterhafte Wesen, Zauberer und 20
Heilige, je nach den religiösen und mythischen Vorstellungen der verschiedenen Völker, vergönnen den Sterblichen zum Lohne der Gastfreiheit oder eines andern Dienstes, manchmal auch gezwungen oder auf ungestümes Bitten, eine bestimmte Zahl von Wünschen und Wunschdingen, welche den Frommen und Be- 25
scheidenen zum Heile gereichen, den Bösen und Begehrlichen aber zum Unglück ausschlagen oder durch die Torheit und den Frevel der Wunschberechtigten vornherein verkehrt und vereitelt werden. Im allgemeinen ergeben diese Dichtungen, in Scherz und Ernst, die Lehre, daß es für den Menschen schwierig und 30
gefährlich wäre, selbst der Ordner seines Geschickes zu sein und über die Gaben des Glücks zu gebieten. Deutsche Volksmärchen lassen gerne den Heiland, mit dem Apostel Petrus umherziehend, den Sinn der Leute prüfen und ihnen Wünsche gestatten. Wie er auf seinem Erdengange wider jedes leibliche Gebrechen heilende 35
Segen bereit hat, so verleiht er auch andre Glücksgaben durch sein bloßes Wort, wenn es nur nicht auf undankbaren Boden fällt. Ein Meistergesang auf einem Flugblatte des 16. Jahrhunderts erzählt folgenden Schwank: Dieweil der Herr noch auf Erden war, kam er in ein Dorf, das im Tale liegt und Wintershausen 40
heißt, wo die Bauern mit wildem Geschrei beim kühlen Weine

saßen; Sankt Peter bittet seinen Meister, den Bauern einen gemeinsamen Wunsch zu geben, und der Herr gestattet solchen mit der Bestimmung, daß nur einer, den sie unter sich wählen mögen, den Wunsch tun, aber selbst nur halb soviel, als die andern, empfangen soll; nachdem der Schultheiß die Wahl von sich gewiesen, weil er sich nicht mit dem halben Teile begnügen will, kommen sie überein, den Dorfschützen, ihren gemeinen Knecht, wünschen zu lassen, er wird ermahnt, daß er auf ihren Nutzen vereidet sei, auch sie ihm das Korn geben, und verspricht, sich bis morgen frühe des Wunsches zu besinnen; als die Nacht ein Ende nimmt, eilen die Bauern, jeder mit einem Sack, in das Haus des Schultheißen, auch der Schütz bleibt nicht aus und nun werden ihm die mannigfachsten Wünsche vorgeschlagen; ein alter Bauer hat nur das bescheidene Anliegen, im Winter nicht zu erfrieren, andre verlangen, der Schütz solle weiß Brot genug wünschen und süßen Met dazu, Land und Leute nebst ewigem Leben, Scheuern voll Fesen, Rüben für den Winter, Pfennige, Würfel und Kartenspiel, feine Fräulein und dazu den allerbesten Wein, Met und Milch und in der Fasten Zwiebel, jedem eine Gippe (Kittel) von gutem Zwilch nebst gehefteten Stiefeln, damit durch den Kot zu laufen, ferner daß das Korn von selber wachse und daß Erbsen und Flachs alle Jahre wohl geraten, jedem in sein Haus drei oder vier gute Dreschflegel und einen guten Holzschlegel, jedem ein krauses Haar, das sei das beste, dann noch einen Brei voll fetter Grieben; endlich heißt der Schütz sie näher treten und spricht: „Gott gebe, daß ihr erblinden müsset!" Alsbald sehen sie kein Stück mehr, und der Schütz ist einäugig. Der örtlichen Anknüpfung unerachtet ist es doch die Fabel vom Neidischen und dem Geizigen, die schon Avianus gibt, nur daß bei ihm Jupiter den Phöbus herabsendet, der Menschen beweglichen Sinn zu erkunden.

Die Wünsche kommen sonst am meisten in der Dreizahl vor, doch steigen sie bis auf sieben; auch der Wunschdinge, der Kleinode, mittels welcher man fortwährend gewisser Wünsche mächtig ist und in denen die Begabungen sinnbildlich erscheinen, sind gewöhnlich drei. Der Inbegriff des Wünschbaren, den die ältere Sprache auch einfach mit dem Worte Wunsch bezeichnete, kann in der Sonderung unter verschiedene Ziffern gebracht werden. Die Fülle der Wünsche ist ein ungehobner Schatz, in den zur rechten Stunde oder durch besondre Zulassung eine bestimmte Zahl von Griffen getan wird, und es kann, statt aller, an dreien genug sein. Im Nibelungenhort und den drei Kleinoden, die dazu gehören, Wünschelrute, Schwert und

Tarnkappe, ist der Vollbestand sowohl, als die Dreiteilung der irdischen Glücksgaben vorgebildet. Als Seitenstück gab es einen dreifachen Ausbund des Übels, man sprach von drei Sorgen, drei Schaden. Bei den Liederdichtern wird die sagenhafte Wunschzahl als ein Bekanntes vorausgesetzt und auf mancherlei Weise damit gespielt. Reinmar von Zweter würde, wenn er dreier Wünsche Gewalt hätte, sie dazu verwenden, daß er den Frauen rechtes Verhalten im Versagen und Gewähren, Unterscheidung des guten Mannes von den falschen wünschte. Wahrscheinlich lag für diese gesuchtere Ausführung bereits eine volksmäßige Grundform vor, die noch in einem nieder- und hochdeutsch vorhandenen Wunschliede des 16. Jahrhunderts auftaucht. Dasselbe zählt sieben Wünsche, stimmt aber in der Formel fast wörtlich mit Reinmar und seine einfache Versweise lautet auch bei letzterem an, schlägt aber hier in einen breitern Strophenbau der Kunstdichtung aus. Im Volksliede wünscht der Singende, wenn er der sieben Wünsche Gewalt hätte, sich selber jung und nimmer alt, alle Seelen frei von der Höllenpein, alle falsche Zungen sprachlos, wieder für sich schöne Jungfraun und rheinischen Wein, auch allezeit fröhlich und nimmermehr traurig zu sein, Geldes und Guts genug und niemand schuldig sein, jeden zu der Liebsten und sich zu der seinigen; zwischendurch gehen anregende Kehrzeilen: sag mir, hab' ich recht? hab' ich unrecht? (Volksl. Nr. 5. A). Ohne sich an eine Zahl zu binden, wünscht ein Spruchdichter des 14. Jahrhunderts das ganze Jahr hindurch für sich und für die ganze Welt; im buntesten Quodlibet wünscht er Geistlichen und Laien sittliche Besserung, den Bösen Unheil, den Liebenden Linderung ihres Wehs, dem jüngsten Gericht ein frohes Ende, dann wieder in einem Zuge, daß er den Streit zwischen Kaiser und Papst auszurichten hätte, daß die Reifen den Reben nicht schädlich sein möchten und daß eine gute, gerade Straße von Speicher bis Einsiedeln ginge, weil ihm die hohen Berge beschwerlich seien, auch vorher schon verkehrt er im Gebiete der unmöglichen Dinge:

„ich wollt', daß durch den Winter kalt
Vögel süngen, jung und alt,
und Viol'n, Rosen und der Klee
schön wüchsen durch den Schnee;
ich wollt' aller Meister Sang
(so wär' mir nit der Winter lang)
wohl verstehn und können;
ich wollt', daß die Brunnen

zu Merzen wären guter Wein,
so möcht' ich des (desto) gesunder sein."

Doch gesteht er selbst, daß sein Wünschen nicht helfen möge, daß Wünschen eine Kurzweil sei und niemand dadurch gebessert werde. Als eine Kurzweil, ein Gesellschaftsspiel, wurde das Wünschen wirklich getrieben. Ein niederländisches Lied, auch aus dem 14. Jahrhundert, unter mehreren Erzählungen von Herren- und Frauenwünschen, führt in den Kreis einer solchen geselligen Unterhaltung: vier Herren sitzen in einem weiten Saale bei schönem Feuer und kürzen sich die Zeit, sie essen und trinken und wollen sich damit vergnügen, daß sie in die Wette wünschen, wie jeder am liebsten leben möchte, damit man daran merke, welcher das frommste (wackerste) Herz habe; diese vier Herren sind Helden des Nibelungenliedes, König Gunther, Gernot, Hagen und der milde Rüdeger; Gunther wünscht sich in einen stets maigrünen Wald, an einen klaren Fluß, um dort mit Rittern und Frauen zu jagen und zu fischen, sodann unter Gezelten zu schmausen und zu tanzen. Gernot möchte von Lande zu Lande Turnier und Ehren suchen, armen Rittern die Pfänder lösen und sie in sein Gefolge ziehen, von reichen Burgen zu reichen Städten fahren und die schönen Frauen sehen, die ihm lachend entgegenkämen; Rüdeger wünscht sich mitten unter Blütenbäumen, Blumen und Vogelsang einen Saal von Glas (das schon bekannte Kristallhaus), ausgeschmückt mit Geschichtbildern (van ymase?), daß es alle, die darein kämen, ein Himmelreich bedünkte, auch einen Stuhl von Elfenbein, so breit, daß er darauf mit den zwei allerschönsten Frauen sitzen könnte, vor sich ein Trinkgeschirr von feinem Golde voll goldener Pfennige, das auch, wieviel er herausnähme, stets voll bliebe, so daß er aller Welt genug geben und alle Bedürftige reich machen könnte; Hagen wollte, daß Scheming und Miming (des Helden Wittig Roß und Schwert) sein wären und er in einer guten Stadt mit den besten tausend Rittern und den tapfersten tausend Knechten läge, auch mit den schönsten tausend Frauen und den reinsten tausend Jungfrauen, die, wenn die Tore der Stadt aufgetan wären, an die Zinnen gingen und die Ritter streiten sähen, nach dem Kampfe wollt' er dann wieder zu den Frauen in den Saal gehn, ihren roten Mund küssen und sich die Wundmale von ihnen heilen lassen. Wenn in diesem Wunschliede das ritterlich höfische Gepräge vorschlägt, so fehlen doch nicht anderweitige Zeugnisse von einer allgemeineren Übung des Wunschspieles. Die deutschen Rätselbücher des 16. Jahrhunderts geben Anweisung zu

listigem Verhalten, wenn man mit einem wünschen wolle, so daß, was jeder wünsche, dem andern halb gebühre, oder daß der Wunsch beiden nütze sei; und in Fischarts Verzeichnis der Spiele sind folgende genannt: „Wünsch', das beiden nutzt!" „was wünschest dir von deinem Buhlen?" „drei Wünsch' auf einem Stil." Dieses letzte berührt sich wieder mit dem Volksgesang, in welchem die Erfüllung des Wunsches als eine aufblühende Blume gedacht ist; so in einem altniederländischen Liede: „Hätt' ich nun drei Wünsche, drei Wünsche also edel, so sollt' ich mir gehn wünschen drei Rosen auf einem Stil; die eine sollt' ich pflücken, die andre lassen stehn, die dritte sollt' ich schenken der Liebsten, die ich habe." In einem deutschen: „Wollt' Gott, ich möcht' ihr wünschen zwo Rosen auf einem Zweig!" Soferne dann herkömmlicher Gegenstand des Wünschens und Ausdruck irdischer Glücksfülle der unversiegbare Hort ist, kommt auch den Volkssagen von verborgenen Schätzen die Wunderblume zu. Aufgang und kurzes Blühen einer seltenen Blume bezeichnen den kostbaren, leicht verabsäumten Augenblick, in welchem die Pforte des Glückes erschlossen ist; vom Schatze selbst, wie er sich zur Erlösung hebt und ungelöst von neuem in die Tiefe sinkt, gebrauchte man die Redensarten: Er blühe, werde zeitig, verblühe. Der Schäfer, am Berge weidend, erblickt die blaue Blume, die er noch nie gesehen, pflückt sie und steckt sie an seinen Hut, da findet er die Berghöhle mit ihren Reichtümern offen stehen, verliert aber beim Herausgehen die Blume, die fortan von den Bergleuten emsig gesucht wird, weil verborgene Schätze rucken; der Jäger wird von wunderlieblichem Dufte, den der Wind ihm zuweht, angezogen und geht in die Nacht hinein irre, bis er endlich in zauberhaftem Leuchten die Wunderblume sieht, unentschlossen bleibt er stille stehn, da verkündet der Seigerschlag aus der Ferne die Mitternachtstunde und die Blume verschwindet; nur alle hundert Jahre blüht sie in der zwölften Stunde der Johannisnacht und wer reines Herzens ist, kann sie dann pflücken und des Glückes, das sie gewährt, teilhaftig werden.

Den günstigen Wünschen gegenüber stehen die Verwünschungen in so festen Formen und geschlossenem Zusammenhang, daß dadurch auch jene noch besser aufgehellt werden. Das Wort des Übelwollenden, des Schwergekränkten, Zürnenden, war nicht weniger mächtig, als das aus gutem Willen, aus liebendem Herzen kam. Darum galt es für bedenklich, dem Unbekannten, dem Feinde, besonders dem todwunden Gegner, den Namen zu nennen und so dem üblen Wunsche preiszugeben. Sigurd verhehlt seinen Namen dem tödlich verwundeten Fafnir: „Darum, weil es im

Altertum Glaube war, daß eines sterbenden Mannes Wort vieles vermöchte, wenn er seinen Feind mit Namen verwünschte (bölvaði)." So gab es denn auch Segen wider die böse Zunge, wider das Beschreien, denn eben diesem, sowie dem bösen Auge, gab man zum Teil die Übel schuld, gegen welche die Segenssprüche gerichtet sind; der gute Segen war an sich schon eine Abtreibung des schlimmen, aber auch eigens wurde gegen das feindliche Besprechen und Ansehen gebetet und gesegnet. Laut einer Gebetformel aus dem 12. Jahrhundert stiftete man Kerzen auf den Altar und sprach dazu: „Allmächtiger Gott! ich bitte dich durch dein heiliges Haupt und durch alle deine heiligen Werke und durch alle die heiligen Worte, die du den Menschen zu Gnaden je sprachest, empfahe diese Lichter und bind und bezwing heut an diesem Tage alle die Zungen, die meinen Schaden sprechen wollen, oder die mich heute ansehen sollen usw. und kehre ihr aller Zungen und ihre Wort' und ihren Willen an meine Freude und an meine Huld und an meine Minne!" usw. Unter weiteren Bitten sollte man sich über Herz und Hand mit dem Kreuze zeichnen. Kein Wunder, wenn man sich vor Fluchsprüchen segnete, wie sie von heidnischer Zeit her geharnischt anrücken. In nordischem Mythenliede wirbt Skirnir, Freys Diener, für seinen göttlichen Herrn um die schöne Riesentochter Gerdhr, als sie aber der Botschaft nicht stattgeben will, schlägt er sie mit einer Zauberrute, schneidet ihr schlimme Runen und spricht Verwünschungen über sie, welche zwar zunächst auf das besondre mythische Verhältnis sich beziehen, aber doch dabei ein allgemeineres Formelwesen durchklingen lassen: Zornig sei ihr Odin, zornig der Asenfürst (Thôr), Freyr soll sie hassen; Riesen und Götter sollen hören, wie er ihr verbiete und banne jeden Verkehr und Genuß des Lebens; wie eine Distel soll sie sein, die trauernd dahinwelkte. Alte Fluchformel ist es wohl auch, wenn Loki, der aus Ägirs Halle weichen muß, diesem zuruft: „Über all dein Eigentum, das hier innen ist, spiele die Flamme und brenne dich auf den Rücken!" In einem Heldenliede der Edda verwünscht Sigrun ihren Bruder, der ihr den Gemahl erstochen: „Dich sollen alle Eide schneiden, die du Helgi'n geschworen hattest bei Leipturs lichtem Wasser und bei dem urkalten Wellensteine! Das Schiff schreite nicht, das unter dir schreitet, ob auch Wunschwind dahinter wehe! Das Roß renne nicht, das unter dir rennt, ob auch vor deinen Feinden du fliehen müssest! Nicht schneide dir das Schwert, das du schwingest, außer es singe dir selber ums Haupt! dann wär' an dir gerächt Helgis Tod, wenn du wärest ein Wolf in Wäldern draußen, der Hab' entblößt und aller Freude, nicht

Speise hättest, wo du nicht auf Leichen sprängst." Saxo (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) gibt in lateinischen Versen eine Verwünschung, die über Hading, nachdem er ein wunderbares Tier erschlagen, von einem ihm begegnenden Weibe gesprochen wird: „Ob du Felder durchschreitest, ob auf dem Fluß die Segel spannest, 5 wirst du der Götter Zorn erfahren (infestos patiere deos) und über den ganzen Erdkreis die Elemente deinen Vorhaben feindlich sehen; auf dem Felde wirst du stürzen, auf dem Meer umhergeworfen werden, ein ewiger Wirbel wird deiner Irrfahrt Begleiter sein, das Unwetter (rigor) wird niemals deine Segel ver- 10 lassen; kein Dach wird dich decken, das du suchst wird vom Sturme zusammenstürzen, das Vieh wird hartem Frost erliegen; alles wird von der Ansteckung deiner unseligen Gegenwart leiden; wie den Aussatz wird man dich fliehen, wie die schrecklichste Seuche; solche Strafe wiegt die Macht des Himmels zu, denn einen der 15 Himmlischen, in fremden Leib gehüllt, haben deine frevlerischen Hände getötet, Mörder einer Gottheit stehest du hier; wenn die See dich aufnimmt, wirst du die Wut der losgelassenen Stürme dulden müssen, Westwind, ungestümer Nord- und Südwind werden wettkämpfend dich peitschen, bis du durch frommes Gelübde die 20 göttliche Strenge gelöst und durch Sühne die verdiente Strafe wirst aufgehoben haben." Hading erfährt auch alles Angedrohte, seine Ankunft bringt jedes Ruhige in Aufruhr, seine Flotte wird vom Sturme verschlungen und das Haus, das er schiffbrüchig betreten will, stürzt plötzlich ein; erst durch ein Opfer, das er dem 25 Frö (Freyr) darbringt, versöhnt er die Götter. In einer isländischen Saga, die übrigens zu den im 14. Jahrhundert erdichteten zu zählen ist, nötigt das alte Zauberweib Busla durch Verwünschungen den König Hring in Ostgothland, seinen Sohn Herraud und dessen Pflegbruder Bosi, die er zum Tode bestimmt 30 hat, freizugeben. Der Sagenschreiber bemerkt, man habe dies hernach Buslas Gebet (Buslu-bæn) genannt und dasselbe sei weitkundig geworden, doch seien darin manche Worte, die im Munde zu haben Christenleuten unnütz wäre; auch gibt er solches nur teilweise. Daraus folgendes: Felsen werden erschüttert, die 35 Welt geängstigt, das Wetter verkehre sich, werde zum Grausen! so werd' ich an die Brust dir stoßen, daß Nattern dein Herz nagen, daß deine Ohren nimmer hören und deine Augen heraus sich kehren; wenn du segelst, breche das Takelwerk, wenn du steuerst, springen die Griffe, die Tücher bersten, das Segel löse sich und 40 alle Taue reißen; wenn du reitest, wirren sich die Zügel, hinke dein Roß, erliegen die Säumer; im Bette sei dir wie in Strohfeuer, auf dem Hochsitz wie auf Meereswoge; Tröll' und Alfe

und Zaubernornen, nachbarliche Bergriesen brennen deine Hallen. Die einzelnen Strophen dieser Verwünschung schließen fast durchaus mit dem bedingenden Satze: Außer wenn der König Verzeihung ergehen lasse; gerade wie auch in Saxos Formel am
5 Schlusse noch die Sühnung offen gelassen ist. Wenn bei ihm der lateinische Redefluß, so hat noch mehr in der Saga ein absichtliches Steigern zur Erweiterung einer gemeinsamen, altnordischen Grundform geführt, wie sie in Sigruns Fluche noch einfach und gedrungen hervortritt. Bündig lautet auch in der Ragnarssaga
10 Krakas Abschiedswunsch an ihre treulosen Pflegeeltern: daß ihnen je ein Tag schlimmer sei als der andre, aber der letzte der schlimmste.

Überraschend ist es, dieselben Ausdrücke der Verwünschung, die aus dem alten Norden beigebracht wurden, im romanischen Süden
15 wiederzufinden. Der Troubadour Bertran von Born, aus Perigord, ein Zeitgenosse Saxos (er blühte 1180—1195), richtet an seine Dame, die ihn der Untreue beschuldigt, ein Sirventes, worin er, wenn er je eine andre lieben sollte, sich selbst alles erdenkliche Mißgeschick anwünscht: Auf den ersten Wurf mög' er seinen
20 Sperber verlieren, auf seiner Faust sollen Wachtelgeier denselben töten, davonschleppen und vor seinen Augen rupfen; den Schild am Halse, müss' er im Sturme reiten, Helm oder Kappe verkehrt tragen, kurze Zügel führen, die man nicht verlängern könne, und lange Bügel, auf einem niedrigen Hartttraber, und in der Herberge
25 find' er einen ungehaltenen Wirt; auf dem Spielbrette will er stets die Unglückszahl werfen; der Wind soll ihm fehlen, wenn er auf dem Meere sei, am Königshofe sollen die Pförtner ihn schlagen, im Gefechte soll man ihn zuerst fliehen sehn; er will Herr einer geteilten Burg sein, im Turme seien ihrer vier Teil-
30 haber, und keiner könne dem andern trauen, sondern stets müss' er Armbrustschützen, Ärzte, Wachen, Knechte und Bogner nötig haben u. a. m. Das Lied nimmt zwar scherzhafte Wendung, aber das Reiten im Sturme, die Hemmungen zu Roß und Schiffe, die Häufung solcher Übelwünsche, stimmen ganz zu den nordischen
35 Formeln. In der ritterlichen Poesie eines dem normandisch-englischen Königshause lehnpflichtigen Landes ist ein germanischer Einfluß allerdings zu erklären. Doch darf bei diesem Formelwesen überhaupt nicht unbeachtet bleiben, daß die feierliche Verfluchung sowohl alttestamentlich, als im römischen Altertum vor-
40 handen war, wie sie denn auch aus dem priesterlichen Gebrauche schon in die klassische Dichtkunst entschieden formelhaft übergegangen ist.

In gangbaren Redeformen wird dem Tage, der Stunde

geflucht, da etwas Unseliges geschehen oder geworden, dem Wege, der Unwillkommenes bringt, den Bäumen, darunter ein Unheil ergangen; im Rosengartenliede verflucht Ortwin, dem sein Bruder getötet worden, den Anger, der die Rosen trug. Aber auch diese mehr figürliche Verwünschung, bei welcher an sich unpersönliche Wesen nicht bloß Mittel, sondern Gegenstand des Fluches sind, sammelt sich zu volleren Sprüchen, ergreift die ganze Natur. Nach einer spanischen Romanze reitet Don Gayferos ganz allein durch die Gebirge des Maurenlandes und verwünscht lautzürnend seine Einsamkeit: er flucht dem Wein und dem Brote, dem Brote, das die Mauren essen, und nicht dem der Christenheit, der Mutter, die nur einen Sohn gebiert, so daß er, wenn ihn Feinde töten, keinen Rächer hat, dem Ritter, der ohne Knappen reitet und, wenn ein Sporn ihm entfällt, niemand hat, der ihm solchen anschnalle, dem Baume, der einsam auf dem Felde wächst, an dem alle Vögel der Welt rütteln und den trauernden weder Blatt noch Zweig genießen lassen. Ein dänisches Lied läßt den König Waldemar II. der Gegend, wo sein ältester Sohn von dem unvorsichtigen Pfeilschuß eines Dieners auf der Jagd gefallen war (1231), also fluchen: „Fortan soll Revsnäs der Wind treffen, daß sich dort nicht Reh noch Hindin bergen kann; wo Revsnäs vordem tausend Bäume hatte, soll heftiger Frost es versengen; auf Revsnäs, wo vordem Eichen und Buchen standen, soll fortan schlechter Hundslauch wachsen; für die Lust, die man vorhin auf Revsnäs sah, soll fortan kaum ein Dorn gefunden werden!" Der Sage nach stand vormals dichter Wald, wo jetzt nackte Sandbänke sind.

Hingen die altnordischen Verwünschungen von einer Seite mit dem Zauberwesen zusammen, so standen sie nach andrer mit alten Rechtsformeln in Beziehung. Wenn dem Eidbrüchigen geflucht wird, das Schiff solle nicht unter ihm schreiten, das Roß nicht unter ihm rennen, das Schwert ihm nicht schneiden, so hat er dieses selbst schon auf sich geladen, denn auch nach einem Eddaliede geschahen Eide bei Schiffes Borde, Schildes Rande, Rosses Bug und Schwertes Schneide, an eben diesen Gegenständen sollte nun Vergeltung erfolgen; wenn ihm zur Rache gewünscht wird, daß er ein Wolf im Walde sei, so besagten ja die Sicherungsformeln zum voraus: Der Friedbrecher soll gejagter Wolf sein, soweit Menschen Wölfe jagen, auch soweit Schiff schreite, Schilde blinken. Auch deutsche Verfemungsformeln sind nichts andres als Verwünschungen, von einer richterlichen Gewalt ausgehend, die ihnen äußerlich Kraft geben kann, während die Flüche Einzelner die verzehrende Macht des Zaubers zu Hilfe nehmen; in

einer solchen Femformel heißt es: „So verfeme und verführe ich ihn hier von königlicher Macht und Gewalt wegen usw. und weise ihn forthin von den vier Elementen, die Gott dem Menschen zu Trost gegeben und gemacht hat usw. und ich vermaledeie hier
5 sein Fleisch und sein Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Tiere in der Luft ihn verführen und verzehren" usw. Letzteres lautet in Verbannungsformeln: „Und künde dich den Vögeln frei in den Lüften und den Tieren in dem Wald und den Fischen in dem
10 Wasser."

Bei den Liederdichtern des deutschen Mittelalters finden sich mancherlei Anlaute formelhafter Verwünschung. Wurden ehrenwerte und milde Herren mit Heilwünschen begrüßt, so wurden unwürdige und karge mit Flüchen beworfen. Meister Rumeland
15 bedenkt einen „lottern" (nichtswürdigen) Ritter so: „Daß dein Weib Gott von dir löse! Fische, Vögel, Würme, Tiere, mit den Leuten, erstürmen deiner Freuden Burg! was ich in allen Landen Günstiges kenne (waz ich kan gediuten gnâde usw.?), soll dir gehaß sein! dich meide Gruß von allen guten Frauen! dein Same
20 und deine Saat verdorre, wie dem Berge Gelbon aller Thau versagt ist, der Fluch müsse dir anhaften! Unheil begegne dir, wohin du dich wendest! Schwefel, Pech, Feuer, regne auf dich! Gott soll meinen Unwillen (anden) an dir noch besser ‚rächen'!" Der Unverzagte eifert gegen solche, die (um nicht geben zu müssen)
25 sich ärmer stellen, als sie sind: „Eines fremden Mannes Kleid mög' ihre Hand auf ihres Weibes Bette finden, so sind sie doch kleiderreich und entehrt." Im Minnesang sind es hauptsächlich die Merker, die Aufpasser und Angeber verstohlener Minne, denen Unheil gewünscht wird. Heinrich von Veldeke sagt: „In
30 den Zeiten, da die Rosen erzeigten manches schöne Blatt, so flucht man den Freudelosen, die Rüger sind an mancher Statt"; derselbe wünscht dem, der ihm an seiner Frau schade, das Reis, daran die Diebe ihr Ende nehmen, dem Schonenden aber das Paradies; den Neidigen soll der Neid das Herz entzweischneiden.
35 Andre wünschen dem Freudenstörer: Daß er zu einem Steine werde, daß er von Weib und Kind auf das Meer versegeln müsse, oder daß er in der See ertrinke; Rosen und aller Vöglein Sang sollen ihn meiden. Vollständig aber sammelt und formelt sich noch einmal die Verwünschung in zwei Spruchgedichten aus dem
40 14. Jahrhundert. Das eine berichtet, wie in einer Gesellschaft minniglicher Frauen beschlossen wird, den treulosen Männern zu fluchen, was sofort auf die Weise geschieht, daß zuerst diejenige, die es vorgeschlagen, ihre besten Flüche spricht und hernach alle

miteinander einstimmen. Da wird nun dem Unstäten angewünscht: Daß, wenn seine Gesellen um Leib und Leben fechten wollen und er sie in Not sehe, doch seine Zagheit ihn schmählich zurückzubleiben zwinge; daß man auf großen Reisen (Ritterzügen) ihn für den untüchtigsten halte, daß ihm Roß und Pferd (Streitroß und Reisepferd) abstehe, wo sonst niemand einen Riemen verliere; daß ihm sein steinhartes Waffenzeug weich, seine Schwertklinge wie Wachs werde, das man knetet, daß seine Harnischringe von ihm faulen und abfallen, daß ihm seines Rosses Gurt in rechter Not aufgehe und er, wenn er einem jämmerlichen Tod entfliehen sollte, in einen Graben falle; daß ihm auf weiter Heide sein Roß rehe (steif) werde, wenn er am allergernsten sähe, daß es ihn aus Nöten trüge; daß er im Feldstreit von seinem Herrn fliehe, dem er geschworen, und so lange verloren sei, bis man ihn bei der Heerschau nach dem Streit in einem Krautgarten liegend finde; daß ihm beim Turnier vor minniglichen Frauen der Rücken zerbläut und die Schlechtesten über ihn Meister werden; daß er beim Ringstechen im Zeug sitze, als hätt' ihn das Schneewasser herbeigeführt, und, mit eines Speerkrönleins Spitze berührt, aus dem Sattel gestochen werde; daß ihm seine Winde- und Vogelhunde erwüten; daß ihm nie ein Jagdhund etwas auftreibe und alle plötzlich schweigen; daß ihm beim Jagen sein Waldhorn nicht schalle, daß es seinen Hall verliere und dumpf werde; daß ihm kein Federspiel gut bleibe und auf der Beize die Krähen und andre Vögel es ihm vertreiben, daß es die Flügel abbreche; daß Heil ihn verlasse bei allen seinen Geschäften, daß er an Leib und Gut verderbe; daß man seinem Eid und seinen Treuen nicht glaube, wo er sie einsetzen will; daß vor ihm allen reinen Frauen graue, daß ihn die Leute vertreiben, bei denen er angesessen sei. Ein Gegenstück zu diesem Spruche bildet nun ein andrer, worin der Dichter selbst, wie er die reinen Frauen höchlich preist, so auch den ungetreuen alles Unheil wünscht: Ihr Lieb kehre sich zu Leide; von ihnen scheide sich jedes werten Mannes Gunst; dem fälsche sich seine Kunst, der lobend von ihnen dichte; ihr Goldgespäng verkehre sich in Blei; ihre Schapel (Kopfbinden) lassen alles Gestein ausfallen; keine Saite tön' ihnen zum Tanze; die Blumen sinken und schrumpfen aus ihrem Kranze; ihre Spiegel betrügen sie, daß ihre Schönheit ihnen unschön erscheine; ihr gelbes Lockenhaar falle von ihren Scheiteln; ihre schattenbreiten Pfauenhüte (Hüte aus Pfauenfedern) schirmen nicht vor der Sonne; die kühlen Brunnen versiegen ihnen im Maien, wenn sie dann reigen wollen, müssen die Rasen falben und die Blumen trübe werden; wohin sie eilen, müssen die Linden

ihr Laub fallen lassen; jeglicher Vogel tue, wie ihm nun geboten wird, daß er sich Schweigens befleiße, wo er ihrer eine hören könnte; ihre feinen Perlenöhre verwachsen; dem schmucken Wagen brechen die Achsen, der sie zu Freude tragen solle; zu Helblingen 5 müssen ihre Pfunde unnützlich gedeihen; Heil verlasse sie in allem ihrem Geschäfte; ihr Kräutersamen verderbe in ihrem Wurzgarten; ihre zarten Bräcklein werden wütend auf ihrem Schoß; ihr Gestein verliere seine Kraft und ob eine sich stoße, daß ihr das Auge schwäre, sei ihr der Stein nicht heilkräftig; ihr Sechs 10 verwandle sich in Drei auf ihrem Würfelspiel! — In beiden Sprüchen geschieht die Verwünschung nicht minder gründlich, als in den altnordischen Formeln; Unheil wird im ganzen und im einzelnen angewünscht; das Leben des Mannes und der Frau wird in allen Verhältnissen erfaßt; jedes Glück soll getroffen, 15 alle Ehre zerknickt, alle Lust vergällt, jeder Weg zum Heile vertreten werden; ein vollständiges Bild des unseligen Lebens wird aufgestellt. Der Spruchdichter hat dieses mit den Farben und Zügen seiner Zeit ausgemalt, besonders in dem Fluche wider die Frauen ist er selbsttätig, aber die Form ist überliefert und 20 auch die Einzelheiten knüpfen nach vielen Seiten an älteres an. Das versagende Roß erscheint hier, wie überall; das weichwerdende Schwert und Rüstzeug stimmt mit dem nichtschneidenden Schwerte des Eddaliedes sowie mit der Waffenstumpfung des altnordischen Zaubersangs und der deutschen Sagen, die Flucht 25 aus dem Streite, das Preisgeben der Heergesellen und des Herrn mit einer Stelle bei Bertran von Born und gemahnt auch an das Traugmundslied; das Verstummen der Leithunde und das Verdumpfen des Jagdhorns erläutert als Gegensatz den guten Wunsch Walthers, daß seinem Gönner des Hundes Lauf und des 30 Hornes Laut recht nach Ehren erhalle; das Verkommen des Federspiels, die Gefährdung desselben durch anderes Geflügel gemeinsam mit Bertrans Sirventes; das Versiegen der Brunnen im Mai, das Welken der Blumen im Kranz und auf dem Felde, des Grases und des Laubes, der verbotene Vogelsang, das Verderben 35 der Gartensamen, im Spruche wider die Frauen, weisen auf entsprechendes in den Minneliedern und auf das Fluchlied Rumelands mit dem ausbleibenden Tau und der verdorrenden Aussaat; das Mißgeschick im Würfelspiele wieder auf eine Strophe des Troubadours. Selbst das Verfahren der Frauen, erst einzeln 40 und dann im Chore zu fluchen, hat den Anschein einer herkömmlichen, dem Gerichtswesen verwandten Förmlichkeit. Aus dem Minnesang insbesondere klingt neben den Flüchen gegen die Merker ein Lied des Herzogs Heinrich von Breslau (1270—90)

hier an, das in mehrerem mit dem Spruche wider die unstäten Frauen zusammentrifft und, zwar nur allegorisch, auch eine gleichartige Verhandlung darstellt. Der Sänger klagt dem Mai, der Sommerwonne, der lichten Heide, dem glänzenden Klee, dem grünen Walde, der Sonne, der Göttin Venus selbst, die Strenge der Geliebten und verlangt Hilfe; da will der Mai seinen Blumen, den Rosen und Lilien, gebieten, daß sie vor ihr sich zuschließen, die Sommerwonne will der kleinen Vöglein süßen Fleiß gegen ihn verstummen lassen, die Heide will sie fahen, wenn sie nach lichten Blumen eilt, und ihm festhalten, der Klee will ihr in die Augen leuchten, daß sie schielen muß, der grüne Wald will sein Laub abbrechen, sie gebe denn dem Sänger holden Gruß, die Sonne will ihr Herz durchhitzen, daß kein Schattenhut ihr helfe, Venus will ihr alles verleiden, was minniglich geschaffen ist, sie lasse denn ihm Huld ergehen; „o weh!“ ruft er da, „ihr zarter Leib der könnt' es nicht erleiden, laßt mich eh' sterben, sie genesen!“ Wieder auf andre Weise werden Vogelsang und Schattenhut, worunter im Minnesange meist noch ein Blumenkranz verstanden ist, in zwei Liedern Walthers von Metze (um 1245) beim Übelwünschen beteiligt. In dem einen beklagt der Dichter, daß mancher Blumen trage, der nicht Laubes wert wäre; manchem Schwachgemuten mißgönnt er die Blumen und den Sang der Vögelein; sollt' er wünschen, so wollt' er den Vöglein wünschen, daß sie unter sich einig wären, die Leute besser zu scheiden und ihnen so zu singen, wie es um ihr Herz stehe, so daß jeder selbst seinen Wert erkennen müßte; wen die Nachtigall mit Sange grüßte, der dürfte sich des freuen, wem der Kuckuck und ein Distelfinklein sängen, den erkennte man daran als einen Tugendlosen. Das zweite Lied besagt: Hätten die Blumen soviel Gewalt, daß sie Männern und Frauen ständen, wie ihr Herz bestellt ist, so möcht' ein Weib den Sinn der Männer und der Mann den der Weiber erkennen; welches dann nicht wandellos wäre, das trüg' einen krummen „Blumenhut“; leider haben die Blumen nicht diese Kraft; sie kann brechen, wer sie will, und es ist manche Kranzfahrt, wo man bei dem Kranz Unsitte sieht.

Viele Sagen und Lieder nehmen zum Ziele des Wunsches die Verwandlung. Werden durch solches Wünschen andre verwandelt, meist in Tiergestalt, so ist dies ein böser Zauber, eine Verwünschung. Das unselige Vermögen, sich oder andre in die Gestalt und wilde Natur des Wolfes, zum Werwolfe, zu verzaubern, findet man im Aberglauben vieler Völker, auch der germanischen. Aber auch das läßt sich nachweisen, daß in den

Dichtungen der letztern die Verwandlungen nur bildliche sind
und der Aberglaube, wenn er nicht selbst wieder im Mißverstehen
und der Verdumpfung des poetischen Bildes seinen Ursprung hat,
doch eigentlich nur zum Ausdruck eines über ihm stehenden Sinnes
5 verwendet wird. Die Tiergestalt dient zur Bezeichnung mannigfacher Eigenschaften und Zustände des Menschen. Im alten
Norden hatte jeder Mensch eine Abspiegelung seiner Gemütsart und Persönlichkeit in einer Fylgia (Mitfolge, Begleitung),
die besonders Träumenden, häufig in Tiergestalt, ihre Nähe an-
10 kündigte und ihm selbst auch seine Zukunft vorbildete; Fylgien
der Männer erschienen als Adler, Bär, Wolf, weibliche am liebsten
als Schwäne. Ein äußerer Zustand, die Acht, wird durch ein
mehrerwähntes Bild aus der Tierwelt, den friedlosen Wolf,
dargestellt und man kann den Übergang der alten Rechtssprache
15 in die wunderbare Verwandlungssage Schritt für Schritt verfolgen. Der Landesverwiesene, zum Waldgang und damit zum
Raubleben Gezwungene, hieß Wolf (vargr), angelsächsisch
Wolfshaupt, das nordischchristliche Sonnenlied sagt von zwei
solchen Männern: „Nackt wurden sie, gänzlich beraubt (næmir?)
20 und liefen wie Wölfe zum Walde"; nach der alten Sühnformel
soll der Friedensbrecher: „So weit wolfflüchtig und wolfgejagt sein, als irgend Männer Wölfe jagen"; Sigrun glaubt
denn auch für den Tod des Gemahls an ihrem eidbrüchigen
Bruder nur dann Rache zu finden, wenn dieser ein Wolf wäre
25 draußen in Wäldern, des Guts entblößt und aller Lust, nicht
Speise hätte, wo er nicht auf Leichen spränge (ebend.), und nun
erzählt die Sage von den Völsungen, wie Sigmund und sein
Sohn Sinfiötli landflüchtig als Räuber im Walde leben und,
was bildlich dasselbe, in Wolfshaut den Wald durchlaufen,
30 Wolfsgeheul oder, wie es im Eddaliede heißt, Wolfslieder anstimmen und Menschen zerreißen. An diese altnordische Vorstellung
erinnern noch die normannischen Volkssagen von Robert dem
Teufel, der, seiner Frevel wegen geächtet und gebannt, mit einer
Schar von Raubgesellen aus einem festen Haus im Walde sein
35 Wesen trieb; das Schloß Roberts, ein wildüberwachsenes Burggetrümmer am Ufer der Seine, umschweift der einstige Inhaber
in Gestalt eines von Alter gebleichten Wolfes mit kläglichem
Geheul, auch gibt es eine Meute gespenstischer Wölfe (lubins),
die zur Nachtzeit scheu umhergehn und im Verschwinden schreien:
40 „Robert ist tot!"

Reich an Verwandlungen sind die schwedisch-dänischen Märchenlieder, besonders erzählen sie, mannigfach wechselnd, wie ein
Mädchen, von der boshaften Stiefmutter verwünscht, als schmucke

Hindin im Walde geht und durch den Liebsten erjagt und erlöst oder bald von ihm, bald altertümlicher von ihrem Bruder, totgeschossen und nun erst unter der abgestreiften Hülle mit ihren Goldlocken und Goldringen erkannt wird. Die Volksdichtung beschäftigt sich viel mit dem Schicksal verlassener, insbesondre 5 durch stiefmütterlichen Haß in das Elend vertriebener Jungfrauen oder Kinder und es wird davon im Verfolge noch ausführlich zu handeln sein. Die Darstellungsweise, welche den landräumigen Friedebrecher zum Wolfe geschaffen, bildete schicklich weiter, wenn sie einer ausgewiesenen Stieftochter, auch einem gejagten Wilde, 10 die Gestalt der scheuen Hindin gab; im deutschen Hausmärchen wird, unter gleichen Umständen, das Brüderchen als Rehkälbchen von der kleinen Schwester am Bande durch den Wald geführt. Der gegensätzliche Zusammenhang erweist sich vollständig damit, daß, während die Stieftochter als Hindin gejagt wird, 15 der kräftigere Stiefsohn auch zum Wolfe verwandelt ist und sich nachmals durch das Blut der bösen Zauberin oder ihres Schoßkindes gräßlich selbst befreit. Auch zum Waldvogel wird die Jungfrau von der Stiefmutter verwünscht oder sie fliegt erst als solcher auf, wenn sie als Hindin von den Jagdhunden zu sehr 20 bedrängt ist; die Entzauberung geschieht dadurch, daß der Jäger ein Stück aus seiner Brust schneidet und dem wilden Vogel zur Lockspeise reicht, dann steht die schöne Braut vor ihm unter der Linde, deren Laub zum Hochzeitbette gebrochen wird. Anderwärts muß der Stiefsohn als wilder Walrabe umfliegen und 25 erhält durch ein ähnliches Opfer seine rechte Gestalt zurück. Rascher Entschluß, furchtloses Standhalten und Zugreifen, hebt den Zauber des bösen, verwünschenden Wortes. In deutscher Rechtssprache heißt ein Heimatloser Wildflügel und im Märchen wird ein im Walde gefundenes Kind Fundenvogel genannt. 30 Deutsches mit Nordischem verbunden gibt die Ballade von der Nachtigall, die, auch eine verwünschte Jungfrau, um Mitternacht auf der Linde singt und hier von dem Ritter ergriffen wird, in dem sie ihren Bruder findet, der selbst zum Wolfe verzaubert war. Zur Linde selbst auch, die abwärts im Wald oder auf dem 35 Felde steht, ist die Stieftochter umgeschaffen; einem Mädchen, das dahin gekommen, klagt sie ihre Not, wie sie draußen friere und der Zimmermann nach ihr umschaue, während das Mädchen daheim sich wärme und die Freier um es werben; ihr Bräutigam erlöst sie, indem er die Linde küßt und in die Arme nimmt, 40 oder indem er ihr schönstes Blatt abbricht. Die gescheuchte Hindin, der fliehende Vogel zeigen in milderem Bilde das Umherirren der scheuen Waise, die säuselnde Linde, die nächtlich singende

Nachtigall erheben den sanften Klagelaut, den Einsamkeit und Stille aus der Brust der Verlassenen hervorlocken. Die geistigste solcher Wandlungen ist es, wenn in einem deutschen Volkslied ein verführtes, beschämtes Mädchen selbst sich weit hinweg von
5 den Seinigen, in reine Lichtgestalt geborgen wünscht:

„Wollt' Gott, ich wär' ein weißer Schwan!
ich wollt mich schwingen über Berg und tiefe Thal,
wohl über die wilde See,
so wüßt' mein Vater und Mutter nicht,
10 wo ich hin kommen wär."

Bedeckt mit einer fremden Gestalt, als flüchtiges Wild, als entfliegender Vogel ausgetrieben, ist der verwandelte Mensch den Blicken der andern entronnen, aus ihrem Kreise verschwunden und verloren. Die Verwünschung verstärkt sich aber dadurch,
15 daß dem Vertriebenen auf seine Flucht noch eine todfeindliche Verfolgung nachgeschickt wird. Auch hierzu läßt es die Tierwelt nicht an Bildern fehlen. Eine alte Fabel erzählt: Gott habe den ersten Eltern nach ihrer Vertreibung aus dem Paradies eine Wünschelrute verliehen, mit welcher sie nur in das Meer schlagen
20 sollten, sobald sie etwas nötig haben würden; Adam schlägt mit der Rute und ein Schaf steigt aus der Flut, Eva schlägt und ein Wolf erscheint, der das Schaf ergreift, Adam schlägt wieder und ein Hund geht hervor, der den Wolf verfolgt; so oft Adam schlägt, zeigen sich zahme, auf jeden Schlag Evas aber wilde
25 Tiere. Diesen Evaschlag führt nun auch die verwünschende Stiefmutter: indem sie das arme Kind zur kleinen Hindin umschafft, läßt sie zugleich dessen sieben Gespielen zu Wölfen werden, die es zerreißen sollen, aber ihr zum Verdrusse nicht anlaufen. Auch die Verwandlung des Stiefsohns in einen Werwolf ist mit
30 derjenigen seiner Schwester in eine Hindin zusammengehörig zu denken, diese soll durch jenen verfolgt und erwürgt werden. In einer beliebten schottischen Ballade jammert und wünscht ein verstoßenes Weib: „Wären meine sieben Söhne sieben junge Ratten, an der Schloßmauer laufend, und wär' ich selbst eine graue Katze,
35 gleich wollt' ich sie alle zerreißen; wären meine sieben Söhne sieben junge Hasen, über jene Wiese laufend, und wär' ich selbst ein Windspiel, bald sollten sie alle zerrissen sein." Das Verschwinden durch Umwandlung kann aber auch, als ein selbstgewünschtes oder andern zum Heile bewirktes, die rettende, listig
40 behende Flucht ausdrücken, und wenn alsdann Verfolgung stattfindet, so fährt der Flüchtling oft proteusartig von einer Gestalt in die andre. Odin kriecht als Schlange in Suttungs Höhle,

um den Dichtermet zu rauben, und fliegt als Adler hinweg, von dem Beraubten in gleicher Hülle verfolgt; in Gestalt eines Falken entfliegt er, als König Heidrek, im Rätselkampf überwunden, mit dem Schwerte nach ihm haut; auch in Falkengefieder holt Loki die geraubte Idun zurück, die er in eine Nuß, nach andrer Lesart in eine Schwalbe, verwandelt hat, und der Riese Thiassi fliegt ihm in Adlerhaut nach. Die Formen der Verwandlung haben an letzter Stelle je ihren besondern Anlaß im Naturmythus, unbeschadet jedoch der allgemeineren Bedeutung des Vogelfluges, wonach er die Eile des Entweichens und der Nachfolge verbildlicht. In einem der dänischen Heldenlieder ergreift Hvitting die alte Königsmutter, die ihm sein gutes Schwert in Stücke gezaubert hat, sie verwandelt sich in Kranichsgestalt und fliegt hoch in die Wolken, da eilt auch er in Federhaut ihr nach, sie fliegen drei Tage lang ohne Rast, bis er sie erhascht und zerreißt. Zwei fliehende Kinder in deutschem Märchen blenden ihre Verfolger durch mehrfache Verwandlung: erst wird der Knabe zum Rosenstöckchen und das Mädchen zum Röschen darauf, dann er zu einer Kirche und sie zur Krone (?) darin, zuletzt er zum Teiche, sie die Ente darauf. Polnische Volksmärchen ergeben, neben andrem Gestaltwechsel, einen Briefboten, der sich in einen Hasen, das schon bekannte Muster der Boteneile, dann in ein Reh und, um über das Wasser zu kommen, in eine Krähe wandelt; ferner einen Zauberlehrling, der als Sperling seinem Meister entflieht und von einer schwarzen Krähe, dem verwandelten Zauberer, verfolgt wird, ebenso als Zaunkönig von einem Sperling, worauf er als ein schöner Ring an die Hand der lustwandelnden Königstochter springt; aus dem Ringe, nachdem er zur Erde geworfen ist, entsteht eine große Menge Erbsen, der Hexenmeister läßt einen Schwarm Tauben herbeifliegen, welche die Erbsen auffressen, nur ein Körnchen schiebt sich in die Hand der Schönen und aus ihm fällt wieder eine Menge kleiner, schwarzer Mohnkörner, nun werden Sperlinge versammelt, um den Mohn aufzupicken, und der Zauberer selbst ist unter ihnen, wird aber von der Krähe, wozu sich der Lehrling macht, sogleich totgebissen. Noch mannigfachern Übergang hat ein schottisches Volkslied: Das Mädchen steht in der Tür und vor ihr, als Bewerber, der Hufschmied, den Hammer in der Hand; sie hebt ihre Hand auf und schwört bei der Erde (mold), nicht um eine Kiste voll Goldes wolle sie eines rußigen Schmiedes Weib sein; auch er hebt die Hand auf und schwört bei der Scholle (mass?), um halb soviel oder weniger soll sie seine Liebste werden; da wird sie eine Turteltaube und will in die Luft auffliegen, er aber wird eine andre Taube und sie

fliegen als ein Paar; drauf wird sie eine Ente und will im Teiche plätschern, er aber wird ein rotkammiger Entrich; sie wird zu einem Hasen und er zu einem Windspiel; sie zu einem muntern Schimmel und er zu einem vergoldeten Sattel; sie wird ein Schiff
5 und will über die Flut segeln, er ein Steuer (nail) und bringt es zum Stillstand; sie ein seidenes Bettuch und er eine grüne Überdecke; dazwischen ruft der Singchor mit dem Schmiede fortwährend der Fliehenden zu, daß sie weile, und freut sich, daß ihr Hochmut bezwungen wird. So hat sich abermals die alter-
10 tümlich ernste Formel zum geselligen Scherze verflüchtigt; auch im Verzeichnis der Spiele bei Fischart heißt eines: „Du der Has', ich der Wind (das Windspiel)."

Ein Skolion bei Athenäus lautet: „Wär' ich doch nur eine schöne Leier, künstlich aus Elfenbein, trügen mich dann die
15 schönsten Knaben zu Dionysos festlichem Tanz! Wär' ich doch nur ein schöner Dreifuß, zierlich von Gold gemacht, trüge mich dann die schönste Frau reinen Gemütes in ihrer Hand!" Diese poetische Weise, sich unter allerlei Verwandlungen in die Nähe und den eigensten Dienst geliebter Personen zu wünschen, ist
20 auch in unsrem Liederkreise schwunghaft. Selbst die böswilligen Verwünschungen der Stiefmutter im dänischen Volksliede werden durch solche Näherung zum innigen Behagen der Verwandelten; zum scharfen Schwerte geschaffen, hängt sie bei Tag an des Ritters Seite, liegt bei Nacht unter seinem Haupte; zur Schere
25 geworden, ist sie tags in einer Jungfrau Hand und schneidet den weißen Lein, nachts schläft sie in der Jungfrau Kammer, in ihrem vergoldeten Schrein; der letzte Zauber, zur Hindin oder zum Wildvogel, führt sie in den Arm ihres Liebsten. Darum kann auch in einem andern schwedisch-dänischen Liede das Mädchen
30 selbst sich und den Geliebten in solche Verwandlungen wünschen, nur daß sie dafür kein Entgegenkommen findet; aus den verschiedenen Aufzeichnungen des Liedes hier eine Auswahl von Wünschen und ausweichenden Antworten. „Du solltest der schönste Ritter sein, der sitzen könnt' am Tische, und ich wollt' ein Becher
35 von Golde sein und stehen vor dem Ritter. — Es ist so übel, ein Becher zu sein und vor dem Ritter zu stehen, da kommt so mancher trunkne Tor und wirft den Becher zur Erde. — Da solltest du sein der schönste Ritter, der je ein Roß könnte reiten, ich wollte sein ein Schwert von Gold und hängen an seiner Seite. — Es
40 ist so übel, ein Schwert zu sein und hängen an Ritters Seite, da kommt so mancher trunkne Tor und will mit dem Ritter streiten. — Ich wünsche, du wärest der schönste Teich, der schweben könnt' auf dem Sande, ich wollt' ein kleines Entchen sein und schwämm'

auf dem blanken Wasser. — Es ist so übel, ein Entchen zu sein, zu schwimmen auf blankem Wasser, da kommen die Schützen, sie schießen dich, so schwimmst du tot zum Lande. — Da solltest du sein die schönste Linde, die stehen könnt' auf der Erde, ich wollt' ein kleiner Grashalm sein und wüchs' an der Linde Wurzel. — Es ist so übel, ein Gras zu sein und an der Wurzel zu wachsen, der Ochse fährt so früh heraus und tritt es unter den Fuß. — Ich wünsche, du wärest ein Apfelbaum, der schönste wohl auf dem Felde, und daß ich ein goldner Apfel wär' und hing an des Baumes Äste. — Es ist nicht gut ein Apfel zu sein, zu hängen an Baumes Äste, da kommt der Hirte mit seinem Stab und schlägt dich herab auf den Boden. — Da solltest du sein der schönste Baum, der stehen könnt' auf der Heide, so wollt' ich eine Nachtigall sein, und bauen darin mein Nestchen. — Es ist so übel, die Nachtigall sein und bauen im Baum ein Nestchen, da horcht so mancher auf ihren Sang und jagt sie von ihrem Sitze. — Ich wünsche, du möchtest ein Vogel sein, der schönste, der wär' in der Welt, und daß ich wär' eine goldne Feder und säß' in des Vogels Brust. — Das wäre nicht gut, Goldfeder zu sein, in des Vogels Brust zu sitzen, es käme der kalte Winterwind und wehte dich nieder vom Zweige." Ungetrübter und nur leise an die Verfolgungen streifend, ergeht dieses Wünschen in einem schottischen Lied: „O wär' mein Lieb die rote Rose, die auf der Burgmauer wächst, und ich selbst ein Tropfen Tau, herab auf die rote Rose wollt' ich fallen; o wär' mein Lieb ein Weizenkorn, erwachsen auf dem Feld (lily lee), und ich selbst ein winzig Vögelein, mit dem Weizenkorne flög' ich weg; o wär' mein Lieb eine Kiste von Gold und ich der Schlüsselhüter, ich öffnete, wann ich hätte Lust, und in der Kiste wollt' ich sein." Den frühzeitigen Gebrauch dieser Wunschweise im deutschen Volksgesange bekundet die schon kunstmäßige und sehr ergiebige Ausbeutung derselben in einem der Nithartslieder des 13. Jahrhunderts. Dem Sänger ist eben ein Blick aus zwei spielenden Augen geworden, aber schon wirft die Schöne den dichten Schleier über ihre lichten Wangen, das gibt ihm Anlaß zu einer Reihe verliebter Wünsche: „O weh! daß ich nicht ein seiden Risel (Kopftuch) bin, das die Wänglein decken sollte bei so rotem Munde! wenn dann der Wind ein wenig gegen uns wehte, daß sie mich näher hin zu rücken bäte! wär' ich doch der Gürtel, der sie umfing, da sie am Tanze ging! wär' ich der Gern (Streifen), da die Spange liegt, was wollt' ich mehr? wär' ich ein Deckelaken von Hermelin oder ein Mantel von Baldekin (Seidenzeug), den eine Frau gerne trägt, wenn Ritter sie schauen, so würde man

mich schön bewahren und unterweilen nahe zu ihr falten! wie gerne wär' ich ein Vogel, der unter ihrem Schleier säße und aus ihrer Hand äße! ein Zeislein möcht' ich sein, so trüge sie mich allzeit, und so wäre mir Trinken aus ihrem roten Munde bereit, 5 durch die Röte säh' ich ihre kleinen weißen Zähne, und vor Freude biß ich sie in ihr Zünglein"; sofort folgen noch minder zarte Wünsche für den ländlichen Nebenbuhler des Dichters: „Engelmar! Du solltest ein großer Esel sein, daß du unmäßige Säcke zur Mühle trügest; sollt' ich dich treiben, so wäre das meine 10 Freude, daß ich dir den Rücken mit Knütteln wohl zerschlüge, die tiefen Wege bergauf, da müßtest du dein Zippelzehen (Zehentrippeln) über den Anger lassen! sollt' ich wünschen, so wärest du ein breiter Fladen, den die Dörper mit den Zähnen zerrissen." Der Dichter eines Meistergesangs, etwa vom Schlusse des 15. Jahr-15 hunderts, wünscht sich, ein Spiegelglas zu sein, damit die allerschönste Frau täglich ihr goldfarbes Haar vor ihm aufschmücke; ein goldenes Ringlein, das sie in ihren Händen wüsche; ein braunes Eichhorn, das auf ihren Schoß spränge und in ihren Arm geschlossen würde. Aber auch in den Volksliedern selbst sind 20 Proben solcher Wünsche aufbehalten. Eines, auf Flugblättern des 16. Jahrhunderts, hebt an:

„Wär' ich ein wilder Falke,
so wollt' ich mich schwingen aus,
ich wollt' mich niederlassen
25 für eins reichen Burgers Haus.

Darinnen ist ein Mägdlein,
Madlena ist sie genannt usw."

Ein anderes, das in verschiedener Form aufbehalten ist, ruft zum neuen Jahr alle Narren herbei, um in ihrem Geleite närrische 30 Wünsche zu tun:

„Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Vögelein,
ein kleins Waldvögelein!
gar lieblich wollt' ich mich schwingen
der Lieben zum Fenster ein.

35 Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Hechtelein,
ein kleins Hechtelein!
gar lieblich wollt' ich ihr fischen
für ihre[n] Tische.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Kätzelein,
40 ein kleins Kätzelein!

gar lieblich wollt' ich ihr mausen
in ihrem Hause.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Pferdelein,
ein artlichs Zelterlein!
gar zartlich wollt' ich ihr traben 5
zu ihrem lieben Knaben.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Hundelein,
ein kleins Hundelein!
gar treulich wollt' ich ihr jagen
die Hirsche, Hünlein und Hasen." 10

Paarweise Verwandlungen, auf den See die Ente, wie im schwedisch-dänischen Liede, auf das Rosenstöckchen die Rose, sind aus dem deutschen Märchenschatze beigebracht worden; gewünscht wird wieder in einem Lied aus dem 16. Jahrhundert:

„Und wär' mein Lieb ein Brünnlein kalt 15
und spräng' aus einem Stein,
und wär' ich dann der grüne Wald,
mein Trauren das wär' klein;
grün ist der Wald,
das Brünnlein das ist kalt, 20
mein Lieb ist wohlgestalt."

So haben die Verwandlungen, erst aus bösem Willen angewünscht, allmählich wieder zu den freundlichen Wünschen übergeleitet. Schon in dem einen Worte der Rechtsformel: „wolfgejagt (vargrekinn)" ergab sich der Anstoß, die Bilder der 25 Heimatflucht, eben den Wolf, die Hindin, den Wildvogel, in Handlung zu setzen und zu stets belebteren Märchendichtungen fortzuführen. Aus den zärtlichen Wünschen der Liebenden gehen notwendig mildere und ruhigere Gestaltungen hervor, als der hungrige Wolf oder das angstvolle Wild, das von Wölfen und 30 Jagdhunden gehetzt wird. Aber auch in den Stilleben der Liebeswünsche zeigt sich eine leise Bewegung, die der einfachen Gruppe dadurch Reiz verleiht, daß man sie entstehen sieht. Am Baumzweig erglüht der Apfel, am Rosenstocke blüht das Röschen auf, in die Rose fällt der Tautropfen, in das Laubdunkel nistet die 35 Nachtigall, im Wasserspiegel taucht das Entchen auf, um das Brünnlein, das frisch aus dem Steine springt, ergrünt ein schattiger Wald. Selbst die Bedrängung wird rege, doch weniger gewaltsam; der Apfel fällt vom Stabe des Hirten, die Nachtigall wird von den Liebhabern ihres Gesanges verscheucht, die 40

Goldfeder vom Winterwinde weggeblasen. Bei den Verwandlungen, wie in der Wunschdichtung überhaupt, dienen die Bilder des Sommers dem guten Wunsche, die des Winters dem bösen. Mit denselben Farben waren schon im Traugmundsliede die
5 Glücks- und die Unglücksseite abgemarkt, hier der grüne Klee, dort der weiße Schnee, hier die grünen Matten, der tiefe Strom, dort der bereifte Wald und der graue Wolf. Der Liebesgruß wünscht mit der Fülle des Grases und der Blumen, des Laubes und der Vogelwonne; die Fluchformeln wollen, daß die Brunnen ver-
10 siegen, Gras, Laub und Blumen fallen, daß Sturmwind den Schiffenden oder Reitenden schlage. Wieder auf Liebeswerbung angewandt, wird mit dem Blumenwunsche geworben, mit dem Sturmfluche verschmäht, wie beides zusammen in einem schottischen Wechselsange zu hören ist:

15 „O Mägdlein! kannst du lieben mich
und reichst mir deine Hand,
die Blumen meines Gartens all
geb' ich dir zum Gewand.

Die weiße Lilie sei dein Hemd,
20 sie steht dir recht zur Lust,
die Schlüsselblume (?) deck' dein Haupt,
die Rose deine Brust.

Dein Mantel soll die wilde Nelk',
dein Rock Kamille sein,
25 die saubre Schürze sei Salat,
der lieblich schmeckt und fein.

Dein Strümpfchen sei ein Blatt von Kohl,
das breit und schlank zumal,
breit muß es an dem Beine sein
30 und an dem Knöchel schmal.

Die Handschuh sein Mariengold (Ringelblume),
hell glitzernd auf die Hand,
gesprenkelt mit der blauen Blum',
die wächst im Weizenland.

35 „Aus Sommerblumen ein Gewand,
mein Junge! schufst mir du,
so schneid' ich nun ein andres dir
aus Winterschauern zu.

32*

Dein Hemd sei frischgefallner Schnee,
der steht dir recht zur Lust,
zum Rocke nimm den kalten Wind,
Frostregen auf die Brust.

Das Roß, darauf du reiten magst, 5
soll Ungewitter sein,
wohlaufgezäumt mit Sturm aus Nord
und scharfem Hagelstein.

Der Hut auf deinem Haupte sei
von Wolken, grau und graus; 10
und wann du zu Gesicht mir kommst,
so wünsch' ich dich landaus.“

Ein Rückblick auf die gemusterte Folge von Rätselliedern, Handwerks- und Sängergrüßen, Weidsprüchen, Kranzliedern, Liedern von unmöglichen Dingen, Lügenliedern, Wunschliedern, kann 15 es bestätigen, daß alle diese Formen, auch bei verschiedener Grundbedeutung ihres Inhalts, doch in ihrer gemeinsamen Zubildung zu geselligen Zwecken mittels des phantastischen Witzes zusammenhängen und auch im einzelnen durch beständiges Übergreifen der einen Art in die andre genau verbunden sind. Die 20 mannigfachen Formeln der Begrüßung und Wechselrede stehen nicht als bloßes Beiwerk da, sie haben sich zu selbständigen Bildungen entwickelt und machen für sich eine Liedergattung aus. Ist auch der ernstere Ursprung in der unbegrenzten Herrschaft des Phantasiespiels großenteils aufgegangen, so war es doch 25 immer ein poetisches Verdienst, die Vorkommenheiten und Verhältnisse des täglichen Lebens in diesem märchenhaften Lichte sich bewegen zu lassen.

4. Liebeslieder.

Solang es nicht eine greise Jugend gibt, wird stets das Liebeslied die Blume der Lyrik sein. Durch alle Teile gegen-
wärtiger Darstellung des deutschen Volksgesangs ziehen sich Er-
zeugnisse desselben, die in irgend einer Form die Liebe zum
5 Inhalt haben; die Lieder der Liebe haben aber auch ihr eigenes
Gebiet, ihre besondre Heimatstätte, wo sie wachsen und woher
sie stammen, und auf diesem Boden sollen sie jetzt erfaßt und
zur Beschauung gebracht werden.

Die ersten Spuren volksmäßiger Liebeslieder in deutscher
10 Sprache zeigen sich in Verbot und Verwerfung weltlichen Ge-
sangs. Schon der Bekehrer Bonifazius erklärt Reigen der Laien
und Gesänge der Mädchen in der Kirche für unerlaubt. Ein
Kapitular Karls des Großen von 789 bestimmt, daß die Nonnen
keine Winelieder schreiben oder ausschicken sollen dürfen, auch
15 nicht von ihrer Blässe durch Aderlaß. Wine heißt Freund, Ge-
selle, die Glossen erklären Winelied als weltliches Volkslied,
und es können darum, ohne Rücksicht auf den Inhalt, gesellige
Lieder so benannt sein; daß aber die den Nonnen verbotenen
Lieder verliebter Art waren, läßt doch der Zusammenhang der
20 Gesetzesstelle kaum bezweifeln. Otfried, Mönch zu Weißenburg,
um 870, sagt in der lateinischen Zueignung seines deutsch-
gereimten Evangelienwerks, er habe solches auf Bitten einiger
frommen Männer, besonders aber auf das einer achtbaren Witwe,
unternommen, welchen die Üppigkeit und Leichtfertigkeit welt-
25 licher Gesänge zum Ärgernis gereicht. Mit ähnlichen, nur noch
stärkern Ausdrücken sind in Kirchengesetzen desselben Jahr-
hunderts Tänze und üppige Lieder auf den Straßen und in den
Häusern gerügt. Vom Anfang des 11. Jahrhunderts, wenn nicht
älter, ist jener Liebesgruß an Ruodlieb, in welchem, mitten aus
30 dem Mönchlatein, Lieb und Laub, Wonne der Vögel und

Minne deutsch und volksmäßig hervorbrechen. Die dürftigen Anzeigen des ehemaligen Liebesliedes im Volke setzen sich lange nicht bis zu dem Zeitpunkte fort, von welchem an, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, der ritterliche Minnesang in aufblühender, fast zwei Jahrhunderte fortwuchernder Fülle sich entfaltet. Dieser Minnesang ist Kunstdichtung im Geist eines einzelnen Standes, er ist aber zugleich das bedeutendste Zeugnis von der volksmäßigen Unterlage, die auch ihm nicht mangeln konnte, von der Beschaffenheit eben jenes vorangegangenen und sonst nur äußerlich angezeigten Volksgesanges. Die Anknüpfung an letztern vermittelt sich durch die einfache, selbst im Reime noch unvollkommene Form und die sinnliche Frische der ältesten Minnelieder, wie sie unter den Sängernamen Kürenberg, Aist u. a. auf uns gekommen sind. So künstlich der Minnesang sich weiterhin ausbildete, so blieb ihm dennoch ein Wahrzeichen angestammter Natürlichkeit in der bald tiefer empfundenen, bald herkömmlich fortgeübten Versetzung der inneren Stimmungen mit den Wandlungen der Jahreszeit. Sein überreicher Liedervorrat kann in dieser Hinsicht auf wenige Grundzüge gebracht werden. Das Einfachste ist, wenn der Sänger sich freut und zur Freude auffordert, daß die glückliche Zeit des Frühlings und der Liebe wieder angebrochen, sodann wenn er das Scheiden dieser schönen Tage betrauert, überhaupt wenn seine Gemütsstimmung mit der Farbe der Jahreszeit zusammentrifft; eine zweite Weise beruht auf dem Gegensatze, wenn der Liebende in der lichten Zeit trauern muß oder in der trüben sich glücklich fühlt, und dieses geht endlich dahin über, daß er, einzig in seiner Liebe befangen, sich über die Jahreszeit und ihren Wechsel gänzlich hinwegsetzt, aber auch hiebei noch des Naturlebens zum Widerhalte bedarf. Im reinen Stile dieser Minneweisen wird auch aller Aufwand der Darstellung, aller Preis und Schmuck der Geliebten lediglich der heitern Frühlingswelt entnommen; die schöne Frau selbst ist die edelste Blüte, die rechte Maienrose, alle Reize der Jahreszeit warten auf sie und vollenden sich in ihr, erst in der Liebe wird die Lenzeslust vollkommen. Einfach in Anlage und Farbengebung, arm in der Wiederkehr desselben Hauptgedankens, ist der Minnesang um so mannigfaltiger in Wendungen und Formen, durch welche der Grundton durchgespielt wird, und innerlich reich in der unerschöpflichen Herzenslust, die so langehin so viele zum Gesange trieb. Jenes regelrechte Einerlei der Minnedichtung wird aber auch dadurch gebrochen, daß die in ihr verbundenen Elemente, Inneres und Äußeres, sich zwar nicht gänzlich voneinander lossagen, aber jedes überwiegend nach seiner Seite

hinarbeiten und so auf der einen an geistiger Entwicklung, auf der andern an natürlicher Lebensfülle gewonnen wird. Diese beiderlei Richtungen, deren Ansätze schon frühe zu bemerken sind, erlangen ihre vollständige Vertretung in zwei liederreichen Dich-
5 tern aus der blühendsten Zeit des Minnesangs, Reinmar dem Alten und Nithart. Ersterer zeigt sich bereits um 1194, in einem Lied auf den Tod Leopolds von Österreich, als gereiften Sänger, Nitharts Dichtweise muß nach einer Anspielung Wolframs von Eschenbach vor 1220 schon namenkundig gewesen sein; auch er
10 sang am Hofe der Österreicher. Obgleich nun Reinmar sich den Altmeistern des 12. Jahrhunderts anreiht, sind es doch unter der großen Zahl seiner Minnelieder nur wenige noch, in denen auf Sommer und Winter Bedacht genommen ist, unter den wenigen aber solche, worin er sagt, daß, wenn Sie nicht helfe,
15 Sommer und Winter beide ihm allzu lang seien, oder daß er mehr zu tün habe, als Blumen zu beklagen. Seine Lieder sind fast blumenlos, aber reich der sinnigsten Herzensworte: er vor allen steigt nieder in die Tiefe des Gemüts, ja, er spricht von einem Gedankenstreit in seinem Herzen. Zwar sind es wirklich noch
20 Gedanken des liebenden Herzens, war aber einmal der sinnliche Schmuck hingegeben, die Beschäftigung im Innern angeregt, so kam man von der farblosen, unmittelbaren Empfindung zum nackten Gedanken, die Betrachtung wandte sich in Reinmars sinnverwandten Nachfolgern immer mehr auch auf andere Angelegen-
25 heiten als die der Minne: dem Geist einer neuen Zeit war auch im Gesange der Weg gebahnt.

Nitharts zahlreiche Lieder beginnen fast ohne Ausnahme mit Bildern des Jahreswandels von lebhaftem Farbenspiele. Hieran schließen sich gewöhnlich, wie bei andern, die verliebten Emp-
30 findungen des Dichters; diese betreffen aber eine Dorfschöne und sind nur der Übergang zum Hauptinhalte der Lieder, Darstellungen aus dem Leben der üppigen Dörper, Dorfknaben, Dorfsprenzel, Getelinge, des fruchtbaren Tulnerfeldes, mit denen er in mancherlei Eifersucht und Hader kommt, deren Maientänze
35 und andere Vergnügungen in Sommer und Winter, nebst dazu gehörenden Schlägereien, er in kräftigen, reichausgestatteten Gemälden vorführt. So wie diese Lieder, deren Art vielfache Nachfolge fand, durchaus in den Kunstformen des Minnesanges gedichtet sind, so haben sie auch, des volksmäßigen Gegenstandes
40 unerachtet, höfische Bedeutung. Sie gehören der idyllischen Gattung an, welche den höheren Ständen das Vergnügen gewährt, sich mitunter in die natürlich freiere Bewegung des ländlichen Lebens zu versetzen, ohne daß damit der vornehmern Stellung

etwas vergeben wird. Nitharts Dorflieder belustigten den Hof zu Wien auf doppelte Weise: die Hoffart, der scheelangesehene Kleiderprunk, die linkische Verliebtheit der Bauern nahm sich in den Formen des höfischen Sanges ebenso ergötzlich aus, als die zierliche Sprache des Frauendiensts und die Überzartheit des Minnelieds in der Anwendung auf die Töchter des Gäus. Immerhin aber bekunden die Lieder dieses Stils eine Hinneigung zum Volksmäßigen; manche, namentlich die auf den Maientanz bezüglichen, verzichten mehr oder weniger auf die parodische Richtung, oder geben sich völlig rückhaltlos der allgemeinen Volkslust hin. Der Kunstsänger wird von seinem Stoff überwältigt, die Bauernschaft erobert den Hof. Walther von der Vogelweide, jüngerer Zeitgenosse Reinmars, älterer Nitharts, gleich ihnen wohlbekannt am Hofe zu Wien, klagt über ungefüge Töne, die das „hoveliche Singen", die rechte, sittige Freude, von den Burgen verdrängen; meint er damit, wie zu glauben, die Nithartsweise, so sagt er nicht mit Unrecht: bei den Bauern ließ' er sie wohl sein, von daher sei sie auch gekommen.

Die eigentümliche Mischung des Naturgefühls und der verliebten Scholastik des Ländlichen und des ritterlich Höfischen im Minnesang erklärt sich aus der Lebensweise und den gesellschaftlichen Bezügen des Standes, in dem er üblich war. Die Stände waren im deutschen Mittelalter sehr augenfällig geschieden und abgestuft, tiefer liegen die mannigfachen Fäden der Verbindung und Vermittlung. Was dem Standesrechte nach so scharf trennte, Freiheit und Unfreiheit, flocht zugleich, als Dienstverhältnis, die genauesten Bande. Das weite Land bedeckten größere und kleinere, im Hofrecht verbundene Haushalte, aus dem Herrn und seinen Dienstmannen, samt den Angehörigen beider, bestehend. Die Dienstleute, Ministerialen, teils in der unmittelbaren Umgebung des Herrn, teils auf dem zugewiesenen Gute lebend, stammten aus dem untersten Stande der Unfreien, waren selbst unfrei, hatten sich aber dennoch zu solchem Einfluß und Ansehen heraufgearbeitet, daß eben sie die zahlreiche Sippschaft des niedern Adels bildeten. Diesem Dienstadel gehörten vorzugsweise diejenigen Dichter an, die als tonangebende Meister des Minnesangs auftraten; der Frauendienst in ihren Liedern war eine dichterische Fortbildung und Vergeistigung des angeerbten Hofdienstes. Die mitsingenden Herren, Grafen, Fürsten, bis zum König und Kaiser, huldigten dadurch einer ritterlichen Sitte, und auch die Formen der Lehenspflicht wurden im Minnesang angebracht. Je mehr das Dienstwesen, das zugleich ein Schutzverhältnis war, um sich griff, um so stolzer gebarten sich die

wenigern, die sich desselben noch erwehrt hatten die freien Herren, die nicht vor dem Kaiser aufstanden, die „starken“ Städte, die freien Landsassen. Wo noch ausnahmsweise eine nicht dienstbare, wohlhabende, wehrhafte Bauernschaft aufrecht war, da stand
5 sie zwar mit dem Adel in keiner Gemeinschaft, reizte vielmehr seine Eifersucht, aber sie bewegte sich rüstig und lebensfroh neben ihm, sang ihre Lieder und sprang ihre Reigen ihm vor der Nase. Die hier ausgehobenen Zustände begründeten für den Minnesang einerseits den höfischen Zuschnitt und die parodische
10 Behandlung des Dorflebens, sie erhielten aber auch andrerseits den Natursinn und einen noch in der Verspottung fühlbaren Hang zur freieren Volkslust. Der Adel wohnte so gut im Freien, als das Landvolk, von seiner Burg aus hörte man den Gesang der Vögel im nahen Holze oder auf der alten Linde vor dem Tor. Die Jagd war seine Kurzweil, Tanz und Spiel hatten keinen
15 Gelaß in der engen Burgstätte. Ritterliche Herren und Dienstleute, freie und dienstpflichtige Bauern hatten ein Gemeinsames, das Leben in Feld und Wald, die Ländlichkeit. Geht auch schon im ältesten Minnesange das Ländliche Hand in Hand mit dem
20 Höfischen, so ist doch die Hofsitte, als künstliche Zubildung des einzelnen Standes, für das Spätere, der frische Naturhauch für das Frühere anzunehmen. Der Gesang hielt gleichen Schritt mit der Gestaltung des geselligen Lebens. Bevor noch die Ministerialen ihrem Stamme, den „armen Leuten“ (Rechtsalt. 312),
25 entfremdet waren und am Herrenhofe den Prunk und die ritterliche Zierlichkeit der Staufenzeit sich eingenistet hatte, kam dem Zusammenleben auf dem Lande noch mehr ein hausväterliches Gepräge zu, wie solches an der Grenze des 10. und 11. Jahrhunderts durch die idyllischen Schilderungen im Ruodlieb, jenem
30 Gedichte mit dem Frühlingsgruße, bezeugt wird und noch vielfach in den Weistümern seine Spur gelassen hat. Ebenso überwog gewiß auch im Liede das Gemeingültige, Natürliche. Dieser Voraussetzung entspricht eine geschichtliche Erscheinung von andrer Seite. Der provenzalische Minnesang, dessen erste Urkunden etwa
35 fünfzig Jahre älter sind, als diejenigen des deutschen, heftet, gerade wie dieser, den Ausdruck der Empfindung an den Wandel der Jahreszeit. Über einen der älteren Troubadoure, Peter von Valieres aus Gascogne, besagen die Nachrichten der Liederbücher: Er sei ein Spielmann gewesen und habe Lieder gemacht, wie
40 man sie damals machte, von armem Gehalt, von Blättern und Blumen und vom Gesange der Vögel, weder seine Gesänge haben großen Wert gehabt, noch er selbst. Ähnlicherweise äußert einer der frühesten nordfranzösischen Minnesänger, Thibault von

Champagne: Blatt und Blume taugen nichts im Gesange und können nur Leute mittleren Standes vergnügen. Beides weist auf alten volksmäßigen Gebrauch des Singens von Laub, Blumen und Vogelgesang. Der nordfranzösische Kunstgesang ist selbst erst ein Nachklang des provenzalischen, aber auch diesen, mittelbar oder 5 unmittelbar, für das Vorbild des deutschen anzusehen, geht wenigstens nicht für die Auffassung der Natur an, welche nirgends mit solcher Neigung, Frische und Gründlichkeit durchgeführt ist, als bei den deutschen Sängern. Soweit unsre Minnelieder hinaufreichen, findet sich doch nirgends eine Anzeige, daß 10 sie ein neuer, aus der Fremde gekommener Brauch seien, je älter, um so freier sind sie von ritterlicher Förmlichkeit, die allerdings von romanischer Seite sich den deutschen Höfen mitteilte; überall setzen sie das Singen von Mai und Minne als ein herkömmliches voraus, manche haben es frühzeitig schon hinter sich, und sobald, 15 bei Nithart, das Landvolk hereingezogen wird, ist auch dieses schon völlig im Singen zu Tanz und Blumenkranz begriffen. Provenzalen und Deutsche führen also gleichmäßig auf einen ältern Volksgesang. Erstere gehen urkundlich vor, woher aber bei ihnen, in hohem und niedrem Stand, alle die wiederkehren- 20 den Sängernamen deutscher Zusammensetzung? Nicht auf die einzelnen kunstfertigen Träger dieser Namen kann die Frage sich beziehen, wohl aber erinnert sie an die große Einbürgerung germanischer Geschlechter im Süden und stellt der spätern romanischen Einwirkung auf Deutschland eine frühere Stammtafel 25 in umgekehrter Richtung entgegen. Die einfachste Ausgleichung des gegenseitigen Anspruchs gibt übrigens jener gemeinsame Grundton, der, über die Unterschiede des deutschen und romanischen, des ritterlichen und volkstümlichen Gesanges hinaus, ein naturgesetzlicher ist und als solcher nachhielt, soweit der 30 Mensch mit dem gesamten Naturleben inniger verbunden blieb; mit und an dem erwachenden Frühling erfrischt sich Herz und Blut, die Zeit des Grünens und Blühens ist die Zeit der Jugend, der Liebe, des Gesangs.

Nachdem in deutschen Landen der höfische Minnesang ver- 35 klungen war, fanden die Liebeslieder des Volkes von neuem Gehör und allgemeinere Geltung. Sie haben die gleiche natürliche Grundlage; zum Beweis aber, daß sie nicht ein Nachklang des abgestorbenen Kunstgesanges sind, knüpfen sie sich nicht an seine letzten Erzeugnisse, sondern berühren sich weit 40 mehr mit der vorbemerkten Weise der ältesten Minnelieder, denen eben damit eine weitere Gewähr ihrer volkstümlichen Abstammung zuwächst. Diese Volkslieder sind nun ausführlich

darzulegen, und der nur im Umriß vorangestellte Minnesang wird dabei auch in einzelnen Zügen sich verwandt und hilfreich erzeigen.

Die Jahreszeit ist den Minnesängern nicht bloß ein poetischer Widerhalt der inneren Stimmung, im Leben selbst eröffnet 5 ihnen der Sommer die glückliche Werbung, der Winter macht ihr ein Ende. Bald ist dies stillschweigende Voraussetzung, bald wird es bestimmter ausgedrückt. Wenn die Blumen den Sommer künden, sendet der Ritter Botschaft an die Erkorne und empfiehlt sich ihr „gen dieser Sommerzeit"; oder er freut sich 10 ihrer Zusicherung, daß er „der Zeit genießen soll"; der Schönen selbst war, seit sie nicht mehr Blumen sah, noch den Sang der Vögel hörte, all ihre Freude verkürzt, ein versäumter Sommer wird zum voraus von ihr beklagt; der Sänger, der über die Jahreszeit sich hinwegsetzen will, bemerkt eigens, daß er auch 15 über den Sommer hinaus diene. Freilich war nur eben der schönere Jahresteil die günstige Zeit, sich zwanglos nahe zu kommen, Verständnisse anzuknüpfen und wieder aufzunehmen, die Zeit des Blumenlesens und Kränzewindens, der Reigen und Ritterfahrten, aber im Grunde waltet dennoch jene belebende 20 Lenzeskraft. Verbindungen für die schöne Jahreszeit kommen auch weiterhin, mehr volksmäßig, zum Vorschein. Ein Gedicht des 14. Jahrhunderts, mit dem Preise der süßen Maienwonne vor jeder andern Zeit des Jahres anhebend, erzählt von der B r u n n e n f a h r t, die alsdann üblich sei; wenn der Mai mit 25 seiner Kraft es bringe, daß aus dürrer Erde grünes Gras und lichte Blüte springe, wenn man die Vögelein in hohem Schall höre, die auch von ihrem Trauern erquickt seien, wenn Berg und Tal in reicher Wonne stehen, dann werde in einen Wald gezogen, Ritter, Knechte und schöne Frauen sammeln sich auf 30 der Aue beim Brunnen, schöne Gezelte werden aufgeschlagen, Singen und Sagen, Tanzen, Rennen, Springen, alle Kurzweil werde da getrieben, auch nehme jedes eines Liebsten wahr, von dem es dahin gebeten sei, mancher gute Gesell finde dort die liebste Frau, nach der sein Herz sich lange gequält und viel- 35 mal gerechnet und gezählt bis auf den Tag der Brunnenfahrt, da sie ihm zu sehen worden, je zwei und zwei gehen sie dann mit Armen schön umfangen. Diese lustwandelnden Paare sind es, die anderwärts M a i e n b u h l e n genannt werden. In einer frommen Betrachtung für Klosterfrauen aus dem 15. Jahrhun- 40 dert wiederholen sich mehrfach in geistlichem Sinne die Vorstellungen vom „in Maien fahren" und vom „Maienbuhli". Der Monat Mai war auch Badezeit, und es gehörte zu den geselligen Förmlichkeiten, daß die Badgäste sich ihre Maienbuhlen

nahmen; dies ergibt sich aus einem Reiseberichte des Hans von Waldheim, der im Jahre 1474 zu Baden im Aargau das warme Bad gebrauchte: „Herr Hans von Emß hat mich zu Hause und tat mir viel Ehren und Gutes und gab mir seine Hausfrau zu einem Maienbuhlen." Sprichwörtersammlungen des 16. Jahrhunderts gedenken einer Knappenehe, die im Mai geschlossen werde und nicht länger währe denn der Sommer; im Winter, da sie weder Haus noch Hof haben, laufe eines hier, das andre dort hinaus. Diese Maienehe erinnert an die Heirat in ein Blumenhäuschen. Man könnte sie lediglich für einen Hohn auf das leichtfertige Leben heimatloser Leute ansehen, wenn sie nicht in eine Reihe halbgesetzlicher Gewohnheiten einträte. Der merkwürdigste Gebrauch solcher Art sind die noch neuestens im Eifellande beliebten Mailehen (Mailienen). Am Abend des ersten Mai versammeln in einigen Dörfern sich die jungen Bursche auf dem Hauptplatze des Dorfes oder auf einer nahegelegenen Anhöhe, um sich die Mädchen zum Tanze bei den Kirchweihen und sonstigen Festen zu bestimmen; nach gepflogenem Rate ruft einer derselben mit lauter, fernhallender Stimme: „Der und die sollen Mailienen sein! seid ihr des alle zufrieden?" worauf die Gesellschaft in volltönendem Chore mit Ja! zu antworten hat. Ist keine Übereinstimmung vorhanden, und wird die Stärke der verneinenden Stimmen für hinreichend gehalten, so wird neuer Rat gepflogen, und ein neuer Ruf verkündet die neue Bestimmung, bis reiner, voller Zuruf die Einhelligkeit bekundet; auf ein allgemeines lautes Ja! wird dabei viel gehalten. Wie an diesem Tage jedem die Bahn geöffnet ist, diejenige Tänzerin sich zu erwerben, die er zu haben wünscht, so tritt auch für ihn die Verpflichtung ein, der Erworbenen das Jahr hindurch getreu zu sein, sie und keine andre soll er zum Tanze führen, nur mit ihm und mit keinem andern ohne seine Erlaubnis darf sie tanzen. Auch an einem Sittengerichte fehlt es nicht; ergibt sich, daß ein Mädchen, als sie bei der letzten Kirchweihe den Vortanz um die Dorflinde oder sonst wo mithielt, dieser Ehre nicht mehr würdig war, so wird die Linde oder das Geländer um dieselbe reingewaschen, auch das Pflaster ringsum aufgebrochen und erneuert. Die Verwandtschaft dieser ländlichen Mailehen zu dem ritterlichen Sommerdienste der Minnelieder ist nicht zu verkennen.

Das freudige Gefühl der Jugend und des Frühlings ersprang sich in Tanz und Ballspiel. Wie gewaltig der Tanz in das Leben eingriff, wie genau er mit dem Gesange verbunden

war, ist hier nur in Beziehung auf das Liebeslied zu erörtern. Schon die alten kirchlichen Verbote lassen Tänze, üppigen Gesang und teuflische Spiele zusammen auf den Straßen vorgehn. Bei Nithart und andern Minnesängern, die mit dem
5 Volke verkehren, hat die vielbetriebene Darstellung der ländlichen Tänze zur Maienzeit wieder einen gemeingültigen Zuschnitt, der ganz wahrscheinlich auch dem älteren Volkslied entnommen ist. Wenn die Vögel singen und die Linde laubt, dann wird alsbald der muntre Sumber (Handtrommel) und die helltönende
10 Liederstimme vernommen, die zum Reigen unter der Linde rufen. Diese Klänge wirken zauberhaft auf die tanzlustigen Mädchen. Der Dichter selbst gefällt sich darin, der verlockende Sänger zu sein, das Mädchen hört ihn singen, ihr Herz spielt ihm entgegen vor Freuden, als woll' es toben, an seiner
15 Hand will sie zur Linde springen. Die Mutter warnt, sie versagt die Feierkleider, es erhebt sich Wortwechsel und Streit, sie schlagen sich gar mit Kunkel und Rechen; das Mädchen erbricht den Kleiderschrein, bände man ihr den Fuß mit einem Seile, sie bliebe nicht, hin springt sie, mehr denn klafterlang;
20 die Mutter selbst wird von Tanzlust ergriffen, wie ein Vogel schwingt sie sich auf; der Winter muß weichen, die Bäume, die grau standen, haben neues Reis, die Alte, die mit dem Tode focht, lebt auf, wie ein Widder springt sie und stößt die Jungen alle nieder. Gegen zwanzig Lieder von Nithart oder unter
25 seinem Namen haben diese Anlage, so jedoch, daß die angeführten Züge mehr oder weniger vollständig, gelinder oder gewaltsamer hervortreten. Auch andere Sänger, in anderer Gegend, üben diese Form, und in einem Minnelied wird dieselbe schon bildlich verwendet, indem der Liebende von seinem ungeduldig
30 fortstrebenden Herzen sagt, es tue der Tochter gleich, die ihre Mutter betrogen.

Über die Art und Weise, wie bei den Volksreigen der Gesang mit dem Tanze verbunden war, geben dieselben Dichter manche Andeutung. Schon auf dem Wege zum Tanzplatz wird
35 gesungen. Nithart beklagt sich wiederholt über die Getelinge, die ihm Feiertags, von der Dorfstraße ab, durch den Anger liefen und die Wiesenmaht zertreten, besonders über einen, der nach Blumen zum Kranze sprang und dazu in einer hohen Weise seine Wineliede r sang. Hier wieder die Winelieder,
40 welche vierhundert Jahre früher den Nonnen verboten wurden; da der Blumenkranz zur Werbung beim Tanze gehört, so läßt sich auch hier auf verliebten Inhalt dieser Lieder schließen. Auch die Mädchen singen schon beim Auszug zum Maientanze.

Der von Stamheim schildert einen solchen: Die Mutter selbst ist, nach vergeblicher Einsprache, dem Töchterlein zum Putze behilflich, die Gespielen scharen sich, als Maien führen sie einen Schleier mit angebundenen Spiegeln, darunter singt aus blütenrotem Munde ein wohlgeschmücktes Mädchen in süßer Weise vor, die andern alle singen nach, so eilen sie in das Tal vor dem Walde, wo der Ball geworfen wird und der Maientanz anhebt, den wieder eines der Mädchen mit seinen Gespielen vorsingt. Vorsingen und Vortanzen waren zwei hohe Ämter. Die Vortänzer gehörten zu den Rüstigen im Gäu und hatten beim Reigen mannigfache Gewalt, die jungen Dörper führen blutigen Kampf darum, wer den Leitstab vortragen und damit den Tanz führen solle. Der Vorsinger wird ausdrücklich genannt, er dünkt sich etwas besondres zu sein, und wenn es auch für stattlich gilt, Geiger, Pfeifer und Sumberschläger beim Tanze vor sich zu haben, so erscheint doch der Gesang des Vorsingers oder der Vorsingerin wichtiger als das vor- oder nachgehende Geigenspiel. Die Nachsingenden hatten im Chore zu antworten, „die andern sungen alle nach", und wenn auch ihr Anteil nicht genauer angezeigt ist, so fiel ihnen doch jedenfalls die Kehre zu, die bei Tanzliedern nicht leicht gefehlt haben wird, beim Aufschreiben derselben aber wegfallen konnte, da sie nicht eben an das einzelne Lied gebunden war, vielmehr mit diesem oft in sehr loser Beziehung stand. Jene zahlreichen Lieder von der tanzlustigen Tochter oder der Alten, die zum Tanze springt, waren durch ihren Inhalt und meist auch durch einfacheren, raschen Versbau wohl für den Reigensang geeignet, und es heißt am Schluß eines solchen Liedes: „Herr Nithart diesen Reien sang." Einigen dieser Lieder ist in der Handschrift eine Kehrzeile beigesetzt; darf man nun für Stücke desselben Schlags auch gleichmäßigen Vortrag annehmen, so zeugt eben die vereinzelte Erscheinung der Kehre für die Vernachlässigung derselben in andern Fällen. Ein sonst nicht volksmäßiges Minnelied Hiltbolts von Schwangau, worin des Tanzes mit der Lieben gedacht ist, erweist sich damit auch zum Tanze bestimmt, daß es einen ländlichen, für sich bestehenden Kehrreim hat; auch die langen Tanzleiche Ulrichs von Wintersteten und des Tanhusers schließen mit einem Ausrufe, der bestimmt war, im ganzen Ringe rauschend widerzuhallen: „Schreiet alle heia hei! nu ist die Sait' entzwei!" oder: „Heia nu hei! nu ist dem Fiedler sein Bogen entzwei!" oder auch: „Mein Herze muß mit der Sait' entzwei!"

Die Fortdauer des Tanzsingens, wie es bei den Minnesängern

angezeigt ist, auch in den folgenden Jahrhunderten ergibt sich aus gleichzeitigen Sittenschilderungen. Im Renner um 1300 rühmt eine Bäurin von ihrem Sohne Ruprecht: Er sei ein „frommer Knecht", trage sein erstes Schwert, einen hohen Hut und zwen Handschuhe, auch sing' er den Maiden allen zu Tanze vor; ebendaselbst heißt es: Jener sei der Maide Rosenkranz, dessen Stimme den Tanz wohl ziere; auch wird den jungen Mädchen ihre Vorliebe für den Trommelschläger vorgeworfen und von der Art des Tanzens gesagt, daß sie erst sachte antreten, dann aber aufspringen, als ob sie toben. Solch wildes Tanzen rügt etwa siebenzig Jahre später der Teichner als einen von den Bauern auf den Adel überkommenen Unfug: Zu Herrn Nitharts Zeiten hievor habe man viel neuer Unsitte mit Geberde und Gewand bei den Bauern gefunden, nun sei es aus der Bauern Hand an die Edeln gekommen; vormals habe man sachte tanzen gesehn, danach habe das Reigen sich erhoben, jetzt sei es nichts denn auf und nieder, er wisse nicht, wie er's nennen solle, doch vergleich' er's am besten dem Volke, das beim Weinpressen (Traubentreten?) auf und nieder hüpfe; noch gedenk' er wohl, daß einer im Reigen ein lauteres Glas voll Weines auf dem Haupte geführt, das fiele jetzt einem Tänzer schwer, der, vom Glase zu geschweigen, sich Mantel, Rock und Kugelhut (Kapuze) vom Halse schütteln könnte. Des Bechers auf dem Haupte gedenkt aber schon Nithart als einer von den Bauern nachgeäfften Hofsitte; Sigenot beut dem Dichter neckend seinen Becher, zieht ihn zurück, setzt ihn auf sein Haupt und schleift auf den Zehen hin, doch hat Nithart das Ergötzen, daß der Becher dem Tanzenden über Augen und Mund in den Busen stürzt. Eine geistliche Betrachtung in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts eifert gegen die Sünde des Tanzens überhaupt und insbesondre gegen den verlockenden Tanzgesang „der Frauenbilde": Die Sängerinnen am Tanze seien Priesterinnen des Teufels und die ihnen antworten, seien seine Klosterfrauen, das Tanzhaus seine Pfarrkirche, die Pfeifer und Lautenschläger seine Meßner; die Tanzlieder seien gemeiniglich von üppigen, unkeuschen Worten und es sei jedem große, schwere Sünde, wer solche schandbare Lieder dichte oder singe, er müsse die Sünden auf seine Seele nehmen, die „aus den Liedern oder Sprüchen gehn", darum werden auch oft die Dichter, Meistersinger und Vorsingerinnen durch schwere Strafen heimgesucht, was mit Beispielen belegt wird. Diese Sittenpredigt zeugt nicht nur von einem reichen Vorrat damals vorhandener Tanzlieder, deren Inhalt nur zu schwarzgallig angesehen wird, und von dem

lebhaftesten Fortbetrieb des Tanzsingens, sondern es wird auch die Form des letztern als die altübliche bezeichnet, als Vorsingen und Antworten, d. h. Nachsingen oder Kehrreimsingen im Chore, auch werden zwei verschiedene Tanzarten genannt, der umgehende und der springende Tanz, das Tanzsingen aber vorzugsweise bei dem erstern abgehandelt. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts (1598) gibt Neocorus in seiner Geschichte des Landes Dithmarschen eine genaue Beschreibung der Volkstänze, die hier bei einem langehin freien und an den Bräuchen der Vorfahren festhaltenden Bauernstand in Übung geblieben waren; er bemerkt, daß die Dithmarschen ihre Gesänge fast alle den Tänzen bequemt haben, und im Gegensatze des von fremden Orten neueingeführten Tanzens zu zweien (Biparendanz) schildert er die verschiedenen Arten des alteinheimischen langen Tanzes, darin alle, die tanzen wollen, der Reihe nach anfassen; dieser lange Tanz sei zweierlei, erstlich der Trümmekentanz (Trommeltanz), der sonderlich mit Treten und Handgebärden ausgerichtet werde, jedoch bei vielen nicht mehr im Gebrauche sei, dazu gehörige Lieder werden angezeigt; der andere lange Tanz gehe fast in Sprüngen und hüpfend, dieser Art seien die allermeisten dithmarsischen Lieder und Gesänge; nicht unfüglich könne jener der Vortrab und dieser der Sprung (er heißt auch anderwärts Springeltanz) genannt werden; diese langen Tänze werden also geführt. Der Vorsinger, allein oder unter Beistand eines Mitsingenden, stehe mit einem Trinkgeschirr in der Hand und hebe so den Gesang an, wenn er einen Vers ausgesungen, sing' er nicht fürder, sondern der ganze Haufe wiederhole den Vers, und wenn sie es dann soweit gebracht, da es der Vorsinger gelassen, heb' er wieder an und singe wieder einen Vers; wenn nun dergestalt ein Vers oder zwei gesungen und wiederholt, springe einer hervor, der vortanzen und den Tanz führen wolle, nehme seinen Hut in die Hand und tanze gemächlich umher, fordre sie damit zum Tanz auf, wohl auch mit einem Gehilfen, und darauf fassen sie der Reihe nach an; wie sich nun der Vortänzer nach dem Gesang und Vorsinger richte, so richten sich die Nachtänzer nach ihrem Führer, und zwar alle, wes Staates und Standes sie seien, in solcher Einigkeit, daß ein Vortänzer in die zweihundert Personen an der Reihe führen und regieren könne. Man sieht, die Bauern in Dithmarschen trieben das Tanzsingen damals noch ziemlich auf dieselbe Weise, wie die des Tulnerfeldes um den Anfang des 13. Jahrhunderts. Das Trinkgeschirr in der Hand des Vorsingers erinnert an Weinglas und

Becher der Tanzenden bei Nithart und Teichner. Besonders merkwürdig aber ist, daß selbst der vorerwähnte Inhalt so mancher Nithartsreigen in einem dithmarsischen Liede, das als „Springel- oder Langetanz" bezeichnet ist, sich wiederfindet:
5 Gegen die liebe Sommerzeit hört das Mädchen die Pfeifen gehn und die Trommeln schlagen, sie will zum Abendtanze, zum Spiel im Tale, kommt sie nicht dahin, so ist es ihr Tod, die Mutter mahnt ab und heißt das Töchterlein schlafen gehn, dann den Bruder wecken, daß er mit ihr gehe, alles vergeblich, die
10 Tochter eilt zum Tanze, wo sie den Reuter findet, der sie mit einem Kuß empfängt. Der volksmäßigern Versweise unerachtet kann dieses Lied für einen Nachklang Nithartschen Sanges angesehen werden, worin das Mädchen immer auch an der Hand des Ritters zum Tanze springen will, was dort in der Ver-
15 bindung des Höfischen mit dem Ländlichen besondern Anlaß hat, dem dithmarsischen Volksleben aber wenig ansteht. Daß jedoch Nithart selbst, wie oben vorausgesetzt wurde, die Grundform solcher Lieder dem Volke abgeborgt, ist um so glaublicher, als dieselbe Form auch im altfranzösischen, niederländischen und
20 dänischen Volksgesang aufgewiesen werden kann. Der letztere wendet sich der ernsteren Ballade zu: Die Tochter bittet, zum Tanz in der Wachenacht gehen zu dürfen, was die Mutter ungerne gestattet, der König selbst tanzt dort seinen Hofleuten vor und reicht dem Mädchen die Hand zum Reigen, sie soll ein
25 Liebeslied singen, aber ein solches will sie niemals gelernt haben, ein andres stimmt sie an, das hört die Königin auf ihrem Lager, erhebt sich und geht zum Tanze hinaus, der Tänzerin an der Hand des Königs reicht sie ein Horn mit Wein, kaum trinkt das Mädchen davon, so zerspringt sein unschuldiges Herz,
30 hätte die Tochter dem Rate der Mutter gehorcht, es wär' ihr nicht so übel gegangen. In einem Gegenstücke hierzu erwacht die Königin vom Gesang eines Ritters, der am Tanz auf grünem Anger vorsingt, sie meint erst, eine ihrer Jungfraun schlage die Harfe, heißt dann alle aufstehen und den Rosenkranz
35 aufsetzen, reitet mit ihnen hinaus und tanzt an der Hand des Ritters, muß aber dafür die Eifersucht des Königs erdulden und sitzt am Ende traurig in der Kammer.

Leichtern Mutes ist die aprillustige Königin (la regine avrillouse) eines Liedes in der alten Sprache von Poitou. Beim
40 Eintritt der lichten Zeit, um Freude wieder zu beginnen und Eifersucht zu reizen, will sie zeigen, daß sie voll Liebeslust ist; sie läßt bis zum Meere hin alle Mädchen und junge Gesellen zum fröhlichen Tanz entbieten; anderseits kommt der König,

den Tanz zu stören, denn er fürchtet, man möcht' ihm die aprillustige Königin stehlen; sie aber kümmert sich nichts um einen Greis, ein flinker Knappe vergnügt sie; wer sie tanzen sähe und den feinen Leib wiegen, der könnte mit Wahrheit sagen, daß nichts auf der Welt dieser freudigen Königin gleichkomme; „Hinweg, Eifersüchtige, laßt uns tanzen mitsammen!" lautet der Kehrreim. Hier wird im klaren, südlichen April getanzt, dort in den nordischen Balladen sind es die kurzen und heitern Mittsommernächte, in welchen der Reigen gefeiert wird; auch die Kehrzeilen anderer dänischer Lieder lassen den elfenartigen Tanz im Nachttau durchblicken. Selbst in einer isländischen Saga, deren Niederschreibung in das 12. Jahrhundert gesetzt wird, der Vatnsdälasaga, findet sich ein Zug der Nithartslieder, die tanzlustige Alte: Ingolf, Thorsteins Sohn, dichtete Liebesgesänge, er war so schön, daß es in einem Liede hieß, alle jungen Mädchen wollten mit Ingolf tanzen, selbst das alte Weib mit zwei Zähnen im Munde; sterbend wünschte Ingolf, auf einem Hügel nahe am Wege begraben zu werden, damit die Mädchen des Tales um so länger seiner gedenken möchten.

Ein geistliches Reigenlied Thomas Blaurers um 1540, allegorische Umdichtung eines weltlichen, läßt vermuten, daß in letzterem die maienhaft geschmückte Reigenführerin ihren Gespielen vorsang; wie sie eben von einem Jungbrunnen herkomme, worin ihr runzliges Alter zu blühender Jugend gebadet und wiedergeboren sei; hier ist der Wunderquell doch wohl die verjüngende Kraft des Frühlings, frühmorgens im Mai äußerte der sagenhafte Jungbrunnen seine Wirkung. Am Schlusse des Liedes gibt die Vortänzerin ihren Blumenstrauß ab und singt dazu:

„Der Nächsten an dem Reien
schenk' ich zur Letz' den Maien."

Dies beruht auf einem weiteren Tanzgebrauche, wovon die beigesetzte Anmerkung Kunde gibt: Die Führerin des Reigens hat an ihrem Kranze noch besonders einen Strauß aufgesteckt, den sie, wenn sie geendigt, nimmt und dem Mädchen gegenüber reicht, um ihn aus dem Ringe zu werfen, einen andern Strauß nimmt sie von ihrem Busen und gibt ihn der nächsten am Reigen als ihrer Nachfolgerin.

Das Lauben der Linde ist bei Nithart die Losung zur Tanzfreude. Unter der Linde wird ja gereigt, sie gibt den Tanzenden Schatten. Nur erst drei Blätter grünen auf ihr, und schon springt nach einem alten Volksliede das Mädchen hoch auf:

„Drei Laub auf einer Linden
die blühen also wohl;
sie tät viel tausend Sprünge,
ihr Herz war freudenvoll,
5 ich gönn's dem Maidlein wohl."

Auch darin äußert sich die unwiderstehliche Frühlingslust, daß selbst geistliche Personen von ihr hingerissen werden. Zwar ist eben diesen in der vorerwähnten Strafrede das Tanzen, des Ärgernisses wegen, zur Todsünde gerechnet, aber die Lieder
10 finden es ergötzlich, auch heilige Leute zum Sprunge zu bringen. Schon Ulrich von Wintersteten ruft die Pfaffen mit den Laien zum Reigen. Ein altes niederländisches Tanzliedchen mit der Kehrzeile: „Hei! es ist im Mai, hei! es ist im frohen Mai!" singt vom Tanze des Paters mit dem Nönnchen. Im
15 dänischen Kinderspielreime pflückt der Mönch am Sommertag Rosen und will die Nonne haschen, sie springt auf, leicht wie eine Feder, er kommt nach, schwer wie ein Stein, lustig tanzen die zwei. Noch der einsame Klausner hat seinen Frühlingstaumel:

20 „Da droben auf dem Hügel,
wo die Nachtigall singt,
da tanzt der Einsiedel,
daß die Kutt' in die Höhe springt."

Der Tanzeifer wuchs mit der Menge von Antretenden. Alle
25 Tanzfähigen eines Dorfes, Tales, eines weiten Umkreises strömten auf dem Anger bei der Linde zusammen, der Reigen bewegte sich auf freier Straße, ja er durchzog die Landschaft und rollte fortlaufend neuen Zustoß auf. Eines Sonntagabends, sagt die Überlieferung, fingen auf der Schloßwiese zu Greyers
30 sieben Personen einen Ringeltanz an, die Coraula, wie sowohl der Rundtanz selbst als das Reigenlied hieß, einen Tanz, der erst am Dienstag morgens auf dem großen Marktplatze zu Sanen aufhörte, nachdem sich siebenhundert Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber für und für hatten einreihen lassen,
35 daß das Ganze aussah wie ein Schneckenring; vom untern zum obern Greyerserlande hatte der gute Graf Rudolf mitgetanzt und mitgesungen, wenn er müde war, ließ er sich bei seiner Geliebten, der schönen Sennerin Marguita, durch einen seiner Knappen oder Junker vertreten, stieg zu Pferd und ritt dem
40 im hüpfenden Kreise fortrollenden fröhlichen Zuge nach, bis er sich wieder selbst unter die Tanzenden mengte und seine

Marguita herzte. Die harmlose Tanzfahrt verwandelt sich auch zum Heereszug und erobert feste Burgen; so in der hessischen Sage von dem Raubschlosse Weißenstein, das die Bauern unter dem Schein eines Schwerttanzes einnahmen, dann in zwei dänischen Liedern. Nach dem einen legen die Belagerer einer uneinnehmbaren Feste Jungfrauenkleider an, tanzen vier Tage lang vor und zurück, zuletzt auf die Burgbrücke, der Pförtner öffnet ihnen das Tor, sie tanzen aus und ein mit gezogenem Schwert unterm Scharlach, tanzen in den Wurzgarten, wo der Burgherr seine Todeswunde empfängt; nach dem andern tanzen schmucke Ritter und Frauen über Gass' und Brücke, einem Vorsänger nachsingend, auf das Schloß hinein, auch die Schwerter unterm Scharlach, noch niemals sah man Schlösser so mit dem Rosenkranze gewinnen. Alle diese sagenhaften Tanzzüge werden an Ausbreitung und innerer Erregung von einem geschichtlich beglaubigten überboten, dem Johannistanze, der im Sommer des Jahres 1374 am Rhein, an der Mosel und in den Niederlanden umfuhr. Namentlich Aachen, Köln, Metz, Mastricht, Lüttich, Tongern waren von dieser seltsamen Tanzplage heimgesucht. Männer und Frauen, jung und alt, Mädchen ihre Eltern und Freunde verlassend, liefen von Haus und Hof, von einer Stadt zur andern, hielten in stets wachsender Zahl auf den Straßen, in Kirchen und sonst an geweihten Stätten wilde Tänze, tummelten sich in rasenden Sprüngen, bis sie erschöpft niederfielen und ließen sich dann, um nicht zu zerspringen, mit Fäusten schlagen und mit Füßen treten. Der Taumel war überall ansteckend, brach Zucht und Sitte; zu Köln waren es mehr denn fünfhundert Tänzer und sollen mehr denn hundert Frauen und Dienstmägde nicht ehliche Männer gehabt haben. Die Tanzenden trugen Kränze, waren gegen das Zerspringen mit Tüchern und Knebeln gegürtet, sie wollten nichts Rotes sehen und kein Weinendes, bald war ihnen, als träten sie in einem Blutstrom einher und müßten darum so hoch springen, bald glaubten sie den Himmel offen zu sehen, oder riefen sie im Sprunge:

„Herre Sankt Johann, so so,
frisch und froh,
Herre Sankt Johann!“

Man hielt dies für Besessensein vom bösen Geist und bediente sich dagegen der priesterlichen Beschwörung. Örtlich beschränkter wiederholte sich die Erscheinung im Jahr 1418 zu Straßburg, viele Hunderte, Männer, Frauen, Kinder, von Sackpfeifern begleitet, tanzten und sprangen hier Tag und Nacht am offenen

Markt und auf den Straßen, man nannte diese Plage Sankt Vits Tanz, und die Heilung wurde damit versucht, daß man die Befallenen nach den Kapellen des heiligen Vitus zu Zabern und Rotestein zum Meßopfer führte. Auch die Einwohner des
5 Breisgaus und der umliegenden Gegend pflegten im 15. Jahrhundert am Vorabend des Johannistages nach der Veitskirche zu Bießen oder nach der Johanniskirche bei Wasenweiler um Schutz gegen diese Krankheit oder um Genesung von derselben zu wallfahrten. Den ganzen Juni hindurch bis zum Feste des
10 Täufers empfanden die Tanzsüchtigen eine unüberwindliche Unruhe und irrten, von ziehenden Schmerzen getrieben, unstet umher, bis am ersehnten Tag ein dreistündiges Tanzen und Toben an den Altären jener Heiligen sie auf Jahresfrist von ihrer Qual befreite. Noch im ersten Viertel des 17. Jahrhun-
15 derts wurde die Veitskapelle zu Treffelhausen in Schwaben alljährlich von Frauen besucht, die daselbst, von Musik angeregt, Tag und Nacht in Verzückung tanzten, bis sie erschöpft zu Boden stürzten und, wieder zu sich gekommen, der Unruhe frei waren, die sie einige Wochen lang vor dem St. Veitstage ge-
20 quält hatte. Die Legende des heiligen Vitus bietet einigen Bezug zum Tanzwesen dar. Dieser fromme Knabe widerstand der Verlockung zum Heidentum, die durch Musik, Tanz und Spiel der Mädchen an ihm versucht wurde; in der Veitskirche zu Mühlhausen am Neckar, die gegen den Schluß des 14. Jahr-
25 hunderts erbaut ist, befindet sich ein Altarbild aus derselben Zeit, worauf, neben andern Darstellungen aus der Geschichte des Heiligen, ein lustiger Reigen (mit Musik und einem bekränzten Paar an der Spitze) herankommt, von dessen Anblick aber Vitus sich abwendet und in seine Kammer flüchtet; unter
30 den etwas späteren Wandgemälden im Chor erscheint derselbe Gegenstand. Johannes der Täufer hüpfte mit Freuden im Leibe seiner Mutter. Ein loser Anhalt konnte hier ergriffen werden, denn die angeführten Beobachtungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, von Ärzten der Zeit aufgezeichnet, ergeben für sich
35 schon naheliegenden Anlaß, den heiligen Veit und den Täufer Johannes zu Nothelfern zu bestellen, da gegen die ihnen geweihten Tage, den 15. und 24. Juni, der krankhafte Tanztrieb am heftigsten andrängte, wie er denn auch durch die Austobung bei ihren Kapellen heilende Genüge fand. Die Tanz-
40 plage von 1374 erhob sich, nach der Limburger Chronik, „zu Mitten im Sommer", in den Niederlanden erschien sie in der Mitte Julis und währte noch im September und Oktober fort, aber sie kam dahin schon weiterher, war bereits zur Seuche

geworden, die Ansteckung gab ihr längere Dauer, aber die Zeit des Ausbruchs ist schon durch den Namen Johannistanz angezeigt. Der Tanzreim der Springenden ruft auch den heiligen Johannes an, aber noch keineswegs zur Heilung, sondern im Jubel der vollsten Befriedigung: „Herre Sankt Johann, so so! frisch und froh!" Die Johanniszeit ist hier der Höhepunkt des Tanzrausches, der Heilige, der im Mutterleibe sprang, nicht Bändiger, sondern Befreier des ungeduldig anstrebenden Dranges. Als Fest der Sonnenwende war der Johannistag überhaupt vom Volke gefeiert; die großen Reigen auf offener Straße waren, wie sich wiederholt ergeben, zumeist Abendtänze, wie nun bis zu Mittsommer die Abende wuchsen, so konnte bis dahin das Tanzwesen an Umfang und Überreiz sich steigern, weiter nördlich, in Dänemark, fiel ihm auch die kurze, milde Nacht anheim, Mitsommernacht (Wachnacht) war dort die bezaubernndste Tanzzeit. Hauptsache bleibt jedoch stets die innere Ergriffenheit, durch Mitteilung und Wetteifer geschärft. Nithart schildert die Tanzanstrengungen eines jungen Dörpers im Dienste seiner Schönen: Der Spielmann richtet sich, da nimmt sich Löchlin eine Jungfrau an die Hand, ju heia! wie er springt! Herz, Milz, Lung' und Leber schwingt in ihm sich um, er fällt in den Anger, daß ihm Ohren, Nas' und Maul von Blut überwallen, zu beiden Seiten sieht man sein Herz heftig klopfen, ihn hat gedünkt, als wären sieben Sonnen am Himmel und lief' er um wie ein gedrehter Topf, ihm schwindelt' es um den Kopf und er meinte zu versinken. Ein gutes Vorspiel zu einem Johannistänzer, die Schilderung gilt zwar einem Weihnachtstanz, aber was soll erst am grünen Holze werden! Die eigentliche Tanzzeit fällt immerhin in das schöne Jahr, wann die Töchter den Müttern davonspringen, wie es auch die Kölner Chronik vom Johannistanze sagt. Die Tanzlust ist ein Teil der allgemeinen Erregung, welche das erneute Leben der Welt in sinnlich kräftigen Menschen weckt; Sommergrün, Vogelsang, Liebeslied, Reigentanz bilden ein Ganzes der natürlichen Sommerlust; der Sprung zuckt in den Gliedern, Sang und Klang entbinden ihn, der Johannistanz aber ist die Überspannung und das gewaltsamste Übersprudeln des Tanztriebes, der mit dem Frühling erwacht und in der Sommerglut tobend wird.

Dem Johannistanz entsprechende Zufälle gab in Unteritalien der Volksglaube dem giftigen Biß einer Erdspinne schuld. Der Tarenteltanz, von dem die erste Nachricht aus dem 15. Jahrhundert, trat auch im Sommer ein, die Heilung der Erkrankten durch gemeinsamen Tanz war ein Volksfest und

hieß die kleine Frauenfastnacht (il carnevaletto delle donne). Der Zauber der Tarantella, der Tanzweise, die von Trommeln, Pfeifen, Lauten und im Gesang ertönte, riß die Leidenden zu den Bewegungen hin, die, mit Anstand beginnend, zum heftigsten
5 Sprung anstiegen und, bis zur Erschöpfung fortgesetzt, auf ein Jahr oder für immer Genesung gaben. Neunzigjährige Greise warfen bei diesem Klange die Krücken hin und gesellten sich, als strömte verjüngender Zaubertrank durch ihre Adern, den wildesten Tänzern zu. Die Töne der Tarantella waren mannig-
10 fach, sie mußten den verschiedenen Stimmungen der Kranken gemäß sein, und ebenso die zugehörigen Gesänge. Eine tiefe Sehnsucht nach dem Meere kam bei manchen zum gewaltsamen Ausbruch, indem sie sich in die blauen Wellen stürzten, wie auch Veitstänzer blindlings in reißende Ströme sprangen, bei andern
15 verriet sich dieselbe nur durch die Annehmlichkeit, die ihnen der Anblick des klaren Wassers in Gläsern gewährte, sie trugen im Tanze Wassergläser mit wunderlichem Ausdruck ihrer Gefühle umher, oder sie liebten es auch, wenn ihnen inmitten des Tanzplatzes größere Gefäße voll Wassers, umgeben mit Schilf und
20 andern Wassergewächsen, hingestellt wurden, worin sie Kopf und Arme mit sichtbarer Lust badeten. Solche Wasserfreunde hörten gerne von Quellen, rauschenden Wasserfällen, Strömen, nach entsprechender Tonweise singen; man hat noch eine Tarantella, die das Verlangen nach dem Meere ausdrückt: „Zum Meere tragt
25 mich, wenn ihr mich heilen wollt, zum Meere hinweg! so liebt mich meine Schöne; zum Meere, zum Meere! solang ich lebe, lieb' ich dich." Leidenschaft für und wider gewisse Farben hatten auch diese Tanzsüchtigen, doch liebten sie das Rote, was die Johannistänzer verabscheuten; nach der beliebten Farbe waren
30 denn auch die Tarantellen gestimmt, es gab eine Art derselben, die man panno rosso, rotes Tuch, nannte, zu welcher wilde, dithyrambische Gesänge gehörten, eine andre, panno verde, grünes Tuch, genannt, die mit dem milderen Sinnesreiz durch die grüne Farbe übereinstimmte, mit idyllischen Gesängen von grünen
35 Gefilden und Wäldern; leider sind die Gesänge selbst verloren. Einen ahnungsvollen Blick gewähren aber schon diese Nachrichten in den ursprünglichen Zusammenhang des Gesanges und Tanzes mit einem lebendigen Naturgefühle, denselben Zusammenhang, dem wir auch im Leben und Liede des deutschen Volkes nach-
40 gegangen sind.

Die einhellige Lust des Sommers und der Liebe fanden wir im Minnesang auf volksmäßiger Grundlage durch Nithart vertreten. Das Leid des liebenden Herzens im Sommer hat einen

Meister an Reinmar, den wir zuvor schon jenem gegenübergestellt. Die Trauer zieht nach innen und so ist es auch die vorherrschend elegische Stimmung, die seinen Minneliedern jene geistige Richtung gibt. Aber nicht gänzlich hat sich sein Gesang von der Volksweise abgelöst und auch durch seine Hand läuft ein Faden, der das älteste volksmäßige Liebeslied mit dem nach Abgang der Minnesänger wieder auftauchenden zusammenknüpft. Reinmar sagt einmal, er habe die Minne noch stets in bleicher Farbe gesehen. Wenn er damit den Geist seiner Minnedichtung verbildlicht, so ist ihm doch die bleiche Farbe nicht minder auch im wörtlichen und natürlichen Sinne wohlbekannt.

Bleich und rot verkündet in altdeutscher Dichtersprache den inneren Wechsel, die schwankende Bewegung von Leid und Freude, Furcht und Hoffnung, und auch gesondert sind die beiderlei Färbungen naturgetreuer Ausdruck der entsprechenden Gemütszustände. Selbst das Lied der Nibelungen spielt diese Farben durch alle Töne, vom Anhauch der schüchternen Liebe bis zum Erglühen des Zornes und dem Schrecken, der auch Helden entfärbt. Bei Reinmar nun erscheint die Blässe nicht bloß als Anflug des Augenblicks, er läßt eine Frau von der Minne, die ein Ritter ihr ansinnt, sagen: bleich und je zuweilen rot färbe das die Weiber. In einem andern seiner Gesprächlieder wird zu Sommers Anfang eine liebende Frau befragt: Wohin ihre Schönheit gekommen, wer ihr die benommen? sie sei ein wonnigliches Weib gewesen, nun sei sie gar „von ihrer Farbe kommen“; wer des schuldig sei, den möge Gott verderben. Die Frau antwortet: Wovon sollte sie schön und hohen Mutes sein, wie ein ander Weib, da sie den geliebten Ritter meiden müsse, solche Not und andres Leid hab' ihr die Farbe meist benommen, doch freue sie sein Angelöbnis, bald zu kommen, dann werde sie ihn anlachen und, ehe sie von ihm scheide, sprechen: „Gehn wir Blumen brechen auf der Heide!“; soll' ihr diese Sommerzeit mit manchem lichten Tage fern von ihm zergehen, wehe dann der Weibesschöne! oft sagen ihre Freunde, ihr werde nimmer Hilfe werden, doch sie lügen, wenn nur er sie tröste, dann werde man sie nie mehr weinen sehn. Greift man nach den Volksliedern, so zeigt sich ein im 16. Jahrhundert hoch- und niederdeutsch in mancherlei Lesarten verbreitetes (Volkslieder Nr. 88): Ein Mägdlein tritt an ihres Vaters Zinne, sieht hinaus und sieht ihres Herzens Trost daherreiten, er fragt: ob die Sonne sie getrübt, daß sie so bleich geworden? „Warum sollt' ich nicht werden bleich? ich trag' alltag groß Herzeleid, mein Lieb, um dich, und daß du mich verkiesen (aufgeben) willt, das reuet (schmerzt) mich!“ Er versichert,

sie sei ihm lieber, als alle seine Freunde, sie soll' ihr Sorgen lassen und ihm folgen; dann führt er sie durch den grünen Wald und bricht ihr einen Zweig. Das Lied schließt mit ihrem Wunsche, daß sie als ein weißer Schwan über Land und Meer sich schwingen
5 könnte, damit ihre Freunde nicht wüßten, wo sie hingekommen. Noch in neuester Zeit, unter den Volksliedern des Kuhländchens, kehrt die Frage nach der verlorenen Farbe wieder:

„Ei sag' mir's auch, feins Mägdlein!
wohin hast du deine Farbe?

10 „ich hab' sie auf einer Eiche
und kann sie nicht erreichen."

Ei sag' mir's auch, feins Mägdlein!
wohin hast du deine Farbe?

„Ich hab' sie auf einer Esche
15 und kann sie nicht erhaschen."

Ei sag' mir's auch, feins Mägdlein,
wohin hast du deine Farbe?

„Ich hab' sie auf einer Wiese (Flieder?)
und krieg' sie nicht mehr wieder.

20 Und du fragst nach meiner Farbe?
du hast sie mir verdorben."

Die seltsame Versetzung der Farbe auf eine Eiche usw. scheint der Vorstellung entnommen zu sein, wonach nicht bloß Personen, sondern auch was ihnen anhängt, das Fieber, das Unglück,
25 in den Wald oder auf eine wilde Aue, in oder auf Bäume, verwünscht werden können. In der naheliegenden Schlußwendung weicht dieses letzte Lied von dem Sinne der beiden älteren ab. Dagegen ist die allen dreien gemeinsame, den ganzen Inhalt bestimmende Frage so eigentümlich und doch dabei so gleichmäßig
30 und formelhaft, die Übereinstimmung des ersten mit dem zweiten in der Anlage und in Einzelheiten so augenscheinlich, daß man einen geschichtlichen Zusammenhang nicht füglich ablehnen kann. Das älteste, Reinmars Kunstlied, für das Vorbild der beiden andern anzunehmen, dasselbe nach Zwischenräumen von je drei
35 Jahrhunderten einfacher in der Form und volksmäßiger im Stile wiederauftauchen zu lassen, ist weit nicht so natürlich, als die Annahme eines schon dem Minnesänger vorgelegenen Gebrauches, Lieder von der bleichen Frauenfarbe zu singen. Hat aber dieser Gebrauch sechs Jahrhunderte nach Reinmar fortgedauert, so darf

man auch viere über diesen hinausgehn und an die Winelieder und Lieder von der Blässe (de pallore) gemahnen, die den Klosterfrauen im Jahre 789 verboten wurden.

Das Mädchen unterm Rosenkranz und das bleiche, trauernde, zeigten sich bis daher nur gesondert. Treten sie zusammen, so ist es die ganze jugendliche Liebe, Lust und Leid, Sonnenschein und Wolke. Ein verbreitetes Geschlecht sind die Lieder von zwei Gespielen. Schon Nithart gibt ein solches: Zwei Gespielen beginnen einander Kunde zu sagen, die Herzensnot zu klagen; eine spricht, wie sie von Trauer und Unruhe verzehrt werde, weil ein lieber Freund ihr fremd bleibe, die andre rät ihr, Geduld zu haben und die Liebe sorgfältig zu hehlen, wozu sie selbst mithelfen wolle; noch gesteht die erste, daß es ein Ritter von Reuenthal (Nithart) sei, dessen Sang ihr Herz bezwungen. Diese Wechselrede ist in eine Maiklage des Dichters eingefaßt, der um ein Heimwesen Sorge trägt, die Schwalbe kleb' ihr Häuslein von Leim, worin sie kurze Sommerfrist weile, Gott mög' ihm ein Haus mit Obdach bei dem Lengebache verleihen. Dasselbe Gesprächlied steht auch unter Waltram von Gresten, doch nicht mit dem ganzen Rahmen, und, statt der Beziehung auf Nithart, mit einer Strophe, worin die beratende Gespiele noch entschiedener auffordert, Maß in der Trauer zu halten, wohlgemut und unverzagt zu sein. Durchgreifend umgearbeitet, mit etwas erweitertem Strophenbau, findet das Lied sich unter dem Namen des von Scharfenberg. Dem Bearbeiter scheint der Gegensatz von Trauer und Frohsinn nicht genügend hervorgetreten zu sein, er läßt, ohne alles Nebenwerk, die Wechselrede fast wörtlich wie bei Nithart beginnen, aber die zwei Gespielen klagen beide, die eine, daß sie den Liebsten zu lange nicht gesehen, die andre, daß sie den Erkorenen gänzlich verloren, und nun setzt sich eine dritte zu ihnen, die nicht wohl empfangen wird, sie heißen dieselbe dahin gehn, wo Freude sei, habe doch ihr Lieb sie nicht verlassen; die dritte gibt sich dann gänzlich der Freude hin über die Liebe und Treue des Mannes, der ihr lieber sei, denn Gold. Anders wieder stellt sich der Gegensatz in einem Ernteliede Burkarts von Hohenvels: Ein Mädchen will reigen (im Erntetanz), im Maien war ihr Freude gar versagt, nun hat ihr Jahr (Dienstjahr) ein Ende, des ist sie froh und hochgemut, wie der Kehrreim lautet:

„Mir ist von Stroh ein Schapel (Kränzlein) und mein freier Mut
lieber, denn ein Rosenkranz, so ich bin behut (gehütet)!"

Da jammert ihre Gespiele, daß Gott sie nicht arm, sondern reich geschaffen, wäre sie arm, so wollte sie mit zu Freuden fahren,

ihr habe die Muhme das lichte Gewand eingeschlossen, traure sie oder freue sie sich, so werd' es der Minne schuld gegeben. Die Fröhliche spricht ihr zu, mit in die Ernte zu gehn und das Trauren von sich zu treiben:

5 „ich will dich lehren schneiden,
sei freudenvoll!"

Zuletzt denkt die Reiche sich aus, wie sie Rache nehmen möge: darf sie nicht lachen gegen einen Vornehmen, so will sie einen Geringen nehmen, der Muhme zu leid. Die Lieder dieser beliebten 10 Weise knüpfen sich bei Nithart und Burkart an die Lust des Volkes, Maientanz und Erntefeier, in allen stützt sich die Strophe, wenn auch kunstmäßig zugebildet, doch sichtlich auf den epischen Vers, der im älteren, volksmäßigern Minnesange sowohl als dem eigentlichen Volksliede gangbar ist. Dem Heldenliede selbst 15 mangelt die Gruppe der beiden Gespielen nicht; Hugdietrich, der, vermöge seiner Jugend als Mädchen verkleidet, der Königstochter Hiltburg zur Gespielen gegeben war, will dieselbe verlassen, um von seinem väterlichen Reiche als Brautwerber wiederzukehren, noch einmal sind die Liebenden zusammen beim Morgenmahle:

20 „Da saßen bei einander die zwo Gespielen do,
Die eine war traurig, die andre die war froh,
Hilteburg die schöne weinte klägelich,
Da freute sich in dem Herzen der König Hugdietrich."

Der Wechselrede bedarf es hier nicht, schweigend bilden sie den 25 typischen Gegensatz: Lust und Trauer des liebenden Herzens in zwei schönen, jugendlichen Gesichtern sich spiegelnd und gegeneinander abhebend.

Zum Volksgesang übergehend, vernimmt man im Frankfurter Liederbüchlein von 1582 und 1584, wie schon im Antwerpener 30 von 1544, den schon bekannten Anlaut von „zwo Gespielen". Sie gehen über eine grünende Wiese, die eine führt einen frischen Mut, die andre trauert sehr; auf die Frage jener sagt sie den Grund ihrer Trauer: Sie beide haben einen Knaben lieb und damit können sie sich nicht teilen; kann das nicht geschehen, 35 meint die erste, so wolle sie ihres Vaters Gut und ihren Bruder dazu der Gespielen zu eigen geben; der Knabe steht unter einer Linde und hört das Gespräch, hilf Christ vom Himmel! zu welcher soll er sich wenden? wendet er sich zur Reichen, so trauert die Hübsche, die Reiche will er fahren lassen und die Hübsche be- 40 halten; wenn die Reiche das Gut verzehrt, so hat die Lieb' ein Ende: „Wir zwei sind noch jung und stark, groß Gut woll'n wir

erwerben." Der Gegensatz von froh und traurig geht mit dem von Reichtum und Armut zusammen, wie bei Burkart von Hohenvels, nur daß bei diesem, feiner ausgesonnen, die Arme fröhlich und die Reiche trauernd anhebt. Der nüchterne, wenn gleich ehrbare Bedacht auf Gut und Erwerb hat aber auch beim Volke 5 nicht zur Grundform dieser Liederweise gehört. Viel anders lautet, notdürftig berichtigt, ein Bruchstück unter den Liedern des mährisch-schlesischen Kuhländchens:

„Es giengen zwei Gespielen
bis für den grünen Wald, 10
die eine die war baarfuß,
die andre sagt', 's wär' kalt.

„Gespiele, liebe Gespiele mein!
was will ich dir nun sagen?
's hat mir ein Baum mit Rosen 15
mein schönes Lieb erschlagen."

„Hat dir ein Baum mit Rosen
dein schönes Lieb erschlagen,
so soll der selbige Rosenbaum
keine rothe Rosen mehr tragen!"" 20

Vollständiger und klarer ist die niederländische Fassung in dem Antwerpener Liederbuche von 1544 (Nr. 80):

„Es giengen drei Gespielen gut
spazieren in den Wald,
sie waren alle drei baarfuß, 25
der Hagel und Schnee war kalt.

Die Eine die weinte sehre,
Die Andre war wohlgemuth;
Die Dritte begann zu fragen,
Was heimliche Liebe thut? 30

„Was habt ihr mich zu fragen,
was heimliche Liebe thut?
es haben drei Reitersknechte
geschlagen mein Lieb zutod."

„Haben drei Reitersknechte 35
geschlagen dein Lieb zutod,
ein andres sollt du dir kiesen
und tragen frischen Muth!"

„Sollt ich einen Andern kiesen,
das thut meinem Herzen so weh,
ade, mein Vater und Mutter!
ihr seht mich nimmermeh.

5 Ade, mein Vater und Mutter
und mein jüngstes Schwesterlein!
will gehn zur grünen Linde,
dort liegt der Liebste mein.““

Daß ein solches Lied viel gesungen war, lassen zwei Anfänge ver-
10 muten, die zur Bezeichnung der Tonweise geistlichen Liedern
vorgesetzt sind, niederdeutsch schon in einer Handschrift des
15. Jahrhunderts:

„Es ritten zwei Gespielen gut
zur Heide pflücken Blumen,
15 die Eine die ritt all lachend aus,
die Andre die war traurig.“

Hochdeutsch in einem Gesangbüchlein aus dem 16. Jahrhundert:

„Es giengen drei Jungfrauen
dur einen grünen Wald.“

20 Ähnliche Eingänge beziehen sich eher auf das nach der Frank-
furter Sammlung angeführte Lied. Die Einzelstrophe aus dem
15. Jahrhundert hilft gleichwohl mit dazu, das reine und ganze
Gepräge dieser Liederform, zu welchem in der Antwerpener Fas-
sung nur weniges mangelt oder zuviel ist, der Betrachtung her-
25 zustellen. Als überzählig fällt die Dritte hinweg, die schon
Scharfenberg hereingezogen; es sind wieder lediglich die zwei
Gespielen, fast mit den gleichen Worten, wie zuvor im Hug-
dietrich:

„Die Eine die war traurig,
30 die Andre die war froh.“

Die Jahreszeit erlangt nun erst ihr volles Recht, zum grünen
Wald und der grünen Linde kommt noch das Blumenpflücken.
Morgens im Wiesentau mit bloßen Füßen zu gehen, galt für
gesund, zugleich aber ziehen die Frühlingsschauer mit Hagel
35 und Schnee; das deutsche Bruchstück läßt die eine sommerlich bar-
fuß gehen, während die andre den Frost empfindet, die eine
geht nach Blumen, die andre nach der Linde, nicht zum Reigen
oder zu traulicher Zusammenkunft, sondern zur Leiche des er-
schlagenen Liebsten. Diesen zwei Gestalten, dem lachenden
40 Mädchen und dem todbetrübten, gibt eben das wechselnde

Frühlingswetter seine zwiefältige Beleuchtung, Sonnenschein und Schneeschauer zumal streifen über die Landschaft und die hinschreitenden Jungfraun.

Deutsche Liederbücher des 16. Jahrhunderts geben auch ein Gespräch der Mädchen zur Erntezeit, wie bei Burkart von Hohenvels, aber in anderm Sinn, einfacher, inniger (Volksl. Nr. 34): 5

„Ich hört' ein Sichellein rauschen,
wohl rauschen durch das Korn,
ich hört' ein Maidlein klagen,
sie hätt' ihr Lieb verlorn. 10

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
ich acht' nicht, wie es geh';
ich hab' mir ein' Buhl'n erworben
in Veiel und grünem Klee."

„Hast du ein' Buhl'n erworben 15
in Veiel und grünem Klee,
so steh' ich hie alleine,
thut meinem Herzen weh.""

Dem verlassenen Mädchen ist das Rauschen der Sichel eine Mahnung an geschwundenes Glück, während das liebesfrohe, 20 leichtgemute noch unter abgemähtem Korn an Veiel und grünen Klee gedenkt, an die Zeit des Frühlings und der zärtlichen Verständnisse.

Französisch findet sich das Lied von den Gespielen in der gedruckten Sammlung von 1538: Der Dichter nach einem schönen 25 Gehölze lustwandelnd, begegnet drei Jungfraun, die von ihren Liebsten sprechen; die eine weint und klagt, ob sie denn, um zu lieben, sterben müsse? Ihre jüngste Schwester redet ihr zu, sich das aus dem Sinne zu schlagen, es sei Torheit, so sehr einen Fremden zu lieben, der sie vergesse; jene dagegen erklärt 30 es für unmöglich, sich dessen zu entschlagen, der ihr auf dieser Welt am besten gefalle, ihn habe sie geliebt und werd' ihn lieben, sollt' es ihr Leben kosten. Reicher und glänzender, obgleich auf Kosten der ursprünglichen Bedeutung, sind die Darstellungen, zu denen schon im 13. Jahrhundert die erzählende Dichtkunst 35 Nordfrankreichs den Gegensatz der lachenden und trauernden Schönheit, samt demjenigen des heiteren und stürmischen Himmels, verarbeitet hat; aber auch hier bedingt eben die künstliche Aus- und Umdichtung ein um so früheres Vorhandensein der einfachen Anlage. 40

Das Abenteuer vom Trabe (lais del trot): Lorois, ein Ritter der Tafelrunde, reitet eines Morgens im April von seiner Burg über die Wiese voll weißer, roter und blauer Blumen dem Walde zu und schwört, nicht umzukehren, bis er dort die Nachtigall ge-
5 hört. Nahe schon am Walde, sieht er aus demselben gegen achtzig schöne Fräulein daherreiten, sommerlich gekleidet, das Haupt mit Rosen und Heckdornblüten bekränzt, manche der Wärme wegen mit gelöstem Gürtel, die losgebundenen Locken am blühenden Antlitz niederfallend; ihre weißen Zelter gehen sanft und
10 rasch zugleich, jeder zur Seite reitet ihr Freund, reich geschmückt, fröhlich und wohlsingend, sie küssen und kosen, sprechen von Minne und Rittertum; vor solchem Wunder bekreuzt sich Lorois und noch sieht er eine gleiche Schar der ersten folgend vorbeiziehn. Kaum hernach erhebt sich im Walde großes Getös von
15 schmerzlicher Wehklage, wieder kommen hundert Jungfraun herausgeritten, auf schwarzen, magern, unerträglich harttrabenden Kleppern, die Zaumriemen von Lindenbast, die Sättel zerbrochen und geflickt (reloiés), die Reitkissen mit Stroh gefüttert und es verstreuend, so daß man zehen Meilen weit der Spur folgen
20 könnte; die Jungfraun reiten ohne Stegreif, mit bloßen schrundigen Füßen, in schwarzer Kutte, die ihnen die Arme nur bis zum Ellenbogen deckt; sie leiden schwere Pein, über ihnen donnert und schneit es, gewaltiges Sturmwetter tobt; hintennach kommen noch hundert Männer in gleicher Bedrängnis wie die durchgeschüt-
25 telten Jungfraun; einer Nachreitenden, die so hart einhertrabt, daß ihr die Zähne zusammenschlagen, nähert sich Lorois und befragt sie, was dies für Leute seien? Sie vermag kaum zu sprechen, so heftig stößt auch das angehaltene Pferd, doch gibt sie seufzend Bescheid: Die vordern, fröhlichen Jungfraun sind solche, die
30 in ihrem Leben der Minne redlich dienten und nun zum Lohne dafür nichts denn Freude haben und selbst im Wintersturme nicht ohne Sommer sind; die Klagenden, Harttrabenden aber, mit trübem, bleichem Angesicht, die ohne Begleiter reiten, sind diejenigen, welche nie etwas für die Liebe taten, nie zu lieben sich
35 herabließen, jetzt müssen sie ihren Hochmut entgelten und haben weder Sommer noch Winter Rast und Erleichterung, wenn irgend eine Frau von ihnen und ihrem Leiden reden hört, so hüte sie sich vor allzu später Reue, liebt sie nicht im Leben, so wird sie mit ihnen fahren. Der Ritter kehrt in seine Burg zurück,
40 erzählt, was er erfahren, und entbietet den Mädchen, daß sie sich vor dem Traben hüten, da Zelten (Paßgang) viel angenehmer sei. Die Bretonen haben davon ein Lai gemacht, welches man das Lai vom Trabe nennt. Das Lai der erzählenden

nordfranzösischen Kunstdichter beruht im allgemeinen auf dem ältern, singbaren Lai, der bretonischen oder normandischen Volksballade, und auf solchen Vorgang wird auch hier ausdrücklich hingewiesen. Der ritterlichen Kunstdichtung darf man unbedenklich die untergelegte Beziehung und Nutzanwendung auf 5 den höfischen Minnedienst, den scharenhaften und reichausgemalten Aufzug der beiden Gegensätze aufrechnen; denkt man sich aber das ganze vereinfacht und auf volksmäßige Grundzüge zurückgeführt, so bieten sich wieder das rosige und das bleiche, lachende und trauernde Mädchengesicht, der Frühlingstag mit 10 Blumenglanz und Sonnenwärme, Schnee und Unwetter, je der entsprechenden Stimmung zugeteilt, also nahezu wieder das prunklose niederländische Volkslied.

Wie glückliche Liebe stets im Sonnenscheine fährt, ist auch in einer Stelle des altfranzösischen Parzival ausgeführt: ein 15 andrer Held der Tafelrunde, Caradoc, König von Nantes, wird auf der Jagd von einem Ungewitter überfallen und birgt sich vor dem Regen unter einer dichtbelaubten Eiche; dort sitzt er in Gedanken an seine Liebe, als er durch den Wald her eine Helle gegen sich kommen sieht und daraus den süßesten Vogelsang 20 vernimmt, mitten in der Heitre zieht ein großer Ritter (Alardin vom See) mit einer schönen Jungfrau, die auf einem weißen Maultiere sitzt, die kleinen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen, Drosseln, fliegen über ihnen fröhlich von Aste zu Aste und singen, daß es durch den Wald erschallt; so ziehen sie nur eines Schwertes 25 lang an Caradoc vorüber, der sie grüßt, ohne Antwort zu erhalten, rasch fahren sie dahin und Caradoc spornt sein Roß ihnen nach, vier Meilen weit jagt er in Regen und Wind vergeblich hinterher, während jene in der Heitre und dem hellen Gesange der mitfliegenden Vögel voranreiten. 30

Zwei Gespielen wieder sind Gegenstand der altfranzösischen Erzählung von Florance und Blancheflor. Eines Sommermorgens gehn zwei Jungfraun, gleich an Schönheit und Geburt, in einen Garten, um sich zu vergnügen, sie tragen Mäntel, die von zwei Feen auf einer Insel gewoben sind, der Zettel 35 (estain) von Schwertlilien, der Eintrag von Mairosen, die Säume von Blüten, das Gebräm von Liebe, die Schleifen mit Vogelsang befestigt; sie kommen an einen sanftfließenden Bach und spiegeln darin ihre Farbe, die oft von Liebe wechselt, dann setzen sie sich unter einen Ölbaum am Ufer, die eine spricht: solange der 40 Baum belaubt sei, werd' er geliebt und wert gehalten, wenn das Laub gefallen, hab' er viel von seiner Schönheit verloren, so ergeh' es dem Mädchen, das seine Schönheit einbüße; die

andre bemerkt: Ehre sei ihr lieber als Reichtum; so plaudern sie einträchtig wie Schwestern, bis Florance fragt, wem Blancheflor ihr Herz geschenkt habe? Diese wird bleich und rot, gesteht aber, daß ein trefflicher Schüler ihr Herz besitze. Darüber wun-
5 dert sich die Freundin und rühmt sich ihres Liebsten, der ein schöner Ritter sei. Gegenseitig erheben und verkleinern sie nun den Stand des Schulgelehrten und des Ritters in Beziehung auf den Dienst der Minne, und zuletzt bescheiden sie sich auf einen bestimmten Tag an den Hof des Liebesgottes, um dort ein Urteil
10 einzuholen. Als der Tag gekommen, schmücken sie sich köstlich mit Röcken von lauter Rosen, Gürteln von Veilchen, Schuhen von gelben Blumen, Hüten von frischer, duftiger Heckdornblüte, besteigen zwei Zelter, weißer denn Schnee, die Zäume von Gold, das Gebiß von Bernstein, die Brustriemen mit Glöcklein von
15 Gold und Silber, die durch Zauber eine neue Minneweise tönen, jeder noch so Kranke, der sie hörte, würde alsbald geheilt sein; die Sättel sind von Elfenbein mit zierlichen Stegeisen, die Reitkissen mit Veilchen gefüllt; nach Mittag sehen sie Turm und Schloß des Gottes der Minne, doch nicht aus Stein gemauert, er
20 ruht auf einem Rosenbette, die Latten mit Gewürznelken festgenagelt, die Sparren von Ahorn (sicamor), die Mauern umher von Bogen, mit denen der Liebesgott schießt; die Mädchen steigen ab und werden von zwei Vögeln zu dem Gotte geführt, der sich erhebt und sie artig begrüßt. Er setzt sie neben sich und läßt
25 sich ihren Handel vortragen. Sofort versammelt er die Barone seines Hofs und verlangt ihren Ausspruch; der Sperber, der Falke, der Häher sprechen zugunsten des Ritters, Drossel, Lerche und Nachtigall zum Vorstande des Schülers, ja die Nachtigall erbietet sich zum Zweikampf, den der Papagei annimmt, und
30 sie reichen dem König ihre Handschuhe, damit er den Kampf bestätige; auf sein Geheiß wappnen sie sich ungesäumt, ihre Helme sind von Klapperrosen (passe-rose), ihre Wämser von Ringelblumen, die Schwerter Rosen, nach hitzigem Gefechte muß der Papagei sein Schwert übergeben und den Schülern den Vor-
35 zug in der Liebe zuerkennen; Florance weint, ringt jammernd die Hände und sinkt tot nieder; da versammeln sich alle Vögel und bestatten sie mit großem Gepräng, setzen ihr einen Stein, den sie mit Blumen bestreuen, und schreiben darauf: „Hier ist Florance begraben, die des Ritters Freundin war."

40 Eine zweite Bearbeitung desselben Stoffes, nur als Bruchstück, nennt die beiden Gespielen Eglantine und Hueline, erstere nach der Heckenrose, sie geht ausführlicher auf das verschiedene Leben der beiden Stände ein, weiß dagegen nichts von den

feenhaften Blumenkleidern und läßt ungewiß, ob die Vögel zum Gerichte berufen seien, da sie bei der Ankunft am Liebeshofe abbricht.

Auch eine mittellateinische Behandlung, der Streit zwischen Phyllis und Flora, in langzeiligen Reimstrophen, vom Anfang des 13. Jahrhunderts, steht zur Vergleichung, sie ist sinnig und gewandt, berührt sich selbst im einzelnen mit beiden französischen Gedichten, überbietet dieselben in umständlicher Streitrede über Ritter und Kleriker und ersetzt den Feenzauber durch mythologische Ausstattung.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts läßt ein deutscher Dichter, Heinzelin von Konstanz, dieselbe Kampffrage verhandeln. Zu Nacht im Winter belauscht er durch ein Wandfenster das Gespräch zweier Gespielen, deren eine dem Ritter, die andre dem Pfaffen den Vorzug in der Liebe zu behaupten sucht; der Pfaffe wird als ein solcher bezeichnet, der zwar so genannt sei, aber noch keine der hohen Weihen habe, zum Unterschied der priesterlichen Pfaffen; die Streitenden vereinigen sich zur Berufung an die Minne, welche billig in diesen Sachen Richterin sei, und es wird ein „gemeiner Tag genommen,“ der gerichtliche Austrag aber wird nicht erzählt und der Dichter spricht nur den Wunsch aus, daß er auch dabei heimlich zugegen sein könnte. Daß der Streit hier im Winter vorgeht, von dem eine anmutende Schilderung vorangeschickt ist, erscheint als ausgedachte Abweichung von dem herkömmlichen Eingange, jedoch nur um mit einer neuen Wendung auf denselben zurückzukommen, indem der Dichter versichert, er habe durch sein geheimes Fenster in ein Paradies gesehen, des lichten Maien volle Blüte habe sich ihm in der blühenden, vom Wandel der Jahreszeit unberührten Jugend der beiden Gespielen gezeigt. Ein späteres deutsches Streitgespräch zwischen zwei Schwestern, deren jüngere einen Bürgerssohn, die ältere einen Ritter liebt, findet wieder im grünen, blumigen Maien statt und endigt überraschend damit, daß Frau Minne als Schulmeisterin auftritt und der älteren Schwester auf die schneeweiße Hand Streiche gibt. Unter allen diesen Darstellungen ist die vollständige altfranzösische hier die erheblichste, sie mag in ihren Arabesken etwas überladen sein, knüpft sich aber mittels dieser an die Volksdichtung, in welcher Anzüge aus Blumen und Feierlichkeiten der Vögel wohl bekannt sind, während der Streit über Gelehrten- und Ritterstand mit dem Siege des erstern zusamt dem Liebesgotte, der seiner Flügel wegen zu den Vögeln verordnet ist, nach dem Hof und der Schule weist. Die Streitfrage ist zu trocken für die phantastische

Fassung, um nicht für eingelegt angenommen zu werden, das Blumenwesen in den Namen und im Schmucke der Mädchen setzt einen Gegenstand der Wechselrede voraus, mit dem es, einfacher und bedeutsamer zugleich, in dichterischem Einklange stand.
5 Ein deutsches Lied besagt:

„Es nahet sich der Sommerzeit,
da hub sich manch seltsamer Streit
der Blümlein auf grüner Heide,
das ein ist weiß, das andre roth,
10 ihr Farb ist mancherleie.“ (Volksl. Nr. 185.)

Gab es einen Wettstreit der roten und weißen Blume, bezeichnet in den Mädchennamen die Weißblume, das Widerspiel der farbigen, so führt dies, auf Angelegenheiten der Minne bezogen, zu dem bekannten Gegensatze von bleich und rot, es sind abermals
15 die zwei Gespielen im Frühling, die liebesfrohe und die trauernde, die rote und die weiße Heckenrose, oder die Rose und die Lilie. Floire und Blanchefleur hießen auch die beiden Kinder, deren Liebessage im Mittelalter so berühmt war. Am gleichen Frühlingstage geboren, werden sie nach dieser wonnigen Zeit der
20 Knabe Floire, Flos, Blume, das Mädchen Blanchefleur, Blankflos, Weißblume genannt. Frühe schon sind sie einander innig zugetan und sollen deshalb, da Blankflos dem König nicht ebenbürtig ist, getrennt werden. Sie wird in fernes Land verkauft, auf einem Turm eingeschlossen trauert sie um ihren Ge-
25 spielen. Doch dieser erkundet sie, und wie er zu ihr in den Turm gelangt, ist der Mittelpunkt des Gedichts. Am Maitage sollen den Jungfraun Rosen dahin gebracht werden, da wird Flos in rotem, blumengleichem Kleide, mit Rosen bekränzt, in den Korb gelegt und mit den Blumen zugedeckt, die beiden Träger
30 finden den Korb ungewöhnlich schwer und meinen, die Rosen seien naß im Taue gelesen worden, denn Blankflos habe sie lieber naß als trocken; wie sehr sie traure, wenn sie diese Rosen sehe, werd' ihr große Freude widerfahren, und so geschieht es auch, als die lebende Blume aus dem Korbe springt. Die weiße Blume,
35 von der hier nur der Name des trauernden Mädchens zeugt, ist an früherer Stelle wirklich bezeichnet: Der für tot ausgegebnen Blankflos hatte man ein Grabmal errichtet mit den Bildern der beiden Kinder, wie Flos der Gespielen eine Rose bietet und sie ihm eine Lilie. Eine Darstellung dieser Sage ist so eingeleitet:
40 In der Zeit, so die Blumen entspringen, die Vögel im Walde singen und nach dem April der Mai herannaht, da gesellt sich alles was lebt; Ritter und Frauen kommen da in einen

Baumgarten, Blumenschein und Vogelsang gibt ihnen Trost, unter hohen Bäumen bei einem wonniglichen Brunnen, reden sie zwei und zwei von Minne, die zu dieser Zeit allen den Sinn einnimmt; zwei Schwestern, lieblichen Angesichts und hoher Geburt, sitzen beisammen und sagen Wunderbares und Sinniges von Minne, der Schall umher wird stille und alle lauschen, wie die eine jetzt von zwei Liebenden erzählt, deren Leben durch Minne bedrängnisvoll war und freudenreich. Dieses Vorspiel, in der Weise der oben geschilderten Brunnenfahrten, zeigt nochmals zwei Gespielen von Lieb und Leid der Minne redend, das sich ihnen im Anblick der aufblühenden Blumen zur traurigfrohen Geschichte von Flos und Blankflos gestaltet. Daß neben und wohl auch vor den ausführlichen Erzählungen einfacher und volksmäßiger von den Blumenkindern gesagt und gesungen wurde, bezeugt ein altfranzösisches Wächterlied, worin die Schöne äußert, sie würde dem Freund aus einem süßen Liebesliede von Blancheflor singen, wenn sie nicht Verrat fürchtete, sodann der Schwank vom Wettstreite zweier Fahrenden, deren einer sich rühmt, wie er ebensowohl von Blancheflor als von Floire zu erzählen wisse.

Der gemeinsamen Unterlage des Minnesangs und des volksmäßigen Liebeslieds, wie solche bisher in einer steten Wechselbeziehung der Gemütsstimmung zu den Wandlungen und Farben der äußern Natur aufgezeigt worden, sind nun auch die übrigen Liederbildungen einzuordnen oder anzureihen, welche für diesen Abschnitt weiter Beachtung erheischen.

Mannigfach und weitgreifend ist in der alten Liederdichtung die Bedeutsamkeit der Blumen. Daß um den Blumenkranz gesungen wurde, daß er beim Reigen der Schmuck war, hat sich bereits ergeben; er gehört mit zu den Beziehungen des schönen Sommers, und im Winter wird geklagt: „Ich kann im Walde nicht ein grünes Kränzel finden, womit soll meiner Freuden Trost ihr lockicht Haar bewinden?" Nithart läßt gerne, wenn er die Maientänze schildert, die vielen Rosenkränze durchschimmern, und wenn die Tänzer mit einer Schlägerei schließen, sagt er, da seien viel Rosenkränze zerhauen oder verstreut worden. Dieses Kränzetragen beim Tanze hängt aber mit mancherlei verliebtem und eifersüchtigem Treiben zusammen. Der Kranz, der die Tänzerin schmücken soll, wird ihr von einem Bewerber überreicht oder zugeschickt; Walther meldet in einem besondern Liede, wie er der Schönen einen Blumenkranz angeboten, den sie zum Tanze tragen möge, und wie sie errötend, mit verschämten Augen, die Blumen angenommen und ihm gedankt, was ihm weitere Hoffnung gibt; Nithart hat bei Sommersankunft

dem Dorfmädchen ein Rosenschapel gesandt und ein Paar roter Tanzschuhe über den Rhein mitgebracht, oder das Mädchen bietet ihm beim Tanz ein Kränzlein und gewinnt ihm damit die roten Schuhe ab. Auch werden Kränze gegeneinander ausge-
5 tauscht oder den Tänzerinnen gewaltsam und tölpisch entrissen, woraus dann blutiger Kampf erwächst, selbst der ungeschickte Knecht, der sein Kränzel von roten Blumen den Maiden versagt, wird von den andern gerauft. Es werden aber auch Kränze genannt, welche Sinnbilder des Versagens und der schnöden Ab-
10 weisung sind, der Strohkranz und der Nesselkranz, beide gegensätzlich zum Rosenkranze. Zwar ist dem tanzlustigen Mädchen ein Schapel von Stroh und der freie Mut lieber, denn ein Rosenkranz bei strenger Hut, allein eben damit ist gesagt, daß der Strohkranz an sich etwas sehr Unwertes sei. Bestimmter in
15 obigem Sinne spricht ein Volkslied (Volksl. Nr. 51. Str. 5):

„ich hab' der Lieben so lang gedient,
was gab sie mir zu Lohn?
einen Kranz von Haberstroh."

Ein Gedicht in Handschriften des 15. Jahrhunderts erzählt, wie
20 ein Liebhaber seine Schöne gebeten, ihm durch ein Kränzlein ihre Gesinnung kund zu geben, wie sie dann mit einem Kranze von Stroh auf dem Haupte dem Erschreckenden entgegenkommt und ihm solchen anbietet, zuletzt aber sich erbitten läßt, den dürren Kranz in das Feuer zu werfen. Nach einem der Texte
25 des Rosengartenliedes läßt Kriemhild den Bernerhelden entbieten: sie möchten lieber daheim einen Kranz von Nesseln tragen, als zu Burgund die lichten, roten Rosen; der Nesselkranz in der sichern Heimat ist nicht so mißlich, als der Rosenkranz im Kampfgarten. Dem Bauernsohne, der zu hoch wirbt, läßt ein Volks-
30 lied eben jenen Kranz empfehlen (Volksl. Nr. 252. Str. 1. 2):

„O Baurnknecht, laß die Röslein stehn!
sie sind nicht dein;
du trägst noch wohl von Nesselkraut
ein Kränzelein.

35 „Das Nesselkraut ist bitter und saur
und brennet mich,
verloren hab' ich mein schönes Lieb,
das reuet mich.""

In einem andern Liede heißt es von dem Unbescheidenen, der
40 allzu unverhohlen zu der Liebsten geht (Volksl. Nr. 86. Str. 3):

„was gibt sie ihm zu Lohne?
ein Rosenkränzelein,
ist grüner denn der Klee.“

Ein Rosenkranz, grüner denn Klee, oder, nach andern Lesarten, grüner denn das Gras, grünend wie der Wald, hat so ziemlich das Aussehen eines Nesselkranzes.

Am meisten befassen die Lieder sich damit, wie die Blumen zum Kranz in Wald und Feld gewonnen werden, mit dem Blumenlesen, Rosenbrechen, Kränzewinden. Das erste Laub, die erste Blume werden von den Minnesängern begierig wahrgenommen. In späteren Nithartsliedern wird das erste Veilchen von dem Finder, der laut zu singen beginnt, auf der Burg gemeldet, worauf die Herzogin von Bayern an seiner Hand mit Pfeifern und Fiedlern herbeieilt, um den Sommer zu grüßen; inzwischen hat aber schon ein Bauer das Veilchen abgebrochen, es wird auf den Tanzbühel getragen und auf eine Stange gesteckt, um welche die Dörper fröhlich tanzen und springen. Mit dem einen leis überraschenden Veilchen geht ein ganzer Sommer auf, wie es die Meldung des Finders ausspricht: „Wohlauf, wer mit mir will den ersten Viol schauen! hat uns der Winter leid getan, des werden wir nun getröstet; bald kommt der lichte, frohe Sommer, mit klarer Sonne bekleidet, die Vögel auf grüner Heide und in den Ästen singen süßen Schall, Kalander, Drossel, Nachtigall und ihre Genossen freuen sich der lieben Zeit!“ oder auch einfach: „Ihr sollt alle froh sein, ich hab' den Sommer funden!“ Bei Nithart ist es auch ein beliebter Ausdruck für das Wunder der anbrechenden Sommerzeit, daß der schwarze Dorn weiß erblüht, daß Blüte aus hartem Holze dringt. Wenn aber das erste Veilchen und die ausschlagende Schwarzdornblüte zunächst die Verjüngung der Natur ankündigen, so ist es die Rose, die den liebenden Herzen ansagt, daß ihre Stunde gekommen sei. Dietmar von Aist singt: „Ich sah da Rosenblumen stahn, die mahnen mich der Gedanken viel, die ich hin zu einer Frauen han.“ Milon von Sevelingen läßt eine schöne Frau bei den Boten des Sommers, den roten Blumen gemahnt werden, daß ein Ritter ihr seinen Dienst entboten, daß ihm das Herz traure und sie ihn gegen dieser Sommerzeit erfreuen solle. Nach einer andern Strophe aus dem 12. Jahrhundert sind die zwei köstlichsten Dinge: die lichte Rose und die Minne des Liebsten, ohne den es keine Sommerwonne gibt. Die Rose wird auch mit der Linde verbunden, die nicht minder im Minnesange verästet und verzweigt ist. Der liebste Baum, die schönste Blume vereinigen sich dem von

Trostberg zum Bilde weiblicher Vollkommenheit, die trefflichen Eigenschaften seiner Geliebten ehren das ganze Geschlecht, wie wenn in einem Wald eine Linde lichte Rosen trüge, so daß von ihrer Schönheit und ihrem süßen Dufte der ganze Wald geziert
5 wäre; jedoch wird im spätern Titurel gesagt: es wäre töricht, die duftige Rose zu verschmähen, weil ihr Vater nicht ein breiter Lindenbaum sei, denn Kaiser und Kaiserin achten die Rose für eine edle, werte Blume. Die vielsagenden Blumen sind aber am schönsten, wenn ihnen, wie Nithart sie schildert, der Tau in die
10 Augen fällt; in solcher Frische sollen sie zum Kranze gebrochen werden, den der Liebende der Geliebten bringt, oder von den maifrohen, tanzlustigen Mädchen selbst. Bald eilen zu diesem Blumenbrechen die Gespielen miteinander hinaus, die beim Reigen zusammen sein wollen, bald nimmt ein Bewerber die Gelegenheit
15 wahr, sich der einsamen Blumenleserin hilfreich zu gesellen. Zu solchem vertraulichen Gange wird auch in den Liedern eingeladen, so von Walther: „Weißer und roter Blumen weiß ich viel, die stehen so fern in jener Heide; wo sie schön entspringen und die Vögel singen, da sollen wir sie brechen beide!“ und damit hat er
20 den Hilferuf eines verliebten Kunstgenossen auf sich gezogen: „Höre, Walther, wie es mir steht, mein trauter Geselle von der Vogelweide! Hilfe such' ich und Rat, die Wohlgetane tut mir viel zuleide; könnten wir ersingen beide, daß ich mit ihr bräche Blumen an der lichten Heide!“ Zusammen in die Blumen, nach
25 Rosen gehn, Rosen lesen, Blumen brechen, um ein Kränzlein ringen, sind leichte Verhüllungen kühnerer Wünsche; König Wenzel von Böheim rühmt sich, daß er die Rosen nicht brach und ihrer doch Gewalt hatte.

Die Blumen werden auch bei den Begegnungen im Grünen
30 dadurch in Mitschuld gezogen, daß sie das verstohlene Glück beifällig begrüßen. Wo zwei Liebende sich umarmen, da sprießen Knospen aus dem Grase, da lachen die Rosen, lachen Blumen und Gras, krachen die Bäume, singen die Vögel. Der Freude blüht und erklingt ja die Welt. Die Rosen lachen aber nicht
35 bloß, sie werden auch gelacht. Das Lachen ist in der älteren Sprache wohl auch die Wirkung des Lächerlichen im heutigen Sinne, das Belachen seltsamer Erscheinungen, noch mehr aber ist es Bezeichnung aller Freundlichkeit und Freude vom leisen Anlächeln bis zum Ausbruche der vollsten Herzenslust. Allen
40 diesen Abstufungen des Lachens und den Gemütsstimmungen, aus denen es hervorgeht, dienen die Blumen und vor allen die freudige Rose zum Sinnbild. Besonders ist das Lachen (Lächeln) schöner Frauen den Minnesängern rosig und rosenbringend:

„Wer kann Trauern baß verschwächen (mindern), denn ihr zartes röselichtes Lachen!“ „Rosenrot ist ihr das Lachen, der viellieben Frauen mein.“ „Wenn die Heide bar der Blumen liegt, da noch seh ich Rosen, wenn ihr rotes Mündel lachet.“ „So oft ich meine Frau ansehe, ist mir, wie alles Rosen trage.“ Zwei Stellen der Nithartslieder sprechen davon, daß der lachende Frauenmund Rosen und andere Blumen streuen könne. So ergibt sich der Übergang zu dem Rosenliede des Grafen von Toggenburg: Blumen, Laub, Klee, Berg und Tal und des Maien sommersüße Wonne sind ihm gegen die Rose fahl, die seine Fraue trägt; die lichte Sonne erlischt in seinen Augen, wenn er die Rose schaut, die aus einem roten Mündel blüht, wie die Rosen aus des Maien Taue; wer hier jemals Rosen brach, der mag wohl in Hochgemüte (Freude) schweben; was je der Sänger Rosen sah, nimmer sah er doch so lose (liebliche) Rose; was man der bricht im Tal, da sie die schönen machet, alsbald ihr roter Mund eine tausendmal so schöne lachet. Daß dieses Rosenlachen der schönen Frau nicht Erfindung des einzelnen Dichters sei, sondern eine schon vorhandene Vorstellung, spielend angewandt und ausgesponnen, zeigt der bisherige Zusammenhang. Die in Schwaben noch jetzt blühenden oder in oberdeutschen Urkunden vorkommenden Namen *Rosenlächler, Rosenlacher, Blumlacher* zeugen von der Volksmäßigkeit des Ausdrucks in diesen Gegenden. „Wenn er lacht, dann schneit es Rosen,“ ist ein niederländisches Sprichwort. Auch ein neugriechisches Volkslied gibt einem schönen Mädchen zum Abzeichen:

Und wenn sie lacht, so fallen ihr die Rosen in die Schürze.

Das Erheblichste jedoch ist, was wieder ein altdeutscher Dichter darbietet. Heinrich von der Neuenstadt, ein Wiener Arzt, der um den Anfang des 14. Jahrhunderts den Roman von Apollonius von Tyrus aus dem Lateinischen deutsch reimte, wirft der Minne vor, daß sie oft den Edeln hasse und sich einem Unmenschen hingebe; zum Belege dessen fragt er: „Wo sah man Rosen lachen?“ und erzählt nun, wie ein krüppelhafter Bettler eine schöne Königin um ihre Minne bat, die sie manchem Ruhmreichen versagt hatte, und wie er über die Gewährung so froh ward, daß er zu hüpfen begann; das sah der *rosenlachende Mann* und lachte, daß Berg und Tal, Laub und Gras voll Rosen war. Der rosenlachende Mann ist hier als ein schon bekanntes Wesen eingeführt. Sein Lachen gilt nicht, wie es scheinen möchte, der seltsamen Geschichte, noch der drolligen Gebärdung des Bettlers, es ist kein Auslachen, sondern ein Mitlachen, Widerhall und Abglanz der jubelnden Freude des unverhofft Beglückten. Wie das Wort besagt,

ist er eben nur Blumenlacher, ein Schöpfer der Rosen durch Freundlichkeit und Freude. Dem frohlockenden Bettler sollen Berg und Tal erblühen, da muß der Rosenlacher sich einstellen. Dieser eigentliche und unmittelbare Beruf aber, das Blumen-
5 schaffen, deutet auf einen namenlos noch umgehenden freundlichen Frühlingsgeist der verschollenen Göttersage.

Die Volkslieder sind, wie der Kunstgesang, voll Blumenbrechens. Fischart sagt: „Das weiß ich, wann einen die Ros' anlächelt, daß er's gern abbräch; ich brech' immerhin, auf das
10 alte Liedlein:

„Die Röslein sind zu brechen Zeit,
derhalben brecht sie heut!
und wer sie nicht im Sommer bricht,
der bricht's im Winter nicht."

15 Dieser Lehre gemäß wird auch in einem Liede der niederdeutschen Sammlung zum Gang in die Rosen eingeladen:

„Lieb, wollt Ihr mit mir reiten?
Lieb, wollt Ihr mit mir gahn?
ich will Euch, Süßlieb, leiten,
20 wo die rothen Röselein stahn.

„Ich will nicht mit Euch reiten,
ich will nicht mit Euch gahn,
mein Vater würde mich schelten,
meine Mutter würde mich schla'n."

25 Warum würd' er Euch schelten?
warum würd' sie Euch schla'n?
Ihr habt ja den rothen Röselein
keinen Schaden getan."

Eine Fahrt in die Maiblumen findet sich im französischen Lieder-
30 buche von 1538: „Mein Vater ließ ein Schloß erbaun, nicht groß, doch schön, die Zinnen von Gold und Silber; auch hat er drei schöne Pferde, der König hat nicht so schöne, das eine grau, das andre schwarz, aber das kleine das schönste, das soll mein Feinslieb und mich zum Spiele tragen, in den Maiblumen werden wir
35 ruhen und spielen, ein Kränzlein winden für Feinslieb und mich." Wieder in deutschen Liedern sind gebrochene Blumenblätter oder Blumen ins Fenster geworfen, das Zeichen, daß der Liebende draußen harre (Volksl. Nr. 85. Str. 3):

„Ich brach drei Lilgenblättlein,
40 ich warf ihr's zum Fenster ein:

„schlafest du oder wachest?
steh auf, feins Lieb, und laß mich ein.""

Oder:

„Er thät ein Röslein brechen,
zum Fenster stieß er's hinein:
„thust schlafen oder wachen,
Herzallerliebste mein?"

Neben dieser leichtfertigern Weise schlagen aber die Volkslieder auch einen Ton an, der den Kunstdichtern fremd geblieben ist. Nithart und seine Genossen schmücken ihre Landmädchen lieblich genug mit Jugendreiz, Blumen und Feierkleidern, namentlich gibt der von Stamheim ein lachendes Frühlingsbild vom Auszuge der Mädchenschar zu Reigen und Ballspiel, auch lassen diese Sänger die lebensfrohe Tochter fleißig durch die Mutter warnen und ausschmälen, aber das Endziel ist immer, daß die junge Dörferin an der Hand des verlockenden Ritters dahinspringt, oft die Mutter zugleich. Dem Hofe diente gerade dieses zur Belustigung, um das weitere Geschick der Hineilenden war er unbekümmert. Die Volksansicht nimmt es ernster, ihr ist die Jungfrau, die zum Tanz oder nach Blumen geht, eine nachdenkliche Erscheinung. Im ersten Jugendglanze, zaghaft und ahnungsvoll, für die gefährliche Lust sich schmückend, ist sie ein Trost der Augen, aber auch ein Gegenstand der frommen Scheue, der Besorgnis und des leisen Mitleids, ein bekränztes Opfer. Es ist in alter Poesie herkömmlich, die jungfräuliche Schönheit, von Sonne, Regen, Wind und Staub unberührt, in heiligem Dunkel erblühen und dann eines Morgens in reinstem Glanze hervorgehen zu lassen. Im Gudrunliede läßt der König Hagen sein Kind Hilde so aufziehen, daß die Sonne dasselbe nicht bescheint, noch der Wind es anrührt. Kriemhild, noch niemals von Sifrid gesehen, tritt endlich aus ihrer Kammer, wie der rote Morgen aus trüben Wolken. Die Tochter des Heidenkönigs im Gedichte von Sankt Oswald ist in eine Kammer verschlossen, wo nur durch die gläsernen Fenster der Tag sie bescheint; wenn sie zu Tische geht, wird über ihr ein rot und weißes Seidentuch getragen, damit nicht Wind noch Sonnenschein ihr nahen könne. Ein serbisches Heldenlied meldet von dem Wundermädchen Rosanda:

„Aufgewachsen war die Maid im Käfig,
aufgewachsen, sagt man, fünfzehn Jahre,
hatte nimmer Mond gesehn noch Sonne;
aber jetzo kam es aus, das Wunder!"

Einem Mädchen, das weiß und schön ist, wie Tag und Sonne, wird im deutschen Märchen zugerufen:

„Deck' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
daß du fein schön zum König kommst!"

Wunderbare Begabungen, Perlenweinen und Goldkämmen, sind von solcher Bewahrung von Luft und Sonnenstrahl abhängig. Überall dichterischer Ausdruck der ängstlichen Pflege, die darauf verwendet wird, den zartesten Schmelz der Jugend und Unschuld unangehaucht zu erhalten. Wie das Mädchen selbst, soll auch die Rose beschaffen sein, die von seiner Hand gebrochen wird. In einem deutschen Liede des 16. Jahrhunderts fragt eine wunderschöne Jungfrau, die nach Rosen geht, den Begegnenden: wie man dieselben brechen soll? breche man sie gegen Abend, so seien sie bleich von Farbe, breche man sie gegen Morgen, so hab' ein andres sie vorweggenommen; sie erhält den Bescheid:

„Die Röslein soll man brechen
zu halber Mitternacht,
dann seind sich alle Blätter
mit dem kühlen Thau beladen,
so ist es Rösleinbrechens Zeit."

Dasselbe Lied schildert dann auch den Gang zum Tanze:

„Es wollt' ein Mägdlein früh aufstehn,
an einem Abendtanze gehn,
sie leuchtet' also ferne
gleichwie der Morgensterne,
der vor dem Tag aufgeht."

Die Rosen, tauig aus der Nacht kommend, der Stern der dämmernden Frühe sind gleichmäßig Darstellungen der frischesten, morgendlich aufglänzenden Schönheit. Aber auch der stille Morgengang in die Blumen bleibt nicht ohne die Mahnungen und Ansprüche der Liebe. Alte französische Liedchen kennen den bezaubernden Luftkreis, der die Jungfrau zusamt dem blumentragenden Garten oder Gehölz umweht und dessen leisem Hauche ihr eigenes Herz halb zagend sich aufschließt. „Schön' Alis stand frühmorgens auf, kleidet' und schmückte sich, gieng in einen Baumgarten, fand da fünf Blümlein, machte daraus ein Kränzlein von blühender Rose; um Gott, hebt euch von hinnen, ihr, die ihr nicht liebet!" Diese Notwendigkeit, zu lieben, und den

Bann über die Nichtliebenden sprechen auch zerstreute Tanzzeilen aus: „Wer bin ich denn? seht mich an! und muß man mich nicht lieben?" „Ich hüte das Holz, daß niemand ein Blumenkränzlein von dannen trage, wenn er nicht liebet." „Alle, die verliebt sind, kommen zum Tanze, die andern nicht!" „Die ihr liebt, tretet hieher! dorthin, die ihr nicht liebt!" Schüchtern pflückt das Mädchen nur eine Blume: „Gestern frühe stand ich auf, in unsern Garten trat ich, drei Liebesblumen fand ich da, eine nahm ich, zwei ließ ich stehn, meinem Freunde will ich sie schicken, der darüber lustig und froh sein wird." Noch inniger mischen sich Blumenlust und Liebesseufzer in kleinen spanischen Liedern: „Vom Rosenstrauche komm' ich, Mutter! komme vom Rosenstrauch; an den Ufern jener Furt sah ich den Rosenstrauch knospen, komme vom Rosenstrauch; an den Ufern jenes Stromes sah ich den Rosenstrauch blühen, komme vom Rosenstrauch; den Rosenstrauch sah ich blühen, pflückte Rosen mit Seufzen, komme vom Rosenstrauch." „Mein schwarzbraun Mädchen betracht' ich, wie es im Garten den Zweig des weißen Jasmins bricht." „Wer ist das Mädchen, welches die Blumen pflückt, wenn es keinen Liebsten hat? Das Mädchen pflückte die blühende Rose, der kleine Gärtner fordert ihr Pfänder ab, wenn es keinen Liebsten hat." Wieder die Strafbarkeit des Nichtliebens. Die Gefahr zeigt sich aber auch dringender, die Pfändung gewaltsamer. In einer schottischen Ballade werfen drei Schwestern die Stäbchen, welche nach dem grünen Walde gehen soll, um Rosen zu pflücken zum Schmucke des Gemachs, und der jüngsten, der das Los zufällt, wird das zur Ursache all ihres Wehs; in andern Balladen wird das Mädchen im Walde zur Rede gestellt, daß es ohne Erlaubnis Rosen breche, und muß mit Leben oder Freiheit büßen, muß ein Pfand lassen, den Goldring, den grünen Mantel oder die jungfräuliche Ehre; ein Goldring kann wieder gekauft, ein Mantel wieder gesponnen werden, aber die Ehre bleibt für immer verloren. In deutsch-wendischer Darstellung soll Else, als sie morgens im Walde Gras geschnitten, dem Herrn des Waldes ein Pfand geben, sie bietet erst ihr Sichelchen an, dann ihren silbernen Fingerring, nur ihr Rautenkränzlein gibt sie nicht, und sollte sie darum das Leben lassen. Ein anderes deutsches Lied unternimmt es, zu schildern, wie ein greiser Ritter dem Mädchen, das auf seiner Wiese graſt, ein Pfand abringen will; „rührst du mich mit dem eisgrauen Barte, so sterb' ich!" ruft sie aus, bricht einen Rosenzweig ab und wehrt sich damit.

Die bedenklichste Gefährde liegt stets im jugendlichen Leichtsinne selbst, darum lassen es die Lieder nicht an Warnungen

fehlen. Eines aus dem Kuhländchen sucht besonders vom sonntäglichen Rosenbrechen zu unheiligem Gebrauch abzuschrecken. Annelein geht in den Rosengarten, bricht Rosen und macht ein Kränzlein am Sonntag unter der heiligen Messe, aber wie sie 5 die erste Seide windet, kommt der Böse geschlichen und fragt:

„Machst du denn der lieben Kirch' einen Kranz?
oder machst du deinem Schönlieb einen Kranz?
„Ich mach' wohl nicht der Kirch' einen Kranz,
ich mach' wohl meinem Schönlieb einen Kranz.""

10 Alsbald wird sie in einen andern Rosengarten gebracht, wo sie den feuersprühenden Wein trinken muß. Freundlicher ist die Mahnung, die einem Mädchen auf dem Wege zum Rosenbrechen zugeflüstert wird:

„Es wollt' ein Mägdlein tanzen gehn,
15 sucht' Rosen auf der Heide;
was fand sie da am Wege stehn?
eine Hasel, die war grüne.

Nun grüß dich Gott, Frau Haselin!
von was bist du so grüne?
20 „Nun grüß' dich Gott, feins Mägdelein!
von was bist du so schöne?"

Von was daß ich so schöne bin,
das kann ich dir wohl sagen:
ich ess' weiß Brot, trink' kühlen Wein,
25 davon bin ich so schöne.

„Ißt du weiß Brod, trinkst kühlen Wein
und bist davon so schöne,
auf mich so fällt der kühle Thau,
davon bin ich so grüne."

30 Hüt' dich, hüt' dich, lieb Hasel mein
und thu dich wohl umschauen!
ich hab' daheim zween Brüder stolz,
die wollen dich abhauen.

„Und haun sie mich im Winter ab,
35 im Sommer grün' ich wieder;
verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
den findt sie nimmer wieder.""

Dieses Lied von altertümlichem Tone findet sich gleichwohl in keiner älteren Aufzeichnung, und die mündlichen Überlieferungen

sind teils mangelhaft, teils überladen, so daß man aus der Vergleichung mehrerer die reine Gestalt desselben entnehmen muß. Von seinem früheren Dasein zeugt aber auch äußerlich eine umschreibende englische Bearbeitung in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts, wo der warnende Strauch ein blühender Hage- 5 dorn ist. Nach wendischer Fassung wird das Mägdlein beim Grasen im grünen Holze von einem kleinen Ast ins Gesicht geschlagen und droht, durch seine zwei Brüder ihn wegschneiden zu lassen, das Ästlein entgegnet, im Frühling schlag' es doch wieder aus, seine Sprossen werden dann viel grüner noch und 10 frischer stehn, aber um verlorene Mädchenehre sei es auf immer geschehen. Den Ursprung der Schönheit, worunter besonders die blühende Farbe verstanden ist, im Genusse des guten Brotes kennt schon der Meier Helmbrecht, der es zu den Segnungen des Ackerbaues rechnet, daß dadurch manche Frau „geschönet" werde; 15 in einer schottischen Ballade wird ein von Schönheit leuchtendes Mädchen gefragt, woher sie das Wasser genommen, das sie so weiß wasche? und ein Minnesänger hat über dem brennend roten Munde seiner Geliebten den Einfall, sie habe wohl eine rote Rose gegessen. Das früher ausgehobene Gespräch der Jungfrau 20 mit der Nachtigall führt auf dieselbe Lehre, wie das mit der Hasel, nur wird in jenem mehr der grünende, in diesem der winterliche Baum vorgehalten; das Mädchen sagt der Nachtigall, Reif und Schnee werden ihr das Laub von der Linde streifen, die Nachtigall entgegnet: 25

„Und wann die Lind' ihr Laub verliert,
behält sie nur die Äste
(a. so trauern alle Äste),
daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
und haltet eur Kränzlein feste." 30

Minder passend wird solches auch der Hasel in den Mund gelegt, und schon im Gespräche zwischen Florance und Blancheflor wird in gleichem Sinne von einer der Gespielen an das traurige Aussehen des entlaubten Baumes erinnert. Die Rose selbst wird angerufen, um Weisung und Kunde zu geben. Ein Mädchen will 35 sich nicht günstig erweisen, als wenn ihr drei Rosen gebracht werden, die im Winter aufgeblüht sind, und sie werden ihr gebracht:

„Da sie die rothen Röslein sah,
gar freundlich thät sie lachen: 40
„so sagt mir, edle Röslein roth,
was Freud' könnt ihr mir machen?""

Die gebrochenen Rosen verkünden ihr das gleiche Schicksal (Volksl. Nr. 113. B. Str. 6). Dietmar von Aist läßt sich durch die Rosen, die er an vertrauter Stelle blühen sieht, den Gedanken an die Geliebte mahnen; im Volksliede sollen sie noch bestimmter das
5 Gewissen der Liebe, die Treue, wach erhalten:

„Es stehn drei Rosen in jenem Thal,
die rufet, Jungfrau, an!
Gott gesegen' Euch, schöne Jungfrau,
und nehm' kein andern Mann!"

10 Sie stärken auch dadurch die Treue, daß sie vom Leben und Geschicke des fernen Freundes Zeugnis geben; dem Mädchen im Walde fallen drei Röslein in den Schoß:

„Nun sag', nun sag', gut Röslein roth,
lebet mein Buhl' oder ist er todt?

15 „Er lebet noch, er ist nit todt,
er liegt vor Münster in großer Noth.

Er liegt zu Köln wohl an dem Rhein,
er schenkt den Landsknechten tapfer ein.""

Im dänischen Liede von Ritter Aage und Jungfrau Else wird
20 auch dem Toten noch Kunde von Lieb und Leid der überlebenden Braut: ist sie frohen Mutes, so ist sein Grab voll roter Rosenblätter, grämt sie sich, so ist sein Sarg wie mit geronnenem Blute gefüllt. Dem strengeren Sinne der Volkslieder gemäß gehört es zur Vollständigkeit dieser Reihe, daß auch die Unglückliche, die
25 den Blumenkranz verscherzt hat, ihre Klagen erhebe:

„Da zog sie ab ihr Kränzelein,
warf's in das grüne Gras:
„ich hab' dich gerne tragen,
dieweil ich Jungfrau was."

30 Auf hub sie wohl ihr Kränzelein,
warf's in den grünen Klee:
„gesegen' dich Gott, mein Kränzelein,
ich seh' dich nimmermeh.""

Tiefer geht ein Lied aus den Sammlungen des 16. Jahrhunderts,
35 auch im Volksmunde noch unerloschen:

„Traut Hänslein über die Heide ritt,
er schoß nach einer Taube,

da strauchelt' ihm sein apfelgrau Roß
über eine Fenchelstaude.

„Und strauchel' nicht, mein graues Roß!
ich will dir's wohl belohnen,
du must mich über die Heide tragen 5
zu Elselein, meinem Buhlen.“

Und da er auf die Heide kam,
da begegnet' ihm sein Buhle:
„kehr' wieder, kehr' wieder, mein schönes Lieb!
der Wind der weht so kühle.“ 10

Und daß der Wind so kühle weht,
so hat mich noch nie gefroren;
verloren hab' ich mein' Rosenkranz,
den will ich wiederum holen.

„Hast du verlorn dein' Rosenkranz, 15
willt du ihn wiederum holen,
bis Montag kommt uns der Krämer in's Land,
kauf' dir, schöns Lieb, ein' neuen!“

Am Montag, da der Krämer kam,
er bracht' nicht mehr denn alte: 20
„setz', schöns Lieb, einen Schleier auf
und laß den lieben Gott walten!“

Der uns dieß neu Lied erstmals sang,
er hat's gar wohl gesungen,
er hat's den Mägdlein auf der Lauten gespielt, 25
die Saiten sind ihm zersprungen.“

Dem Ausreitenden strauchelt das Roß, ein übles Vorzeichen, das zur Umkehr mahnt; bald begegnet ihm auf der Heide, über die der kalte Wind weht, sein schönes Lieb, das nicht den Frost empfindet, aber um den abgewehten Rosenkranz klagt. Dieses Bild 30 gebrochener Treue, verlorener Ehre, wird weiter verfolgt. Ein Winterhauch ist nun auch der bittere Hohn aus gekränktem Herzen, die gesprungenen Saiten, wie am Schlusse des Vonvedliedes, entsprechen dem Mißlaute des zerrissenen Liebesglücks. Der Blumenkranz, der seine vollkommene Geschichte hat, schwankt vom An- 35 fang an zwischen zwei verschiedenen Bedeutungen, er bezeichnet die jugendliche Freude und die jungfräuliche Unschuld, diese finden zwar ihre Einheit in der morgenfrischen, tauglänzenden Jugendblüte, aber die Verbindung ist nicht ungefährlich, und wenn die Jugendlust vorschlägt, zerflattert das aufgelöste Gewinde. 40

Soweit die sinnbildliche Benützung der Blumen bisher dargelegt worden, ging dieselbe einfach und unmittelbar aus der poetischen Anschauung hervor. Die Blumen als Symbole jugendlicher Anmut und Frischheit, Liebe und Freude sind für sich verständlich. Die Rose waltet vor, weil sie die Blume der Blumen ist, die vollkommenste Darstellung dieser Eigenschaften und Zustände. Dem Gegensatze von Liebeslust und Liebestrauer, des freudeblühenden und des kummerbleichen Mädchens, schien ein Streit der roten und der weißen Blume, der Rose und der Lilie, zu entsprechen. Das Veilchen hat seine Bezeichnung als erste früheste Blume, noch einige andre Blumen sind im Minnesange genannt, das mannigfache Farbenspiel der Blumen und Blätter wird ausgemalt, aber auf eine besondre Bedeutung der einzelnen Farben und Namen nicht weiter eingegangen. Erst mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts gestaltet sich eine vollständige Farbenlehre, die jeder einzelnen Farbe für die Angelegenheiten der Liebe einen besondern Sinn beilegt und diesen auch je auf die Färbung der Blumen überträgt. Das 15. Jahrhundert entfernt sich noch weiter von dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck, indem es sprechende Blumennamen auf die Empfindungen und Geschicke der Liebenden anwendet. Diesen beiderlei Weisen, die zum Teil auch miteinander verbunden sind, fehlt es zwar nicht gänzlich an natürlichen Anlässen, in ihrer Durchführung aber sind sie künstlich ausgesonnen, beruhen auf willkürlicher Übereinkunft oder bewegen sich in dürrer Wortspielerei, so daß sie nur als Abartungen der Poesie betrachtet werden können. Da sie gleichwohl auch dem volksmäßigen Liede sich reichlich mitgeteilt haben, so dürfen sie hier nicht unerörtert bleiben.

Die Auslegung der *sechs Farben* ist Gegenstand eines Gedichtes aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Der Dichter wird von einer minniglichen Frau befragt, was jede der verschiedenen Farben meine, worein jetzt, nach einem durch alle Lande üblichen „Funde“, die Männer sich kleiden, um damit kund zu geben, wie sie gegen ihre Freundinnen gesinnt seien. Er gibt folgende Aufschlüsse: *Grün* sei ein Anfang, und der Träger dieser Farbe gebe zu erkennen, daß er noch frei von Minne sei; *rot* bedeute die Not des Minners, der wie feurige Kohle brenne; *blau* bezeichne Stetigkeit, Treue; wer *weiß* trage, lasse die Hoffnung merken, die sich seiner Liebe aufgetan; *schwarz* meine Zorn und Trauer über vergeblichen Dienst und über die Untreue der Geliebten; *gelbe* Farbe, die selten getragen werde, sei der Minne Sold, „das reiche, minnigliche

Gold", verkünde die erlangte Gewährung. Die Frau macht
zu jeder Auskunft ihre Bemerkungen: den Gebrauch des Grünen
erklärt sie für einen „klugen Fund" (eine Erfindung), sonst
aber findet sie, daß die Farbe der Röcke nicht immer der Wahr-
heit entspreche, auch kann sie nicht gutheißen, daß man Lieb' 5
und Leid so zur Schau stelle, vormals habe man sein Glück
schweigend und allein getragen, zuletzt ermahnt sie den Dich-
ter, seiner Liebsten treu zu bleiben und es niemals mit falscher
Farbe zu halten. Der grünen Farbe besonders ist ein Ge-
dicht ähnlicher Art gewidmet. Durch den wonniglichen Wald 10
kommt der Dichter auf eine vom Maientau bedeckte Aue, wo
er Blumen mancher Farbe findet: „rot, weiß, in braun gemengt,
gelb, blau, durch grün gesprengt"; daselbst trifft er eine Frau,
die sich für eine Liebhaberin der grünen Farbe erklärt und
von ihm die Eigenschaften derselben gründlich erfahren will; 15
er zählt diese rühmend auf, namentlich daß Grün, als Farbe
der nahenden Sommerzeit, die Welt freudenvoll mache, und
daß es in der Liebe ein fröhlicher Anfang sei; wer sich Grün
auserwählt, der habe sich dem Maien zugewandt und Freude
begonnen, Grün sei Ursprung aller Dinge. Auch in einer alle- 20
gorischen Dichtung wird diese Farbenlehre dargestellt: Die Minne
sendet dem Dichter, der bereits ihre Macht empfunden, eine
Frau zu, die ganz in Braun gekleidet ist und ihm die Lehre
gibt, zu schweigen und was ihm Gutes werde, in sein Herz
zu verschließen, sie selbst nennt sich „Verschwiegen immermehr" 25
(immerfort)", weshalb sie auch braune Kleider trage, und fordert
den Minnelehrling auf, zu weiterer Unterweisung ihr zu folgen;
er wird in einen Saal geführt, um welchen Berg und Tal
wie Klee ergrünen und dessen Wände von Smaragd glänzen,
darin empfängt ihn eine andre Frau, deren Gewand von gras- 30
grünem Samt geschnitten ist, diese rät ihm, mit Bedacht an-
zuheben, in Grün zu beginnen, keine Frucht könne vollwachsen,
sie hebe denn mit Grün an, Grün sei den Augen gut, von
Grün entsprieße weiße Blüte, sie selbst heiße: „der Freuden
ein Beginnen"; sofort geleitet sie ihn auf ein weißes Feld, 35
wo in einem Gezelt von weißer Seide mit Knöpfen von Perlen
eine Frau sitzt, die in Hermelin und Lilien gekleidet ist und
die dem „Wildfang", wie ihn die Führerin nennt, einen Brief
liest, wonach kein besser Ding ist als Hoffen, wie denn auch
ihr Name „Hoff' für Trauren!" lautet; sie bringt ihn nach 40
anderem Lande, wo er vor einem großen Heer eine Frau auf
rotem Pferde daherreiten sieht, ihr Reitzeug leuchtend von Gold
und Rubin, ihr Mantel von rotem Scharlach, ihr Gewand

brennendrot, das Feld umher ist mit Rosen bestreut, und die stolze Frau, nachdem sie abgestiegen, erhebt ein reiches Lob der roten Farbe: mit Rot gehe die Sonne auf, Rot sei der Welt Wonne, in Rot entzünde sich das liebende Herz, wo zwei
5 Liebende den Bund der Treue schließen, da erglühen sie in Röte; noch sagt sie ihm ihren Namen: „die Lieb' entzündet", und führt ihn dann weiter zu einem himmelblauen Hause, wo viele blaugekleidete Männer und Frauen zusammen rufen: „bleib stet!" und die Herrin des Hauses: „Wank' nimmer nicht!"
10 genannt, in saphirblauem Gewande, den vor ihr Knienden zu treuer Liebe mahnt und einsegnet, ihn sogar als Kaiser im blauen Orden grüßt; doch sitzt er nicht lange auf seinem Herrscherstuhl, als eine schwarze Frau zornmütig herankommt, den Stuhl daniederreißt und den erschrockenen Kaiser gebunden nach ihrem
15 Heimwesen führt, wo sie ihm, wie so manchem andern, eine Klammer anschmiedet; vergeblich fragt der Gequälte nach Gelb, Gelingen, aber doch gibt die strenge Frau, die nicht näher benannt wird, ihn am Ende los, nachdem auch unter schwarzem Kleide sein Herz blau geblieben ist. Dieser Gattung von Ge-
20 dichten reiht sich endlich eines an, worin noch einmal zwei liebende Jungfraun, eine frohe, von Lieb' und Treue singende, und eine traurige, händeringende, Zwiegespräche halten und auch äußerlich durch die Farbe der Kleider, rot und grau, unterschieden sind, anstatt jener natürlichen und poetischen Gegen-
25 sätze, der blühenden und der bleichen Gesichtsfarbe, der roten und der weißen Blume. Volksmäßige Lieder des 15. und 16. Jahrhunderts geben Zeugnis, wie sehr die Bekanntschaft mit den Farbenregeln verbreitet war. Bald werden die bedeutsamen Farben der Reihe nach ausgespielt, so besonders in einem
30 Liebesliede, dessen sieben Gesätze je einer Farbe gewidmet sind und dabei meist dem obigen Lehrgange folgen, indem sie von Grün zu Weiß, Rot und Blau vorschreiten, dann Grau und Gelb einschieben und mit Schwarz endigen; auch in nachstehenden Strophen eines Liedes aus dem 15. Jahrhundert auf eine
35 ungetreue Schöne zu Heidelberg:

„Und da ich meinen Buhlen hät,
da trug ich blau, bedeutet „stät",
die Farb' ist mir benommen;
nun muß ich tragen schwarze Farb',
40 die bringt mir keinen Frommen.

Schwarze Farb', die will ich tragen,
darin will ich mein Buhlen klagen,

ich hoff', es währt' nit lange;
schneid' ich mir ein grüne Farb',
die ist mit Lieb' umfangen.

Grüne Farb' ist ein Anfang;
weiße Farb', hab' immer Dank! 5
wo findt man deinesgleichen?
wer ein' stäten Buhlen hat,
der soll nit von ihm weichen."

Grau und braun sind hiernächst noch aufgeführt. Öfter jedoch werden nur einzelne Farben beigezogen, was mit einem unge- 10 suchten Ausdrucke der Empfindung sich eher verträgt. Ein solches Lied hebt an:

„Wohl heuer zu diesem Maien
in grün will ich mich kleiden,
den liebsten Buhlen, den ich hab', 15
der will sich von mir scheiden;
das macht allein sein Untreu,
sein wankelmüth'ger Sinn;
hab' Urlaub, fahr dahin!" (Volksl. Nr. 66. Pf.)

Der treulos Aufgegebene will sich grün kleiden, weil er sich 20 wieder frei fühlt und mit dem nahenden Sommer ein neues Liebeleben beginnen kann, er geht selbst mit über in den fröhlich aufgrünenden Mai. In gleichem Sinne denkt der Heidelberger Sänger auf ein grünes Gewand und spricht diese Meinung noch auf andre Weise aus: 25

„Schöne Frau, ist das der Lohn,
den ich um Euch verdienet han
mit Tanzen und mit Springen,
so will ich diesen Sommer lang
mit andern Vögeln singen." 30

Geduldiger singt ein andrer:

„In Schwarz will ich mich kleiden,
und leb' ich nur ein Jahr,
um meines Buhlen willen,
von dem ich Urlaub hab'; 35
Urlaub hab' ich
ohn' alle Schulden,
ich muß geduldem."

In einem französischen Liede klagt der Liebende zum Abschied: „Ach! wo sind die Farben, die wir zu tragen pflegten? Gelb 40

ist mir entgegen, Grau muß ich lassen, für allen Entgelt muß ich Schwarz tragen"; doch behält auch er sich vor, wenn seine Liebe ihn täusche, mit dem kommenden Maimond andre anzuknüpfen. Braune Tracht zum Zeichen des Schweigens, Veilchen-
5 blau als Farbe der Stetigkeit und ähnliches mehr findet sich in den Liedern zerstreut. Eine Schöne beschwert sich, daß derjenige, der im Gedanken an sie Braun, Blau und Weiß getragen, nun einer andern zu Dienst in Braun, Weiß und Grün gehe; hier ist Blau ausgefallen und mit Grün vertauscht, die Farbe der
10 Treue mit jener der Freiheit und eines neuen Anfangs. Der Ausleger der sechs Farben verdankt seine Kenntnis von der Kraft derselben einem Grafen von Hohenberg, der Sänger des Heidelberger Liedes nennt sich einen Hofmann, höfischen Geschmacks ist überhaupt diese Livrei der Liebe. Da nun schon im Mittel-
15 alter Frankreich das Muster aller Hofsitte war, so werden auch die Vorgänge des ausgebildeten Farbenwesens dort zu suchen sein.

Aber selbst in diesem hofmäßigen Zuschnitte hat die Deutung und Anordnung der Farben sich im Einklange mit dem sinnlichen Eindruck und der natürlichen Erscheinung derselben zu
20 halten gewußt. Besonders erinnert die beschwichtigende und erfrischende Kraft der grünen Farbe an die Wirkungen des panno verde; diesem unmittelbaren Eindruck aber gesellt sich die Anschauung, daß aus dem Grünen der ersten Frühlingsfarbe alles weitere entsprießt, und hiernach die bildliche Beziehung,
25 die so oft ausgesprochen wird, daß Grün der Anfang sei; das Naturbild setzt sich fort, indem aus Grün die weiße Blüte sich entfaltet, aus dem Zustande der unbestimmten Empfänglichkeit das erste, zarte Hoffen; hierauf folgt das brennende Rot, der heftige Reiz des panno rosso, das naheliegende
30 Wahrzeichen der Leidenschaft; diese Flammenfarbe sänftigt und sammelt sich im Blau der Treue; gedämpfter noch ist Braun, die Farbe der Behutsamkeit und des Schweigens; Gelb und Schwarz stehen sich gegenüber, jenes ein prunkender, festlicher Glanz, bezeichnet das Gelingen, das Gold der Minne, dieses
35 mit seinen finstern Schatten eignet sich, von selbst verstanden, dem Mißmut und der Trauer.

Der Natursinn, dem eine lehrhafte Auslegung der Farben und die Anwendung dieser Lehre auf die Wahl der Kleider nicht genügen konnte, nahm seinen Ausweg dahin, daß er die Farben
40 in Blumen verwandelte. Dieser Weg war schon gewiesen, indem man aus Grün die weiße Blütenfarbe hervorgehen ließ. Das Reich der Farben ist nun ein Frühling, der in seinen Blumen alles sinnige Farbenspiel zur Entfaltung bringt; ja

es ist wohl gedenkbar, daß eben am bunten Schmelz der Blumenwelt die nachsinnende Vergleichung und verliebte Deutung der Farben vornherein sich entwickelt hat. Hierher fällt ein Lied vom Anfang des 15. Jahrhunderts, das zwischen Kunst- und Volksgesang die Mitte hält. Des Sängers Herz freut sich dem Mai entgegen, der Blümlein mancher Farbe bringt, rot, weiß, schwarz und blau, doch ist ihm blau das liebste, blau bedeutet stet; das rote Blümlein brennt in Liebe, das weiße wartet auf Gnade, das schwarze bringt Klage, wenn er sich von der Liebsten scheiden muß; er segnet sie, die ihm das blaue Blümlein gab. Die grüne Farbe, die hier vermißt wird, ist in einem ähnlichen Liede des Grafen Hugo von Montfort, dessen Gedichte mit den Jahreszahlen 1396 bis 1414 versehen sind, vorangestellt: Vieles, womit die Welt sich nährt, fängt der Mai mit Grünem an, manch Blümlein, rot und blau in Blau, ist lieblich entsprungen, dabei findet man Grau, und Grün drängt sich dazwischen, Blümlein gelb, braun und weiß sind mit Maientau begossen, doch geht dem Dichter ein rotes Mündlein über Blumenschein, feine weiße Zähne glänzen daraus, braune Brauen, klare Augen solcher Blumen nimmt er wahr, den Schönen glänzt ihr Haar über Blumengelb, Blau steht in ihrem Herzen, in Gesundheit grünt sie. So wird die Geliebte selbst, leiblich und geistig, ein Inbegriff von Blumen aller Farben. Ein gleichzeitiges Lied im Volkstone beginnt erst noch farblos:

„Mein Herz hat sich gesellet
zu einem Blümlein fein,
das mir wohl gefället,
durch Lieb' so leid' ich Pein."

Dann aber spielt dieses Blümlein (Str. 4: „Es ist ein' Jungfrau schön") in sechserlei Farben:

„Mein Herz hat sich gesellet
zu einem Blümlein roth,
das mir wohl gefället,
durch Lieb' so leid' ich Noth.

Mein Herz hat sich gesellet
zu einem Blümlein weiß" usw.

Auf gleiche Weise durch Braun, Grün, Grau (Blau?) bis zu Gelb, wobei der Sänger Gewährung hofft; der Kehrreim ist ein jubelnder Mairuf, vermutlich älteren Ursprungs:

„He he! warum sollt' ich trauren!
nun rühret mich der Mai;
schlag, schlag, schlag auf mit Freuden!
mein Trauren ist entzwei."

Zu besondrem Ansehen gelangt um diese Zeit das *blaue Blümlein*. Es lag in der lehrhaft allegorischen Richtung damaliger Dichtkunst, die Farbe der Stetigkeit, einer sittlichen Eigenschaft, vorzüglich hochzuhalten. Der Graf Johann von Habsburg, in der Mordnacht zu Zürich 1350 ergriffen, ward daselbst in den Wellenberg, den nun abgebrochenen Wasserturm, gelegt, hier lag er in das dritte Jahr gefangen und machte das Liedlein: „Ich weiß ein blaues Blümelein." Nur diesen Anfang haben die Chroniken aufgezeichnet, das Lied als wohlbekannt voraussetzend. Daß mit dem blauen Blümlein, von dem fortan viel gesungen wird, zuerst das Veilchen gemeint war, deuten noch Liederstellen aus dem 15. Jahrhundert an. Der schon angeführten, wonach *Veielblau* die Farbe der Stetigkeit ist, entspricht eine andre, worin ebendarum das Veilchen vor allen Frühlingsblumen gerühmt wird. Einmal kann auch auf die blaue Kornblume geraten werden, als Ersatz entgangener Maiblüte. Doch müssen beide zurückstehn vor dem beliebten *Vergißmeinnicht*. Dieses glänzt nicht bloß im reinsten Blau der Treue, sondern es mahnt auch in seinem Namen zur Beständigkeit des liebenden Gedenkens. Mit dem Vergißmeinnicht aber eröffnet sich eine neue Botanik der Liebe, eine Reihe von Kräutern und Blumen, deren spruchartige Namen mannigfache Beziehung auf Liebesverhältnisse gestatten und nun auch emsig in den Liedern ausgebeutet werden: *Vergißmeinnicht, Wohlgemut, Augentrost, Augelweid, Jelängerjelieber, Tag und Nacht, Ehrenpreis, Hab' mich lieb, Maßlieb, Denk' an mich, Wegweis, Wegwart, Wermut, Schabab*. Die meisten und gebrauchtesten unter diesen Namen sind zwar nicht in ihrem Ursprunge sinnsprüchlich, sondern aus dem unmittelbaren Wohlgefallen an den zierlichen Gewächsen und aus der Beobachtung ihrer natürlichen Beschaffenheit hervorgegangen. Das kleine, niedrigstehende Vergißmeinnicht will nicht übersehen sein, ebenso Denk' an mich, Hab' mich lieb; dagegen ist Jelängerjelieber eine Artigkeit, die dem Blümchen gesagt wird, ebenmäßig Augentrost, Augelweide; Tag und Nacht bezeichnet die Teilung in lichte und dunkle Hälfte; Schabab, eine späte Blüte, verkündet den Abzug des Sommers. Aber die verblümte Anwendung solcher Namenbildungen lag gänzlich im Geschmacke der Zeit,

lauten sie doch nahezu wie jene der allegorischen Frauen: Verschwiegen immermehr, Hoff' für Trauren, Wank' nimmer nicht! So wird Vergißmeinnicht die Mahnung zur Beständigkeit, Wohlgemut die Losung der Freude, Augentrost ein Mittel gegen Traurigkeit, Jelängerjelieber ein Ausdruck zunehmender Verliebtheit, Schabab ein Zeichen der schnöden Abweisung und des Verleidetseins. Ein Lied solchen Inhalts führt nacheinander das blaue Vergißmeinnicht, das braune oder weiße Habmichlieb, den rosinroten Herzentrost (für Augentrost?) und den Wohlgemut auf, aber all diese erfreulichen Blumen sind von Reif und kalten Winden gefalbt, abgemäht, verdorrt; nur das weiße Blümlein Schabab blieb dem Liebenden zu tragen, doch er hofft auf einen neuen Sommer, wo Reif und Schnee, den neidischen Klaffern dienstbar, vergessen, der lichte Mai die Blümlein mancher Farbe wiederbringt und er, den Klaffern zuleide, von Liebesarmen umfangen ist (Volksl. Nr. 54).

Dieses Lied hebt an:

„Weiß mir ein Blümli blaue
von himmelblauem Schein,
es steht in grüner Aue,
es heißt Vergißnitmein“ usw.

und man wird damit an jenes: „Ich weiß ein blaues Blümelin“ usw. des Grafen von Habsburg erinnert, doch läßt sich aus diesem Anklange nicht weiter folgern, indem das andre Lied nur erst in Aufzeichnungen des 16. Jahrhunderts vorhanden und das Spiel mit derlei Blumennamen, gleich diesen selbst, nicht bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts mit Bestimmtheit nachweisbar ist. Noch Hug von Montfort und der zunächst vor ihm erwähnte Sänger deuten die Blumen und besonders die blaue nicht nach ihren Namen, nur nach den Farben. Beim Vergißmeinnicht trifft zwar die Bedeutung der Farbe mit dem Wortlaute zusammen, sonst aber deckt die Farbenlehre sich keineswegs mit dem Namensinne; Weiß kann nicht zugleich Farbe der Hoffnung und des unseligen Schabab sein. Einmal kundbar, wird nun aber die neue Namendeutung mit aller Freude eines besonders sinnreichen Fundes betrieben. Nicht allein sind derselben ganze Lieder eigens gewidmet, auch sonst können die Sänger nicht umhin, in Frühlingsschilderungen der edeln Kräuter Wohlgemut, Vergißmeinnicht und andrer bedeutsam zu gedenken oder in zärtlicher Huldigung um ein Kränzlein aus solchen zu bitten, selbst die schöne Graserin wird um einen so sinnschweren Kranz ersucht. Außerdem bietet das

15. Jahrhundert einen Unterricht in Prosa über die Bedeutung von allerlei Blättern und Blumen; diese sollen ebenso mit Bedacht getragen werden, wie man schon im 14. Jahrhundert die Farbe der Kleidung vielsagend wählte, und zwar nimmt das-
5 selbe Baumblatt oder Blümchen verschiedenen Sinn an, je nachdem man es von selbst oder auf Empfehlung der geliebten Person angesteckt hat; sprechende Blumennamen sind hier im gleichen Sinne aufgefaßt wie in den Liedern, aber die meisten der aufgezählten Gewächse finden weder in der Farbe noch im
10 Namen ihre Deutung, sondern in noch viel künstlichern und versteckteren Beziehungen. Zum Beispiel diene das Laub der Linde, die selbst hier noch in ihrem volkfreundlichen Wesen erscheint: „Wer lindin Laub trägt, der gibt zu erkennen, er wolle sich mit der Menge freuen und mit Niemand besonder,
15 wann (weil) die Linde gewohnlich auf der Gemein (Almende) staht, da sich die Menge bei freuet, und gibt doch insunderheit Niemand kein' Frucht."

Wie Kranz und Blume, so wird auch der Garten als Bild der Liebe gebraucht. Bei den Minnesängern und in Volks-
20 liedern älteren Stils werden die Blumen in Wald und wilder Aue gebrochen, kaum einmal, bei Nithart, aus dem Garten geholt. Der Baumgarten, dessen die Rittergedichte häufig gedenken, dient auch im Minnesange zuweilen der Begegnung mit schönen Frauen. In der Heldensage namhaft ist der Rosen-
25 garten, besonders der zu Worms, woselbst noch jetzt ein Werder am Rheine so genannt wird; ebenso hießen auch anderwärts die der Volkslust im Freien gewidmeten Plätze. Der sagenhafte Rosengarten zu Worms ist ein Anger, mit Rosen wohl bekleidet, eine Meile lang und eine halbe breit, statt der
30 Mauer mit einem Seidenband umgeben; dort hat die schöne Kriemhild jedem, der einen der zwölf Hüter des Gartens besiegt, einen Kranz von Rosen, dazu ein Halsen und ein Küssen ausgesetzt; eine Kranzwerbung mit dem Schwerte, wie nachher im Kranzsingen mit Liedern geworben wird, und die Meister-
35 sänger ihre Kunst als einen Rosengarten, der von zwölf Altmeistern gehütet wird, darstellen. „Im Rosengarten rein" wurde zum sprichwörtlichen Ausdruck für Behagen, Wohlleben, sorglose Fröhlichkeit, gewonnenes Spiel; in diesem Sinne sagt ein Lied des 15. Jahrhunderts:

40 „Du erfreust mir's Herz im Leib,
wohl in dem Rosengarte
dem Schlemmer sein Zeitvertreib!"

und wie zu Worms der streitbare Mönch Ilsan durch die Rosen watet oder im Rosengarten sich walgt, so heißt es in einem Bergreihen:

> „Dein rosenfarber Mund
> macht mich, Feinslieb, gesund, 5
> erst lieg ich in den tollen vollen rothen Rosen."

Allmählich verengt sich der freiere Gartenraum zum wohlverzäunten Wurz- und Blumengärtlein. Schon Walther von der Vogelweide spricht bildlich von der liebenden Pflege guter Kräuter in einem grünen Garten; Burkart von Hohenvels ebenso 10 vom Würzegarten der Sälde, in dem eine tadellose Frau Rosen nebst andern Blumen und heilsamen Kräutlein brechen könne. Im Renner werden die Gedanken aus der Zeit in die ewige Freude mit denen eines erblindeten Mannes verglichen, der noch den Tag zu erleben sich sehnt, da er die lichte Sonne 15 wieder sehe und bei seinen Freunden sitze, mit ihnen vertraulich esse und trinke und kurzweilen gehe bei schönen Frauen im Wurzgarten. Besonders freuen sich dann bürgerliche Sänger des 15. und folgenden Jahrhunderts einer freundlichen Zusammenkunft oder eines Spaziergangs bei lieblichem Sonnen- 20 schein mit der Schönsten in ihrem Gärtlein; dort weist sie den Liebenden in die Rosen oder setzt ihm ein Kränzlein von roten Rosen auf. Die Bildersprache, die hier nur mitgeht, ist vollständiger in einem volksmäßigen Liede durchgeführt, das im 16. Jahrhundert sehr verbreitet war: 25

> „Jungfräulein, soll ich mit Euch gahn
> in Euern Rosengarten?" usw.

Die Jungfrau erwidert: der Gartenschlüssel sei wohl verborgen und behütet, der Knabe bedürfe weiser Lehre, dem sich der Garten aufschließen soll; dennoch kommt der Bewerber dahin 30 und trifft die Schöne, wie sie mit heller Stimme singt, daß es im Garten erschallt und die Vögel in den Lüften den Widerhall geben, verstummend und errötend grüßt er sie, wird aber mit dem Vorwurf heimgewiesen, daß er ihr die liebsten Blümlein zertreten wolle, da kehrt er um und sieht im Weggehen, 35 wie die Jungfrau in ihrem Gärtlein allein steht und sich die goldfarben Haare schmückt, mit ihrem roten Munde gibt sie ihm den Segen. Nithart spricht bereits vom Zaunflechten um den Wurzgarten der Minne; sich ein Gärtlein gezäunt haben, scheint herkömmliches Bild für ein gesichertes und abgeschlossenes 40 Einverständnis in der Liebe gewesen zu sein. So beginnt ein Volkslied (Volksl. Nr. 51):

„Ich zäunt mir nächten einen Zaun,
darum bat mich mein Gespiel,
wohl um ein freundlichs Wurzgärtlein,
darinn war Freuden viel,
5 das wonnigliche Spiel."

Dieses Gärtlein ist märchenhafter Art:

„es klingen die Äst' von rothem Gold,
die Vögelein singen wohl:
„meins Feinslieb hat mich hold!""

10 Wenn es dann weiter heißt, das Wurzgärtlein sei wohl verzäunt, es sei noch nicht offenbar, und wenn sofort aufgefordert wird, es offenbar zu machen, so ist damit eine Rätselaufgabe bezeichnet, das Wort der Lösung aber, auch unausgesprochen, kein andres als wieder die Liebe. Ähnliches in einem andern Liede:

15 „Ich will gahn in den Garten,
umzeunt mit rothem Gold,
darinn meins Liebes warten,
ich bin ihm von Herzen hold;
es kommt gar schier, es säumt sich nit,
20 es will mir nichts versagen,
was ich es freundlich bitt'."

Auch fremde Gewürzbäume zieren den Garten der Liebsten (Volksl. Nr. 30. Str. 3).

„In meines Buhlen Garten
25 da stehn zwei Bäumelein,
das eine trägt Muscaten,
das andre Nägelein;"

ihr selbst beim Haupte steht ein goldner Schrein, worin das junge Herz des Liebenden verschlossen ist, zu ihren Füßen fließt ein
30 Jungbrunnen, daraus er manch stolzen Trunk getan. Das vom 16. Jahrhundert bis heute vielbekannte Lied dieses Inhalts hatte früher wahrscheinlich den Eingang:

„Nach Osterland (Ostland) will ich fahren,
da wohnt mein süßes Lieb" usw.

35 und versetzte so den Liebesgarten nach dem fabelhaften Osten, wie anderwärts von dem wundersamen Schloß und Walde oder von dem Baum in Österreich (Morgenland) gesungen wird, der Muskatenblumen trägt und dessen erste Blume des Königs Tochter bricht (Volksl. Nr. 99. Str. 1). Dagegen blühen die

sinnigen Kräutlein Wohlgemut, Vergißmeinnicht usw., nach einem der Spruchgedichte, sehr angemessen im Wurzgarten, der mit einem künstlich in Herzform gezogenen Hage verzäunt ist.

Eines der angeführten Lieder (Nr. 54) läßt alle die heitern Blümlein von Reif und andrem Ungemach verderben und nur das herbstliche Schabab übrig bleiben. Die erfrornen Blumen, das verwüstete Gärtlein sind auch anderwärts Bilder des durch Trennung oder Untreue zerstörten Liebesglücks und fehlen darum nicht in den Abschiedsliedern, einer zahlreichen Gattung, in der bald das schmerzliche Lebewohl treuer Liebenden, bald der bittre Scheidegruß des gekränkten und erkalteten Herzens ausgesprochen wird. Den Gegensatz glücklicher Zeit und herber Trennung drückt ein alter Kehrreim in wenigen Zügen so aus: „Veilchen, Rosenblumen!“ dann:

„Berg und Thal, kühler Schnee:
Herzlieb! Scheiden, das thut weh.“

Treue Liebe will nicht geschieden sein:

„Hat uns der Reif, hat uns der Schnee,
hat uns erfrört den grünen Klee,
die Blümlein auf der Heiden;
wo zwei Herzlieb bei'nander sind,
die Zwei soll man nit scheiden!“

Dennoch geschieht es und die Klage wird laut (Volksl. Nr. 67):

„Ach Gott, wie weh thut Scheiden
hat mir mein Herz verwundt,
so trab' ich über die Heiden
und traur' zu aller Stund';
der Stunden, der sind also viel,
mein Herz trägt heimlich Leiden,
wiewohl ich oft fröhlich bin.

Hat mir ein Gärtlein gebauen
von Veiel und grünem Klee,
ist mir zu früh erfroren,
thut meinem Herzen weh,
ist mir erfroren bei Sonnenschein
ein Kraut Jelängerjelieber,
ein Blümlein Vergißnitmein.

Sollt' mich meins Buhln erwegen (begeben),
als oft ein ander tut,
sollt' führen ein fröhlichs Leben,

darzu ein' leichten Muth,
das kann und mag doch nit gesein;
gesegen dich Gott im Herzen!
es muß geschieden sein."

5 Selbst die sonst trostreiche Wohlgemut wird aufgefordert, mitzutrauern:

„Gründ' meine Wort, Jungfräulein zart,
dieweil ich dich muß meiden!
klag' Sonn' und Mond, klag' Laub und Gras,
10 klag' Alles, das der Himmel beschloß!
klag' Röslein fein,
klag' kleins Waldvögelein,
klag' Blümlein auf der Heiden!
klag' auch die braune Wohlgemuth!
15 ach Gott! wie weh mir's Scheiden thut!"

Bitterer lautet folgendes:

„Hat mir zu Freuden ausgesät,
ein Andrer hat mir's abgemäht,
das macht das Wetter unstät,
20 ein leichter Wind, der mir's hinweht',
ein großer Guß führt's all dahin,
schafft daß ich so traurig bin."

Hier stimmt auch ein, was in einer dänischen Ballade der Pilger singt, dem, als er von einer Romfahrt nach Hause kommt, seine
25 Frau nicht entgegengeht: „Ich pflanzt' in meinem Wurzgarten Rosen und edle Lilien, nun ist dort andres zwischen gewachsen, wider meinen Willen; ich habe gepflanzt einen Wurzgarten mit Rosen und edeln Blumen, nun ist dort andres zwischen gewachsen, derweil ich in Rom war; in meinen Garten ist ein Hirsch ge-
30 wöhnt, die Blumen tritt er nieder, er will verwüsten die einzige Wurz, die mir das Herz erfreut." Die Frau hat schwer zu büßen, daß ihr Mann zu Rom das Reimen lernte, schuldbewußt gibt sie die Schlüssel ab und verläßt das Haus.

„Ich pflanzet' in mein Wurzgärtlein
35 wohl Rosen und edle Lilgen,
nun wuchs mir Andres zwischenein,
ist nicht mit meinem Willen.

Ich habe gepflanzt ein Wurzgärtlein
mit Rosen und edeln Blumen;

nun wuchs mir Andres zwischenein,
derweil ich war zu Rome.

In meinem Garten geht ein Hirsch,
tritt nieder alle Blüthe,
verwüstet mir die einz'ge Wurz, 5
die mir gab Hochgemüthe."

Deutlicher wird jetzt ein weiteres deutsches Lied (Volksl. Nr. 47):

„Nun fall, du Reif, du kalter Schnee,
fall mir auf meinen Fuß!
das Mägdlein ist nit über hundert Meil' 10
und das mir werden muß.

Ich kam für Liebes Kämmerlein,
ich meint', ich wär' allein,
da kam die Herzallerliebste mein
wol zu der Thür hinein. 15

„Gott grüße dich, mein feines Lieb!
wie steht unser beider Sach'?
ich seh's an deinen braun' Äuglein wol,
du trägst groß Ungemach.

Die Sonne ist verblichen, 20
ist nimmer so klar als vor;
es ist noch nicht ein halbes Jahr,
da ich dich erst lieb gewann."

Was soll mir denn mein feines Lieb,
wenn sie nit tanzen kann? 25
führ' ich sie zu dem Tanze,
so spottet mein Jedermann.

Wer mir will helfen trauren,
der recke zween Finger auf!
ich seh' viel Finger und wenig Treu' 30
ade! ich fahr' dahin." (drum hör' ich Singens auf.)

Diese eisigen Gefühle der Enttäuschung, der erstorbenen Liebe, der sittlichen Zernichtung des geliebten Gegenstandes sind den Volksliedern eigentümlich. Wie im Liede vom verlorenen Rosenkranz, auf der ahnungsvollen Fahrt zu der Liebsten, der kühle 35 Wind über die Heide weht, so findet hier der rückkehrende Wandrer es seiner Stimmung gemäß, daß Reif und Schnee auf seinen Fuß fallen; die Entdeckung ist dieselbe, wie dort; da erbleicht ihm

die Sonne, er verhöhnt sich selbst und mißtraut auch denen, die er zur Mittrauer auffordert. Das Trauernhelfen gehört zu den genossenschaftlichen Pflichten des Mittelalters und berührt sich hier mit den Formen der Eideshilfe, im Minnesange wird mehr-
5 fach zum mithelfenden Gnaderuf, Lobsingen, Wünschen und Danken aufgefordert, aber auch das Helfen mit Klage und Trauer ist sonst bezeugt und wird in folgenden Abschnitten noch weiter vorkommen. Gleich andern Befreundeten wird die ganze Natur in Mittrauer gezogen, sie soll den menschlichen Kummer wider-
10 hallen und abschatten. In der vorhin angeführten Strophe sollen Sonn' und Mond, Laub und Gras, Waldvöglein und Blumen, alles, was der Himmel umschließt, mit dem Scheidenden klagen, dem Enttäuschten erbleicht die Sonne. Nach einer altdeutschen Legende ruft schon Adam nach der Vertreibung aus dem Para-
15 dies: „Ich bitte dich, Wasser Jordan, und die Fische, die hier inne sind, und in den Lüften euch Vögelein, und euch Tiere all zusammen, daß ihr mir helfet weinen und mein großes Leid klagen!“ Da läßt das Wasser sein Fließen und alle Geschöpfe helfen ihm klagen. Sie bleiben auch fortan nicht unempfindlich beim Leide
20 der Menschen; „die wilden Vögel betrübet unsere Klage“, sagt Walther, eine Vergeltung des Mitleids, das ihrem Ungemache gezollt wird; dem ungeliebten Mädchen will die Linde trauern helfen; dann im litauischen Volkslied:

„Ach wehe, wehe! mein Gott, du lieber!
25 wer wird uns helfen den Bruder betrauren?

Die Sonne sprach, sich herniederlassend:
„ich werd' euch helfen den Bruder betrauren.

Neun Morgen will ich in Nebel mich hüllen
und an dem zehnten auch gar nicht aufgehn.““

30 Ferner im niederdeutschen Liede von Egmonts Tode (Volksl. Nr. 355. Str. 25):

„Des von Egmunden schön Gemahl
mit Thränen netzete ihren Saal,
mit Klage das Lied thät enden,
35 auch höret(e) auf die Nachtigall
zu singen in dem grünen Thal,
Mond und Sonn' thät erblinden.“

Die nordische Sage von Baldur, den alle Wesen, lebendige und unbelebte, aus den Wohnungen der Todesgöttin weinen sollen,
40 deutet an, daß man von großer Klagehilfe außerordentliche

Wirkungen erwartete. Über die Notwendigkeit des Scheidens wird in den Liedern auf den Zug der Heerstraße, des Stromes mit den Schiffen, des Winters verwiesen:

„Zwischen Berg und tiefem Thal
da liegt ein' freie Straße,
(a. da fließt ein schiffreich Wasser)
wer seinen Buhlen nit haben woll',
der mag ihn wol fahren lassen.

Ach! Süden-, Nord- und Westerwind
die halten selten stille,
und wann zwei Herzlieb' scheiden solln
g'schieht wider beider Willen.“

Der Wandrer zieht hin, aber das Herz steht stille (Volksl. Nr. 33):

„Dort hoch auf jenem Berge
da geht ein Mühlenrad,
das malet nichts denn Liebe
die Nacht bis an den Tag;
die Mühle ist zerbrochen,
die Liebe hat ein End',
so gesegen dich Gott, mein feines Lieb!
jetzt fahr' ich ins Elend.“

Andre Abschiedslieder entschlagen sich gänzlich der Bilder und Naturanklänge. Das wahre Wehe, die innigste Empfindung verschmähen allerdings oft jeden andern Ausdruck, als den unmittelbarsten. Der Schmerz des Scheidens ist ein Gefühl, dem eben diese einfachsten Laute zusagen. So schon bei Kürenberg:

„Es geht mir von dem Herzen, daß ich weine,
ich und mein Geselle müssen uns scheiden.“

Vergeblich wäre es auch, die einfachen Klagerufe der Volkslieder zu überbieten, jenes sprichwörtliche: „Scheiden tut weh!“ oder das wiederkehrende:

„Ach Scheiden, immer Scheiden,
wer hat dich doch erdacht?
hast mir mein junges Herze
aus Freud' in Trauren bracht.“

Dagegen bezeichnen manche Scheidelieder, wie sie im 16., zum Teil schon im 14. Jahrhundert gangbar waren, durch ihre Farblosigkeit mehr nur das Schabab der poetischen Anschauungsweise. Statt aller können die drei in jener Zeit berühmtesten, durch

angesehene Tonsetzer gehobenen genannt werden: „Entlaubet ist der Walde" usw., „Ich stund an einem Morgen" usw. und: „Innsbruck, ich muß dich lassen" usw. Das erste derselben verkündet nur eben noch in der Anfangszeile den Winter der Liebe,
5 im übrigen sind sie durchaus bildlos. Treuherzig, aber nüchtern, läßt der Scheidende der Geliebten gute Lehren zurück (Nr. 68. Str. 3):

„Sei weis', laß dich nit affen,
der Klaffer seind so viel;
10 halt dich gen mir rechtschaffen!
treulich dich warnen will;
hüt' dich vor falschen Zungen,
darauf sei wohl bedacht!
sei dir, schön's Lieb, gesungen
15 zu einer guten Nacht!"

Oder auch (Nr. 69. A. Str. 3):

„nun müß dich Gott bewahren,
in aller Tugend sparen,
bis daß ich wiederkomm'."

20 Wenn die Schöne sich bereit erklärt mitzuziehen, kein Weg sei ihr zu ferne, so rät er wohlmeinend ab (Nr. 70. Str. 6):

„Der Knab', der sprach mit Sitten:
„mein Schatz ob allem Gut,
ich will dich freundlich bitten,
25 nu schlag's aus deinem Muth!
gedenk' wohl an die Freunde dein,
die dir kein Arges trauen
und täglich bei dir sein!""

Dennoch hat diese rechtschaffene Gesinnung ihre eigentümliche
30 Kraft; man glaubt dem wackern Knaben, wenn er versichert (Nr. 69. Str. 3):

„ich will dich nicht aufgeben,
dieweil ich hab' das Leben,
und hätt' ich des Kaisers Gut."

35 Man spürt, in einem vierten Liede, das treue Herz des nachrufenden Mägdleins (Nr. 71. Str. 2):

„Ach, reicher Christ, gib mir das Glück:
wo er reit' in dem Lande,
bewahr' ihm seinen graden Leib

vor Leid und auch vor Schande!
das will ich immer danken Gott
allzeit und alle Stunde,
wann ich gedenk', daß ihm wol geht;
mein Herz in großem Trauren steht; 5
kein Liebrer soll mir werden
(a. der Liebst' muß er mir bleiben).“

Der alte Grundton des Liebesliedes, der Einklang mit der Natur, der sich im höfischen Minnesange behauptet hatte und mit dessen Erlöschen ursprünglicher im Volksgesange wieder aufge- 10 taucht war, ließ sich auch von der bürgerlichen Nüchternheit des 16. Jahrhunderts nicht völlig verdrängen. Während die Liederbücher dieser Zeit sich mit Liebesgesängen füllen, denen selbst die bedeutsame Kleiderfarbe und die Sinnblume noch zu lebendig sind, dagegen ein Spiel mit dem freundlichen A oder dem her- 15 zigen M, den Namensbuchstaben der Geliebten, anmutig erscheint, zeigt sich doch mitten darunter nicht bloß ein Überrest echter älterer Volkslieder, sondern auch eine Anzahl eigner Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts, in welchen das gefährdete Naturgefühl noch einmal sein Heil versucht und sich mit dem innern 20 Gehalte der neuen Richtung erfreulich verbunden hat. In den Liedern dieses Gewächses ist die Sommerlust fröhlich mit Maß, die Werbung sittig, schalkhaft in Ehren und zutulich mit löblicher Absicht, die Gesinnung auch in der Liebe gottergeben. An die ältere Volksweise anknüpfend, sind sie dennoch gemachter und 25 gezierter, weitläufiger und in der Form künstlicher, doch nicht so weit, daß ihnen frischer Sinn und muntre Beweglichkeit abginge. Besungen wird der lustvolle Mai, der das Geblüt erneut, wo die Lerche sich mit hellem Schall erschwingt, die Nachtigall alle Vögel übersingt und der Kuckuck mit seinem Rufe jeder- 30 mann fröhlich macht, die Mägdlein abends reigen und man zu den Brunnen spazieren geht, wo alle Welt mit Reisen fern und weit Freude sucht, wo die Wälder grünen und die Bäume blühen:

„Des Morgens in dem Thaue
die Meidlein grasen gahn, 35
gar lieblich sie anschauen
die schönen Blümlein stahn,
daraus sie Kränzlein machen
und schenken's ihrem Schatz,
den sie freundlich anlachen 40
und geben ihm ein' Schmatz.

Darumb lob' ich den Summer,
darzu den Meien gut,
der wendt uns allen Kummer
und bringt viel Freud' und Muth;
5 der Zeit will ich genießen,
dieweil ich Pfennig hab',
und wen es will verdrießen,
der fall die Stiegen ab!"

Dann steht auch im Garten das Blümlein Vergißmeinnicht, dann
10 blühen Wohlgemut und andre bedeutsamere Kräuter:

„Das Kraut Jelängerjelieber
an manchem Ende blüht,
bringt oft ein heimlich Fieber,
wer sich nicht dafür hüt't;
15 ich hab' es wohl vernommen,
was dieses Kraut vermag,
doch kann man dem vorkommen,
wer Maßlieb braucht all' Tag!"

Es scheint hierbei an ein altkluges Blümlein Maßlieb gedacht
20 zu sein; Maßhalten, aber beständig sein, das ist die vernünftige
Liebe dieser Liedergattung. Weiter bringt der Mai verliebte
Träume oder führt mit der Liebsten im Wurzgärtlein zusammen,
wo sie dem Dichter einen Rosenkranz verehrt. Sie ist auch wohl
selbst das Heideröslein:

25 „Sie gleicht wohl einem Rosenstock,
drum g'liebt sie mir im Herzen,
sie trägt auch einen rothen Rock,
kann züchtig, freundlich scherzen,
sie blühet wie ein Röselein,
30 die Bäcklein wie das Mündelein;
liebst du mich, so lieb' ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Der die Röslein wird brechen ab,
Röslein auf der Heiden!
35 das wird wohl thun ein junger Knab',
züchtig, fein bescheiden,
so stehn die Steglein auch allein,
der lieb' Gott weiß wohl, wen ich mein':
gedenk' an mich, wie ich an dich,
40 Röslein auf der Heiden!

Beut mir her deinen rothen Mund,
Röslein auf der Heiden!
ein' Kuß gib mir aus Herzensgrund,
so steht mein Herz in Freuden.
behüt' dich Gott zu jeder Zeit, 5
allstund und wie es sich begeit (begibt)!
küss' du mich, so küss' ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Ein Tanzlied singt von den höflichen Sprüngen, den freundlich umfahenden Ärmlein, den warmen Händlein und andern Reizen 10 des herumgeschwungenen Mägdleins, der jugendlichen Fröhlichkeit und Liebeslust wird überall nichts vergeben, aber das Ziel ist stets eine dauernde, ehliche Verbindung. Vom Heideröslein wird gesagt:

„Sie g'liebet mir im Herzen wohl, 15
in Ehren ich sie lieben soll;
bescheert Gott Glück,
geht's nicht zurück,
Röslein auf der Heiden!"

Der flinken Tänzerin wird zugerufen: 20

„Narre mich nur nicht!
willt du mir was verheißen,
so halt mir solches frei!
damit daß man nicht zu mir spricht:
durch den Korb ich g'fallen sei. 25

Wer ist auf Erden,
der es so treulich meine
mit dir, als eben ich,
weißt du sonst Ein'n, so will ich dann
ganz willig scheiden mich. 30

Laß dich bewegen
die schöne Melodei,
das ist Trommetenklang,
auf daß ein Eh' mit uns fürgeh'
und hab' ein' Anefang!" 35

Von dem Lustwandel im Gärtlein heißt es:

„Uns ward auf dieser Erd' nicht baß,
dann daß wir sammen kamen
spazieren in dem grünen Gras
in Gott des Herren Namen" usw. 40

und auch hier lautet der Endeswunsch:

„Lieblich ist dieses Mägdelein,
mei'm Herzen doch verwandt,
Gott geb' mir die ich jetzund mein'
5 an meine rechte Hand,
daß ihr zart junger Leib
mein fromm ehliches Weib
möcht' werden auf Erden
in Freud' und Kreuz daneben,
10 bis daß ich mit ihr seliglich
ende mein junges Leben!"

Der Gang im irdischen Mai setzt sich bis in den ewigen fort:

„Die schöne Sommerzeit,
mein feines Lieb und Saitenspiel
15 ist über alle Freud',
erquickt das Herz, welchs leidet Schmerz,
nimmt weg traurigen Muth,
ist über Geld und Gut;
so will es Gott bescheeren Dem,
20 der ihn drum bitten thut.

Roth Röslein auf der Heid,
die Blümlein schön in dieser Welt
geben viel Zierlichkeit,
darzu auch das viel liebe Gras
25 ist alles hübsch und fein;
ich und die Liebste mein
wollen nach der Vergänglichkeit
bei (ei)nander im Himmel sein."

Rechtschaffene Liebe wird als von Gott selber gewollt, als unter
30 seiner Vorherbestimmung und besondern Obhut stehend betrachtet,
eine Ansicht, von der sich bei den Minnesängern kaum einzelne,
halbernste Andeutungen vorfinden, die hingegen durch nach-
stehendes Volkslied mit älterm Naturglauben vermittelt ist:

„Schein' uns, du liebe Sonne,
35 gib uns ein' (den) hellen Schein!
schein' uns zwei Lieb' zusammen,
die gern bei (ei)nander wollen sein!

Dort fern auf jenem Berge
da liegt ein kalter Schnee,

der Schnee kann nicht zerschmelzen,
denn Gottes Wille der müß' ergehn.

Gotts Wille der ist ergangen,
zerschmolzen ist uns der Schnee;
Gott g(e)segen' euch, Vater und Mutter! 5
ich seh euch nimmermehr."

Die Sonne wird in den Segen vielfach um Beistand angerufen; dem Ausreisenden, dem Wohltäter wird angewünscht, daß Sonne, Mond und Sterne ihm zum Heile scheinen. Wie nun die Sonne dem einzelnen Wanderer zum Glücke leuchtet, so 10 wird sie im obigen Liede gebeten, zwei Liebenden, die auf geschiedenen Wegen gehn, ihren hellen Schein zu geben, sie zusammenzuscheinen. Von dem Glauben an solch stilles, geheimnisvolles, der Liebe dienliches Wirken des himmlischen Lichtscheins sind auch sonst Zeugnisse vorhanden. Walafrid, aus der 15 ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, fordert in einem lateinischen Gedichte die Freundin auf, sich beim reinen Schimmer des Mondes unter den freien Himmel zu stellen, damit derselbe mit seinem einen Glanze die getrennten Lieben umfasse; dies erinnert an das Rätsel von der Gemeinschaft des Taues und des Windes zwischen 20 zwei Freunden, die einander ferne sind. Hartmann, im Erec läßt den Sonnenschein als Dienenden zwei „Gelieben", die am Mittag zusammen ruhen, durch das Fensterglas scheinen und das Gemach mit Lichte versorgen, damit eines das andere ansehen könne. Man glaubt in diesen Stellen die Worte einer 25 gemeinsamen, im Volkslied am reinsten erhaltenen Minneformel zu vernehmen. Die Vorstellung von der Wirksamkeit des Scheinens äußert sich auch darin, daß der heilige Sonnenschein als persönliches Wesen zur Beschwörung gezogen wird; in Volksliedern versichert der Liebhaber, der eingelassen werden will: 30 „Ich kann schleichen recht wie der Mondschein," „ich kann gehen wie der Sonnenschein." Wie schon in heidnischem Segenspruche den Naturmächten höhere Gottheiten beigefügt sind, so ist auch im Liede die Sonne allein noch nicht genügend, Gottes Wille muß ergehen, wenn der Schnee schmelzen soll. Der Schnee 35 macht das Gebirg unwegsam, ihn muß nach Gottes Willen die Sonne schmelzen, damit die Liebenden zusammen kommen. Dies ist der Gedankengang des Liedes, gleichwohl hat das Zusammenscheinen seinen Sinn für sich und ebenso kommt der hemmende Schnee auch gesondert vor: 40

„Es ist ein Schnee gefallen
und es ist noch nit Zeit,

ich wollt' zu meinem Buhlen gehn,
der Weg ist mir verschneit;"

ein selbständiges, sprichwortartiges Gesätz, welches Liedern vorangestellt wird, in denen es dem Liebeswerber hinderlich geht. Vom
5 Abwarten bessern Geschickes überhaupt wird anderswo gesagt:

„Das Vöglein singt, Zeit Rosen bringt,
läg' schon der Schnee im Garten
und regnet' es Hellebarten."

Unter jenen Liedern des 16. Jahrhunderts, denen die Liebe für
10 eine Fügung des Himmels gilt, hat nun auch eines den Eingang des Volksliedes vom Sonnenschein umschreibend sich angeeignet:

„ du edler Sonnenschein,
schein mir den Weg zu ihr!
nach ihr steht mein' Begier,
15 der Schein thut mich sonst kränken;
das mag man glauben mir."

Gleich hierauf wird die Allerliebste um ihre Hand gebeten und dabei wieder das Volkslied benützt:

betracht's, bedenk's gar fein,
20 wie freundlich ich es mein'
doch muß Gotts Will' geschehen;
bei dem es steht allein."

Eigentümlich aber ist dem umschreibenden Liede, daß, wenn der Wunsch des Liebenden nicht auf Erden erfüllt werden kann, seine
25 Hoffnung auf jenseits steht:

„kann sie mir denn nicht werden
durch falsch' untreue Leut',
hoff' ich und denk' mit Fleiß,
daß ich in solcher Weis'
30 will mit und bei ihr leben
im ew'gen Paradeis."

Wie im vorigen an den Sonnenschein, so knüpft sich auch an den schönen Mai die gottvertrauende Liebe; das Lied: „Mir liebt im grünen Maien" usw. (Volksl. Nr. 59) ist der vollständigste
35 und innigste Ausdruck des Glaubens, daß der Bund der Herzen im Himmel geschlossen werde; im grünen Mai, dessen die ganze Christenheit froh ist, denkt der Dichter an die fern von ihm unter Blumen wandelnde Geliebte, die er schon im sehnsuchtvollen Herzen kennt und fühlt, die ihm aber erst durch Gottes Gabe

zur rechten Stunde werden und so auf ewig die Seinige sein wird; die sprechendsten Stellen sind folgende (Volksl. Nr. 59. Str. 2 ff.):

„O Mei, du edler Meie,
der du den grünen Wald 5
so herrlich thust bekleiden
mit Blümlein manigfalt,
darinn sie thut spazieren
die Allerliebst' und Wohlgestalt'.

Ach Gott! du wollst mir geben 10
in diesem Meien grün
ein fröhlich g'sundes Leben
und auch die Zart' und Schön'!
die du mir, Gott, hast g'schaffen
kann mir doch nicht entgehn. 15

Es wird mir doch auf Erden,
weil die Welt ist so weit,
ein feins brauns Mägdlein werden,
Gott weiß die rechte Zeit,
nun will ich Der erwarten, 20
die mir mein Herz erfreut.

Grüß' mir sie Gott in Freuden,
Gott geb' gleich wo sie sei!
die ich jetzund soll meiden,
derselben ich mich freu'; 25
bei allen andern schön'n Jungfraun
hab' ich sie lieb allein.

Will das Vertrauen setzen
auf Gott den Herren mein,
doch kann mein Herz ergetzen 30
die Allerliebste mein,
hat mir's Gott anders auserkorn,
so will ich ewig bei ihr sein."

Auf einem alten Flugblatt ist diesem Lied ein Name unten angedruckt: Georg Grünewald. Nach einer Schwänkesammlung 35 aus der Mitte des 16. Jahrhunderts hieß Grünewald ein Singer am Hofe des Herzogs Wilhelm von München, „ein berühmter Musikus und Komponist", dabei „ein guter Zechbruder" (Volksl. Nr. 238). In letzterer Eigenschaft und nach sonstigen Verhältnissen wird er weiterhin zu besprechen sein. Hier ist zu beachten, 40 daß die Lieder der zuletzt abgehandelten Gattung zum größten

Teil ein gewisses Handzeichen an sich tragen, welches den Namen Grünewalds durchblicken läßt, daß sie, wie in den Gedanken und der Sinnesart, so auch in Ausdruck und Rhythmus durchaus zusammenhängen und am Schluß eines kleinen Gedichtes von
5 gleichem Tone Jörg Grünewald sich offen nennt. Jenes Wahrzeichen aber besteht darin, daß öfters und zumeist am Ende der Lieder, mitunter etwas befremdlich, des grünen Waldes Erwähnung geschieht. Schon im Eingange des eben angeführten Mailiedes mögen der grüne Mai, der grüne Wald nicht umsonst ihr
10 Beiwort führen. Vernehmlicher sprechen die letzten Zeilen des Ganges im Gärtlein:

„Nun hab' ich mein Spazierengehn
in Freuden hie vollendt;
was mein Gott will, das muß bestehn,
15 der hat mein Herz erkennt;
derselb' es auch erhalt'!
gleichwie im grünen Wald
fein singen und springen
die kleinen Waldvöglein,
20 so g'schicht allhie auf dieser Erd'
Alles zum Lobe sein."

Auch der Sonnenschein kehrt am Schlusse eines Abschiedslieds in solcher Verbindung wieder:

„Also muß ich mich scheiden hin;
25 wenn ich gleich jetzund traurig bin,
nach trübseliger Zeit
kommt gerne wieder Freud;
wenn Gott der Herr läßt scheinen
sein lieben Sonnenschein (a. sein helle liebe Sonn')
30 in grünen Wald,
alsdann kommt bald
wiederum Freud und Wonn'."

Endlich im Kehraus des Tanzliedes behält sich der Sänger seinen guten Trost bevor:

35 „bis daß verdirbt, verdorrt und stirbt
der schöne grüne Wald."

Aus dem grünen Walde stammt die alte, naturtreue Volksdichtung, der letzte Sänger dieser Weise geht in den grünen Wald wieder auf.



Walther von der Vogelweide,

ein altdeutscher Dichter

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäße, tät mir leide.
Der Renner.

1822

Die handschriftlichen Nachträge in Uhlands Handexemplar sind in eckige Klammern eingeschlossen.

Vorrede.

Der Dichter, dessen Leben und Charakter darzustellen ich unternommen habe, schien mir vorzüglich geeignet, diejenige Richtung für das Erforschen der altdeutschen Poesie zu bezeichnen, welche, nach meinem Dafürhalten, noch mit besondrem Eifer zu verfolgen ist, wenn ein lebendiges und vollständiges Bild von dem dichterischen Treiben jenes Zeitalters hervortreten soll.

Neben den gründlichen Bemühungen, welche der Sprachkenntnis, als der ersten Bedingung des Verständnisses, zugewendet worden sind, hat vornehmlich die Erforschung des Gemeinsamen, des poetischen Gesamteigentums in Sage, Bild und Wort, bedeutende Fortschritte gemacht. Mit weniger Liebe und Erfolg ist das Besondre behandelt worden, wie es aus der Eigentümlichkeit von Zeit und Ort, aus der persönlichen Anlage und Neigung des Dichters, hervorgeht.

Beiderlei Richtungen sind aber gleich notwendig. So wenig der allgemeine Zusammenhang aller Poesie zu mißkennen ist, ebensowenig kann die Schöpferkraft, die stets im einzelnen Neues wirkt, geleugnet werden. Es gibt eine Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht; es gibt eine freie Dichtung begabter Geister. Beides muß die Geschichte Poesie zu würdigen wissen.

Die sorgfältige Beachtung dieses Besondern darf am wenigsten versäumt werden, wenn in jene reichhaltigen Liedersammlungen aus dem deutschen Mittelalter, welche noch als verworrene Masse vor uns liegen, Licht und Ordnung kommen soll. Diese Sammlungen enthalten, bei allem Gemeinsamen in Form und Gegenstand der Dichtung, gleichwohl eine große Mannigfaltigkeit von Dichtercharakteren, eigentümlichen Verhältnissen und Stimmungen, persönlichen und geschichtlichen Beziehungen. Gerade diejenigen Lieder, welche sich mehr im

allgemeinen halten und darum auch am leichtesten verstanden werden, sind vorzugsweise bekannt geworden und mußten denn auch dieser ganzen Liederdichtung den Vorwurf der Eintönigkeit und Gedankenarmut zuziehen. Diejenigen dagegen, deren Beziehungen eigentümlicher und tiefer sind, blieben so ziemlich ihrem Schicksal überlassen.

Davon will ich hier nicht ausführlicher sprechen, wie die Zeitgeschichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenstaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politischer Starrheit darstellen, wie dieses erst die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüte der Dichter abgespielt sehen.

Vom Thunersee bis zur Insel Rügen, vom Adriatischen Meere bis nach Brabant ziehen sich die Straßen des altdeutschen Gesanges. Überall Fürstenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöster, wo Sänger und Sangesfreunde hausen oder herbergen. Es ließe sich eine reiche Landkarte des poetischen Deutschlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber aus der Zahl dieser Sänger dürfte die Forschung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf seinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft und dessen langes, liederreiches Leben einen für die Poesie so merkwürdigen Zeitraum umfaßt.

Wenn ich den Wert des Dichters hervorhebe, so berühre ich nicht etwas Neues und bisher Unbeachtetes. Von Bodmer (Proben der alten schwäbischen Poesie. Zürich 1748. Vorbericht S. 33 ff.) bis auf die neueste Zeit haben manche Literatoren die dichterische Kraft und die Vielseitigkeit desselben, sowie seine Bedeutung für die Zeitgeschichte, mit mehr oder weniger tiefem Verständnis, erkannt und angerühmt[1]). Von Gleim (Gedichte

---

[1]) Das Treffendste, was mir bekannt ist, hat über ihn ein Gelehrter gesprochen, dem man sonst die Überschätzung der Dichterwerke des Mittelalters nicht vorwirft, Bouterwek, in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, B. IX, S. 107 ff.: „Einer der vorzüglichsten unter diesen ersten und unter allen deutschen Minnesängern ist Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie im Thurgau. Aus seinen volltönenden, kräftigen und lieblichen Gesängen spricht ein wahrhaft lyrisches Genie. Selbst religiöse Gegenstände behandelt er glücklicher, als die meisten seiner Zeitgenossen Auch war er reicher an Gedanken, als sie. Ihm schwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philosophische Mediation, das Ganze des menschlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben seine Darstellungen etwas Malerisches. Einige seiner Gesänge in langen Zeilen nähern sich dem metrischen Charakter des Sonetts. Einige nehmen einen hohen feierlichen Schwung; andere gehen den leichten, raschen Schritt des muntern Volksliedes; noch andere sind mit einer fast epigrammatischen Feinheit ausgeführt. Weinerliche Klage war nicht dieses Dichters Sache, aber im Preise der Frauen ist er unerschöpflich. Doch das poetische Verdienst des trefflichen Walthers von der Vogelweide ist einer ausführlichen Analyse wert, zu der sich hier kein Raum findet. Noch verdient sein Vaterlandsgefühl bemerkt zu werden. Einige seiner Gedichte haben das öffentliche Wohl Deutschlands zum Gegenstande. Im Volkstone hat er das Lob des deutschen Namens gesungen.“

nach Walther von der Vogelweide, 1779) bis auf Tieck (Minnelieder. Berlin 1803) und spätere ist manches seiner Lieder durch Bearbeitung oder Übertragung in die neuere Sprache den Zeitgenossen näher gerückt worden. Gleichwohl fehlt es noch an einer umfassenderen Darstellung seines Lebens und Wesens.

Man wird behaupten, durch eine kritische, mit den verschiedenen Lesarten und den nötigen Erklärungen ausgestattete, das Unechte vom Echten ausscheidende und den vielfach gestörten Rhythmus in seiner Reinheit herstellende Ausgabe seiner Lieder würde das beste für den alten Dichter geschehen. Weit entfernt, das Verdienstliche und die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens zu mißkennen[1]), bin ich doch der Meinung, daß nur dann jedes Einzelne sein rechtes und volles Licht erhalten könne, wenn erst der Geist und Zusammenhang des Ganzen gehörig erkannt ist. Für eine Ausgabe der Lieder aber würde nicht die Zusammenstellung nach der Zeitfolge, welche bei einem großen Teile derselben ohnehin nicht bestimmbar ist, oder nach der Verwandtschaft der Gegenstände, sondern vielmehr die Anordnung nach den Tönen die schicklichste sein.

Weil übrigens der Dichter doch nur aus seinen Liedern vollständig begriffen wird und weil Walthers Lieder gerade die Hauptquelle sind, woraus wir über seine Lebensumstände Aufschluß erhalten, so habe ich überall die Gedichte selbst oder doch bezeichnende Stellen aus denselben in die Darstellung verwoben.

Die Form, in der ich diese Gedichte liefere, mußte durch den Zweck der ganzen Arbeit bestimmt werden. Sie mußten vor allem verständlich sein. Es war hier nicht sowohl um die sprachliche Beziehung, als um die Aufklärung über Schicksal und Charakter des Dichters zu tun. Darum wählte ich den Weg der Übertragung aus der älteren Mund- und Schreibart in die neuere.

Nicht unbekannt ist mir, wie wenig dieses Verfahren bei gründlichen Kennern des deutschen Altertums empfohlen ist. Es gehen dabei manche Feinheiten der alten Sprache verloren und nicht geringere Schwierigkeit, als die gänzlich veralteten Formen und Worte, bieten häufig diejenigen dar, welche noch jetzt gangbar, ihre Bedeutung mehr oder weniger verändert haben und dadurch zum bloßen Scheinverständnisse verleiten können, wie solches besonders in Beneckes trefflichem Wörterbuche zum Wigalois gezeigt ist. Auf der andern Seite ist

---

[1]) Eine neue Ausgabe sämtlicher Gedichte Walthers hat Köpke, der Herausgeber von Barlaam und Josaphat, zugesagt. S. Büschings Wöchentl. Nachrichten B. IV, 1819, S. 12. Vorarbeiten hat auch Lachmann in seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. 178—203, geliefert.

manchen auch die leichteste Abweichung vom gegenwärtigen Sprachgebrauche unerträglich.

So wenig ich nun hoffen durfte, zwischen diesen Klippen ohne Anstoß hindurchzuschiffen, so konnte ich doch jene Behandlungsweise nicht umgehen. Die Gedichte selbst in die Darstellung aufzunehmen, war mir wesentlich; mit der alten Schreibart aufgenommen, würden sie aber umständliche, den lebendigen Zusammenhang allzusehr störende Erläuterungen erfordert haben. Um jedoch überall die Vergleichung zu erleichtern, ist bei jedem ganz oder teilweise ausgehobenen Liede nachgewiesen, wo dasselbe in der Urschrift zu lesen sei.

Bei jener Übertragung war es auch keineswegs auf eine Umarbeitung, am wenigsten auf anmaßliche Verschönerung, angelegt. Überall habe ich das Altertümliche zu erhalten gesucht. Nur wenige, ganz veraltete Formen sind umgangen worden. Veraltete Worte habe ich vorzüglich dann vermieden, wenn sie den Eindruck des Ganzen zu stören drohten. Andre, besonders solche, die sich zur Wiedereinführung empfehlen, habe ich lieber erklärt, als mit neueren vertauscht. Manchen Lesern mag noch jetzt mehreres zu fremdartig lauten. Es gehört jedoch keine sehr große Entäußerung dazu, hin und wieder einmal Arebeit, Gelaube, Pabest, unde, sicherlichen, meh, sach usw. statt Arbeit, Glaube, Papst, und, sicherlich, mehr, sah usw. zu lesen oder auch einige unvollständige Reime zu dulden, z. B. schöne auf Krone, die sich aber in der alten Sprache vollkommen ausgleichen.

Absichtlich wurden meist solche Stücke ausgehoben, welche an sich leichter verständlich sind, was glücklicherweise gerade bei den besten größtenteils der Fall ist. Von andern sind Auszüge oder auch nur eine kurze Andeutung ihres Inhalts gegeben. Dabei darf ich nicht verhehlen, daß einige Stücke, auch nach Einsicht der verschiedenen Handschriften, mir noch rätselhaft geblieben sind. Die beigefügten Wort- und Sacherklärungen habe ich meist nur auf das Nötigste beschränkt und mein Augenmerk darauf gerichtet, daß jedes Gedicht, so viel möglich, schon durch den Zusammenhang, in den es gestellt ist, seine Erläuterung erhalte.

Im Verlaufe meiner Darstellung mußte ich auf verschiedenes stoßen, was noch sehr einer genaueren Untersuchung bedarf, wie z. B. der Krieg zu Wartburg, Nithart usw. Aber eben weil diesen Gegenständen noch eigene, weitgreifende Forschung gewidmet werden muß, habe ich mich auf dieselben nur so weit eingelassen, als sie den meinigen unmittelbar berühren. Man wird sich ihnen noch von mehreren Seiten nähern müssen, bevor man sich ihrer völlig bemächtigt.

Hauptquellen, die ich benützt habe, sind:

1. Die manessische Sammlung, nach Bodmers Ausgabe, welche im ersten Teil von S. 101 bis 142 den reichsten Schatz von Gedichten Walthers enthält. Sie ist im folgenden durch Man.
5 bezeichnet und, weil sie am meisten zugänglich ist, auch da angeführt, wo Lesarten aus andern Handschriften gewählt wurden.

2. Die Weingartner Handschrift von Minnesängern (mit W. Hds. von mir bezeichnet), wahrscheinlich älter als die manessische, jetzt in der Königlichen Privatbibliothek zu Stutt-
10 gart befindlich. Sie enthält von S. 140 bis 170 112 Strophen unsres Dichters.

3. Die Pfälzer Handschrift Nr. 357 (Pf. Hds. 357), aus dem Vatikan nach Heidelberg zurückgebracht. Von Bl. 5b bis 13b gibt sie unter Walthers Namen 151 Strophen. Weiterhin, von Bl. 40
15 an, folgt, von andrer Hand geschrieben, noch mehreres diesem Dichter Angehörige.

4. Die Pfälzer Handschrift Nr. 350 (Pf. Hds. 350), mit 18 Strophen.

Vermißt habe ich vorzüglich die Würzburger Liederhand-
20 schrift, jetzt zu Landshut, und die Kolmarer, in welchen gleichfalls Gedichte von Walther enthalten sind.

Gegenwärtiger Versuch ist eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache. Um so erwünschter wird mir sein, was dazu beiträgt, den Gegenstand desselben vollständiger aufzu-
25 klären.

Erster Abschnitt.

Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänger des Thurgaus. Friedrich von Österreich. Des Dichters Jugend.

Walther von der Vogelweide ist einer von den Meistern deutschen Gesangs, die einst, wie die Sage meldet, auf der Wartburg wettgesungen. Ebenso ist er einer der zwölfe, von denen spät noch die Singschule gefabelt, daß sie in den Tagen Ottos des Großen, gleichsam durch göttliche Schickung, die edle 5
Singkunst erfunden und gestiftet haben.

Wenn einige, die auf ähnliche Weise mit ihm genannt werden, im Halbdunkel solcher Überlieferung zurückgeblieben sind und höchstens durch Vermutung mit noch vorhandenen Dichterwerken in Verbindung gesetzt werden können, so ist dagegen kaum einer 10
von den Dichtern des Mittelalters so mit seinem eigensten Leben in unsre Zeit herübergetreten, als eben dieser Walther von der Vogelweide.

Nicht als ob die Geschichte seinen Wandel auf Erden in ihre Jahrbücher aufgenommen hätte oder als ob alte Urkunden von 15
seinen Handlungen Zeugnis gäben, wie dies bei andern seiner Kunstgenossen der Fall ist; seine zahlreichen Lieder sind es, die sein Andenken und, mehr als dies, ein klares Bild seines äußern und innern Lebens auf uns gebracht haben.

Er hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage 20
des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermären vom heiligen Gral, von der Tafelrunde usw. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste 25
unsrer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er

knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältnis, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Diese Zeit war eine bedeutende, vielfach und stürmisch bewegte. Die Verwirrung des Reichs nach dem Tode Heinrichs VI., der verderbliche Streit der Gegenkönige Philipp und Otto, Friedrichs II. heranwachsende Größe, dessen Kämpfe gegen die päpstliche Allmacht, der Kreuzzüge wogendes Gedräng!

Unscheinbar allerdings ist das Auftreten unsres Dichters auf der Bühne dieser Weltbegebenheiten. Schon darüber könnten wir verlegen sein, wie wir ihn zuerst in die Welt einführen, denn sein Ursprung ist bis jetzt nicht mit Sicherheit erhoben.

Im oberen Thurgau stand, nach Stumpfs Schweizerchronik, ein altes Schloß Vogelweide. Im benachbarten Sankt Gallen hat das patrizische Geschlecht der Vogelweider geblüht. Mit diesem Geschlecht und jenem Schlosse wird Walther von der Vogelweide in Beziehung gesetzt[1]).

In keinem deutschen Lande finden wir auch die ritterlichen Sänger so gedrängt beisammen, als in jenen nachbarlichen Gebirgstälern, die von der Thur, der Sitter, der Steinach durchrauscht werden, und dort, wo der Rhein dem Bodensee zueilt. Der Truchseß von Singenberg, der Schenk Kunrad von Landegg, Göli, Graf Kraft von Toggenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Friedrich von Husen, Kunrad von Altstetten, Walther von Klingen, Heinrich von Frauenberg, Wernher von Tüfen, Heinrich von Rugge, der von Wengen, der Hardegger, der Taler, Rudolf von Ems u. a. m., von denen allen noch Lieder vorhanden sind, gehören teils mit Gewißheit, teils mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, jener Gegend an[2]).

---

[1]) Stumpf, der gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, erwähnt im fünften Buche seiner Chronik eines sankt-gallischen Bürgers, Hans Vogelweider, und fügt das Wappen dieser Vogelweider bei. Hierauf folgt in der vierzig Jahre nach des Verfassers Tod erschienenen Ausgabe von 1606 (Bl. 373 b) nachstehender Beisatz, welcher in der ersten Ausgabe von 1548 (II, Bl. 31b) noch nicht befindlich ist: „Sonst ist Vogelweide ein alt Schloß geweßt im oberen Turgow gelegen: davon berümpte Leut kommen, an der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther von der Vogelweide war ein frommer biderber, nothaffter Ritter, an Keysers Philippi Hof: wie sölchs bezeuget sein selbst eigen Lied in einem uralten Buch [sicherlich die manessische Handschrift], under Keyser Heinrich und König Cunraden dem jungen geschrieben: darinnen auch sein Wappen abgemalet, hat aber nichts mit diesem geleichs.“ Dieses ist ohne Zweifel die Hauptstelle, nach welcher Bodmer und nachher viele andre den Ursprung des Dichters in das obere Thurgau setzen.

[2]) Von Singenberg, Landegg und Göli wird weiterhin die Rede sein. Kraft von Toggenburg ist in der Geschichte dortiger Gegend hinlänglich bekannt. Die von Sax, ein ausgestorbenes Geschlecht im Rheinthal, nach welchem noch die Landschaft genannt wird. Über die Geschlechter von Husen und von Thal s. v. Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen (2 Bde. St. Gallen 1810. 11.) I, 493. 498. Unter den Dienstleuten des Gotteshauses St. Gallen um 1300 zählt ein altes Verzeichnis die von Altstetten, von Hardegg, von Husen auf. Ebd. I, 482. Der Minnesänger Friedrich von Husen, ein Kreuzfahrer, bezeichnet sich selbst als um den

Mitten in jenen sangreichen Gauen lag das Stift Sankt Gallen, von dem der Anbau der Gegend und die Bildung ihrer Bewohner ausgegangen. Die dortigen Klosterbrüder waren im neunten und zehnten Jahrhundert gepriesene Tonkünstler. Ihre geistlichen Lieder, wozu sie selbst die Singweise setzten, gingen 5 in den allgemeinen Kirchengesang über. Ebenso frühe wurde zu Sankt Gallen in deutscher Sprache gedichtet, und hinwieder das deutsche Heldenlied (Walther und Hiltegund) in lateinische Verse übertragen. Namentlich aber waren diese Mönche beschäftigt, die Söhne des benachbarten Adels überhaupt sowohl, als insbe- 10 sondre in der Tonkunst, zu unterrichten[1]). Und eben in diesen Verhältnissen mochten Keime liegen, welche nachher im ritterlichen Gesang zur Blüte gekommen sind.

Der von Singenberg war des Abtes zu St. Gallen Truchseß, der von Landegg dessen Schenk, Göli (jedoch nur mutmaßlich) 15 dessen Kämmerer, und also sehen wir diesen fürstlichen Abt von einem singenden Hofstaat umgeben. Auch die andern adligen Geschlechter, aus denen zuvor eine Reihe von Minnesängern namhaft gemacht wurde, sind größtenteils als Lehens- und Dienstleute des Klosters bekannt[2]). Selbst das meldet Hugo von Trim- 20 berg in seinem Renner (um 1300), daß ein Abt von St. Gallen schöne Taglieder gesungen, d. h. Lieder, in welchen der Wächter verstohlene Minne warnt, daß sie nicht vom Tageslicht überrascht werde.

Unsern Dichter von da ausgehen zu lassen, wo der Ge- 25 sang so heimisch war, wo vielleicht der eigentliche Quell der schwäbischen Liederkunst zu suchen ist, hat an sich etwas Gefälliges. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, daß jener sankt-gallische Truchseß von Singenberg sich besonders viel mit Walthern zu schaffen macht. Er rühmt denselben als Sangesmeister, be- 30 trauert dessen Tod, ahmt seine Lieder nach, und wir finden auf

---

Rhein einheimisch. Man. I, 92b. 94a. (Im Elsaß sucht ihn Oberlin, De poetis Alsatiæ eroticis S. 10.) Ein Walther von Klingen kommt um 1271 urkundlich vor, Arx, I, 395 (nach Docen, Mus. I, 144 schon 1251), ein H. (Heinricus) miles de Frouunberch 1257, ebd. I, 544, ein Cuno miles de Tüfin 1279, ebd. I, 506. Die Ruggen erscheinen noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als sankt-gallische Junker. Ebd. II, 296. Der von Wengen richtet ein Lied an die Thurgäuer. Man II, 99a. Anziehend und anschaulich hat v. Laßberg in der Zueignung des 1. Bands seines Liedersaals (1820) an die Sänger dortiger Gegend erinnert.

[1]) Alles Obige hat v. Arx in seinem äußerst lehrreichen Geschichtwerke umständlich ausgeführt und belegt. Von dem Mönche Tutilo (st. 912) sagt Ekkehard. jun. de casib. monast. St. Galli cap. III: „filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit".

[2]) Über die sankt-gallischen Erbämter s. Arx I, 320. Konrad Schenk von Landegg kommt von 1281 (oder schon 1271, I, 528) bis 1304 in den Urkunden vor. Ebd. I, 476. Die Kämmerer hießen Giele. „Rudolf Gielo, noster camerarius", ebd. I, 320. Vgl. Mus. I, 162. Der Dichter Göli (Man. II, 57a) singt:

„Bei dem Rheine grünen Werde und Auen."

Über die anderen Geschlechter s. oben S. 579, Anm. 2.

diese Weise im Thurgau wenigstens einen Widerhall von Walthers Gesange.

Gleichwohl bleibt der Ursprung des Dichters in jener Gegend noch immer zweifelhaft. Das vormalige Dasein einer Burg
5 Vogelweide scheint lediglich auf der Angabe der vorgenannten Chronik zu beruhen, und die Urkunden des Stiftes St. Gallen, welche nicht leicht einen Weiler, einen Turm der Umgegend unberührt lassen, enthalten, so viel man bis jetzt weiß, keine Spur von dem fraglichen Stammschloß[1]). Das ausgestorbene sankt-
10 gallische Geschlecht der Vogelweider kömmt erst im fünfzehnten Jahrhundert unter denjenigen vor, welche als Gerichtsherren den Junkertitel führen konnten, und es mag seinen Namen eher von einer Bedienung, als von einer Burg, entnommen haben[2]). Rühmliche Erwähnung des Dichters aber und vertraute Bekannt-
15 schaft mit seinen Liedern findet sich nicht bloß bei dem Truchseß von Singenberg, sondern auch bei andern gleichzeitigen und spätern Sängern, welche nicht dem Thurgau angehören.

Ein Meistergesang über die zwölf Stifter der Kunst nennt Walthern einen Landherrn aus Böhmen[3]). Anderwärts wird er

---

[1]) Die oft angeführte Geschichte des Kantons St. Gallen gibt eine umständliche geschichtliche Ortsbeschreibung dortiger Gegend, auf die reichhaltigen, in hohes Altertum hinaufreichenden Urkundensammlungen des sankt-gallischen Archivs gegründet. Nirgends aber erwähnt sie einer Burg Vogelweide. Um desto sicherer zu gehen, habe ich an Herrn von Arx selbst mich schriftlich gewendet und von ihm die Bestätigung erhalten, daß ihm von einem Schlosse dieses Namens nie eine Meldung aufgestoßen sei. Möglich wäre eine Verwechslung mit Vögelinsberg oder Vögelisеck. In dem sankt-gallischen Jahreszeitenbuche (Goldast, Script. Rer. Alem. Tom. I), das 1272 geschrieben wurde, kömmt ein **Ruodolfus dispensator de Vögillinsberc** vor. Notker III., Vorsteher der sankt-gallischen Klosterschulen, gestorben 1022, hatte bei Speicher, in der Gegend, wo jetzt das weitausschauende Vögelisеck steht, ein Gehege (vivarium), worin er Wild und seltene Vögel, die er am meisten liebte, verwahren und füttern ließ. Es ist vermutet worden, daß hier die Heimat des Geschlechtes von der Vogelweide zu suchen sei, welcher Name im Munde des Volks in Vögelisеck umgewandelt worden sein möchte. Man überzeugt sich leicht, wie sehr es hierbei an einem sichern Halt gebreche.

[2]) Über die sankt-gallischen Vogelweider s. Arx II, 196. Leu, Allgemeines Helvet. Lexikon, T. 18, S. 676. Sie kommen zuerst 1430 vor. Das Schreiben des Herrn von Arx besagt darüber folgendes: „Ich bezweifle es sehr, ob Walther Vogelweider von St. Gallen her sei. Denn nie kommt dieses Geschlecht in älteren Zeiten, sondern erst im fünfzehnten Jahrhundert da vor, wo von allen Orten her Leute sich in St. Gallen ansiedelten oder wieder abzogen. Mir scheint Vogelweider eher eine Bedienung ausgedrückt zu haben und von dieser in einen Geschlechtsnamen übergegangen zu sein. Nämlich so wie Kuchimeister einen Proviantmeister, und Füller (impletor), Spiser, andre Verrichtungen anzeigten, und nachhin zu (sankt-gallischen) Familiengeschlechtern wurden, so war Vogelweider ohne Zweifel ein Mann, der sich mit dem Fangen, Füttern, Abrichten der Vögel eines Großen abzugeben hatte, denn Fogilweida hieß eben das, was Aviarium, Glossar. sec. 10 in. ab **Ekhart**., und ohne solches Vogelbehältnis und einen Wärter desselben konnte der Falkenjagd wegen und des Finkenfangs kein Fürst oder Graf sein. Es mußte darum aller Orte Vogelweider geben. Im Württembergischen ist der Name Vogelwaid nicht selten.

[3]) Bei Wagenseil, Von der Meistersänger holdseligen Kunst usw. S. 506:

„Der Fünft Herr Walther hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß[?]
Von der Vogelweid usw."

In einem andern Meisterliede (Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, Frankfurt 1817, S. 224) heißt er Herr Walther von der Wid, der Ziervogel. (Vgl. Man. II, 2b.) [Vgl. Grimm, Reinhard Fuchs, S. 104, 18.]

dem sächsischen Adelsgeschlechte von der Heide beigezählt[1]). Beides ohne ersichtlichen Grund. Neuerlich ist seine Geburtsstätte in Würzburg gesucht worden, wo er begraben liegt und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide“ genannt war[2]). Und nach allem bleibt noch die Frage übrig, ob nicht der Name ein dichterisch angenommener oder umgewandelter sei, wovon man auch sonst in jener Zeit Beispiele findet. 5

Die Sprache von Walthers Gedichten leitet auf keine nähere Spur seiner Herkunft, da sie in der weit verbreiteten oberdeutschen Mundart verfaßt sind, in welcher die meisten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts gesungen haben. 10

Der Dichter selbst, dessen Ausspruch entscheiden würde, gedenkt nur einmal des Landes, wo er geboren ist, aber ohne es zu benennen. Er hat, als er in späteren Jahren dorthin zurückgekommen, alles fremd gefunden, was ihm einst kundig war, wie eine Hand der andern, das Feld angebaut, den Wald verhauen und nur das Wasser noch fließend, wie es weiland floß (Man. I, 141 f.). Auch sonst ist in seinen Liedern nirgends eine Beziehung auf die Gegend des Thurgaus, ob er gleich von den Orten seines Aufenthalts und von seinen Wanderungen vielfältig Rechenschaft gibt. Die erste bestimmtere Ortsbezeichnung ist es, wenn er meldet: 15 20

„Zu Österreich lernte ich singen und sagen.“ (Ebd. I,132a.)

Aus diesen Worten ist übrigens noch keineswegs zu schließen, daß er auch in Österreich geboren sei, eher das Gegenteil; denn sie bezeichnen gerade nur das Land seiner Bildung zur Kunst. In Österreich, wo die Kunst des Gesanges unter den Fürsten aus babenbergischem Stamme so schön gepflegt wurde, konnten die Lehrlinge derselben gute Schule finden. Auch Reinmar von Zweter, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dichtete, berichtet von sich: 25 30

„Von Rheine so bin ich geboren,
In Österreiche erwachsen.“ (Man. II, 146b.)

Nach allen Anzeigen war Walther von adliger Abkunft. Mit dem Titel „Herr“, dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er selbst sich an, und so wird er auch von Zeitgenossen benannt. Spätere nennen ihn Ritter[3]). Daß er ein Reichslehen erhalten hat, werden wir nachher sehen. 35

---

[1]) S. König, Genealogische Adelshistorie. T. II, S. 543.

[2]) Oberthür, Die Minne- und Meistersänger aus Franken, Würzburg 1818, S. 30.

[3]) So wird er genannt im Leben der h. Elisabeth (Mencken, Script. Rer. Germ. B. II) und in dem Meisterliede bei Görres S. 224. In der Nachricht, welche die Würzburger Handschrift von seiner Grabstätte gibt, heißt er Miles. Doch ist es zweifelhaft, ob er die Ritterwürde

Dem Bilde, welches sich in der Weingartner Handschrift vor seinen Liedern befindet, ist weder Helm noch Schild beigegeben. Nur das Schwert ist seitwärts angelehnt. In der manessischen Handschrift sind Helm und Schild hinzugekommen; das Wappenzeichen auf beiden ist ein Falke oder andrer Jagdvogel im Käfig, also gänzlich verschieden von dem bei Stumpf abgezeichneten Wappen der Vogelweider, welches drei Sterne enthält.

Ansehnlich muß das adlige Geschlecht des Dichters in keinem Falle gewesen sein. Er sagt einmal: „Wie nieder ich sei, so bin ich doch der Werten einer" (Man. I, 122b). Über seine Armut klagt er öfters, und eben sie mag ihn bewogen haben, aus der Kunst des Gesanges, die von andern aus freier Lust geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

„Zu Österreich lernte ich singen und sagen."

Mit diesen Worten des Dichters treten wir zuerst aus dem Gebiete der Fabel und der Vermutung auf einen festeren Boden. Doch müssen wir häufig diesen wieder verlassen und uns darauf beschränken, einzelne sichere Punkte zu bezeichnen, welchen wir dann dasjenige, was den Stempel von Ort und Zeit weniger bestimmt an sich trägt, nach Wahrscheinlichkeit und nach Verwandtschaft der Gegenstände anreihen. Wo sich der Faden der Geschichte verliert, da gibt das innere Leben des Dichters Stoff genug, die Lücke auszufüllen.

Es lassen sich zweierlei Zeiträume bestimmt unterscheiden, in welchen der Dichter am Hofe der Fürsten von Österreich aus babenbergischem Stamme gelebt hat. Er befand sich dort unter Friedrich, von den spätern der Katholische genannt, der von 1193 bis 1198 am Herzogtume war, und kam dorthin zurück unter Leopold VII., dem Glorreichen, vor dem Jahre 1217.

Diese beiden Fürsten waren Söhne Leopolds VI., des Tugendreichen, Herzogs von Österreich und Steier, der zu Anfang des Jahres 1193 gestorben war. Friedrich, der ältere Sohn, ließ sich 1195 mit dem Kreuze zeichnen, reiste 1197 nach Palästina ab und starb 1198 auf der Kreuzfahrt[1]).

Mit ihm muß dem Dichter vieles zu Grabe gegangen sein. In einem geraume Zeit nachher gedichteten Liede rechnet er

---

selbst erlangt habe, indem er sich in einem seiner Gedichte mit den Rittern in Gegensatz zu stellen scheint. (Man. I, 142a:

„Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.")

[1]) Chron. Claustro-Neoburg. (bei Pez, Script. Rerum Austriac. B. I) ad ann. 1195, 1197, 1198.

den Anfang seines unstäten und mühseligen Lebens eben von dem Tode Friedrichs an. Lebendig genug schildert er in demselben Liede seine Trauer um den fürstlichen Gönner: „Da Friedrich aus Österreich also warb, daß er an der Seele genas und ihm der Leib erstarb, da drückt' ich meine Kraniche (Schnabelschuhe) 5 tief in die Erde, da ging ich schleichend, wie ein Pfau[1]), das Haupt hängt' ich nieder bis auf meine Knie."

Zwar fällt in Walthers Zeit noch ein andrer Friedrich von Österreich, Friedrich der Streitbare, des Obigen Neffe, der 1230 seinem Vater, Leopold VII., nachfolgte und 1246 in der Ungarn- 10 schlacht an der Leitha umkam. Es sind aber hinreichende Gründe vorhanden, das angeführte Gedicht nicht auf den Neffen, sondern auf den Oheim zu beziehen. Das Genesen an der Seele bei dem Ersterben des Leibes ist bezeichnend für den Tod auf der Kreuzfahrt, welchen der Dichter auch sonst für einen segenreichen 15 erklärt. Und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walther, der, wie sich zeigen wird, schon 1198 in sehr männlichem Geiste gedichtet, noch um 1246 gelebt und gesungen habe, so wird doch aus dem natürlichen Zusammenhange, worin jenes Lied späterhin erscheint, sich ergeben, daß solches in den ersteren 20 Jahren der Regierung Kaiser Friedrichs II., also gar lange vor dem Tode Friedrichs des Streitbaren, entstanden sei.

Wenn uns gleich der Dichter, außer dem Wenigen, was angeführt wurde, von den Schicksalen seiner früheren Lebenszeit keine bestimmtere Nachricht gibt, so ist uns doch, bevor wir ihm 25 weiter folgen, ein verweilender Blick in seine Jugend gestattet. Es zeigt uns den Zeitraum, worein solche gefallen, im Widerscheine seiner späteren Lieder.

„Hievor war die Welt so schön!" ruft er klagend aus. Inniglich tut es ihm wehe, wenn er gedenkt, wie man weiland 30 in der Welt gelebt. O weh! daß er nicht vergessen kann, wie recht froh die Leute waren. Soll das nimmermehr geschehen, so kränket ihn, daß er's je gesehen. Jetzt trauern selbst die Jungen, die doch vor Freude sollten in den Lüften schweben (I 129a. 140b. 114b)[2]). 35

Dieses unfrohe Wesen rügt er an mehreren Stellen. Es gilt ihm, wie andern Dichtern der Zeit, für ein sittliches Gebrechen, sowie umgekehrt die Freude für eine Tugend. „Niemand," sagt er, „taugt ohne Freude" (I, 110b). Und allerdings ist es nicht selten die sittliche Beschaffenheit des Gemüts, hier des 40

[1]) [Man. II, 252: mit pfawen schriten. Monum. Boic. B. XXXIII. S. 304: Hainrichen von Pfawentritte.]

[2]) [Vgl. Rubin, Man. I, 166b, 1. 168a, 1. b, 2. 169b, 3. 170a, 3. 171a, 1. 172a, 4.]

wohlgeordneten, dort des in sich zerfallenen, woraus Frohsinn oder Mißmut entspringen.

Ob Walther außer dem Unterricht in der Kunst des Gesanges irgend einer Art von gelehrter Bildung genossen, ist
5 nicht ersichtlich. Einige Hinweisungen auf Stellen der Schrift und zwei lateinische Segenssprüche, die er scherzhaft anbringt, können nichts entscheiden. Von den Helden, welche dazumal in romantischen Gedichten verherrlicht wurden, kömmt bei ihm bloß Alexander vor[1]). Richard Löwenherz und Saladin, deren er
10 erwähnt, waren durch nahe Überlieferung noch in frischem Angedenken. Nirgends eine sichere Spur, ob er des Lesens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat gelernt, was er mit Augen sah; das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit waren seine Wissenschaft.

15 Manches Lied, das über seine Lebensgeschichte vollständigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen sein. In denjenigen, die auf uns gekommen sind, erscheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren zeigt er sich am Ziel seiner Tage. Seine Gedichte tragen im allgemeinen das Gepräge der
20 Welterfahrenheit, des Ernstes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er sich zum Nachdenken hingezogen und er spricht das bedeutsame Wort:

„Ließen mich Gedanken frei,
So wüßte ich nicht um Ungemach.“ (I, 114a.)[2])

25 Er stellt sich uns in einem seiner Lieder dar, auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen daraufgestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Wesen seiner Dichtung, und sinnreich ist er in zwei Handschriften vor
30 seinen Liedern in dieser Stellung abgebildet.

Zweiter Abschnitt.

Philipp von Schwaben. Deutschlands Zwiespalt und Zerfall. Walther als Vaterlandsdichter.

Das Jahr 1198, in welchem der Dichter seinen fürstlichen Gönner in Österreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der

---

[1]) Auf die deutsche Heldensage findet sich nirgends eine Beziehung, man müßte es denn für eine Anspielung auf Walther und Hiltegund ansehen, wenn auch er, der Sänger Walther, seine Geliebte Hiltegund nennt. I, 136b.

[2]) [Vgl. Man. I, 70b, 3: Nie wart grôzer ungemach, danne es ist der mit gedanken umbegât. II, 46a, 5. I, 146b, 2.]

Geschichte der Zeit. In diesem Jahre wich der Friede, der in den letzten Jahren Kaiser Friedrichs I. und während der Regierung Heinrichs VI. in Deutschland geherrscht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI. war im Herbst 1197 zu Messina gestorben, sein 5 dreijähriger Sohn Friedrich blieb, unter Vormundschaft des Papstes, als König in Sizilien. Die deutschen Fürsten hatten ihn noch bei Lebzeiten seines Vaters als Nachfolger auf dem deutschen Throne anerkannt. Aber Innozenz III., der kurz nach des Kaisers Hintritt, im kräftigsten Alter, zum Oberhaupt der 10 Kirche gewählt worden, wollte nicht wieder die Vereinigung der deutschen Krone mit der sizilischen dulden. Er fand diese Vereinigung gefährlich für die Kirche, und erklärte, da Friedrich noch nicht getauft gewesen, als man ihn zum römischen König erwählt, so brauche man sich hieran nicht zu kehren. Den Deut- 15 schen war nicht mit einem Kinde geholfen. In dem sechsten Monat war das Reich verwaist.

Philipp von Schwaben, des verstorbenen Heinrichs Bruder, hatte anfangs versucht, seinem unmündigen Neffen die Thronfolge zu erhalten, bald richtete er selbst sein Absehen auf die 20 Krone. Auch diesem Hohenstaufen arbeitete der Papst entgegen. Mit Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachsen wurde von den Fürsten um das Reich unterhandelt. Nachher ordnete der Erzbischof von Köln und andre, mehrenteils geistliche Fürsten, von päpstlichem Einfluß geleitet, eine Gesandtschaft an Otto von 25 Braunschweig ab, um ihn zum Throne zu berufen. Die Reichskleinode, auf deren Besitz man damals großen Wert legte, waren in Philipps Händen.

Schon früher war ein falsches Gerücht von Kaiser Heinrichs Tode das Zeichen zu allgemeiner Auflösung der gesellschaftlichen 30 Ordnung gewesen. Jetzt, nach des Kaisers wirklichem Hintritt, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. „Als ich aus Tuscien nach Deutschland zurückgekommen,“ schreibt Philipp an Innozenz III.[1]), „fand ich das ganze Land in nicht geringerer Verwirrung, als irgend das Meer von allen Winden zerwühlt wer- 35 den könnte.“

Die ersten Lieder unsres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entstehung bestimmter nachweisen können, beziehen sich auf diese Ereignisse. Ernstes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlands, Anklage des Papstes, dessen Umtriebe den 40

---

[1]) Registr. Innocent. III. ep. 136. S. 147.

Zwiespalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.

„Ich saß auf einem Steine[1]),
Da deckte ich Bein mit Beine,
Darauf setzte ich den Ellenbogen,
5 Ich hatte in meine Hand[2]) geschmogen
Das Kinn und eine Wange;
Da dachte ich mir viel bange,
Wie man zur Welte sollte leben.
10 Keinen Rat konnte ich mir geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Der keines nicht verdürbe:
Die zwei sind Ehre und fahrend Gut,
Der jedes dem andern Schaden tut,
15 Das dritte ist Gottes Hulde,
Der zweien Übergulde;
Die wollte ich gerne in einen Schrein.
Ja leider! möchte das nicht sein,
Daß Gut und weltlich' Ehre
20 Und Gottes Huld je mehre
Zusammen in ein Herze kommen.
Steige und Wege sind eingenommen,
Untreue ist in der Saße,
Gewalt fährt auf der Straße,
25 Friede und Recht sind beide wund,
Die drei haben Geleites nicht, die zwei werden denn eh' gesund."

geschmogen] geschmiegt. — Übergulde] was mehr als jene gilt. — In der Saße] seßhaft. [Ulrichs von Turheim Tristan 558. 30 Alt Meister-Gesangbuch S. 48. DCXII: saze. Suchenwirt II, 41.] — Die drei] nämlich Gut (Reichtum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wiedergenesen sind und die Straße frei machen.

35 „Ich sah mit meinen Augen
Der Menschen Tun und Taugen.
Da ich nun hörte, da ich sach.
Was jedes tat, was jedes sprach:

---

1) Diese Strophe ist nachgeahmt von Boppo (Man. II, 235): Ich saß auf einer Grüne usw.
2) [Vgl. Wigalois Z. 6022—6027. Chevalier au cygne I, 119, 2879: „sa main a son menton." Gui de Bourgogne S. 29: „Sa main a sa maissele, comme voir dolans hon."]

Zu Rome hörte ich lügen
Und zweene Könige trügen.
Davon hub sich der meiste Streit,
Der eh' ward oder immer seit.
Da sich begannen zweien 5
Die Pfaffen und die Laien,
Das war eine Not vor aller Not,
Leib und Seele lag da tot.
Die Pfaffen stritten sehre,
Doch ward der Laien mehre; 10
Das Schwert legten sie da nieder
Und griffen zu der Stole wieder,
Sie bannten, die sie wollten,
Und nicht den sie sollten.
Da störte man manch Gotteshaus, 15
Da hörte ich ferne in einer Klaus
Viel starker Ungebäre;
Da weinte ein Klausenere,
Er klagete Gott sein bitteres Leid:
O weh! der Pabest ist zu jung; hilf, Herre, deiner 20
Christenheit!"

seit] seitdem, nachher. — zweien] entzweien. — Pfaffen und Laien] geistliche und weltliche Fürsten, in der streitigen Königswahl. — Ungebäre] ungebärdige Wehklage. — Klausenere] der klagende Klausner, welcher mehrmals vorkommt, bedeutet die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatze zu der nunmehrigen 25 Ausartung des geistlichen Standes.

„Ich hörte die Wasser dießen
Und sah die Fische fließen,
Ich sah was in der Welte was, 30
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget[1]),
Oder Beine zur Erde bieget,
Das sah ich und sage euch das:
Der keines lebet ohne Haß; 35
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
Also tun die Vögel unter ihn'n,
Nur daß sie haben einen Sinn[2])

[1]) Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 105. Str. 14. S. 107. Str. 28 f.]
[2]) [Soltaus historische Volkslieder S. 86: Die fürsten hatten einen mutt.]

(Sie wären anders zunichte):
Sie schaffen gut Gerichte,
Sie setzen Könige und Recht
Und schaffen Herren und Knecht.
5 O weh dir, deutsche Zunge,
Wie steht deine Ordenunge!
Daß nun die Mück' ihren König hat[1])
Und daß deine Ehre also zergat!
Bekehre dich, bekehre!
10 Die Kirchen sind zu hehre,
Die armen Könige drängen dich.
Philippe! setze den Waisen auf und heiß sie treten
hinter sich." (Man. I, 102.)

diezen] tosen, rauschen. — fliezen] schwimmen. — was]
15 war. — Was kriechet] vgl. Wernhers Maria S. 28. 52. — unter
ihn'n] unter sich. — deutsche Zunge] Land deutscher Sprache. —
zergat] zergeht. — die Kirchen] die Geistlichkeit. [Ducange B. I,
S. 996 [Paris 1842. II, 362. R.] f.: „(Circulus) Circulus aureus, Coronæ simplicioris species, quae Patriciatus insigne erat
20 apud Romanos, sub imperatoribus Occidentalibus, Leo Ost. lib. 2, cap. 79: Eidem Henrico IV, Patriciatus honorem Romani contribuunt, eumque praeter Imperialem coronam aureo circulo uti decernunt. Petrus Diac. lib. 4 Chron. Casin. cap. 119 de Lothario imp.: Ipse vero in civitate coronam circuli patricialis
25 accepturus remansit. Acerbus Morena in Histor. Rerum Laudensium pag. 117 de Friderico I Imp.: Sequenti igitur proximo die Dominico praedictus Papa Paschalis cum suis Cardinalibus in ipsa Eccelsia S. Petri Missam honorifice et cum magno gaudio celebravit, ipsoque die in capite Imperatori circulum
30 aureum tantummodo imposuit. Sequenti vero die Martis, in quo fuit festum S. Petri ad Vincula, praedictus Dom. Papa Paschalis Dom. Fredericum Imperatorem et serenissimam Augustam Beatricem conjugem suam ex coronis auro purissimo, et multis pretiosissimis gemmis decoratis coronavit in ipsia
35 Eccelsia S. Petri. Circulum etiam, non coronam, Regibus tribuit Chronicon Montis-Sereni ann. 1134: Imperator celebrat Pascha Halverstat, ubi quidam de Principibus Danorum Magnus nomine, hominium ei faciens, regnum Daniae ab ipso

---

1) Die Mücken haben König unter ihnen,
Die Bienen einen Weissel, dem sie folgen,
Kein' Kreature lebet ohne Meisterschaft usw.
Der Mysnere (bei Müller DXCIII).

suscepit, et postquam praestitit juramentum, Imperatori ad Ecclesiam procedenti, circulo decoratus aureo, gladium praeportavit. An. 1152 de Friderico Imp.: Qui proximum Pentecoste Merseburg celebrans, Sueno Regi Daciae Circulum Regium concessit. Et an. 1158: Dux Bohemiae concesso sibi ab Imperatore Circulo nominatur. Circulis aureis Augustae apud Occidentales usae etiam leguntur, non coronis. Arnoldus Lubec. lib. 6, cap. 2 de uxore Philippi Suevi Imp.: Ibi quoque Regina, regio diademate, non tamen coronata, sed circulata processit. Vide Corona Ducalis. Le Roman de Garin: El fu vestu d'un paille Alexandrin. Et en son chef un chapelet d'or fin. Ailibi: Le cercle d'or li ert el chief asis". Tristan 10862. 10981. Chronik des Franziskaner Lesemeisters Detmar, nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken herausgegeben von Dr. F. H. Grautoff. 1. Teil. Hamburg 1829. S. 82. J. 1204: De koningh Philippus habde ok enen groten hof to Megdebborch, dar he ghecronet ghink mit sime wive. Maßmanns Eraclius S. 213b.] — zu hehre] zu gewaltig. [Beneckes Beiträge, S. 255, 3.] — die armen Könige] die mittellosen Thronbewerber. — den Waisen] das Reichskleinod, den Edelstein der Kaiserkrone, welchen Herzog Ernst aus dem hohlen Berge mitgenommen haben soll.

Noch im Frühjahr 1198 ward dem Dichter die Freude, Philippen gekrönt zu sehen. Das hochschwebende Lied, worin er seinen Jubel ausspricht, läßt kaum bezweifeln, daß er selbst der Krönung zu Mainz anwohnte.

„Die Krone ist älter, denn der König Philippe sei:
Da möget ihr alle schauen wohl ein Wunder bei,
Wie sie ihme der Schmied so eben recht gemachet.
Sein kaiserliches Haupt geziemet ihr also wohl,
Daß sie zu Rechte niemand scheiden soll;
Jedwedes nicht des andern Tugend schwachet.
Sie lachen beide einander an,
Das edel Gesteine und der junge süße Mann;
Die Augenweide sehen die Fürsten gerne
Wer nun des Reiches irre geh',
Der schaue, wem der Waise ob seinem Nacken steh'!
Der Stein ist aller Fürsten Leitesterne." (I, 127b.)

zu Rechte] mit Recht. — Tugend] Wert. — schwachet] schwächet, verringert.

Das angenehme Bild, das Walther von seinem Könige gibt, bestätigen die Worte des Geschichtsschreibers. Nach der

Beschreibung der urspergischen Jahrbücher war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, fast schwächlichem Körperbau[1]).

Der Dichter begnügt sich nicht, Philippen zum Throne be-
5 rufen und auf demselben begrüßt zu haben. Er gibt dem neuen Könige noch das Mittel an, seine Herrschaft zu befestigen und auszubreiten. Dieses Mittel findet er in der Milde, der dankbaren Freigebigkeit gegen diejenigen, die sich dem Könige versöhnt und verpflichtet haben, der rückhaltlosen Ausspendung von
10 Gaben und Ehre.

„Philippe, König hehre!
Sie geben dir alle Heiles Wort
Und wollten Lieb nach Leide.
Nun hast du Gut und Ehre,
15 Das ist wohl zweier Könige Hort,
Die gib der Milde beide!
Die Milde lohnet, wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Darnach man ausgeworfen hat;
20 Wirf von dir mildigliche!
Welch' König der Milde geben kann,
Sie gibt ihm, das er nie gewann,
Wie Alexander sich versann:
Der gab und gab, da gab sie ihm alle Reiche."
25 (I, 113a.)[2])

Das ist wohl usw.] (Lesart der Pf. Hds. 357) Reichtum und Ehre, jedes für sich schon, ist der Hort, Schatz, eines Königs. (Vgl. I, 135b: „zwei Kaisers Ellen" d. h. Stärke, Kraft.) — sich versann] inne ward.

30 Die Geschichte beweist, daß Philipp wirklich in diesem Sinne gehandelt. Wie er überhaupt die gelinden Wege den gewaltsamen vorzog, so suchte er besonders durch reiche Gaben an Geld und Ländereien Feinde zu beseitigen und Anhänger zu gewinnen. Seinem gefährlichsten Mitbewerber um die Krone, dem Herzog
35 Berthold von Zähringen, hatte er für dessen Rücktritt 11000 Mark bezahlt. Seine Freigebigkeit war so groß, daß er damit nicht,

---

[1]) Chron. Abb. Ursperg: „Erat autem Philippus animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis, in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri, magis tenui quam grossa."

[2]) [Vgl. Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours B. 5, S. 196. Anc non crec usw. S. 320. Per dar conquis usw.]

wie Alexander, alle Reiche gewann, sondern selbst die anererbten Lande nur noch dem Namen nach behielt.

„Als er," so erzählen die urspergischen Jahrbücher, „kein Geld hatte, um seinen Kriegsleuten Sold zu bezahlen, fing er zuerst an, die Ländereien zu veräußern, die sein Vater, Kaiser Friedrich, weit umher in Deutschland erworben hatte, so daß er jedem Freiherrn oder Dienstmann Dörfer oder angrenzende Kirchen versetzte. Und also geschah es, daß ihm nichts übrig blieb, außer dem leeren Namen des Landesherrn und denjenigen Städten und Dörfern, worin Märkte gehalten werden, nebst wenigen Schlössern des Landes."

Dessen unerachtet vermochte er es nicht allen zu Danke zu machen, und selbst Walther wirft ihm in einem andern Liede vor, daß er sich nicht so recht im Geben gefalle. Er erinnert Philippen an den milden Saladin[1]), welcher gesagt, Königes Hände sollten durchlöchert sein, und an den König von Engelland (Richard Löwenherz), den man seiner Mildtätigkeit wegen so teuer ausgelöst (I, 127 b)[2]).

Auch hatte Philipp mit all seiner Freigebigkeit nicht verhindern können, daß gleich nach seiner Krönung Otto von Braunschweig als Gegenkönig aufgestellt wurde, mit dem er bis an seinen Tod zu kämpfen hatte. Wie einst in den Vätern, Friedrich dem Rotbart und Heinrich dem Löwen, so standen jetzt in den Söhnen, Philipp und Otto, Gibelinen und Welfen sich drohend gegenüber.

Wir haben zuvor gesehen, in welch heiterem Lichte unserm Dichter seine frühere Lebenszeit erscheint. Mit stets düsteren Farben malt er die Gegenwart. Er klagt um die alte Ehre, um die alten getreuen Sitten. Treue und Wahrheit sind viel gar bescholten. Leer stehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter saßen ehe. Recht hinket, Zucht trauert und Scham siechet. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue ihren Samen ausgestreut auf allen Wegen, der Vater findet Untreue bei dem Kinde, der Bruder lügt dem Bruder, geistlicher Orden selber trüget, der uns doch zum Himmel leiten sollte. Der Dichter erkennt hierin

---

[1]) [Bruder Wernher, Alt Meister-Gesangbuch S. 3. LXI: des milten Salannes hant gesete um ere nye so witen scatz. Friberg, Tristan V. 4515. Docen, Misc. I, 98. VII. Vgl. Turnei von Nanteiz in Maßmanns Denkmälern, I, 138.]

[2]) Richard war zu Ende des Jahres 1192, als er auf der Rückkehr aus dem Heiligen Lande durch das Gebiet Leopolds VI. von Österreich, den er in Palästina beleidigt hatte, verkleidet reisen wollte, erkannt und festgesetzt worden. Leopold überließ seinen Gefangenen um 60 000 Mark Silbers an Kaiser Heinrich, der Richarden wegen dessen Verbindung mit Tankred von Sizilien übel wollte. Nun wurde Richard vom Kaiser in harter Gefangenschaft gehalten und erst zu Anfang des Jahres 1194 gegen ein Lösegeld von 100 000 Mark, das die Engländer mit großer Anstrengung zusammengebracht hatten, in Freiheit gesetzt.

die schreckbaren Zeichen des nahenden Weltgerichts (I, 121a. 107b. 112a. 128a).

Mit tiefem Kummer hält er dem politischen und sittlichen Verfalle seines Vaterlandes dessen früheren Glanz entgegen:
5 „O weh! was Ehren sich fremdet von deutschen Landen! Witz und Mannheit, dazu Silber und Gold!“ (I, 103b.) „Ich sah hievor einmal den Tag, da unser Lob war gemein allen Zungen, wo kein Land uns nahe lag, es begehrte Sühne oder es war bezwungen. Reicher Gott! wie wir nach Ehren da rungen!“
10 (I, 106a.)

Er rügt hierbei die Entartung und Zuchtlosigkeit des jüngeren Geschlechts. Vormals rieten die Alten und taten die Jungen. Jetzt haben die Jungen die Alten verdrungen und spotten ihrer. Junge Altherren[1]) sieht man und alte Jung-
15 herren. Und wenn gleich Walther einmal behauptet, niemand könne mit Gerten Kindeszucht behärten, wen man zu Ehren bringen möge, dem sei ein Wort als ein Schlag, so tadelt er doch anderswo die Väter, daß sie Salomons Lehre brechen, nach welcher den Sohn versäume, wer den Besen spare (I, 106.
20 126b. 129a).

Unrecht würde dem Dichter geschehen, wenn wir in seinem Lobe der Vergangenheit und Tadel der Gegenwart die bloße Vorliebe für verlebte Jugendzeit erblicken wollten. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber sind in vollkommener Überein-
25 stimmung mit seiner Schilderung des Zustandes, in welchen Deutschland durch die doppelte Königswahl versetzt wurde.

„Damals“, sagte der Abt von Ursperg, „fingen die Übel an, sich auf der Erde zu vervielfältigen. Denn es entstand unter den Menschen Feindschaft, Trug, Untreue, Verrat, womit
30 sie sich gegenseitig in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung, Verheerung, Landesverwüstung, Brand, Aufruhr, Krieg. Jedermann ist jetzt meineidig und in die vorbesagten Frevel verstrickt. Wie das Volk, so auch die Priesterschaft. Die Verfolgung ist so groß, daß niemand mit Sicherheit von
35 seinem Wohnort ausgehen kann, auch nur in den nächsten Ort.“

In dem allgemeinen Zwiespalt nahmen auch die Sänger verschiedene Wege. Wenn Walther von der Vogelweide Philipps Krönung feierte, so geleitet Wolfram von Eschenbach den Gegen-
40 könig Otto zu seiner Weihe[2])

---

[1]) [Alt Meister-Gesangbuch S. 40. DLIX: alt herren.]
[2]) Oranse S. 176b. Vgl. Titurel Kap. 27. Str. 4096.

Zu den Anhängern Philipps gehörten der Herzog Bernhard von Sachsen, früher selbst Bewerber um den Thron, und der Erzbischof von Magdeburg[1]). Nach dem thüringischen Feldzug im Jahr 1204, der sich mit der Unterwerfung des Landgrafen Hermann endigte, oder als im Jahr 1207 Philipp, mit Otto unterhandelnd, sich in jener Gegend befand[2]), mag es geschehen sein, daß er die Weihnachten zu Magdeburg feierte. Walther war bei dieser Feier anwesend; in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit seiner Gemahlin, der griechischen Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachsen.

„Es ging eines Tages, als unser Herre ward geborn
Von einer Magd, die er sich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philippe schöne.
Da ging eins Kaisers Bruder und eins Kaisers Kind
In einer Wat, wie auch der Namen zweene sind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Er trat viel leise, ihm war nicht jach;
Ihm schlich eine hochgeborne Königinne nach,
Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Gallen.
Die Zucht war nirgend anderswo,
Die Thüringer und die Sachsen dienten da also,
Daß es den Weisen mußte wohl gefallen.“ (I, 127b.)

Magd] Jungfrau. — eines Kaisers Bruder] Philipp war Bruder Kaiser Heinrichs VI. und Sohn Kaiser Friedrichs I. — Wat] Gewand. [Walther Man. I, 122a, 3: Fründin und frowen in einer wete wolde ich an in einer gerne sehen. H. Georg 1 bis 4.] — schlich] Vgl. Trist. 10894 f. 11013. 11084.] — Rose ohne Dorn, Taube sonder Galle] Beinamen, die sonst auch der heiligen Jungfrau gegeben werden. — Zucht] Hofzucht, Hofdienst. — den Weisen] den Kennern.

Dem königlichen Paare, das uns hier im Glanze der Macht und des Glückes erscheint, sind finstre Geschicke bereitet. Kurze Zeit nachher, 1208, fällt Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Rose ohne Dorn, verwelkt am Kummer über seinen Tod.

Wir haben die schmerzliche Klage des Dichters über den Verfall von Deutschland vernommen. Es hat uns daraus eine

---

[1]) „De Saxonia quidem habuit [Philippus] ducem Bernhardum, marchionem Moesiae et alios principes saeculares potentissimos, insuper archiepiscopos magdeburgensem et bremensem et suffraganeos eorumdem.“ Chron. Ursp.

[2]) Diese Zeit vermutet Köpke a. a. O. S. 16.

seiner schönsten Eigenschaften angesprochen, die Vaterlandsliebe. Dieses edle Gefühl ist die Seele eines bedeutenden Teils seiner Dichtungen. Überall erregt es ihn zu der lebhaftesten Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat, wie er, die Eigentümlichkeit seines Volkes erkannt und empfunden. Wie bitter wir ihn vorhin klagen und tadeln hörten, mit stolzer Begeisterung singt er anderswo den Preis des deutschen Landes, vor allen andern, deren er viele durchwandert:

„Ihr sollt sprechen: willekommen!
Der euch Märe bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habet vernommen,
Das ist gar ein Wind, nun fraget mich!
Ich will aber Miete,
Wird mein Lohn halb gut,
Ich mag leichtlich sagen, das euch sanfte tut;
Seht, was man mir Ehren biete!

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Märe, daß sie desto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne große Miete tu' ich das.
Was wollt' ich zu Lohne?
Sie sind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge und bitte sie keines mehr,
Als daß sie mich grüßen schöne.

Ich hab' Lande viel gesehen
Und der besten nahm ich gerne wahr.
Übel müsse mir geschehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,
Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, ob ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis an den Rhein
Und herwider bis ins Ungerland,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte schauen
Gut Geläß und (schönen) Leib
So mir Gott! so schwüre ich wohl, daß da die Weib
Besser sind, denn anderswo die Frauen.

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Gleich den Engeln sind die Weib gethan;
Wer sie schilt, der ist betrogen,
Anders könnt' ich nimmer sein verstahn.
Tugend und reine Minne, 5
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel;
Lange müsse ich leben darinne!" (I, 119b.)

Märe] Nachricht, Botschaft. — ein Wind] ein Nichts. — Miete] Bezahlung, Botenlohn. — sanfte tut] wohl tut. — Sie 10 sind mir usw.] Vgl. Nibel. V. 2240. — dar] dahin. — Kann ich rechte schauen] das Benehmen (Gelässe) und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurteilen, galt für eine schätzbare Eigenschaft. Vgl. Nibel. V. 2385. Ulr. v. Lichtenst. Frauend. S. 20. Man. II, 24a. 36a. — die Weib] die Weiber, ebenso Mann, 15 Männer. — [Weib, Frauen] Vgl. Man. I, 49b, 5.] — getan] beschaffen. — betrogen] falsch berichtet.

Dritter Abschnitt.

Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hofsänger. Des Dichters Ansichten von Fürsten und Fürstenräten, von Geburt, Freundschaft, Manneswert. Blicke in sein Inneres.

Die Sänger jener Zeit waren notwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche sich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben, diejenigen, welche den Ge- 20 sang zu ihrem Berufe gemacht, mußten sich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten sie den Höfen und Festlichkeiten gesangliebender Fürsten nachziehen. War doch der Hof des Kaisers selbst ein wandernder, bald in dieser, bald in jener Stadt des Reiches sich niederlassend. Krönungs- 25 tage, Fürstenversammlungen, Hochzeitfeste, das waren die Anlässe, bei welchen die Kunst- oder Prunkliebe der Großen sich am freigebigsten äußerte. War dazumal das gewöhnliche und häusliche Leben einfach, so waren dagegen festliche und öffentliche Zusammenkünfte desto glanzvoller. 30

Auch vom äußeren Lohne abgesehen, mußte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch sehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geistiger Erzeugnisse, sich selbst Anerkennung, seinem Liede Wirksamkeit verschaffen wollte. Darum war es den alten 35

Meistern allerdings zu tun. Reinbot von Dorn, der die Legende vom h. Georg in Gedicht gebracht hat, spricht die Hoffnung aus (V. 56 bis 63), daß sein Werk über alle deutsche Lande, von Tirol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, werde bekannt werden. Auf der andern Seite wird im Titurel (Kap. 4. Str. 542) die Besorgnis geäußert, daß der Schreiber das Rechte unrichtig machen möchte. Am sichersten aber wurde die Fälschung vermieden, wenn der Dichter selbst vortrug. Wollte er versichert sein, daß seine Tonweise richtig gesungen werde, wollte er seine eigene Fertigkeit im Gesange geltend machen, so war ohnehin sein persönliches Erscheinen erforderlich.

So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reist zu Pferde, vermutlich die Geige mit sich führend[1]). Daß er seine Lieder selbst vorgetragen, ist aus einigen derselben noch hörbar[2]). Zu Hof und an der Straße läßt er sie ertönen (I, 136b). In einem Morgengebet empfiehlt er sich unter Gottes Obhut, wohin des Landes er heute reiten möge (I, 129a). Er beruhigt seine Geliebte über seine Abwesenheit:

„Meiner Frauen darf nicht werden leid,
Daß ich reite und frage in fremde Land'
Nach den Weibern, die mit Würdigkeit
Leben (der ist viel manche mir bekannt)
Und die schöne sind dazu;
Doch ist ihrer keine,
Weder groß noch kleine,
Der Versagen mir jemals wehe tu'!" (I, 118b).

Er hat der Lande viel gesehen, wie wir zuvor ihn singen hörten. Von der Elbe bis an den Rhein und wieder bis in Ungerland hat er sich umgesehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menschen Weise erkannt (I, 131b). Am Hofe von Österreich haben wir ihn zuerst getroffen, am Hofe von Thüringen finden wir ihn jetzt wieder.

Hermann, Landgraf in Thüringen (von 1195 bis 1215), den sich Philipp in dem vorerwähnten Feldzuge von 1204

---

[1]) „Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen." (W. Hds. S. 170.) Daß Walther sich der Harfe bedient, ist aus der Stelle (I, 112) vermutet worden, wo er von der alten Lehre spricht, daß man nicht in der Mühle harpfen solle. Der Ausdruck ist aber, wie der Dichter selbst andeutet, sprichwörtlich zu verstehen.

[2]) In den Anreden: „Ja, Herre!" (I, 109b. 124b.) „Herren und Freund'!" (I, 136b.) [Der Ausdruck „ja, herre" kommt im Tristan häufig als bloßer Ausruf vor, z. B. 10 804. Vgl. 10 107. Aber auch als Anrede, 12 092.]

unterworfen[1]), behauptet eine ausgezeichnete Stelle unter den fürstlichen Freunden der Dichtkunst. Er setzte schon den Meister Heinrich von Veldecke in den Stand, seine Äneide, die ihm neun Jahre lang entwendet war, zu Ende zu führen (Eneit V. 13268 ff.). Auf seinen Anlaß bearbeitete Wolfram von Eschenbach den Wilhelm von Oranse (H. Georg V. 34 ff.) und für ihn verdeutschte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen Ovids[2]). Vornehmlich aber ist er durch den Wettstreit der Sänger an seinem Hofe zu Wartburg berühmt geworden.

Auch in dem Leben und den Liedern unsres Dichters spielt er eine bedeutende Rolle. Vor 1198 fanden wir diesen in Österreich. Alsdann folgten seine Lieder auf Philipp von Schwaben und es ist nicht anzunehmen, daß er sich an dem Hofe des Landgrafen werde aufgehalten haben, solange dieser Philipps Gegner war. Im Sommer des Jahres 1204 unterwarf sich der Landgraf. Es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich, daß Walthers Aufenthalt an dessen Hofe um das Jahr 1207 stattgefunden, in welches der Krieg auf Wartburg, worin Walther auftritt, von den thüringischen Chroniken gesetzt wird.

Dieser Wettstreit, den das vielbesprochene Gedicht in der manessischen Sammlung (II, 1 bis 16) in Wechselgesang, mit untermengter Erzählung, darstellt, hat zunächst das Lob milder Fürsten zum Gegenstand. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog von Österreich, ihm treten Wolfram von Eschenbach und andre entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt sich anfangs ungehalten auf Österreich und gibt dem König von Frankreich vor allen Fürsten den Preis. Nachher bereut er, daß er sich von dem Österreicher losgesagt, den er jetzt der Sonne vergleicht; allein über die Sonne noch stellt er den Tag, Hermann von Thüringen. Von sich selbst meldet er, wie er zu Paris gute Schule gefunden, zu Konstantinopel, zu Baldach, zu Babylon Kunst und Weisheit erlernt habe. Hieraus ist wenigstens ersichtlich, daß Walther dem Verfasser des Gedichts für einen weitgereisten und in die Tiefen der Kunst eingeweihten Meister

---

[1]) Das politische Gedicht: „Nu soll der Kaiser hehre“ usw. (I, 136 a) ist auf diese Begebenheit bezogen worden. Es ist jedoch zu bemerken, daß Philipp niemals Kaiser war, daß Walther ihn sonst überall König nennt und beiderlei Titel sehr wohl unterscheidet, z. B. in dem Liede:
„Herre Kaiser! ihr seid willekommen,
Des Königes Name ist euch benommen“ usw. (I, 103 b).
Bei dem damaligen Wechsel der Parteiung kann jenem Gedichte leicht ein späteres Ereignis zugrunde liegen.

[2]) S. den Prolog Albrechts vor Wickrams Umarbeitung seiner Verdeutschung. Frankfurt 1581.

gegolten habe. Das Gedicht, so wie es vorliegt, hat aber wohl nicht den Wolfram von Eschenbach, dem man es zugeschrieben, sondern einen spätern mainzischen Meister zum Verfasser, wenngleich Überlieferung und ältere Lieder zugrunde 5 liegen.

Wenden wir uns zu Walthers eigenen Äußerungen über sein Verhältnis zu dem Hofe von Thüringen, so ist dasjenige seiner Lieder zuerst auszuheben, mit welchem er sich dem Landgrafen erst zu nähern scheint. Er fordert jeden auf, der an 10 des edeln Landgrafen Rate sei, Dienstmann oder Freier, den jungen Fürsten um eines zu mahnen, und zwar so, daß er, der Dichter, den Erfolg davon spüre. Drei Tugenden werden an dem Landgrafen gerühmt, er sei milde, stet und wohlgezogen. Aber eine vierte noch würde ihm wohl anstehen, die nämlich, 15 daß er nicht säumig sei (I, 106a). Der Dichter mochte damit den Wunsch ausdrücken, baldmöglich von dem Landgrafen beschenkt oder in dessen Dienst aufgenommen zu werden.

In einem weiteren Liede (I, 133b) finden wir ihn dieses Wunsches gewährt. Er freuet sich, des milden Landgrafen 20 Ingesinde zu sein. Es ist seine Sitte, daß man ihn immer bei den Teuersten finde. Die andern Fürsten alle sind anfangs milde, aber sie bleiben es nicht so stetiglich. Der Landgraf war es ehe und ist es noch, darum kann er besser, denn sie, der Milde pflegen. Das Lied schließt mit den schönen 25 Worten:

„Wer heuer schallet und ist hin zu Jahre böse, als eh',
Des Lob grünet und falbet, wie der Klee.
Der Thüringer Blume scheinet durch den Schnee.
Sommer und Winter blühet sein Lob, wie in den ersten Jahren"[1]).

30 schallet] pochet, pranget. — hin zu Jahre] übers Jahr. — als eh'] wie vorher.

Wünschenswert allerdings mag das Leben an des Landgrafen Hofe gewesen sein. Der Dichter gibt eine sehr anschauliche Schilderung von diesem Hofhalt, woraus zu ent- 35 nehmen ist, daß man dort wenig von der schlimmen Zeit verspürte:

---

[1]) Im Titurel, wo des Landgrafen Hermann mehrmals rühmliche Erwähnung geschieht, heißt es von ihm (Kap. 7):

„Hermann von Thüringen Ehre
Pflag weiland, die muß immer Preises walten."

„Wer in den Ohren siech, wer krank im Haupte sei,
Das ist mein Rat, der lasse den Hof zu Thüringen frei;
Kommt er dahin, fürwahr er wird erthöret.
Ich habe gedrungen, bis ich nicht mehr dringen mag;
Eine Schar fährt aus, die andre ein, so Nacht als Tag, 5
Groß Wunder ist, daß jemand da noch höret.
Der Landgrafe ist so gemut,
Daß er mit stolzen Helden seine Habe vertut,
Der jeglicher viel wohl ein Kämpfe wäre.
Mir ist seine hohe Art wohl kund, 10
Und gälte ein Fuder gutes Weines tausend Pfund,
Da stünde doch nimmer Ritters Becher leere." (W. Hdſ. S. 170.)

erthöret] betäubt. — Kämpfe] Kämpe, ein solcher, der besonders aufgestellt ist, eine Sache im Zweikampf auszufechten, also ein auserwählter, vorzüglicher Streiter. 15

Manch unnützen Gesellen mußte die Gastfreiheit dieses Hofes anziehen. Eschenbach rügt dieses in seinem Parzival V. 8856 ff.[1]), mit Beziehung auf ein nicht mehr vorhandenes Lied unsres Dichters:

„Von Thüringen Fürste Hermann! 20
Etlich dein Ingesinde ich maß,
Das Ausgesinde hieße baß.
Dir wär' auch eines Kaien not,
Seit wahre Milde dir gebot
So manigfalten Anehang, 25
Hier ein schmählich Gedrang
Und dort ein wertes Dringen.
Drum muß Herr Walther singen:
„Guten Tag, Böse und Gut!"
Wo man solchen Sang nun tut, 30
Des sind die Falschen geehret.
Kaie hatt's ihn nicht gelehret,
Noch Herr Heinrich von Rispach usw.

Kaie] ist des Königs Artus strenger und mürrischer Seneschall, der solchen Unwesen, nach Eschenbachs Ausdruck, schärfer war, 35 denn der Biene Stachel. — Gedrang] Gedränge, Zudrang. — Die Falschen] die Schlechten. — Heinrich von Rispach] vielleicht der tugendhafte Schreiber, der im Wartburger Kriege auftritt

[1]) Aus demselben Gedichte V. 19 097 f. erhellt, daß damals Thüringen auch für das Vaterland neuer Tanzmusik galt.

und dessen Gedichte Man. II, 101. ff. aufbewahrt sind, der Henricus Notarius, H. Scriptor, welcher in thüringischen Urkunden von 1208 bis 1228 vorkommt. Mus. I, 173.

Ein wunderlicher Mann, mit Namen Gerhard Atze[1]), scheint der freudigen Gesellschaft am thüringischen Hofe zur Zielscheibe ihres Witzes gedient zu haben. Ihm hat Walther zwei Gedichte gewidmet. Das eine (I, 105a) ist durch persönliche Anspielungen rätselhaft. Das andre (I, 113a) betrifft einen scherzhaften Rechtsstreit. Der merkwürdige Fall ist dieser: Herr Gerhard Atze hat dem Dichter zu Eisenach ein Pferd erschossen. Walther klagt auf Entschädigung: das Pferd war wohl dreier Marke wert. Gerhard Atze weicht aber damit aus, daß er behauptet, das getötete Pferd sei dem Rosse blutsverwandt, das einst ihm, dem Beklagten, den Finger zuschanden gebissen. Dagegen erbietet sich Walther, mit beiden Händen zu beschwören, daß die Pferde einander nicht befreundet waren, und er ruft auf, wer ihm staben, d. h. den Eid abnehmen wolle.

Ein Kampfgenosse des Landgrafen Hermann in dessen Fehde mit König Philipp war der Graf von Katzenellenbogen, Wilhelm II., zugenannt der Reiche[2]). Derselbe mag es sein, von dem unser Dichter singt. Walther ist dem Bogener hold, ganz ohne Gabe und ohne Sold (I, 127a). Doch der Graf versteht, er beschenkt den Sänger mit einem Diamant. Dafür preist ihn dieser als der schönsten Ritter einen. Nicht nach dem Scheine lobt er die Schönheit; milder Mann ist schön und wohlgezogen, man soll die innere Tugend nach außen kehren, dann ist das äußere Lob nach Ehren, wie des von Katzenellenbogen. (Ebd.)

So wird gewöhnlich der Fürst, dem der Dichter sich nähern will, zuerst mit einem Liede ausgeforscht. Ist der Erfolg entsprechend, dann ertönt auch das vollere Lob.

Von einer großen, zarter oder unzarter sich äußernden Begehrlichkeit können die Hofsänger damaliger Zeit nicht

---

[1]) [Johannes Rohtes Chronicon Thuringiae in Menckenii Scriptor. rer. german. T. II, K. 1736: Lantgrafe Henrich der romischir Konnig starb do ane libis erbin, alzo man schreib noch Cristus gebort 1248 jar, unde darvone so entstunt groz obil in Doringin unde in Hesßin lande, wan etzliche mitwillige erbarluthe, dy tadin alzo dy nachthunde, dy enpundin werdin, unde woldin nymandis frunde syn, do sy nicht herrin obir sich hattin, Alzo hubin undir en an Herwig von Horsilgow unde Hans Atzce mit erin helffern, Dy slugin daz vihe an vor Ysenache vor zcwen torin unde vor allin dorffin, dy darumme gelegin warin, unde trebin daz dy Horsil uff. Do volgetin dy von Isenache unde von Cruczeborg, unde tadin botschaft dem vogete von Tenneberg, der sammente daz volg vor dem walde, unde die viende hattin en vorhaldin by deme Horsilberge, unde ez geschach eyn große nedirlage, Wan der von Ysenache wart vele gefangin mit en den voyt von Teneberg.]

[2]) Dillich, Hessische Chronik, 1606. T. I, S. 33.

freigesprochen werden. Sie versäumen keinen Anlaß, sich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Lobgedichte sind überall darauf berechnet. Die Milde d. h. die Freigebigkeit ist ihnen der Fürsten erste Tugend[1]). Wo ihnen nicht willfahrt wird, machen sie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des Spottes. Sie werfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart[2]).

Noch ziemlich gelinde scherzt der Unsrige über die unwirtliche Aufnahme, die er in der bayerischen Abtei Tegernsee gefunden. Es war ihm viel von dieses Hauses Ehre gesagt worden. Deshalb ritt er einst, um dahin zu kommen, mehr denn eine Meile abseits der Straße. Aber vergeblich war seine Hoffnung auf einen guten Klostertrunk:

„Ich nahm da Wasser,
Also nasser
Mußt' ich von des Mönches Tische scheiden." (I, 113a.)

Geld, Auslösung der für Zehrung versetzten Pfänder, Pferde, Kleider waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zuteil wurde. Walther sagt von einer schönen Frau, sie habe ein wertes Kleid angezogen, ihren reinen Leib. Sie sei ein wohlgekleidet Weib. Getragene Kleider hab' er nie genommen[3]), dieses nähm' er für sein Leben gern. Der Kaiser würde dieser Frau Spielmann um so reiche Gabe (I, 121b).

Wenn übrigens auch unser Dichter in diesem Werben um Gunst und Gabe der Fürsten dem Gebrauche der Zeit und dem äußeren Bedürfnisse gefolgt ist, so muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß daß er jene Tugend der

---

[1]) Das Gedicht vom Kriege auf Wartburg erhebt diese fürstliche Tugend zum vorzüglichen Gegenstande des Wettgesangs. Der Tanhuser, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, mustert in einem besondern Gedichte (Man. II, 64) die Fürsten seiner und der nächst vorhergegangenen Zeit nach eben dieser Beziehung.

[2]) Damit droht der Misner (DXCVI). Mit dem Verfalle der Kunst nimmt die Gemeinheit zu. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich. Dem Kargen, der sich selbst bedürftig stellt, wünscht der Unverzagte (III), daß seine Hand eines fremden Mannes Kleid auf seines Weibes Bette finden möge. Der Urenheimer (CCVI) sagt gerade heraus: „also man den Meister lohnet, also wischet er das Schwert". Rumelant von Schwaben (CCCLXXXI) verhehlt nicht, daß er mit seinen Lobliedern gelogen habe. Doch hat ihm ein weiser Prediger gesagt, daß hübsche Lüge nicht große Sünde sei. Der Unverzagte (XIX) äußert noch: „Man soll gnädige Heilige fern in fremden Landen suchen, so such' ich werte Leute, die ihr Gut mit Ehren zehren. Welcher Herr mir Gnade tut, der soll mein Lob hinnehmen. Sie sind heilig, die mir geben um Gottes und der Ehre willen. Die lebenden Heiligen müssen selig sein!"

[3]) So sagt auch der von Buwenburg (II, 181a):
„Wer getragener Kleider gehrt,
Der ist nicht Minnesanges wert."
Herrn Geltar dagegen (oder Gedrut, Pf. Hds. 357, Bl. 24b) ist es not nach alter Wat (II, 119b). Auch der Chanzler zeigt sich lüstern nach reicher Herren alter Wat (II, 246b).

Milde auf wahrhaft dichterische Weise gepriesen, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe sich einen freien Blick und einen würdigen Sinn erhalten. Es erscheint angemessen, jetzt 5 auch diese edlere Seite herauszuheben.

Nicht die bloße Freigebigkeit ist es, darum er die Fürsten in Anspruch nimmt, weit umfassender hat er den Kreis ihrer Pflichten erkannt:

„Ihr Fürsten[1]) tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
10 Seid gegen Freunde sanfte, gegen Feinde traget Hochgemüte,
Stärket Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß mancher Mensch seinen Leib, sein Gut muß euch zu Dienste kehren!
Seid milde, friedebar, laßt euch in Würde schauen!
15 So loben euch die reinen süßen Frauen.
Scham, Treue, ehrebringende Zucht sollt ihr gerne tragen!
Minnet Gott und richtet, was die Armen klagen!
Glaubt nicht, was euch die Lügenere sagen,
Und folgt gutem Rate, so möget ihr im Himmelreiche bauen!"
20 (I, 132b.)

tugnet] machet tüchtig, veredlet. — minnet] liebet. Minne ist Liebe in jeder Bedeutung. — bauen] wohnen, dereinst Bürger des Himmelreichs werden.

Noch in andern Liedern warnt er die Fürsten vor falschem 25 Rate. Er will sie lehren, wie sie jeglichen Rat wohl mögen erkennen. Der guten Räte sind drei, drei böse stehen zur linken Hand dabei. Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre, das sind die guten. Wohl ihm, der diese lehret! den möchte ein Kaiser nehmen an seinen höchsten Rat. Die drei 30 bösen heißen: Schade, Sünde und Schande (I, 105b).

Besonders wird derjenige, wes Standes er sei, für einen Schalk erklärt, der seinen Herren lehre, zu lügen oder das Angelobte nachher zu versagen, und der so die Biedern schamlos mache:

35 „Erlahmen müssen ihm die Beine, so er sich zu dem Rate biege!
Sei aber er so hehr, daß er dazu sitze,
So wünsche ich, daß seine ungetreue Zunge müsse erlahmen"[2]).
(I, 130b.)

---

[1]) [Vgl. der Unverzagte XVI bei Myller, Alt Meister-Gesangbuch S. 35.]
[2]) [Vgl. Müller T. II, der Unvurzaghete, S. 34. XI.]

Die Herren selbst, welche so durch glänzende Versprechungen täuschen, vergleicht Walther den Gauklern, die unter dem Hute jetzt einen wilden Falken, jetzt einen stolzen Pfau, jetzt gar ein Meerwunder vorweisen; am Ende aber ist es weiter nichts als eine Krähe. „Wär' ich dir stark genug," ruft er solchem Gaukler zu, „ich schlüge dir die falsche Gaukelbüchse an dein Haupt!" (I, 132b). 5

Der Umgang mit den Mächtigen hat das Urteil des Dichters über die wahren Vorzüge der Menschen keineswegs getrübt. Er sucht diese nicht in der Geburt. Kräftig spricht er sich über den Ursprung aller Sterblichen aus gleichem Lehm und über ihre Gleichheit vor dem höchsten Herrn aus: 10

„Wer ohne Furcht, o Herr Gott,
Will sprechen deine zehn Gebot'
Und brichet die, das ist nicht wahre Minne. 15
Dich heißet Vater mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will[1]);
Der spricht die starken Wort' aus schwachem Sinne.
Wir wachsen all aus gleichem Dinge,
Speise frommet uns, sie wird ringe, 20
So sie durch den Mund hin fährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte scheiden[2]),
Der ihr Gebeine bloßes fünde
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde),
So Gewürme das Fleisch verzehrt? 25
Ihm dienen Christen, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt." (I, 128b.)

„Der Teufel, wenn er sichtbar daher käme," sagt Walther ein andermal, „wäre mir nicht so verwünscht, als des Bösen böser Sohn. Von der Geburt kommt uns weder Frommen 30 noch Ehre" (I, 129a).

Die erworbenen, selbstverdienten Freunde zieht er den angebornen, den Magen, vor:

„Mann, hochgemagt, an Freunden krank,
Das ist ein schwacher Habedank; 35
Baß hilfet Freundschaft ohne Sippe.
Laß Einen sein geborn von Königes Rippe,
Er habe denn Freunde, was hilfet das?

[1]) [Bertholds Predigten S. 77. 135
[2]) [Laßbergs Liedersaal III, 574.]

Magschaft ist selbstgewachs'ne Ehre,
So muß man Freunde verdienen sehre.
Mag' hilfet wohl, Freund vieles baß." (I, 126 b.)

hochgemagt] der hohe Magen, Blutsverwandte, hat. — krank] schwach, arm. — Habedank] Entgelt, Ersatz. — So] den Gegensatz bezeichnend. — verdienen] durch Dienst, mühsam erwerben.

Den wahren Wert des Mannes begründen ihm drei Eigenschaften: Kühnheit, Milde, besonders aber Treue. „An Weibes Lobe," meint er, „stehet wohl, daß man sie schön heiße. Manne stehet es übel, es ist zu weich und oft zum Hohne. Kühn und mild und daß er dazu stete sei, so ist er viel gar gelobt. Ihr müsset in die Leute sehen, wollt ihr sie erkennen; niemand soll außen nach der Farbe loben (I, 134 a). Gewissen Freund, versuchtes Schwert soll man zu Nöten sehen" (I, 131 b)[1].

Ihm grauset, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Freundes Lächeln soll sein ohne Missetat, lauter wie das Abendrot, das liebe Märe kündet. Wes Mund mich trügen will, der habe sein Lachen hin! Von dem nähme ich ein wahres Nein für zwei gelogene Ja (I, 131 a).

Gott, der ein rechter Richter heißet in der Schrift, sollte das geruhen, daß er die Getreuen von den Falschen schiede; hienieden noch, denn jenseits werden sie wohl gesondert. Gerne sehe ich an ihrer etlichem ein Schandenmal, der sich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. O weh! daß Gott nicht zorniglich an denen wundert! Wer mit mir fährt von Hause, der fahr' auch mit mir heim! Des Mannes Mut soll fest sein, als ein Stein, an Treue grad und eben, wie der Stab am Pfeile (W. Hds. S. 151).

So streng der Dichter hier und anderwärts gegen alles eifert, was er für schlecht erkannt hat, so scharf er auch zu spotten versteht, so erscheint dennoch sein Innerstes ungemein weich und milde. In sittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Ängstlichkeit aus, womit er vorzubeugen sucht, daß sein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich

[1]) Die Pf. Hds. 357, Bl. 20, hat das Lied, welches mit diesem Satze schließt, unter denen des Truchsessen von St. Gallen. „Getreuer Freund, versuchtes Schwert, die zweene sind in Nöten gut!" sagt auch Bruder Werner (LVIII). Die Rede ist sprichwörtlich, wie jenes Lied selbst andeutet. Walther läßt zuweilen ein Sprichwort (ein alt gesprochen Wort, wie Ulrich von Winterstetten sich ausdrückt, Beneckes Ergänz. S. 220. Vgl. Fragm. de bell. Carol. M. contr. Sarac. Z. 1011) einfließen, als: „In der Mühle harpfen" (I, 122. Vgl. Freigedank, V. 1559 f.). „Guter Mann ist guter Seiden wert (I, 115 a). „Sind je doch Gedanken frei" (I, 121 b). Vgl. Dietmar von Ast: „Gedanken, die sind ledig frei" (I, 40 a). [Fribergs Tristan V. 2188 ff. 4847 ff.]

den Unschuldigen verletze (z. B. I, 107b, 6. 120b, 3). Er ist den Bösen versöhnlich, wenn sie sich bessern wollen (I, 115b, 4). Er duldet manche Unfuge, obwohl er sich rächen könnte (I, 121b, 2). Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünscht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl 5 bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unselig! das wär' aber allzuviel (I, 136b, 3).

Seine gedrückte Lage, seine Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst andrer, hat ihn eingeschüchtert und er lebt sein wahrstes Leben nur in der Einsamkeit und Heimlichkeit des 10 Gemüts. Er hütet sich, daß nicht die Leute sein verdrieße, mit den Frohen ist er froh, und lacht ungern, wo man weinet (I, 117a, 1). Er ist unschädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich steht sein Herze hoch (I, 114a 3). Er scheut sich froh zu sein, wenn es nicht andre mit ihm sind, 15 damit er nicht ihre Fingerzeige leide (I, 140a, 1 v. u.). So verhehlt er auch sein Leid und stellt sich freudenreich (I, 140b, 2 v. u.); damit hat er oft sich selbst betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen, dies Lügen war aber löblich (I, 139b, 2). 20

Seiner selbst mächtig zu sein, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

„Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selber zwinget[1]." (I, 127a.) 25

Vierter Abschnitt.

Otto IV. und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichslehen. Der Truchseß von Singenberg.

Nach dem Tode Philipps von Schwaben wurde Otto von Braunschweig allgemein als König anerkannt. Um sich der Anhänger des hohenstaufischen Hauses zu versichern, beschloß er, sich mit Philipps verwaister Tochter Beatrix zu verloben. Auf der Fürstenversammlung zu Würzburg, 1209, empfing Beatrix, 30 von den Herzogen Leopold von Österreich und Ludwig von Bayern eingeführt, des Königs Kuß und Ring. Das Hindernis der Verwandtschaft hatte der Papst, auf den hohenstaufischen Friedrich in Sizilien argwöhnisch, gern gehoben. Doch blieb

[1] [1 Sam. 17, 34—37. Sir. 47, 3 f.]

die Vermählung ausgesetzt. Otto trat den Römerzug an und wurde im Weinmond 1209 von Innocenz III. als Kaiser gekrönt. Die Ansprüche der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, der Platte und der Krone[1]), waren sich aber zu sehr entgegen-
5 gesetzt, als daß jemals ein gutes Vernehmen in die Dauer bestanden hätte. Die von Otto vorgenommene Herstellung der Reichsrechte in Italien war der Anlaß, daß sein bisheriges Einverständnis mit Innocenz sich in heftige Zwistigkeiten auflöste. Weil Otto befürchten mußte, daß der Papst ihm in dem
10 jungen Friedrich von Sizilien einen Gegenkönig aufstellen würde, brach er mit Heeresmacht in Apulien ein. Dagegen warf Innocenz auf ihn den Bannstrahl und erweckte in Deutschland durch den Erzbischof von Mainz eine Partei für den sizilischen Friedrich. Der König von Böhmen, die Herzoge von Österreich und von
15 Bayern, der Landgraf von Thüringen und viele andre erklärten den für den rechten König, dem man einst Treue geschworen, als er noch in der Wiege lag. Es wurden Boten abgeschickt, um Friedrich nach Deutschland einzuladen.

Otto, der in Apulien große Fortschritte gemacht hatte, sah
20 sich jetzt genötigt, nach Deutschland zurückzukehren. Er beschleunigte seine Vermählung mit Beatrix, aber diese starb am vierten Tage nach der Hochzeit, und nun verließen auch die schwäbischen und bayerischen Vasallen sein Heer.

Während er in Thüringen den Landgrafen, seinen vor-
25 maligen Anhänger, bekriegte, im Sommer 1212, kam Friedrich, jetzt fünfzehn Jahre alt, vom Segen des Papstes begleitet, nach Überstehung großer Gefahren und Mühseligkeiten, über das unwegsamste Alpgebirge zu Chur in Rhätien an. Der dortige Bischof und der Abt von St. Gallen geleiteten ihn nach Konstanz.
30 Zu gleicher Zeit erschien am anderen Ufer des Sees, zu Überlingen, Otto mit seinem Heer. Aber von vielen verlassen, konnte dieser sich nicht mit seinem Gegner messen. Friedrich begab sich nach Basel, unter dem Beistand des Grafen von Kiburg und andrer, denen er freigebig Lehen erteilte. Von da zog er mit stets
35 wachsendem Anhang den Rhein hinab. Otto mußte nach Sachsen entweichen und Friedrich empfing auf dem Hoftage zu Mainz die Huldigung der Fürsten. Zu Frankfurt traf der Landgraf Hermann von Thüringen zu ihm. Friedrich ritt diesem Fürsten mit großem Gefolg entgegen, umarmte ihn, nannte ihn seinen
40 Vater und führte ihn auf das ehrenvollste in die Stadt.

Auf welchem Wege Walther von der Vogelweide dem neuen

---

[1]) So bezeichnet Reinmar der alte (Man. I, 80b) die geistliche und die weltliche Macht.

König nahe gekommen sein mag, wir treffen ihn jetzt, wie er in zwei Liedern zwischen Friedrich und Otto Vergleichung anstellt.

In dem einen versichert er spottweise, Herr Otto werde ihn noch reich machen. Ein Vater hat weiland seinem Sohne die Lehre gegeben, dem bösesten Manne zu dienen, damit der beste ihm lohne. Walther ist der Sohn, Otto ist der böseste Mann, denn so recht bösen Herrn hat der Dichter nie gehabt, König Friedrich aber ist der beste, der nun lohnen wird (I, 130a). Es erhellt aus diesem Liede, daß Walther zuvor auch Ottos Dienste nachgezogen.

Otto IV., stolz und kriegerisch, dabei allzusehr von Geld entblößt, war freilich nicht der Mann nach dem Sinne der begehrlichen Sänger[1]). Auch finden wir ihn nirgends unter den Beförderern des Gesanges aufgeführt. Friedrich II., dessen Vorteil es mit sich brachte, gefällig und freigebig aufzutreten, mußte unsrem Dichter um so mehr zusagen, als sich dieser vorher schon als einen Freund des hohenstaufischen Hauses gezeigt hatte.

Noch anschaulicher, als in dem vorerwähnten Liede, mißt Walther in dem nachstehenden die beiden Könige mit dem Maßstab der Milde gegeneinander ab und zeigt, wie der junge Friedrich seinem Gegner über das Haupt gewachsen sei. Zum Verständnis dieses Gedichts muß bemerkt werden, daß Otto durch hohen Wuchs ausgezeichnet war. Der Abt von Ursperg führt sogar Ottos Stärke und hohe Gestalt als einen Grund an, der die Fürsten bewogen habe, ihn zum Throne zu berufen[2]).

„Ich wollte Herrn Otten Milde nach der Länge messen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Teil vergessen,
Wär' er so mild, als lange, er hätte der Tugend viel besessen.
Viel schiere maß ich ab den Leib nach seiner Ehre.
Da ward er viel gar zu kurz, wie ein verschroten Werk,
Mildes Mutes minder viel, denn ein Gezwerg,
Und ist doch von den Jahren, daß er nicht wachset mehre.
Da ich dem Könige brachte das Maß, wie er aufschoß!
Sein junger Leib ward beides, stark und groß.
Nun seht, was er noch wachse erst jetzo über ihn wohl riesengroß!"
(I, 130a.)

schiere] bald, schleunig. — verschroten] verhauen. — Werk]

---

[1]) Auf ihn und seine Sparsamkeit zielt vielleicht auch das weitere Spottgedicht Walthers: „Der König mein Herre" usw. (I, 130a.)

[2]) „pro eo, quod superbus et stultus, set fortis videbatur viribus, et statura procerus." Chron. Ursp. Der Verfasser dieser Chronik ist ein eifriger Anhänger der hohenstaufischen Partei.

irgend eine Kunstarbeit, eine Waffe usw. [Der Ausdruck „verschroten werc“ wird erläutert durch eine Stelle im Gedichte des Konrad von Fußesbronnen: Die (Holzstücke) da geschroten waren Die soltent lenger sin gelan usw. Die ganze Erzählung paßt hierher. H. v. d. Hagen Minnesinger 3, 108, 12.]

Diesmal aber ist es dem Dichter nicht um bloße Hofgunst, nicht um ein Geschenk an Geld oder Kleidern zu tun. Er ist des irren Lebens müde, ein Heimwesen soll ihm die Huld des Königs begründen. Lange genug ist er Gast gewesen, er sehnt sich danach, Wirt zu heißen. Ein Reichslehen, wie wir bald sehen werden, ist es, worauf er abzielt:

„Seid willekommen, Herre Gast!“ da muß ich sprechen oder neigen.
„Seid willekommen, Herre Wirt!“ dem Gruße muß ich schweigen.
„Wirt“ und „heim“ sind zween unschämeliche Namen.
„Gast“ und „Herberge“ muß man sich so viel ofte schamen.
Noch müsse ich erleben, daß ich den Gast auch grüße,
So daß er mir, dem Wirte, danken müsse!
„Seid heutnacht hie, seid morgen dort!“ was Gaukelfuhre ist das!
„Ich bin heim oder ich will heim,“ das tröstet baß.
„Gast“ und „Schach“ kommt selten ohne Haß:
Herre! büßet mir des Gastes, daß ich Gott des Schaches büße!“
(I, 131b.)

Wirt] Hausherr, Bewirter. — da muß ich sprechen usw.] auf solchen Gruß muß ich antworten oder mich dankend verneigen. — unschämeliche] deren man sich nicht zu schämen hat. — schamen] schämen. — Gaukelfuhre] Gaukelwesen, Gaukelei. — Schach] das Schachbieten. Das Gegenüberstehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachspiele (worauf Walther auch sonst anspielt, I, 137a. 138b) verglichen. Der Dichter wünscht dem erstern, daß ihn der letztere nicht in Schach setze. [Vgl. Heinrichs von Friberg Tristan V. 4158.] — kommt selten ohne Haß] wird selten gern gehört. — büßet mir] erlöset mich.

Noch dringender spricht der Dichter sein Anliegen mit folgendem aus:

„Von Rome Vogt, von Pulle König! laßt euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunst mich lässet also armen[1])!
Gerne wollte ich, möchte es sein, bei eigenem Feuer erwarmen[2]).
Ahi! wie ich dann sänge von den Vögeleinen,

[1]) „Soll ich so bei reicher Kunst verarmen und verderben!“ Der Mysnere (DXCIV).
[2]) [Nithart (Benecke S. 397, 4): Wê, wiez mir erbarmet, daz ir vuoz bî vremden viur erwarmet!]

Von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland sang!
Welch schönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank,
Der ließe ich Lilien und Rosen aus den Wänglein scheinen.
Nun reite ich früh und komme nicht heim; Gast, weh dir, weh!
So mag der Wirt wohl singen von dem grünen Klee. 5
Die Not bedenket, milder König, daß eure Not zergeh!"
(I, 131a.)

Vom Rome Vogt] häufig vorkommende Benennung der römischen Kaiser oder Könige. — Pulle] Apulien, das jetzige Königreich Neapel. — Heide] Aue.

Die Lieder rühren des Königs Herz. Der Wunsch ist erfüllt. Hören wir des Dichters Freude! 10

„Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an die Zehen
Und will alle bösen Herren desto minder flehen.
Der edle König, der milde König, hat mich beraten, 15
Daß ich den Sommer möge Luft, den Winter Hitze han.
Nun dünke ich meinen Nachbarn vieles baß getan,
Sie sehen mich nicht mehr an in Unholds Weise, wie sie weiland taten.
Ich bin zu lange arm gewesen ohne meinen Dank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Atem stank, 20
Den hat der König gemachet rein und dazu meinen Sang."
(I, 130b.)

den Hornung] die Winterkälte, das Erfrieren der Zehen. — baß getan] Komparativ von wohl getan, wohlgemacht, schön. — ohne meinen Dank] wider meinen Willen. — Ich war so usw.] Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menschenfeindlich gemacht und sein Lied verbittert. Die frohere Stimmung wird jetzt auch seinen Gesang freundlicher machen. 25

Noch ein andres Lied, dessen wir früher schon zu erwähnen hatten, feiert den glücklichen Wechsel des Schicksals. Wir sehen hier den Sänger mit der Geige, eine Tanzweise aufspielend: 30

„Da Friedrich aus Österreiche also warb,
Daß er an der Seele genas und ihm der Leib erstarb
Da führt' er meiner Kraniche Tritt in die Erde.
Da ging ich schleichend wie ein Pfau, wohin ich ging.
Das Haupt mir nieder bis auf meine Knie hing: 35
Nun richt ich es auf nach vollem Werte.
Ich bin wohl zu Feuer kommen,
Mich hat das Reich und auch die Kron an sich genommen.

Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen!
Mir ist meiner Schwere Buß,
Erst will ich eben setzen meinen Fuß
Und wieder in ein Hochgemüte steigen." (W. Hds. S. 170.)

Da führt' er] da macht er, daß ich meine Kraniche, Schnabelschuhe, nachdenklich in die Erde drückte. — nach vollem Werte] mit vollem Rechte. — meiner Schwere Buß] meiner Not Erleichterung. — eben setzen] das Gegenteil des vorigen in die Erde führen.

Diese Liederreihe dürfen wir nicht verlassen, ohne ein Gedicht des sankt-gallischen Truchsessen von Singenberg[1]) anzuführen, das einem der vorstehenden nachgebildet ist und sich auf dasselbe bezieht. Wie dort Walther den Vogt von Rom und König von Apulien anruft, so hier der Truchseß den Vogt der Welt und König des Himmels. Der Truchseß stellt dem mißlichen Lose Walthers sein eigenes behagliches und unabhängiges Leben gegenüber und bittet Gott, ihm dieses zu erhalten:

„Der Welte Vogt, des Himmels König! ich lob' euch gerne,
Daß ihr mich habt erlassen, daß ich nicht lerne,
Wie dieser und der an fremder Statt zu meinem Gesange scherne.
Mein Meister klaget so sehre von der Vogelweide,
Ihn zwinge[2]) dies, ihn zwinge das, das mich noch nie bezwang;
Das machet, daß ich mich so kaume von dem Meinen scheide,
Mir geben denn hohe Herren und ein schönes Weib ihr Habedank,
So reite ich spät und komme doch heim; mir ist nicht zu weh,
Da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee.
Das stetet ihr mir, milder Gott, daß es mir nicht zergeh'!"
(W. Hds. S. 149.)[3])

an fremder Statt] an fremdem Orte. — scherne] blicke, dreinschaue, urteile. — zwinge] quäle. — so kaume usw.] nicht leicht mein Heimwesen verlasse. — stetet] erhaltet, festigt.

---

[1]) Ein Truchseß Ulrich von Singenberg erscheint in sankt-gallischen Urkunden von 1219 und 1228 v. Arx I, 458. 459. Ulrich hieß auch, nach Tschudy, der Letzte des Geschlechts, der um 1267 starb. „Obitus Rudolfi Dapiferi militis de Eggon inter Blidegge et Singinberc" kömmt in dem 1272 geschriebenen Necrolog. Tuifburg. (Goldast, Script. Rer. Alam. B. I, S. 100) vor. In dem scherzhaften Gespräche zwischen Vater und Sohn, welches sich unter den Liedern des Truchsessen von St. Gallen (Pf. Hds. Nr. 357, Bl. 18b) findet, wird der Sohn „Rüdelin" angeredet.

[2]) [Vgl. Bertholds Predigten S. 10: ir enwissent nit, waz die lüte twinget.]

[3]) In der manessischen Sammlung I, 154a ist die Reimstellung des Liedes auf die Form des Gedichts von Walther zurückgeführt, welchem jenes nachgebildet ist.

Fünfter Abschnitt.

Walthers Minnesang.

Walther hat den König versichert, wenn er seines Wunsches gewährt, wenn ihm eine Heimat geschaffen würde, dann wollte er singen von Vögelein, von der Heide, von Blumen und von schönen Frauen. Er bezeichnet damit die Bestandteile des Minnesangs und gibt uns Anlaß, nunmehr seine eigentlichen Minnelieder zu betrachten.

Wir finden denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minneliedes: spielende Wonne und sehnendes Leid in Sommer und Winter, dienstliches Werben, Gespräch zwischen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken scheint, Hilfruf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geschlecht, das die Freuden der Liebe belauert und stört.

Gern jedoch würden wir selbst den Merker spielen, wenn wir hoffen könnten, auch hier etwas Geschichtliches aus dem Leben des Dichters zu erspähen. Aber er ist behutsam, er führt uns irre und verspottet uns.

Mancher fragt ihn, wer die Liebe sei, der er diene und bis daher gedient. Wenn ihn dieses verdrießt, so spricht er: „ihrer sind drei, denen ich diene, und nach der vierten habe ich Wunsch.“ Doch weiß es sie alleine wohl, der er vor ihnen allen dienen soll (I, 110b).

Ein andermal fertigt er die Neugierigen so ab:

„Sie fragen und fragen aber allzu viel
Von meiner Frauen, wer sie sei.
Das mühet mich so, daß ich sie ihnen nennen will,
So lassen sie mich doch danach frei.
Genade und Ungenade, diese zweene Namen
Hat meine Fraue beide, die sind ungeleich:
Der eine ist arm, der andre reich.
Der mich des reichen irre, der müsse sich des armen schamen.“
(I, 122a.)

Genade] Gnade, Liebesgunst, Erhörung. — ungeleich] ungleich. — irre] hinderlich sei. — schamen] zu schämen haben.

Dennoch scheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu sein. Man wirft ihm vor, daß er seinen Sang so nieder wende. Er muß sich und die Geliebte verteidigen. Die, sagt er, traf die Minne nie, die nach dem Gute und nach der Schöne minnen.

Doch du bist schön und hast genug. Was sie reden, ich bin dir hold und nähme dein gläsen Fingerlein[1]) (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold (I, 117a).

Auch ein Name[2]) wird genannt:

> „Meines Herzens tiefe Wunde,
> Die muß immer offen stehn,
> Sie werde denn heil von Hiltegunde[3])." (I, 136b.)

Von sich selbsten gesteht Walther, daß er nicht aller Männer schönster sei; sein Haupt sei nicht allzu wohlgetan. Es nimmt ihn wunder, was ein Weib an ihm ersehen. Sie hat doch Augen; hat ihr jemand von ihm gelogen, so beschaue sie ihn baß! Wo sie wohnt, da wohnen wohl tausend Männer, die viel schöner sind. Nur daß er auf Fuge (Sitte, auch Kunst) sich ein weniges versteht. Will sie aber Fuge für die Schönheit nehmen, so ist sie viel wohlgemut (I, 139a).

Im allgemeinen hat er von der Minne allerdings einen hohen Begriff. Der verlieret seine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne ist ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja, ohne Minne kann niemand Gottes Huld erwerben (I, 104a. 127a).

Er ermahnt die Jugend, nach Herzeliebe zu werben (I, 108a). Wer Würde und Freude erwerben will, der diene um gutes Weibes Gruß (I, 109b)! Wer gutes Weibes Minne hat, der schämt sich aller Missetat. Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib? (I, 108b.) Den Fürsten hält er als Lohn ihrer Tugenden vor, von den reinen, süßen Frauen gelobt zu werden (I, 133a). Er verwahrt sich gegen die Anschuldigung, als hätte er in seinem Sange guter Frauen übel gedacht, und er ruft männiglich zu Zeugen auf, ob deutschen Weiben jemand je besser gesprochen. Daß er die Guten von den Bösen scheide, das nur erzeuge den Haß (I, 120b). Sein begeistertes Lob deutscher Frauen, worauf er sich hier beziehen mag, ist zuvor ausgehoben worden. Man soll alle Weiber ehren, aber doch die besten baß, behauptet er anderswo (I, 120b). Die Regeln der Weisheit und Ehre, die er in einem seiner Lieder gibt, schließt er mit den Worten: „Willt du das alles übergülden, so sprich wohl den

[1]) Ein gläsen Fingerlein bezeichnet auch im Tristan (Grootes Ausgabe V. 16833) eine Sache von sehr geringem Wert. [Maßmanns Denkmäler I, 112, 220: ain glesein vingerlein.]

[2]) [I, 121b, 4: Der Name Guote?]

[3]) [Waltharius (ed. Grimm) 1408: veniens quae saucia quaeque ligavit.]

Weiben!" (I, 133b). Von der Frau seines Herzens sagt er, sie entfremde ihm alle andre, nur daß er um ihretwillen alle ehren müsse (I, 124a). Der Gedanke an gute Frauen ist ihm ein Trost in böser Zeit:

„Wer verhohlne Sorge trage, 5
Der gedenke an gute Weib, er wird erlost,
Und gedenke an lichte Tage!
Die Gedanken waren stets mein bester Trost.
Gegen den finstern Tagen hab' ich Not,
Nur daß ich mich richte nach der Heide, 10
Die sich schämt vor Leide,
So sie den Wald sieht grünen, so wird sie immer rot."
(I, 114b.)

erlost] erlöst. — gegen] vor. — hab' ich Not] banget mir.

Gleichwohl ist es nicht die tiefere und anhaltende Leidenschaft, die zärtliche Innigkeit, das Versinken in einem Gefühle, 15 was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal wenn sie in dieser Beziehung mit den Liedern andrer vorzüglichen Minnesänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge, verglichen werden. Es ist sogar nicht zu leugnen, daß mehrere an einer gewissen Trockenheit leiden. Das Selbstbewußtsein, die 20 Überlegung ist in manchen sehr vorherrschend. Einigemal gibt er der Geliebten zu verstehen, wenn sie ihm nicht hold sein wolle, so werde er sich anderwärts zu helfen wissen. Sie möge aber bedenken, daß nicht leicht jemand besser, denn er, sie loben könne (I, 123b). Doch drückt er dieses noch zärtlich 25 genug aus, wenn er sagt: Ihr Leben hat meines Lebens Ehre; tötet sie mich, so ist sie tot (I, 124b). Er vermißt sich sogar, um die schönen Tage zu klagen, die er an ihr versäumt habe. Not und Ungemach um der Liebe willen zu leiden, würde ihn nicht so sehr bekümmern, als verlorene Zeit (I, 118a). Ja, er sagt 30 einmal, Minne habe von ihm in der Woche je nur den siebenten Tag (I, 120a).

Hierbei darf nun aber nicht übersehen werden, daß er den Minnesang bis in ein sehr vorgerücktes Alter fortgesetzt. Auch in der Minne vermißt er eine verschwundene bessere Zeit; hier- 35 bevor, da man so recht minniglich warb, da waren meine Sprüche auch freudenreich; seit daß die minnigliche Minne also verdarb, seit sang auch ich ein Teil unminniglich (I, 116b). Er klagt, daß Falschheit überhandgenommen. Seit man falscher Minne mit so süßen Worten geehrt, kann ein Weib nicht wissen, wer 40 sie meine. Der die Weiber allererst betrog, der hat an Männern

und Weibern missefahren (I, 104a). Aber auch die Frauen erkennt der Dichter schuldig; daß die Männer so übel tun, das ist gar der Weiber Schuld. Hiervor stand der Frauen Mut auf Ehre; jetzt sieht man wohl, daß man ihre Minne mit Unfuge
5 erwerben soll (I, 107b). Das tut uns Männern den meisten Schaden, daß wir den Weibern gleich lieb sind, wir seien übel oder gut. Unterschieden sie uns, wie vormals, und ließen auch sich unterscheiden, das frommte uns vieles mehr, Männern und Weibern beiden (I, 116b).

10 Walther bedauert ein schönes Weib, daß ihr die Schönheit nichts nütze, seit man nicht mehr gewohnt sei, inneren Wert bei Schönheit zu finden:

„Ich will einer helfen klagen,
Der doch Freude ziemte wohl,
15 Daß in also falschen Tagen
Schönheit Tugend verlieren soll.
Hierbevor wär' ein Land erfreuet, über ein so schönes Weib:
Was soll Der nun schöner Leib?" (I, 140a.)

Aber nicht bloß in diesem Rückblick auf verlebte Zeiten zeigt
20 sich uns der Dichter als einen bejahrten Mann. Er gibt es noch näher. „Minne," sagt er, „hat einen Brauch, damit sie manchen beschwert, den sie nicht beschweren sollte. Ihr sind vierundzwanzig Jahr viel lieber, denn ihr vierzig sind; sie stellet sich viel übel, sieht sie irgend graues Haar[1]). Minne war so ganz die
25 Meine, daß ich wohl wußte all ihr Geheimnis. Nun ist mir so geschehen: kommt ein Junger jetzo her, so werde ich mit zwerchen Augen schielend angesehen. Armes Weib! wes mühet sie sich? Weiß Gott! ob sie auch Toren trüget, sie ist doch älter viel, denn ich (I, 120a).

30 Noch mehr! Walther versichert, wohl vierzig Jahre und drüber habe er von Minne gesungen (I, 122b). Darum auch kein Wunder, wenn manche seiner Lieder nicht mehr die Frische jugendlichen Lebens atmen! Er sagt sich am Ende feierlich von der Minne los; sein Minnesang möge nun andern dienen und
35 ihre Huld werde dafür sein Teil. Er segnet sich, daß er auf der Welt so manche froh[2]) gemacht, Mann und Weib. Aber von der vergänglichen Minne, die nichts weiter ist, als vom Fische der Grat[3]), wendet er sich jetzt zu der steten, ewigen[4]) (I, 123a).

---

[1]) „Die Weiber hassen graues Haar," führt schon Heinrich von Veldecke (Man. I, 20a) als altes Sprichwort an.

[2]) [Vgl. Man. I, 170b, 5.]

[3]) [Gotfrids von Straßburg Werke II, 106, Str. 22: Du bist ein visch unz uf den grat.]

[4]) [Ulrichs von Turheim Tristan V. 250.]

Wir müssen jedoch zurückkehren, um nun auch die Lichtseite seines Minnesanges darzulegen. Wenn dieser Dichter nicht in derjenigen Gattung von Minneliedern voransteht, deren Seele die innigste Empfindung ist, so ergreift er dagegen auch hier durch die sinnliche Kraft seiner Darstellung, durch die Anschaulichkeit und den Farbenglanz seiner Lebensbilder; Vorzüge, die er uns schon anderwärts bewährt hat. Es sind in dieser Beziehung einige etwas mutwillige Lieder nicht minder auszuheben, als andre von würdiger und hoher Art. 5

Zuerst eine Tanzweise, ein Reigen: 10

„Nehmet, Fraue, diesen Kranz!"
Also sprach ich zu einer wohlgetanen Magd.
„So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen, so ihr's auf euch tragt.
Hätt' ich viel edel Gesteine, 15
Das müßt' auf euer Haupt,
Ob ihr mir es glaubt.
Seht meine Treue, daß ich es meine!"

„Fraue, ihr seid so wohlgetan,
Daß ich euch mein Schapel gerne geben will, 20
Das allerbeste, das ich kann.
Weißer und roter Blumen weiß ich viel;
Die stehn so ferne in jener Heide,
Da sie schön entsprangen
Und die kleinen Vögel sangen, 25
Da soll'n wir sie brechen beide."

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel geleich, dem Ehr' geschieht.
Ihre Wangen wurden rot,
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht; 30
Des mußten die lichten Augen sich schämen.
Da neigte sie mir viel schöne,
Das ward mir zu Lohne;
Wird mir noch mehr, das will ich schweigend nehmen."
(I, 125a.)

seht meine Treue] man denke sich hierbei die Bewegung des Schwörens oder des Handschlags! — meine] ernstlich meine. — Schapel] Kranz, Kopfschmuck. — geleich] gleich. 35

Wie es mit dem Blumenbrechen[1]) gemeint sei, verrät ein

[1]) Anderswo singt Walther:
„Müßte ich noch erleben, daß ich die Rosen
Mit der Minniglichen sollte lesen,

weiteres Lied, an dem der hörbare Wohllaut der Singweise zu bewundern ist:

„Unter den Linden, an der Heide,
Da unser zweier Bette was,
5 Da möget ihr noch finden, schöne beide,
Gebrochen Blumen unde Gras,
Vor dem Walde, in einem Tal,
Tandaradai!
Schöne sang die Nachtigall.

10 Ich kam gegangen zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh'.
Da ward ich empfangen, hehre Fraue,
Daß ich bin selig immermeh.
Er küßte mich wohl tausendstund,
15 Tandaradai!
Seht, wie rot mir ist der Mund!

Da hatt' er gemachet, also reiche,
Von Blumen eine Bettestatt.
Des wird noch gelachet, innigliche,
20 Kommt jemand an denselben Pfad;
Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradai!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß wir da lagen, wüßt' es jemand,
25 Das hüte Gott! so schämt' ich mich.
Wes wir da pflagen, nimmer niemand
Befinde das, denn er und ich
Und ein kleines Vögelein!
Tandaradai!
30 Das mag wohl getreue sein." (I, 113b.)

So wollt' ich mich so mit ihr erkosen,
Daß wir immer Freunde müßten wesen." (I, 137b.)
Ein andrer Dichter wendet sich so an ihn:
„Hör' an, Walther, wie es mir staht,
Mein traut Geselle von der Vogelweide!
Hilfe suche ich und Rat,
Die Wohlgetane tut mir viel zuleide.
Könnten wir ersingen beide,
Daß ich mit ihr müßte brechen Blumen an der lichten Heide!"
(I, 140a.)

Vgl. Reinmar I, 81b. Nithart II, 81a. Hadloub II, 194b. 195b. Schön sagt König Wenzel von Beheim, I, 2b:
„Ich brach der Rosen nicht und hatt' ihr doch Gewalt."

was] war. — schöne beide] Beiwort des nachfolgenden: Blumen und Gras. — Friedel] Liebster. — hehre Fraue] wohl nicht Anrede an eine Vertraute, sondern Ausruf zu Marien. — immermeh] immermehr, immerfort. — tausendstund] tausendmal. — getreue] verschwiegen.

Wir lassen noch einige der kleineren Liebeslieder folgen:

„Mich deuchte, daß mir immer
Lieber würde, denne mir zumute was.
Die Blumen fielen immer
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht! da mußte ich vor Freuden lachen.
Da ich so innigliche
War im Traume reiche,
Da taget' es und mußt ich wachen. (I, 137a.)

Daß ich dich so selten grüße,
Das ist ohn' alle arge Missetat.
Ich will wohl, daß zürnen müsse
Lieb mit Liebe, wo es von Freundes Herzen gaht.
Trauren und werden froh,
Sanfte zürnen, sehre sühnen[1]):
Das ist der Minne Recht, die Herzeliebe will also. (I, 123b.)

In einem zweifelichen Wahn
War ich gesessen und gedachte,
Ich wollte von ihrem Dienste gahn,
Nur daß ein Trost mich wiederbrachte.
Trost mag es doch nicht heißen, es
Ist viel kaum ein Tröstelein[2]),
So kleine, wenn ich euch das sage, ihr spottet mein;
Doch freuet sich selten jemand, der nicht wisse, wes.

Mich hat ein Halm gemachet froh;
Er sagt, ich solle Gnade finden.
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich zuvor gesehn bei Kinden.
Höret und merket, ob sie's denne tu'!
Sie tut nicht, sie tut; sie tut nicht, sie tut; sie tut nicht, sie tut[3]).
Wie oft ich also maß, war stets das Ende gut.
Da gehört auch Glaube zu. (I, 142.)"

---

[1]) [Vgl. Man. I, 168b, 4. Tristan 13 047 ff.]

[2]) [Beneckes Beiträge S. 246, 4: fröidelin. Wiener Jahrbücher der Literatur B. 64. 1833. Anzeigeblatt S. 23. In einer testamentarischen Urkunde Friedrichs des Streitbaren: simul cum Trostelino.]

[3]) [Vgl. Alt Meister-Gesangbuch S. 43. DLXXXVI.]

Einen höheren Schwung nimmt das nachfolgende Mailied:

„So die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie gegen der spielnden Sonnen,
In einem Maien, an dem Morgen fruh,
5 Und die kleinen Vögelein wohl singen
In der besten Weise, die sie können,
Was Wonne kann sich da vergleichen zu?
Es ist wohl halb ein Himmelreiche;
Nun sprechet alle, was sich dem vergleiche!
10 So sage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat getan und täte auch noch, ersähe ich das:

Wo eine edele Fraue, schöne, reine,
Wohl bekleidt und dazu wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
15 Höfelichen, hochgemut, nicht eine,
Um sich sehend ein wenig unterstunden,
Gleich wie die Sonne gegen den Sternen steht.
Der Maie bringe uns all sein Wunder!
Was ist denn da so Wonnigliches unter,
20 Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir lassen alle Blumen stehn und gaffen an das werte Weib.

Nun wohlauf! wollt ihr die Wahrheit schauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeite!
Der ist mit aller seiner Wonne kommen.
25 Seht an ihn und seht an schöne Frauen!
Welches hie das andre überstreite?
Das beßre Spiel, ob ich das habe genommen?
Wer mich hie eines wählen hieße,
Daß ich das eine um das andre ließe,
30 Ahi! wie schnell ich danne köre!
Herr Mai, ihr müßtet Märze sein, eh' ich meine Fraue da verlöre."

(I, 116a.)

wohl gebunden] mit schönem Gebände, Kopfband. — zu viel Leuten] unter die Leute, zu einer festlichen Versammlung. — nicht
35 eine] nicht allein, mit Begleitung. — unterstunden] zuweilen. — Hochgezeite] Fest. — köre] wählte.

Die Reihe der Minnelieder schließen wir mit zwei Gesätzen, welche, ganz ihrem Inhalt gemäß, in einer von jenen volltönenden Weisen gedichtet sind, womit sonst der Dichter die Könige zu begrüßen pflegt:

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts so wonnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maientaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang, 5
Das ist gegen solcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' schöne Fraue sieht, das kann trüben Mut erfeuchten
Und löschet alles Trauren an derselben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr süßer roter Mund,
Und Strahle ausspielnden Augen schießen in Mannes Herzens- 10
grund." (I, 130 a.)

krank] schwach. — erfeuchten] erfrischen. — Strahle] Pfeile.

„Viel süße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte,
Dein keuscher Leib gibt schwellend Hochgemüte.
Dein Mund ist röter, denn die lichte Rose in Taues Blüte. 15
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihn'n wohl soll sprechen und dienen zu aller Zeit.
Der Welte Hort mit wonniglichen Freuden leit
An ihnen. Ihr Lob ist lauter und klar. Man soll sie schauen;
Für Trauren und für Ungemüte ist nichts so gut, 20
Als anzusehn ein' schöne Fraue, wohlgemut,
Wenn sie aus Herzensgrund ihrem Freunde ein lieblich Lachen tut."
(I, 130 b.)

wohl sprechen] Gutes von ihnen sprechen. — leit] liegt. — Ungemüte] Unmut.

Ein Überblick über diese Minnelieder gibt uns den Eindruck, daß in denselben der Dichter nicht von seinem Gegenstande beherrscht sei, sondern diesen mit Freiheit außer sich stelle. Zumal in den ausgehobenen Gedichten höheren Stils betrachtet er die Schönheit und den Wert der Frauen, fast ohne eigenen Anspruch, als eine glänzende Erscheinung, die er in das Ganze seiner Weltanschauung aufnimmt.

Sechster Abschnitt.

Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärntner. Der Patriarch. Ulrich von Lichtenstein.

In welcher Gegend[1]) das Lehen gelegen, das Friedrich II. dem Dichter erteilte, darüber gibt dieser keinen Aufschluß. Auch

[1]) [In dem österreichischen Privilegium vom Jahr 1156 heißt es: „Imperium quoque nullum feodum habere debet Austriae in ducatu." Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 2. Abteilung, S. 528.]

die Zeit der Belehnung ist ungewiß. Geraume Zeit nach Friedrichs Ankunft in Deutschland läßt Walther sich wieder am Hofe von Österreich treffen.

Es mag sein, daß er am Hofe Leopolds VII., der seinem
5 Bruder Friedrich, dem Gönner des Dichters, im Herzogtum nachgefolgt war, mehrmals und zu sehr verschiedenen Zeiten sich aufhielt. In Ermangelung bestimmterer Anzeigen müssen wir uns jedoch begnügen, die Gedichte, welche den Hof zu Wien betreffen, um den einen Zeitpunkt zu sammeln, der mit einiger
10 Sicherheit angegeben werden kann. Diejenigen, welche sich auf den benachbarten Hof von Kärnten beziehen, stehen mit erstern in genauem Zusammenhang.

Leopold VII. (der Glorreiche), Herzog von Österreich und Steier, ist derjenige, den im Kriege auf Wartburg Heinrich von
15 Ofterdingen vor allen Fürsten preist. Er legt Leopolds Tugend auf die Wage und fordert die andern Sänger auf, solche mit dreier Fürsten Milde aufzuwägen. Der von Österreich wünsche sich vier Hände, damit, während er mit zweien gegen die Feinde kämpfe, zwei andre den gehrenden Leuten Gabe spenden können.
20 Als er gegen den König von Ungarn den Schild an den Arm genommen, habe er zugleich zu seinem Kämmerer gesprochen: Nun schaffe, daß den Gehrenden ihre Pfänder gelöst werden! (Man. II, 1a. 4a.)

Drei Sorgen hat unser Dichter sich genommen, dreierlei
25 Dinge möcht' er gewinnen. Das eine ist Gottes Huld, das andre seiner Frauen Minne, das dritte, das sich mit Unrecht manchen Tag seiner erwehrt, ist der wonnigliche Hof zu Wien. Er will nimmer rasten, bis er diesen verdient. Dort sah man Leopolds Hand geben, ohne daß sie des erschrak (I, 105b).
30 Näher rückt er mit folgendem Liede:

„Mir ist versperrt des Heiles Tor,
Da steh' ich als ein Waise vor,
Mich hilfet nicht, was ich daran auch klopfe.
Wie möcht' ein Wunder größer sein?
35 Es regnet beidenthalben mein,
Daß mir des alles nimmer wird ein Tropfe.
Des Fürsten Milde aus Österreich
Freuet, dem süßen Regen gleich,
Beide, Leute und auch das Land.
40 Er ist eine schöne wohlgezierte Heide,
Darab man Blumen brichet wunder.
Und bräche mir ein Blatt da herunter

Seine viel milde, reiche Hand,
So möchte ich loben die viel süße Augenweide.
Hiemit sei er an mich gemahnt!“ (I, 128a.)

beidenthalben mein] zu meinen beiden Seiten. — wunder] wunderviel. 5

Es ist wahrscheinlich, daß Walther einmal von Kärnten aus gegen Wien angedrungen. In Kärnten war Bernhard, aus dem Geschlechte der Grafen von Lavanttal, von 1202 bis 1256 am Herzogtum[1]). In ihm finden wir den Kärntner unsres Dichters, den fürstlichen Freund des Gesanges, auf welchen auch im Titurel 10 angespielt wird[2]). Der Aufenthalt am Hofe dieses Fürsten wurde Walthern, wie es scheint, durch Hofränke und Kunstneid verleidet. Er hat des Kärntners Gabe oft empfangen, aber einmal geschah es, daß ihm die Kleider nicht gegeben wurden, die ihm der Fürst bestimmt hatte. Daraus entstanden Mißverständnisse, deren Er- 15 zählung der Dichter mit den Worten schließt:

„Dieser Zorn ist ohn' alle Schulde, weiß Gott, unser beider.“
(I, 132a.)

Ein andermal beklagt er sich, daß man am Hofe seinen Sang verkehre[3]). Er eifert gegen solche Schälke, zeigt sich zum weitern Gefechte gerüstet, bittet jedoch den Fürsten, selbst die Sache zu 20 untersuchen:

„Frage, was ich habe gesungen, und erfahr' uns, wer's verkehre!“
(Ebd.)

Die Gegner scheinen aber gesiegt zu haben und hierher kann es bezogen werden, wenn der Dichter sich jetzt an den Herzog von Österreich wendet: 25

„In nomine domini! ich will beginnen, sprechet: Amen!
Das ist gut für Ungelücke und für des Teufels Samen.
Daß ich nun singen müsse in dieser Weise also,
Wer höfischen Sang und Freude störe, daß der werde unfroh!
Ich habe wohl und hofelich daher gesungen, 30
Mit der Höfischkeit bin ich nun verdrungen,
Daß die Unhöfischen nun zu Hofe werter sind, denn ich.
Das mich ehren sollte, das unehret mich.

---

1) Frölich, Specimen Archontologiae Carinthiae. Wien 1758. S. 4.

2) „Ob mir ein Fürst aus Kärnthen gibt die Miete.“ Titurel Kap. 15. Freilich kann der Titurel in seiner jetzigen Gestalt nur mit Vorsicht gebraucht werden.

3) Über das Verkehren des Gesanges, d. h. Mißdeuten, Entstellen, wohl auch Parodieren desselben, hat auch der Hardegger zu klagen: Wer mir verkehret, das ich heure von dem Kaiser sang usw. (Man. II, 121b; Vgl. v. Singenberg, I, 156b, 3.)

Herzog aus Österreiche, Fürste, nun sprich!
Du wendest es alleine, sonst verkehre ich meine Zungen."
(I, 131 b.)

verkehre ich] d. h. singe auch ich unhofelich.

In einem ähnlichen Liede droht er, sich jetzt auch des scharfen
5 Sanges befleißen zu wollen:

„Da ich stets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich sehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß."

Er beschwert sich weiter, wenn er seinen höfischen Sang singe,
10 so klagen sie es Stollen, vermutlich einem von den unhöfischen
Verkehrern seines Gesangs. Der Schluß des Liedes geht wieder
auf den Herzog Leopold:

Zu Österreiche lernte ich singen und sagen,
Da will ich mich allererst beklagen.
15 Finde ich an Lüpold höfischen Trost, so ist mir mein Mut
entschwollen." (I, 131 f.)

Mehrere Lieder zeigen uns nun den Dichter wirklich an dem
ersehnten Hofe zu Wien. Einige derselben gestatten eine unge-
fähre Zeitbestimmung, namentlich beziehen sich zwei davon auf
20 den Kreuzzug des Herzogs.

Leopold VII. ließ sich schon 1208 mit mehreren Edeln des
Landes zu Neuenburg mit dem Kreuze zeichnen. Im Jahr 1213
begab er sich mit großem Gefolg nach Spanien, um die Mauren
zu bekriegen. Sodann im Jahre 1217 fuhr er mit dem König von
25 Ungarn und vielen andern nach dem Heiligen Lande. Dort be-
trieb er die Belagerung von Damiata, kehrte aber, bevor noch
diese Stadt eingenommen war, im Jahre 1219 nach Österreich
zurück[1]). Walther feiert des Herzogs glückliche Heimkehr. Ihr
seid wohl wert, sagt er, daß wir die Glocken gegen Euch läuten,
30 dringen und schauen, als ob ein Wunder kommen sei; Ihr kommet
uns sünden- und schandenfrei, drum sollen wir Männer euch
loben und die Frauen sollen euch kosen. Im übrigen geht das
Lied darauf hinaus, daß der ehrenvolle Empfang den Herzog für
den Vorwurf entschädigen solle, als hätte es seiner Ehre ange-
35 standen, noch länger über Meer zu bleiben (I, 135).

Nach der Rückkehr des Herzogs ist ein Lied gedichtet, worin
die Kargheit des österreichischen Adels gerügt wird. „Als Leopold

[1]) Chron. Claustro-Neoburg. ad ann. 1208. 1219.

spart' auf die Gottesfahrt, da sparten sie alle, als wagten sie nicht zu geben. Das war billig, daß sie ihn an Milde nicht überhöhen wollten; man soll immer nach dem Hofe leben. Die Helden aus Österreich hatten stets gehofeten Mut. Sie behielten ihm zu Ehren, das war gut. Nun gebet ihm zu Ehren, wie er nun tut, 5 und lebet nach dem Hofe! so ist eure Zucht unbescholten." (I, 132b.)

In einem andern Gedichte lehnt Walther es ab, den Herzog nach dem Walde zu begleiten. Zu Felde folgt er ihm gern, zu Walde nicht. Zu Walde will ihn der Herzog, Walther hat stets bei Leuten gelebt. Selig sei der Wald und die Heide, da möge 10 Leopold mit Freuden leben! Zieh' er dahin, Walthern lass' er bei Leuten! so haben sie Wonne beide (I, 132b).

Äußerst wohl ergeht es dem Dichter um diese Zeit. Er benennt dreier Fürsten Höfe; solang er diese weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu streichen, sein Wein ist gelesen und seine 15 Pfanne sauset. Die drei Fürsten sind: der biderbe Patriarch; zuhand dabei Leopold, der Fürst zu Steier und Österreich, dem niemand lebender zu vergleichen; der dritte: des vorigen Vetter, der wie der milde Welf gemut ist, des Lob nach dem Tode besteht (I, 133b). 20

Den Herzog Leopold kennen wir. Sein Vetter ist wohl niemand anders, als seines Vaters einziger Bruder, Heinrich, der bis in das Jahr 1223 lebte[1]). Der biderbe Patriarch aber ist uns der Partriarch von Aquileja, Berthold, aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs, der von 1218 an diese geistliche Würde be- 25 kleidete und erst 1251 starb[2]).

Ein Blick in das Leben eines andern Dichters kann diese Verhältnisse erläutern. Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist, einer der liederreichsten Minnesänger, hat bekanntlich selbst sein ritterliches Leben in dem 30 Buche „Frauendienst"[3]) beschrieben. Dieses Buch, dem geschichtliche Grundlage nicht abzusprechen ist, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Sitten damaliger Zeit, über Minnedienst und Minnesang, besonders über das Leben und Treiben der Fürsten und des Adels in Österreich, Steiermark, Kärnten und Istrien. 35 Eben diese Gegenden, wo wir Walthern zuletzt getroffen, hat

---

[1]) Chron. cit. ad ann. 1223. Wer der milde Welf sei, mit welchem Leopolds Vetter verglichen wird, getraue ich mir nicht zu bestimmen. Auch der Tanhuser (Man. II, 64a) gedenkt eines Welf von Schwaben unter den verstorbenen Fürsten, welche manchem Mann viel reicher Kleider gaben.

[2]) Frölich l. c. Tab. IV.

[3]) Frauendienst usw. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart und Tübingen 1811. Ein Abdruck der Urschrift dieses wichtigen Denkmals wird noch immer vermißt.

Ulrich von Lichtenstein, bald als Königin Venus, bald als der aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt durchzogen. Eben die Fürsten, an deren Hofe Walther gesungen, hat auch Ulrich gekannt und mit einigen derselben
5 sich im Ritterspiele getummelt. Ulrich ist jünger, als Walther, und keiner gedenkt ausdrücklich des andern, aber sie sind Zeitgenossen, und gerade in dem Zeitabschnitte, bei dem wir jetzt verweilen, begegnen sich ihre Bahnen; auch möchte sich aus Ulrichs Liedern nachweisen lassen, daß Walthers Gedichte auf ihn einge-
10 wirkt haben.

Den Herzog Leopold, Walthers Beschützer, finden wir im Buche Ulrichs von Lichtenstein[1]), wenn dieser (Kap. II.) erzählt:

„Darauf ward ich Ritter, zu Wien bei einer Hochgezeit, die ich seitdem nimmer so schön gesehen habe: da war großes Un-
15 gemach von Gedränge. Der Fürst Leupold aus Österreich gab seine minnigliche Tochter einem Fürsten von Sachsen zum Gemahl. Der edle Fürst gab dritthalb hundert Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienstmann, wohl tausend Rittern, gab der edle Fürst Gold, Silber, Roß und Kleider. Fünftausend
20 Ritter aßen da des werten Fürsten Brot, da war viel Buhurt (eine Art des Turniers) und Tanzes und manches Ritterspiel, da waren die reiche Herzogin und ihre minnigliche Tochter und manche gute Fraue.“

Das Hochzeitsfest, welches Ulrich beschreibt, hatte nach den
25 Geschichtschreibern im Jahr 1222 statt[2]). Ein ähnliches Fest, wenn nicht dasselbe, hat Walther vor Augen, wenn er so anstimmt:

„Ob jemand spreche, der nun lebe,
Daß er gesehn je größre Gebe,
30 Als wir zu Wien durch Ehre haben empfangen?
Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt' er nicht mehr länger leben[3]),
Da ward mit gute Wunders viel begangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
35 Nein! Silber, gleich als wär's gefunden,

[1]) Auch den vorerwähnten Vetter Leopolds würden wir in dem Markgrafen Heinrich von Österreich erkennen, bei welchem Ulrich von Lichtenstein Lehrling war und von dem er so viel Schönes zu rühmen weiß. Frauendienst Kap. I, S. 3. 4. Es ist aber zweifelhaft, ob hier nicht Isterreich statt Österreich zu lesen sei, denn späterhin tritt der Markgraf Heinrich von Isterreich auf.

[2]) „Solemnitas magna in Wienna fit duce auctore Liupoldo, cujus etiam filia duci Saxonum nuptiali thalamo est copulata.“ Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1222.

[3]) [Vgl. Laßbergs Liedersaal III, 569, 79 ff.]

Gab man hin und reiche Wat.
Auch hieß der Fürste durch der Gehrnden Hulde
Die Mallen von den Stellen leeren.
Ross', als ob es Lämmer wären,
Viel mancher weggeführet hat. 5
Es galt da niemand seiner alten Schulde.
Das war ein minniglicher Rat." (I, 120b.)

Gebe] Ausspendung. — Als wollt' er] Vgl. Nibelungenlied V. 171. — durch der Gehrnden Hulde] zum Besten der Gehrnden, der Sänger und andrer begehrlichen Leute, die sich bei solchen 10 Festlichkeiten zudrängten. — Mallen] Koffer. — Stellen] Gerüste, worauf die Mallen standen. — galt] bezahlte; man pflegte bei solchen Anlässen den Gehrenden die Pfänder auszulösen.

Im Verfolg seiner Geschichte (Kap. VI.) meldet Ulrich von Lichtenstein von einer Fürstensprache, die zu Freisach stattgefun- 15 den. Der Markgraf Heinrich von Isterreich[1]) wollte den Fürsten von Kärnten angreifen. Als aber Leopold von Österreich dieses vernahm, sprach er: „Das gestatte ich nicht, sondern ich will es versühnen und in kurzem einen Tag machen." Diese Gelegenheit benützten Ulrich und sein Bruder, auf einem Anger bei der Stadt 20 Freisach Ritterspiele zu veranstalten, woran die Fürsten selbst teilnahmen und über welchen man mehrere Tage lang nicht zum Hauptgeschäft kam. Am Ende war jedoch die Aussöhnung vermittelt. Unter den weltlichen Fürsten, die für dieses Geschäft versammelt waren, erscheinen Leopold von Österreich und Bern- 25 hard von Kärntenland, unter den geistlichen der Patriarch von Aquileja. Wir sehen also hier drei von den Gönnern unsres Dichters zu Ernst und Spiel vereinigt, der Verkehr zwischen ihren Höfen ist eröffnet, es sind belebte Pfade, worauf der Sänger wandelt. 30

So melden auch die Geschichtbücher, daß noch im Jahre 1229 der Patriarch von Aquileja, Leopold von Österreich und der Herzog von Isterreich nach Italien hinunterritten, um den Kaiser Friedrich mit dem Papste auszusöhnen. Leopold starb 1230 zu St. Germano in Kampanien und nur seine Gebeine kamen nach 35 Österreich zurück[2]).

Wie heimisch Walther von der Vogelweide in jenen östlichen

[1]) Dieser Markgraf Heinrich, aus dem Hause Andechs, ein Bruder des Patriarchen Berthold, war des Anteils an der Ermordung König Philipps verdächtig und wurde deshalb 1209 seiner Würden, Lehen und Einkünfte verlustig erklärt. Das Haus Andechs behauptete aber seine Ansprüche auf die Markgrafschaft. Heinrich starb um 1228.

[2]) Chron. Ursp. ad ann. 1229. Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

Gegenden war, gibt er deutlich zu erkennen. Wenn er sagt, von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab' er der Menschen Weise gemerket (I, 131b), so hat er offenbar seinen Standpunkt in der Steiermark, die von Mur und Drave durchströmt wird. Dahin zieht er seine Linien von der Seine aus, als der nordwestlichen, vom Po als der südlichen Grenze seiner Wanderungen. In einem andern Liede (I, 105b, 4) scheint er die Fürsten von Österreich, im Gegensatz zu andern Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimischen) zu nennen.

Hinwieder zeigt eine Stelle im Frauendienst S. 119, wie gangbar Walthers Gesang eben in jenen Gegenden war. Als Ulrich von Lichtenstein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her und singt ein Lied, wodurch er kundgibt, daß er gute Botschaft bringe. Dieses Lied ist die erste Strophe eines Gedichts von Walther, welches oben geliefert worden:

„Ihr sollt sprechen: willekommen!
Der Euch Märe bringet, das bin ich, usw."

„Das Lied," sagt Ulrich, „klang mir in mein Herze und tat mir inniglich wohl[1])."

Noch hören wir Walthern den Verfall des Hofes zu Wien beklagen. Die Ursache dieses Wechsels aber gibt er nicht an. Ob solche in dem 1230 erfolgten Tode Leopolds und in dem kriegerischen Geiste seines Nachfolgers, Friedrichs des Streitbaren, zu suchen sei, lassen wir dahingestellt sein. Daß Friedrich dem Gesange nicht abhold war, ergibt sich aus dem, was Nithart, Tanhuser, Pfeffel und Bruder Werner von ihm sagen. Sang er doch selbst den Frauen den Reigen, und der Tanhuser mit (Man. II, 59b)! Soviel meldet übrigens die Geschichte, daß nach Leopolds Tode fast alle seine Dienstleute sich gegen seinen Sohn Friedrich verschworen, diesen des väterlichen Erbes beraubten und nachher beinahe ganz Österreich mit Raub und Brand verwüsteten[2]).

Reinmar der Alte gibt ein Trauerlied auf den Tod Leopolds, der darin der Herr aller Freuden genannt wird (I, 68a); Walther

[1]) [Auch in dem Liede vom edlen Möringer wird eine Hofweise Walthers gesungen Vgl. Grimm, Deutsche Sagen II, 255.]
[2]) Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

hinwieder betrauert den Tod Reinmars (I, 105a) und hätte hiernach, wenn in jenem Klageliede wirklich Leopold von Österreich gemeint ist, allerdings noch in den Tagen Friedrichs des Streitbaren gelebt.

Das Gedicht selbst, worin er den Wechsel der Dinge am Hofe zu Wien schildert, ist folgendes: 5

„Der Hof zu Wiene sprach zu mir:
„Walther, ich sollte lieben dir,
Nun leide ich dir, das müsse Gott erbarmen!
Meine Würde, die war weiland groß, 10
Da lebte nirgend mein Genoß,
Denn Artuses Hof. Nun weh mir Armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir sollte schauen?
Seht, wie jämmerlich ich steh'! 15
Mein Dach ist faul, es tropfen meine Wände[1])
Mich minnet niemand, leider!
Gold, Silber, Ross' und dazu Kleider,
Die gab ich und noch hatt' ich meh.
Nun hab' ich weder Schapel, noch Gebände, 20
Noch Frauen zu einem Tanze, o weh!" (I, 129b.)

lieben, leiden] lieb, leid sein. — mein Genoß] meinesgleichen. — Gebände] Kopfbänder.

Siebenter Abschnitt.

Walthers Kunst und Kunstgenossen. Nithart. Der Meißner. Reinmar. Walthers Standpunkt in der Geschichte der deutschen Dichtkunst.

Wie sehr Walther von der Vogelweide seiner Kunst wegen von den Zeitgenossen geschätzt war, beweist nicht bloß die Gunst, 25 der er sich von den angesehensten Fürsten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiste nach, vor allen glänzte, von Kaiser Friedrich II., zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meister des Gesanges zollen ihm hohe Achtung.

Dem gepriesenen Wolfram von Eschenbach ist er wohl be- 30 kannt, wie wir bereits aus einer Stelle des Parzival ersehen haben, in welcher ein jetzt verlorenes Lied von ihm angeführt ist.

---

[1]) [Vgl. Gudrun 5579: Ludwiges egkstain mochten aus der maure reysen.]

Im Titurel, woselbst Walther als einer der hohen Meister genannt wird[1]), und im Wilhelm von Orleans des Rudolf von Ems[2]) ist gleichfalls auf Aussprüche von ihm Bezug genommen. Der Rolle, die er im Kriege auf Wartburg spielt, haben wir er-
5 wähnt.

Meister Gottfried von Straßburg, der selbst als ein feiner Hauptschmied güldene Gedichte wirkte[3]), hat in der Stelle seines Tristan, welche von den deutschen Dichtern handelt, auch den unsrigen verherrlicht. Die Liederdichter vergleicht er mit Nach-
10 tigallen, die ihre süße Sommerweise singen. Wer aber, fragt er, soll dieser Nachtigallen Panier jetzt tragen, seit die von Hagenau[4]) verstummt ist? wer soll die lebende Schar führen und weisen? Ihre Meisterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme schallet! was wun-
15 ders sie stellet! wie spähe (kunstvoll) sie organieret! wie sie ihren Sang wandelieret! Die soll der andern Leiterin sein, die weiß wohl, wo man suchen soll der Minne Melodie. (Tristan, v. Grootes Ausg. V. 4750 ff.)

Auch die Späteren erkennen Walthers Meisterschaft an. Ins-
20 besondere rühmt noch ein Meistergesang des vierzehnten Jahrhunderts seine schönen und reinen Töne[5]).

Von einer Handschrift, welche mit den Singweisen seiner Lieder ausgestattet war, sind nur noch traurige Überreste vorhanden[6]). Aber der innere Wohllaut seiner Gesänge, der sich
25 in schönen und mannigfaltigen Formen ausdrückt, welchen man

---

[1]) Im 6. Kapitel des Titurel wird der Aventeure, d. h. der romantischen Überlieferung, welche von dem seligen Leben der Hüter des heiligen Grales Kunde gibt, entgegengehalten, daß sie mit hohen Meistern in Widerspruch gerate:

„Ich mein', daß mein Herr Walther konnte sprechen,
Hulde Gottes und Gut und weltlich' Ehre.
Mitsamt wär' niemand habende."

Das Lied von Walther, worin die angezogene Stelle vorkommt (Man. I, 102), ist zuvor, Abschnitt 2, ausgehoben worden.

[2]) Nach v. d. Hagens Anführung aus der Kasseler Handschrift (Mus. I, 2, S. 563):

„Nun seid ihr doch einander gram,
Frau Minne und auch die Kindheit,
Als uns Meister Walther seit
Von der Vogelweide,
Der sang, daß ihr beide
Wäret gar einander gram."

Walthers Worte sind diese:

„Minne und Kindheit sind einander gram." (I, 112a.)

[3]) So spricht von ihm Konrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede V. 97 ff. (Grimm, Altdeutsche Wälder B. II, S. 219.)

[4]) Docen (Mus. I, 1, S. 167) vermutet unter dieser Bezeichnung nicht unwahrscheinlich Reinmar den Alten; v. Groote (Anm. zu V. 4778) glaubt, daß Hartmann von Aue darunter verstanden sei, was mir, schon nach dem Zusammenhang der Stelle, bedenklicher scheint.

[5]) Diesen Meistergesang des Lupolt Hornburg hat Docen im Mus. II, 1, S. 18 ff. aus der Würzburger Handschrift geliefert.

[6]) Docen a. a. O. S. 26.

oft ihre Singweise anzuhören meint, gibt den Lobpreisungen Gottfrieds von Straßburg und dem Zeugnisse des Meisterlieds volle Glaubwürdigkeit.

Das Gepräge der Meisterschaft erkennen wir an den Liedern unsres Dichters vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben darum sind auch seine Formen in der Mannigfaltigkeit einfach.

Es ist eine ansehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er sich vom einfachsten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweisen erhebt. Nach Abzug desjenigen, was sich der Unechtheit verdächtig macht, kann man in seinen Gedichten noch immer etliche und achtzig verschiedene Töne zählen. Er führt uns durch den hohen, den niederen und den mittleren Sang (I, 105b). Er singt, wie ein andrer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel (I, 113b). Aber stets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form, und schon der äußere Bau seiner Gedichte läßt auf ihren Gegenstand schließen. Der fröhlichen Weise des Volksliedes entspricht die Lebensfrische des Inhalts und die volleren, gezogenen Töne sind in Übereinstimmung mit der Würde der Person, an die das Lied gerichtet ist, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit der Fülle der Gedanken. Die Spiele der Reimkunst sind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er sich ihrer mäßig und versteht sie scherzhaft anzuwenden[1]). Er hat zu gewissen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück, aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermessen. Die Betrachtung und die bildnerische Darstellung lieben Stetigkeit, die Leidenschaft, die Empfindung den Wechsel der Formen. Wir haben es bei seinen Minneliedern schön gefunden, wenn er das Erscheinen einer herrlichen Frau in derselben Weise darstellt, worin er sonst die Könige feiert. Jene Gesänge vom ersten Auftreten Friedrichs II., bis wo der Dichter das Lehen empfängt, sind alle in gleicher oder verwandter Form gedichtet, sie treten dadurch in näheren Zusammenhang und bilden gewissermaßen ein episches Ganzes. Eben die Einfachheit der Formen macht sie

[1]) Z. B. in dem wunderlichen Winterliede (I, 125), das durch alle Selbstlauter reimt. Der Truchseß von Singenberg (I, 157b) und Rudolf der Schreiber (II, 181b) haben es nachgeahmt. Reime am Anfang und Schlusse der Zeilen finden sich in der Strophe: „Ob ich mich selbsten rühmen soll“ usw. (I, 121b) und den drei folgenden.

geeignet, vielfacherem Inhalt zu dienen. Selbst die großartigsten, und gerade diese wiederholt Walther am öftersten, sind nicht vielfach verschlungen; fast kunstlos folgt sich in drei langhingezogenen Zeilen der dreimalige Reimschlag. Es ist der volle
5 Wellenzug eines anschwellenden Stromes.

Walthers Gedichte bilden großenteils nur eine Strophe. Der Bau eines solchen Gesätzes ist aber genugsam in sich gegliedert, um für eine vollständige Darstellung auszureichen. Man darf Gesätze, die in derselben Weise über denselben Ge-
10 genstand gedichtet sind, darum noch keineswegs als Teile eines Gedichts betrachten; sie können sich aufeinander beziehen, eines kann aus dem andern entsprungen sein und doch jedes dabei seine Selbständigkeit behaupten, wie etwa bei einer Reihe von Sonetten über den nämlichen Gegenstand. Unser Meister setzt
15 seine Gedichte nicht zusammen, er schafft sie von innen heraus. Eben diese lebendige Entfaltung des Gedankens, des Bildes sichert dem Gedicht seine Selbständigkeit und bedingt seine Begrenzung. Ist der Gedanke dargelegt, das Bild hingestellt, so ist auch das Gedicht abgeschlossen. Bedarf ja doch gerade der
20 kräftigste Gedanke, das klarste Bild, zu seiner vollständigen Erscheinung am wenigsten der Ausführlichkeit.

In einem Teile von Walthers Gedichten findet sich die Grundform, keineswegs aber die überkünstliche Verwicklung des späteren meistersängerischen Strophenbaues. Ebenso ist die prun-
25 kende Gelehrsamkeit und der überladene Bilderschmuck der späteren Dichter ihm fremd. Er ist mehr gestaltend als bilderreich.

Wenn Frauenlob (st. 1317) in seinem Liederstreite mit Regenbog sich selbst als den Meister aller rühmt, die je gesungen und noch singen, als einen Koch der Kunst und einen Vergolder
30 des Sanges der alten Meister, Reinmars, Eschilbachs und des von der Vogelweide, die neben kunstreicher Straße den schmalen Steig gefahren seien (Man. II, 214 f.), so wird uns dieses nicht abhalten, den unvergoldeten Sang und den schmalen Naturpfad jener älteren Dichter vorzuziehen. Wir werden auf Re-
35 genbogs Seite treten, der, als erklärter Kämpfe der letzteren, behauptet, die Kunst Walthers und der andern stehe noch immer frisch belaubt und bewähre die Kraft ihrer Wurzeln (ebd. 215 b); übereinstimmend mit dem Marner, der ebenfalls Walther von der Vogelweide an die Spitze der hingegangenen Sangesmeister
40 stellt, aus deren Garten er, unwillkürlich, Blumen lesen müsse (II, 173 a).

Walther selbst ist sich seiner Meisterschaft bewußt. Er spricht von seinem werten Sange (I, 118 a). Er klagt, daß

man ihn so arm lasse bei reicher Kunst (I, 131a). Er spricht es aus, daß die Frau, von der er singe, durch seinen Sang geehrt werde; daß nicht leicht jemand sie besser loben könne; daß, wenn er seinen Sang lasse, alle, die sie jetzt loben, dann sie schelten werden; daß sie tot sei, wenn sie ihn töte (I, 123b. 124b). Ein schöner Stolz aber ist es, wenn er zugleich sich dessen rühmt, daß sein Gesang tausend Herzen froh gemacht.

Rührend ist folgende Äußerung:

„Uns hat der Winter kalt und andre Not
Viel getan zuleide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen rot
Sähe an grüner Heide.
Doch schad't es guten Leuten, wäre ich tot,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen und springen." (I, 138b.)

Die Kunst ist Walthern eine hohe Sache. Darum entrüstet er sich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derselben. Die Fuge, die Höfischheit, das höfische, hoveliche Singen stellt er dem Unfuge, der Dörperheit[1]), dem unhovelichen[2]) Singen, die Meister den Schnarrenzern[3]) gegenüber. Die Worte höfisch, höflich hatten aber dazumal einen andern und höheren Sinn, als wie sie heutzutage genommen werden. Sie bedeuteten die edlere Bildung, die feinere Sitte, wie sie an den Höfen gesangliebender Fürsten blühte.

Ungefüge Töne, so klagt er, haben das hoveliche Singen zu Hofe verdrungen, seine Würde liegt danieder, Frau Unfuge hat gesiegt. Die das rechte Singen stören, deren ist jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manche Unweise hat? Die so freventlich schallen, sie tun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien so wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, so sie gerne mehr sänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen stieße! Bei den Bauern möchte sie wohl sein, von denen ist sie hergekommen (I, 112)[4]).

Das letztere deutet merklich darauf hin, was unter diesem ungefügen Sange hauptsächlich zu verstehen sei. Es scheint

---

[1]) Man. I, 117b. In der Pf. Hdschr. 357, Bl. 38b kommt die Strophe: „Uns will schiere wohl gelingen" usw. samt den übrigen des Mailiedes unter den Liedern Lütolts von Seven vor.
[2]) [I, 107b, 3 unhovescheit.]
[3]) [Bertholds Predigten S. 165: gesneren, sneren. 194. 289. 331.]
[4]) [Vgl. Lachmanns Walther S. 103 u.]

damals in den ritterlichen Gesang die Gattung von Liedern eingedrungen zu sein, welche man unter dem Namen der Nitharte begreift. Darstellungen aus dem Dorfleben, Schwänke mit den Bauern, derb und rüstig, aber auch manchmal sehr
5 ungezogen und schmutzig. Den Eingang des Liedes macht häufig eine Beschreibung des Frühlings. Mit dem Frühling rühren sich Freude und Mutwill, und so folgt nun im Liede allerlei ländliche Lustbarkeit, Tanz und Schlägerei.

Von der angegebenen Art sind nicht bloß die meisten Lie-
10 der, welche unter dem Namen des Herrn Nithart auf uns gekommen sind, auch viele andre ritterliche Sänger haben in derselben Weise gedichtet. Der Schauplatz von Nitharts Darstellungen ist die Umgegend von Wien. Einige seiner Lieder betreffen den Fürsten Friedrich in Österland (Friedrich den
15 Streitbaren), von dessen milder Gabe ihm ein silbervoller Schrein geworden (Man. II, 72a). Der Bischof Eberhard, an den er sich gleichfalls wendet (II, 79a), ist ohne Zweifel der Erzbischof von Salzburg dieses Namens, der von 1200 bis 1246 auf dem erzbischöflichen Stuhle saß[1]). Auch erzählt Nithart
20 von einem Zuge über Meer, den er mit Kaiser Friedrich gemacht und auf dem ein heidnischer Pfeil ihn verwundet[2]).

Schon durch diese Anzeichen, denen sich weitere beifügen ließen, wird Nithart der Zeit und dem Orte nach, wenngleich als jüngerer Zeitgenosse, unsrem Dichter nahe gerückt. Es
25 sind aber auch Spuren vorhanden, daß Nithart auf Walthers Gedichte in derjenigen Weise angespielt, die wir Parodie nennen und die vielleicht unter dem früher erwähnten Verkehren des Gesanges begriffen ist.

Die mehrfache Anspielung ist in nachstehendem Liede Nit-
30 harts, dessen Name schon auf Schlimmes deutet, kaum zu verkennen:

„Sie fragen, wer sie sei, die Säldenreiche,
Der ich so hofelichen habe gesungen.
Sie wohnt in deutschen Landen sicherliche,
35 Das sag' ich den Alten und den Jungen.
Sie ist in einem Kreise, der ich diene,
Von dem Po bis auf den Sand,
Von Elsaße bis Ungerland,
In der Enge ich sie fand,
40 Sie ist noch zwischen Paris und Wiene.“ (II, 73b.)

---

1) Chron. Salisb. ad ann. 1200. 1246.

2) Leipziger Literatur-Zeitung 1812, Nr. 162. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimat, B. 1, Breslau 1818, S. 65.

Säldenreiche] Heilbringende, Wonnereiche. — Sand] Meeresufer.

Man erinnere sich hierbei derjenigen Stellen, worin Walther von seiner Länderkunde spricht, und seines zuvor (Abschnitt V) ausgehobenen Gedichts: 5

Sie fragen und fragen aber all zu viel
Von meiner Frauen, wer sie sei." (I, 122a.)

Ergötzlich ist auch sonst der Spott, den jene derberen Dichter mit dem Minnesang und dessen Überzartheit treiben. Ein solcher, Gedrut, macht sich über den Minnesänger Wachsmut 10 von Künzingen lustig; Herr Wachsmut minne seine Fraue über tausend Meilen, dennoch sei sie ihm gar zu nahe; es täte ihm so sanft, wenn er sie auf einem hohen Turme schauen und von ihrer Hand ein Ringlein empfangen sollte, das küßt' er tausendmal, läg' er aber bei der Wohlgetanen mit ihrem 15 roten Munde, nimmer würd' er sie berühren (Pf. Hds. 357, Bl. 24b). Derselbe[1]) äußert, wär' es denen Ernst, die sich also um Minne härmen, in Jahresfrist lägen sie tot; sie seien zu feist bei der Not, von der sie klagen (ebd.).

In Beziehung auf Walthern von der Vogelweide wird, 20 außer dem schon eher genannten Stolle, noch eines Herrn Volknant (in der Pf. Hds. 357 heißt er Wicman) als eines solchen gedacht, der den Meistern ihre meisterlichen Sprüche treten (Pf. Hds. irren) wolle. Walther und Volknant werden verglichen. Jener ist das Korn, dieser die Spreu; singet 25 Volknant eins, so singet Walther drei; sie gleichen sich wie der Mond und ein gewisser runder Teil des menschlichen Körpers. Herr Walther singet was er will, des kurzen und des langen viel, so mehret er der Welt ihr Spiel; Volknant jagt wie ein falscher Leithund nach Wahne (I, 113). Das 30 Lied, welches diese Vergleichungen anstellt, in einer von Walthers Weisen gedichtet, ist gleich andern, welche nicht ihm angehören, aber auf ihn Bezug haben, unter die seinigen gekommen.

Von dem Verfalle der Kunst, den schon unser Dichter 35 beklagt, zeugen auch, durch eigenes Beispiel, die Gedichte des Tanhuser, der, wie Nithart, in Friedrichs des Streitbaren Dienste war; meist Tanzreihen, zum Teil in Nitharts Geschmack, mit allerlei Gelehrsamkeit überladen und durch widerliche

[1]) Bei Man. II, 119a ist das Lied Herrn Geltar zugeschrieben.

Sprachmengerei aus dem Französischen verunstaltet[1]). Anklänge aus Walthers Liedern sind auch in diesen Gedichten unverkennbar[2]). Tanhuser überlebte den Fürsten Friedrich und beklagt dessen Tod mit der drolligen Äußerung, wer nun Toren
5 (Hofnarren) so gut halte, als Er getan (Man. II, 69a).

Freundlich sind die Verhältnisse der Kunstgenossenschaft, in welchen Walther mit dem Missener, Meißner, stand. Daß er unter dieser Benennung einen der meißnischen Markgrafen verstehe, ist nicht bloß aus dem Liede, worin er den Meißner
10 zu den Fürsten zählt, welche die Zurückkunft des Kaisers nach dessen Krönung treulich erwarten (I, 103b), sondern mehr noch aus dem äußerlich untergeordneten Verhältnisse zu schließen, in welches Walther auch da, wo er von dem Meißner als einem Dichter spricht, sich zu demselben stellt. Daß sodann unter
15 den Markgrafen von Meißen, welche in Walthers Zeit fallen, Heinrich der Erlauchte gemeint sei, dafür stimmt teils das Zeugnis Tanhusers, welcher, unter offenbarer Beziehung auf jenes Lied unsres Dichters, Heinrich den Missener aufführt (II, 64f.)[3]), teils der Umstand, daß der Markgraf Heinrich

---

[1]) Z. B.

„Daß ich wäre ihr bulz amis usw.
Ein' Riviere ich da gesach (sah),
Durch den Fores ging ein Bach
Zuthal über ein' Planüre.
Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand,
Die schöne Creatüre.
Bei dem Fontane saß die Klare, Süße von Statüre."

(II, 61a.) [Vgl. Man. II, 236a, 1: Stature.]

[2]) Z. „B. Ich bin Gast und selten Wirt, das Leben ist unstete." (II, 67b.)

[3]) Die Worte Tanhusers: „Der sein' Treue nie zerbrach" usw. entsprechen augenscheinlich dem Schlusse von Walthers Lied: „Von Gotte würde ein Engel eh' verleitet." Auch die weitere Zeile von Tanhuser: „Er sollte des Reiches Krone tragen" deutet auf die Stelle in einem andern Liede Walthers:

„Möcht' ich ihn han gekrönet,
Die Krone wäre heute sein." (I, 136b.)

Die letzteren Worte bezeichnen abermals einen fürstlichen Freund unsres Dichters. So singt Tanhuser von Friedrich von Österreich:

„In kurzen Zeiten das geschieht,
Daß man wohl eine Krone
Schöne auf seinem Haupte sieht." (II, 59.)

Köpke a. a. O. S. 13 bezieht die politische Strophe „Herr Kaiser, Ihr seid willekommen" usw. (I, 103b) auf Otto IV. und den Markgrafen Dietrich, Heinrichs Vater. Mit der Stelle bei Tanhuser (II, 64b), soferne man solcher Beweiskraft beilegen will, läßt sich diese Annahme nicht vereinigen. Der Beziehung auf Friedrich II. ist es zwar nicht günstig, daß dieser erst vierzehn Jahre, nachdem er zu Rom gekrönt worden, nach Deutschland zurückkam, und so kann auch gegen die Beziehung auf Heinrich den Erlauchten die bedeutende Altersverschiedenheit angeführt werden, welche notwendig zwischen ihm und Walthern stattgefunden; Heinrich ist im Jahre 1218 geboren. Allein auch Otto IV. blieb nach seiner Krönung zum römischen Kaiser noch dritthalb Jahre von Deutschland abwesend, und die Verschiedenheit des Alters ist kein

von Meißen selbst unter den Minnesängern erscheint. Er war von mütterlicher Seite Enkelsohn Hermanns von Thüringen, befand sich in seiner frühesten Jugend am Hofe von Österreich und vermählte sich 1234, sechzehn Jahre alt, mit Konstantia, der Schwester Friedrichs des Streitbaren. Die meißnische Chronik meldet von seiner Prachtliebe und seinem ritterlichen Hofhalt[1]).

Walther hat den Meißner im Liede gelobt, er darf nun erwarten, daß derselbe ihm wandle, Wandels Recht biete, d. h. das Lob erwidre. Für alles andre, was er sonst dem Meißner gedient, will er diesem den Lohn erlassen, nur auf das Lob verzichtet er nicht. Wird ihm das nicht, so will er auch seines zurücknehmen, zu Hof und an der Straße (I, 136). Der Künstlertrotz, womit er hier auf seinem Sängerrechte besteht, soll, wie es scheint, nur beweisen, wie hoch er eine Erwiderung von diesem Fürsten anschlagen würde.

Besser zufrieden zeigt er sich, als ihm der Meißner aus Franken ein Lied mitgebracht hat:

„Mir hat ein Lied von Franken
Der stolze Meißener gebracht,
Das fährt von Ludewige.
Ich kann es ihm nicht danken
So wohl, als er mein hat gedacht,
Als daß ich tief ihm neige.
Könnt' ich, was jemand Gutes kann,
Das teilte ich mit dem werten Mann,
Der mir so hoher Ehren gann;
Gott müsse auch ihm die seinen immer mehren!
Zufließe ihm alles Segens Fluß,
Nichts Wildes meide seinen Schuß,
Seins Hundes Lauf, seins Hornes Duß
Erhalle ihm und erschalle ihm wohl nach Ehren!" (I, 111a.)

---

entscheidendes Hindernis. Der junge Markgraf (jugendlich ist er auch in der manessischen Handschrift von seinen Liedern dargestellt) mag von dem alten Meister gelernt haben. Die Strophe „Mir hat ein Lied von Franken" usw. (I, 111 a) beweist, daß der Meißner Walthern mit Achtung behandelte, und in den Liedern Heinrichs von Meißen (I, 5. 6) könnten einige Spuren von Walthers Einflusse bemerklich gemacht werden. Man sieht, daß hier weitere Untersuchungen nicht überflüssig sind. Ein Aufsatz über Heinrich den Erlauchten als Minnesänger und Förderer deutschen Minnesangs, von K. Förster, ist neuerlich in Kinds Muse, 1821, II, 3 erschienen.

[1]) Albinus, Meißnische Land= und Berg=Chronika. Dresden 1589. S. 195.

Ludewige] es ist noch unerraten, wer dieser Ludewig sei. — gann] gönnt. — Duß] Getöse, Schall.

Daß Walther den Tod Reinmars im Liede betrauert, ist bereits erwähnt worden. Reinmar der Alte, den Walther
5 am Hofe zu Wien kennen gelernt haben mochte, ist ein trefflicher Minnesänger, berühmt unter den älteren Meistern. Seine zahlreichen Lieder sind einfach und innig, sie atmen eine sanfte Schwermut. Er hat, wie er einmal singt, die Minne noch stets in bleicher Farbe gesehen (Man. I, 66a). Auch äußert er,
10 es werde mancher ihn nach seinem Tode klagen, der jetzt leicht seiner entbehrte (I, 71a). Unser Dichter scheint nicht in völlig gutem Vernehmen mit ihm gestanden zu sein; doch beklagt er, selbst schon am Ziele seiner Jahre, den Tod desselben auf eine würdige Weise.

15 Zwei Gesätze Walthers sind dieser Klage gewidmet. In dem einen versichert er: wenn Reinmar nichts gesungen hätte, als die eine Rede: „So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!", so hätt' er verdient, daß alle Frauen stets für seine Seele bitten würden[1]).

20 Das andre lautet so:

„Fürwahr, Reinmar, du reuest mich[2])
Vieles härter, denn ich dich,
Ob du lebtest und ich wär' erstorben.
Ich will's bei meinen Treuen sagen:
25 Dich selben wollt' ich wenig klagen,
Ich klage dein' edle Kunst, daß sie ist verdorben.
Du konntest all der Welte Freuden mehren,
So du's zu guten Dingen wolltest kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel süßer Sang,
30 Daß die verdorben sind bei meinen Zeiten.
Daß du nicht eine Weile mochtest beiten!
So leistet' ich dir Gesellschaft, mein Singen ist nicht lang.
Deine Seele müsse wohl nun fahren, deine Zunge habe Dank!"

(I, 105a.)

---

[1]) Diese Strophe steht in der Pf. Handschr. 357, Bl. 41b unmittelbar vor der andern auf Reinmars Tod. Sie ist Walthers nicht unwert; nur ist der Text in jener Handschrift verdorben. Das Lied Reinmars, worauf sie sich bezieht, ist noch vorhanden (I, 67a). So finden sich auch unter Walthers Liedern zwei Gesätze (I, 137), welche auf Strophen von Reinmar (I, 64b, Vgl. 68b, 7) in der gleichen Tonweise wettstreitend antworten.

[2]) Vgl. Robyn (CLXIII):

„Reinmar, mich reuet sehre
Dein Sinn und auch dein Tod, usw."

reuest] schmerzest. — du's] du sie, die Kunst. — beiten] warten. — ist nicht lang] währt nicht mehr lange.

Die Beziehungen, worin wir unsern Dichter zu den vorgenannten Kunstgenossen gefunden, die achtungsvollen Äußerungen, welche wir von gleichzeitigen und späteren Meistern 5 über ihn vernommen, führen auf die Frage, welches die Stelle sei, die derselbe in der Geschichte der deutschen Dichtkunst überhaupt einnehme.

Der innere Wert, die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Lieder, die Länge und die poetische Wichtigkeit des Zeitraums, 10 in welchem er gesungen, müssen ihm schon auf den ersten Anblick eine bedeutende Stelle sichern. Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüte des Minnesangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, er reicht hinunter 15 in den Übergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja er selbst erscheint als derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüte der Phantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die 20 Formen des Minneliedes dehnt er aus, damit sie vermögend seien, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minnesanges Klage führt, so hat doch gewiß er selbst, nur in andrem Sinne, zerstörend auf denselben gewirkt. 25 Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes sich geltend machte, um so merklicher mußte das zartere Spiel der Poesie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernst des Gedankens überall mit Poesie getränkt und umkleidet ist, so tritt dagegen bei seinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in 30 einseitiger Trockenheit und prosaischer Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunst nach den bedeutendsten Meistern bezeichnet werden, so grenzt Walther in aufsteigender Reihe zunächst an Reinmar den Alten, in absteigender an Reinmar von Zweter. Der erstere lebt noch ganz in den Emp- 35 findungen und dem Tönereichtum des Minnesanges, der letztere, fast nur noch in einem streng gemessenen Tone dichtend, hat sich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demselben Verhältnis, in welchem Walther den ersteren an Kraft und Reichtum der Gedanken übertrifft, zeichnet er sich 40 vor dem letzteren durch Farbenglanz und mannigfaltige Anmut der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann schon die flüchtigste Ansicht der alten Liedersammlungen ergeben[1]). Daß er von der Singschule unter die zwölf Altmeister des Gesanges, die Stifter der Kunst, gezählt wurde,
5 ist gleich eingangs berichtet worden.

Meister hieß zu Walthers Zeiten jeder, der sich der Ausübung irgend einer Kunst mit Auszeichnung widmete. Meister hießen daher auch unter den Dichtern vorzugsweise diejenigen, welche die Sangeskunst zu ihrer eigentlichen Beschäftigung ge-
10 macht hatten. Diejenigen dagegen, welche den Gesang weniger ausschließlich und fruchtbar treiben, denen zugleich schon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewiesen war, Fürsten und Ritter, wurden mit ihren fürstlichen oder adligen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunst dem Wesen nach dieselbe
15 war. Es ist hiernach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeitigen und Späteren als Meister benannt wird. Wenn übrigens der Truchseß von Singenberg ihn „unsres Sanges Meister" nennt (Pf. Hds. 357, Bl. 20b) und wenn derselbe Dichter (Man. I, 154a), sowie der Marner (I, 173a) und ein Unge-
20 nannter in der Pf. Hds. 350 „mein Meister" von ihm sprechen, so kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältnis des persönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel (Kap. 6. Str. 632) gesagt wird: „mein Herr Walther". Am wenigsten aber darf aus dem Meister-
25 namen überhaupt auf damaliges Bestehen einer förmlichen Dichtergilde geschlossen werden.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine so ausgebildete Dichtkunst, wie die deutsche in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunst, die mit wirklichem
30 Gesang und begleitendem Saitenspiel innig verschwistert war, nicht wild wachsend sich verbreitete, sondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon gibt unser Dichter klares Zeugnis, wenn er meldet, daß er in Österreich singen und sagen gelernt habe. Zugleich weisen seine Lieder nicht bloß im allgemeinen
35 durch ihren wohl abgemessenen Bau, sondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunstregel und Kunstgebrauch, z. B. wenn er von dreierlei Art des Sanges spricht, wenn er die Meister den Schnarrenzern gegenüberstellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bei ihm noch bei den
40 andern Dichtern seiner Zeit, findet sich der Beweis, daß unter

[1]) Beispiele sind, besonders in den Anmerkungen, manche ausgehoben worden. Was als Gebrauch dichterischen Gemeinguts und als wirkliche Nachahmung anzusehen sei, darüber mögen freilich im einzelnen Falle die Ansichten verschieden sein.

den Sangesmeistern des dreizehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genossenschaften sich gebildet hatten, wie sie unter den Meistersängern der späteren Jahrhunderte bestanden.

Gleichwohl ist zwischen beiden unleugbar ein geschichtlicher Zusammenhang[1]). Es sind verschiedene Stufen einer stetigen Entwicklung und Ausbildung, Entartung und Erstarrung des deutschen Gesanges. Die Regel wurde stets enger gezogen und der Geist entschwand. In der Singschule der Handwerker war es der Form nach auf mühsame Künstlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in diesem Zustande vergaß die Kunst ihres Ursprungs nicht. Die Meister dieser Singschulen erhielten, wie billig, das Gedächtnis ihrer geschichtlichen Verbindung mit jenen alten Meistern. Walther wird mit Eschenbach, Ofterdingen, Klinsor, Reinmar u. a. zu den Stiftern der Kunst gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide) laufen in den Töneverzeichnissen der Schule fort. Das Kolmarer Meistergesangbuch enthält Gedichte von ihm nebst Meisterliedern vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Bis zu diesem Verhallen seiner Töne sind wir dem künstlerischen Wirken des Dichters gefolgt. Wenn aber seine Wirksamkeit, sofern er sie durch den Inhalt der Lieder ausübte, vollständiger gewürdigt werden soll, so ist es nötig, auf den Schauplatz der politischen Bewegungen zurückzukehren.

Achter Abschnitt.

Friedrich II. und die Päpste. Erzbischof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt.

Zweierlei Angelegenheiten, unter sich in genauer Verbindung, bewegten jetzt die Welt: Friedrichs II. Kampf mit den Päpsten und die Wiedereroberung des heiligen Grabes.

Als zwischen Philipp und Otto die Königswahl streitig war, hatte Innocenz III. sich nicht gescheut, den deutschen Fürsten zu erklären, daß die Entscheidung dieses Wahlstreits,

---

[1]) Diesen hat J. Grimm (Über den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811) überzeugend nachgewiesen; ebenso die Identität der Meister des dreizehnten Jahrhunderts mit sämtlichen Minnesängern, nicht minder, daß die Meistersängerschule den Grundsatz der Dreiteiligkeit von den älteren Meistern ererbt. Nur scheint es mir, besonders in Betrachtung der Gedichte Walthers, daß die Abteilung in Stollen und Abgesang bei den älteren nicht in dem Maße herrschend gewesen, als Grimm annimmt.

wie die Besetzung des deutschen Thrones überhaupt, dem päpstlichen Stuhle zustehe, weil das Reich durch die Päpste von den Griechen auf die Deutschen gebracht sei und der neue König die Kaiserkrone vom Papst allein erhalte. Der ernstliche Widerspruch der Fürsten bewirkte die Zurücknahme dieses übereilten Wortes, aber das Benehmen des römischen Hofes war gleichwohl beständig von der Absicht geleitet, eine päpstliche Weltherrschaft zu begründen, der das Kaisertum als ein von ihr abhängiges Lehen untergeordnet wäre.

Wenn das Banner der Freiheit nicht auf Friedrichs Seite weht, wo er die aufstrebende Kraft der oberitalischen Freistaaten bekämpft oder den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer herleiht, so gebührt ihm dagegen die dankbare Anerkennung der Nachwelt in seinem rastlosen Ringen gegen jene Anmaßungen der Priesterherrschaft. Das Mühselige und Gefahrvolle seiner Laufbahn ist in einem Liede des gleichzeitigen Dichters, Bruder Werner, durch ein schauerlich schönes Bild bezeichnet, wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm her schleicht, stets begierig, wenn der Mann straucheln oder fallen würde, sich über ihn herzustürzen (Man. II, 165b).

Die Kreuzzüge, deren oberste Leitung in den Händen des Papstes lag, waren diesem ein bedeutendes Mittel zur Erreichung jener großen Zwecke. Er war hier das Oberhaupt einer geistlich-weltlichen Vereinigung aller christlichen Könige und Völker.

Seit der Eroberung Jerusalems durch Saladin im Jahr 1188 waren die heiligen Orte unter der Gewalt der Ungläubigen. Die Kreuzpredigt war unermüdlich, das Abendland zu erregen. Als Friedrich II. im Jahr 1215 zu Aachen gekrönt wurde, ließ er sich, den Anforderungen der Zeit entsprechend, nebst vielen Bischöfen, Fürsten und Rittern, mit dem Kreuze bezeichnen. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutschland trat er im Jahr 1220 seinen Römerzug an. Seinen elfjährigen Sohn Heinrich, der bereits zum Nachfolger im Reiche gekrönt war, ließ er unter Vormundschaft zurück. In demselben Jahre ward er zu Rom von Honorius III. als Kaiser gekrönt und bei diesem Anlasse von dem Kardinal-Bischof Hugolin von Ostia, nachherigem Papst Gregor IX., abermals mit dem Kreuze bezeichnet. Aber so wie bisher die deutschen Angelegenheiten, so schoben jetzt die sizilischen die Erfüllung des Gelübdes hinaus. Je mehr, während Friedrichs Anwesenheit in den sizilischen Erblanden, zwischen ihm

und dem päpstlichen Hofe Eifersucht und Mißhelligkeit sich erzeugte, um so wünschenswerter war einerseits dem Papste die Entfernung und auswärtige Beschäftigung des gefährlichen Gegners, anderseits dem Kaiser die Begründung seiner Macht auf heimischem Boden. Als im Jahr 1221 Damiata, kaum erobert, durch die Uneinigkeit der Kreuzfahrer wieder verloren ging, war Friedrich den bitteren Vorwürfen des Papstes und der Bedrohung mit dem Bann ausgesetzt. Zur großen Zufriedenheit des heiligen Vaters gereichte hingegen Friedrichs zweite Vermählung mit Jolantha, der Erbin des Königreichs Jerusalem. Unter Ermahnungen und Bedrohungen von der einen, Entschuldigungen und Vertröstungen von der andern Seite verzog sich die Abfahrt bis in das Jahr 1227. Jetzt waren die großen Zurüstungen beendigt und die Scharen der Kreuzfahrer auf der apulischen Küste versammelt. Schon war eine große Zahl von Brindisi abgesegelt, der Kaiser und der Landgraf von Thüringen hatten sich gleichfalls eingeschifft, aber nach drei Tagen liefen diese wieder zu Otranto ein, beide von ansteckender Krankheit ergriffen, woran der Landgraf einige Tage nachher verschied. Auch die vorausgefahrene Flotte kehrte nun zurück und die ganze Unternehmung zerschlug sich.

Gregor IX. hatte kurz zuvor den päpstlichen Stuhl bestiegen. Er war aus einem von Friedrich beleidigten Geschlecht entsprossen, er hatte den Kaiser bei der Krönung mit dem Kreuze bezeichnet und ihn zuletzt noch dringend zum Kreuzzuge gemahnt. Jetzt verwarf er jede Entschuldigung, erklärte Friedrichs Krankheit für Verstellung, schleuderte unerbittlich auf ihn den Bannstrahl und verkündigte in Deutschland, sowie in allen abendländischen Reichen, des Kaisers ungeheure Schuld und furchtbare Bestrafung.

Friedrich erließ gleichfalls Briefe zu seiner Verantwortung. Er klagte den Geiz und die Herrschsucht der Kirche an, die sich Kaiser, Könige und Fürsten zinsbar zu machen strebe. Zugleich aber erneuerte er die Anstalten zum Kreuzzuge und fuhr wirklich im folgenden Jahr, 1228, mit dem Papste unversöhnt, nach Palästina ab. Auch dorthin verfolgte ihn Gregors Haß und war ihm in allen Unternehmungen hinderlich. Gleichwohl bewirkte Friedrich die Zurückgabe Jerusalems und der heiligen Stätten, und da kein Priester ihn weihen wollte, setzte er selbst im Tempel die Krone von Jerusalem sich auf das Haupt[1]).

[1]) Das Vorstehende meist nach der trefflichen Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freist. 1792.

Unser Dichter ist ebensosehr ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft, als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des rö-
5 mischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiser zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II. zu kämpfen hatte, wenn
10 wir selbst seine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen sehen, zu dem er so ungern sich entschloß.

Damit soll jedoch kein Widerspruch in der Gesinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeisterte Sinn muß am meisten Anstoß nehmen, wenn er das Heilige durch
15 Mißbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht sieht. Die Erscheinung des Heiligen ist zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Was der einen Zeit Andacht und Begeisterung war, ist der andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urteil über Formen und Lehrsätze unabhängig ist die Unter-
20 scheidung dessen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunst des Herzens, aus der Sehnsucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen entsprungen ist, von demjenigen, was, aus gänzlich irdischen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit sich bekleidet. Wenn
25 jenes noch in später Folgezeit empfängliche Gemüter, dichterisch wenigstens, anzusprechen vermag, so muß dieses schon in der Zeit, wo es, durch Umstände begünstigt, seine größte Gewalt ausübt, den Zweifel an seiner inneren Gültigkeit erwecken.

Wenn man sich dafür begeisterte, das Land, wo Gottes
30 Sohn menschlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Ungläubige zu entreißen, so kann dies auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche sich von demselben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rücksichten der
35 Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reich erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach Gefallen löste, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit frönte, so mußte
40 solches Ärgernis schon die glaubigen Zeitgenossen entrüsten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geistlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt, zu glauben, was die Pfaffen Gutes lesen (I, 133b); er klagt, daß Frauen

und Pfaffen, zwei so edle Namen, mit den Schamlosen werben (I, 115b). Aber eben die Entartung der Geistlichkeit, das Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und ritterlichen Pfaffen (I, 126b), die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern greift er mit dem scharfen Sange an. 5

Jene Anmaßungen der kirchlichen Gewalt sind ihm unerträglich. Er verwünscht die Begründung der Priesterherrschaft mittels der Schenkung Konstantins des Großen, durch welche, nach der von den Päpsten verbreiteten Meinung, die 10 Stadt Rom samt mehreren Ländereien Italiens dem römischen Bischof übergeben und damit der Kirchenstaat gestiftet worden.

„König Konstantin, der gab so viel,
Als ich es euch bescheiden will, 15
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute schrie:
„O weh! o weh! zum dritten: weh!
Eh' stund die Christenheit mit Züchten schöne,
Der ist ein Gift nun gefallen[1]), 20
Ihr Honig ist worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel leid.“
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Nur der höchste ist geschwachet;
Das hat der Pfaffen Wahl gemachet. 25
Das sei dir, süßer Gott, geklagt;
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren;
Der Engel hat uns wahr gesagt[2]).“ (I, 129b.)

---

[1]) [Vgl. Pfeiffer, Deutsche Mystiker I, 43, u. Simrock II, 145, 2.]

[2]) Ohne Zweifel hat Ottokar von Horneck das obige Lied vor Augen gehabt (wie auch Schacht in dem lebensvollen Buche: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik, Mainz 1821, S. 279 andeutet), wenn er im Kap. 448 seiner Chronik (Pez, Script. Rer. Austr. B. III, S. 446) ausruft:

„Ei, Kaiser Konstantin!
War thät du dein Sinn
Da du den Pfaffen geb
Den Gewalt und das Urleb,
Daß Städt, Burge und Land
Unterthanig ihr'r Hand
Und ihr'm Gewalt sollt wesen?
Geistlicher Zuchtebesen
Ist nu zu scharf worden.
Du solltest in dem Orden
Die Pfaffen haben lan,
Als sein St. Peter begann,
Das wär hoher Miete wert.
Was wolltest du das Schwert
Den Pfaffen zu der Stol geben,

bescheiden] berichten, erklären. — der höchste] d. i. der Kaiser. — geschwachet] erniedrigt. — der Pfaffen Wahl] vermutlich die Erwählung Gregors IX.

Anderswo rät Walther den Pfaffen, die Armen zu bedenken, zu singen und jedem das Seine zu lassen[1]). Dabei erinnert er sie der Gabe, die auch sie einst von König Konstantin empfangen. Hätte dieser gewußt, daß daraus künftig Übel entstehen würde, so hätt' er der Not des Reiches vorgebeugt, aber damals waren sie noch frei von Übermut (I, 103a). Auch die Geschichte vom Zinsgroschen wird erzählt und wie Christus den Pharisäern geraten, daß sie den Kaiser ließen haben sein Kaisersrecht und Gott, was Gottes wäre (I, 103b).

Heftiger noch werden des Dichters Angriffe. Der neue Papst wird mit Sylvester II., vorher Gerbert, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päpstlichen Stuhle saß und wegen seiner naturwissenschaftlichen und mechanischen Kenntnisse für einen Schwarzkünstler galt. Wenn dieser nur sich selbst, durch die Zauberei, ins Verderben gebracht, so bringe der jetzige Papst mit sich die ganze Christenheit zu Falle:

Die damit nichts können leben,
Noch zu Recht können walten?
Lassen und behalten,
Als man mit dem Schwert soll,
Das können sie nicht wohl.
Sie haben es vergramaziert
Und das Reich verirrt
Manniger Ehr'n und Gewalt,
Die ihm vor was bezahlt.
Konstantin, nu sieh an!
Hättest du zu Latran
Den Papst den Psalter lassen lesen.
Und den Kaiser gewaltig wesen,
Als es vor deinen Zeiten was usw."

[1]) [Göttingische gel. Anz. 1835, St. 10. 11. Jan. F. Hurter, Geschichte Papst Innozenz' III., B. II. Hamburg, Perthes, 1834, S. 97: „Es ward nie auf den zweiten, weiterführenden Schritt gedacht, wodurch der Staat unter die Bevormundung der Kirche fallen sollte. Wie reimen sich dazu die zwei Lichter und die zwei Schwerter? Wie reimt sich dazu Innocenzens ganzes Streben, den Staat in allen seinen Beziehungen der kirchlichen Leitung zu unterwerfen?" Vgl. Walthers Kerzen, Man. I, 106a, 2? Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1837, S. 164. (Die Heuschrecken, das große Erdbeben und die Pest.) Im Jahr 1338. „Nun blieb des Samens von denselben Heuschrecken zu Botzen und Kaltern, und wurden mit dem geistlichen Bann von dannen vertrieben, also, daß sie alle bei dem Wasser abflogen von dem Land, und kam der Bann auf sie mit einem Urteil; denn der Pfarrer von Kaltern fragte alle, die einen Eid geschworen hatten, und ward also geurteilt, von dem ersten Eidschwörer, der um das Urteil gefragt wurde: dieweil bemeldete Heuschrecken dem Land und Leuten schädlich und verderblich kommen waren, so erkennt er zu Recht, daß sie der Pfarrer auf offener Kanzel mit brennenden Lichtern verschießen sollte, in dem Namen Gottes Vaters, Sohnes und Gottes heiligen Geistes. Dieses Urteil ward also befolgt, und ordentlich vollzogen." Alte handschriftl. tirol. Chronik. Weber, die Verfluchungen S. 30. Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen S. 124f.]

„Der Stuhl zu Rome steht nun erst besetzet rechte,
Alswie hievor mit einem Zauberer, hieß Gerbrechte.
Derselbe gab zu Falle nur sein eines Leben,
Nun hat sich dieser und alle Christenheit zu Falle geben.
Alle Zungen soll'n zu Gotte schreien: wafen! 5
Und rufen ihme, wie lang er wolle schlafen.
Sie widerwirken seine Werk' und fälschen seine Wort',
Sein Kämmerere stiehlt ihm seinen Himmelhort,
Sein Sühner mordet hier und raubet dort,
Sein Hirt ist zu einem Wolfe ihm worden unter seinen Schafen." 10
(I, 132a.)

sein eines Leben] sein, des Einzelnen Leben. — wafen] wehe! — widerwirken] vereiteln entgegenwirkend. — Himmelhort] himmlischer Schatz.

Auf päpstlichen Befehl wurde, noch unter Innocenz III., in den Kirchen der Stock (truncus) aufgestellt, worein die 15 frommen Gaben fielen, die von Männern und Frauen zur Unterstützung des heiligen Landes bestimmt wurden[1]). Zwei Gedichte Walthers handeln von diesem Stocke:

„Ahi! wie christlich nun der Pabest unser lachet,
Wenn er seinen Wälschen sagt: „Ich hab's also gemachet." 20
(Das er da sagt, er sollt' es nimmer han gedacht.)
Er spricht: „Ich hab' zween Alemann' unter eine Krone bracht,
Daß sie das Reiche sollen stören und wasten.
All die Weile fülle ich die Kasten.
Ich hab' sie an meinen Stock gemännet, ihr Gut ist alles mein, 25
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner und trinket Wein,
Und laßt die Deutschen fasten!" (I, 132a.)[2])

wasten] verwüsten. — gemännet] als Mannen, Vasallen, pflichtig gemacht. [L. Sal. tit. 59: mannire. Eichhorns deutsche 30 Staats- und Rechtsgeschichte S. 184, Note e. S. 189, Note d. e. Man. II, 170b, 3: Sunder mannes helfe din lib den gebar, Den alle künige muessen mannen. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch II, 590.]

---

[1]) „In illis autem ecclesiis, in quibus convenit processio generalis, truncus statuatur concavus tribus clavibus consignatus, una penes honestum presbyterum, alia apud laicum devotum, tertia penes aliquem regularem fideliter conservandis, in quo viri et mulieres eleemosynas ponant, in terrae sanctae subsidium convertendas, secundum dispositionem eorum, quibus fuerit haec sollicitudo commissa." Bulla Innocentii III. ad Christianos pro reparanda terra sancta in Chron. Ursp. ad ann. 1212.

[2]) In der Pf. Hdschr. 357, Bl. 9a ist diese Strophe durch derbe Variationen erweitert.

„Saget an, Herr Stock! hat Euch der Pabest hergesendet,
Daß Ihr ihn reichet und uns Deutsche ärmet und schwendet?
Wenn ihm die volle Maße kommet zu Lateran,
So tut er einen argen List, wie er eh' hat getan,
5 Er sagt uns danne, wie das Reiche steh' verworren,
Bis ihn erfüllen wieder alle Pfarren.
Ich wähne, des Silbers wenig kommet zu Hilfe in Gottes Land.
Großen Hort zerteilet selten Pfaffenhand.
Herr Stock! Ihr seid auf Schaden hergesandt,
10 Daß Ihr aus deutschen Leuten suchet Törinnen und Narren."
(Ebend.)

reichet, ärmet] reich, arm machet. — schwendet] auszehret. — List] Kunstgriff. — bis ihn usw.] nämlich den Stock. — Gottes Land] das heilige Land. — zerteilet] teilet aus. — suchet] aufsuchet.

15 Vom Ablaßhandel hat Walther Ansichten, die man bei einem Dichter aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht gesucht haben möchte:

„Ihr Bischöf' und ihr edlen Pfaffen, ihr seid verleitet (vielleicht verkehret)[1]).
20 Seht, wie euch der Pabest mit des Teufels Stricken sehret!
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüssel habe,
So sagt, warum er dessen Lehre von den Büchern schabe!
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
25 Nun lehret's ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr
Gegeben hat, und aus ihm lesen sie nun vor.
Ihr Kardinäl'! ihr decket euren Chor,
Unser Fronaltar steht unter einer übeln Traufe." (I, 133b.)

sehret] versehret, beschädigt. — [Buch] Ducange (II, 278) u.
30 d. W. Liber: „Libri nigri, de Necromantia, apud Eckehardum de Casib. S. Galli c. 2: ‚Ne miremini, si diabolus a quo nigros libros noctibus discunt, fascinatorum suorum calices, ne offenderentur, continuit.'" — Chor] vgl. Narrenbuch S. 280ff. — der Hölle Mohr] der Teufel. (Vgl. I, 181b.) [Minnes.
35 Man. II, 200: dem helle more.]

Die Schlußzeilen des vorstehenden Gedichts schildern die Bereicherung Roms im Gegensatz zu dem Zerfall der deutschen

---

[1]) [Prälat v. Schmid vermutet: verleret.]

Kirche. Auch der gleichzeitige Geschichtschreiber, selbst ein Geistlicher, erhebt laute Klage über die Habsucht des römischen Hofes und die dadurch eingerissenen Mißbräuche.

„Kaum blieb noch," sagen die urspergischen Jahrbücher, „irgend ein Bistum, oder eine kirchliche Würde, oder auch eine Pfarre übrig, die nicht streitig gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht wurde, jedoch nicht mit leerer Hand. Freue dich, unsre Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf der Erde sich öffnen, damit Ströme Geldes zu dir hin sich ergießen im Überfluß! Frohlocke über die Ungerechtigkeit der Menschensöhne, weil bei Vergütung so großer Übel das Sündengeld dir entrichtet wird! Ergötze dich deiner Gehilfin, der Zwietracht, daß sie aus den Brunnen des höllischen Abgrundes hervorbrach, damit dir die Gelder sich anhäufen! Du hast, wonach du immer gedürstet. Stimm' an ein Jubellied, daß du durch die Bosheit der Menschen und nicht durch deine Heiligkeit den Erdkreis überwunden hast! Zu dir zieht die Menschen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewissen, sondern die Verübung vielfacher Verbrechen und der Streithändel Entscheidung um Geld[1])."

---

[1]) In gleichem Sinne spricht auch der Freigedank, ein Spruchdichter des dreizehnten Jahrhunderts:

„Sünde niemand mag vergeben,
Wann Gott einig, dar sollen wir streben. (Müllers Ausgabe V. 3180 f.)

Alle Schatzes Flüsse gehn
Zu Rome (nach Rom), bis sie da bestehn (bleiben),
Und doch nimmer wird voll,
Das ist ein unsinnig Hohl.
So kommet alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar, usw. (V. 3185 ff.)
Das Netz kam zu Rome nie,
Damit Sankt Peter Fische fie (fing),
Das Netz ist ihm verschmähet.
Römisch Netz fähet
Silber, Gold, Burge und Land;
Das war Sankt Petern unbekannt.
Sankt Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott seiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht Schafe bescheren,
Nun will man Scherens nicht entbehren.
Unrecht ist zu Rome erhaben,
Recht und Gericht ist da abgeschaben." (V. 3880 ff.)

Reinmar von Zweter singt:

„Der Pabest hat viel reiche Kind (Kinder),
Die minnet er, wo sie gesessen in den Landen sind,
Mit ihnen teilt er seinen Segen, so teilen sie mit ihm ihr Gold.
Dieselben Kind sind ihm so traut,
Daß er ungerne käme mit Schlägen auf ihrer eines Haut.
Wollte Gott, es wären ihm die habelosen Kind halb also hold (lieb)!
Eh' daß der arme Sohn sein Recht behärte,
So ist der reiche auf seiner Vorderfährte, usw." (Pf. Handschr. 350.)

Vgl. Odon. Ernest. L. I, S. 317.

Wie das schlimme Beispiel der Geistlichkeit auch die Laien irre machen und verderben müsse, führt der Dichter weiter aus:

„Welch Herze sich bei diesen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Pabest selber dort den Ungelauben mehret,
5 Dem wohnt ein sel'ger Geist und Gottes Minne bei.
Nun seht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihr' Lehre sei.
Ehdes war ihre Lehre bei den Werken reine,
Nun sind sie aber anders so gemeine,
Daß wir sie unrecht wirken sehen, unrecht hören sagen,
10 Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen;
Des mögen wir dumme Laien wohl verzagen.
Ich wähne wieder, mein guter Klausener klage sehr und weine."
(I, 133b.)

gemeine] allgemein. — des] darüber. — [Klausener] Löbell, Gregor von Tours S. 305f.: Reclusi.]

15 „Die Christenheit, sie lebte nie so gar nach Wahne,
Die sie da lehren sollten, die sind guter Sinne ohne.
Es wär' zuviel, und tät' ein dummer Laie das.
Sie sünden ohne Furcht, darum ist ihnen Gott gehaß.
Sie weisen uns zum Himmel und fahren selbst zur Hölle.
20 Sie sprechen, wer ihr'n Worten folgen wölle,
Und nicht ihr'n Werken, der sei ohne allen Zweifel dort genesen.
Die Pfaffen sollten keuscher, denn die Laien, wesen;
An welchen Büchern haben sie das erlesen,
Des sich so mancher fleißet, wo er ein schönes Weib verfälle?"
(W. Hds. S. 147.)[1]

25 dort genesen] jenseits gerettet. — wesen] sein. — erlesen] gelesen, erlernt. — verfälle] zu Fall bringe.

Es ist eine alte Überlieferung der Singschule, daß die zwölf Stifter des Meistergesangs als Ketzer angeklagt worden seien und darüber vor dem Kaiser, dem päpstlichen Legaten und

---

[1] Vgl. Ottokar von Horneck, Kap. 821. (Pez l. c. S. 832):
„Gott Herre, durch dein' Güt'
Die Christenheit baß behüt'
Und weis' uns auf beßre Spur,
Denn uns die Pfaffen gehn vor,
Die da Gewalt hie tragen!
Als uns die Buch sagen,
So sollten sie uns Lehr' geben
Mit Worten und mit gutem Leben,
Des sie leider thun nicht;
Wer ihre Werk' ansicht,
Die sind viel wahrleich
Ihren Worten ungeleich."

einer großen Versammlung von Gelehrten sich haben verantworten müssen. Gedichte, wie die bisher angeführten, konnten allerdings zu einer solchen Sage Anlaß geben.

Daß die freimütigen Äußerungen eines so berühmten Meisters, als der unsrige war, nicht wirkungslos verhallten, ist schon zum voraus anzunehmen. Es sind aber auch noch späthin bestimmte Spuren der Nachwirkung vorhanden. Ottokar von Horneck, der steirische Chronikschreiber am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, der manch hellen Blick in seine Zeit wirft, verrät deutlich seine Vertrautheit mit Walthers Aussprüchen über die Geistlichkeit und ihr Verhältnis zur weltlichen Gewalt[1]).

Bei der Abreise nach Italien im Jahre 1220 hatte Friedrich seinen jungen Sohn Heinrich unter Vormundschaft zurückgelassen und die Verwaltung des Reiches dem Erzbischof Engelbert von Köln, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, übertragen. Im Wintermond 1225 wurde dieser auf dem Rückwege von Soest nach Köln von seinem Anverwandten, dem Grafen Friedrich von Isenburg, der als Kirchenvogt von Essen mit dem Erzbischof in Streit geraten war, überfallen und meuchelmörderisch erschlagen. Die Klosterbrüder zu Berg, welche bei dem Leichnam wachten und Psalmen sangen, behaupteten, zwischen dem Gesang Engelstimmen gehört zu haben. Einem derselben erschien Engelbert als Märtyrer im Traume. An seinem Grabe zu Köln geschahen viele Wunder und in der Folge ward er unter die Heiligen versetzt. Der Mörder hatte sich nach Rom begeben, wo er sich vom Papste Honorius III. Buße auflegen ließ. Nach seiner Zurückkunft aber wurde er aufgegriffen und ein Jahr nach vollbrachter Tat zu Köln mit dem Rade hingerichtet[2])

Zwei Gedichte Walthers handeln von dem werten Bischof von Köln. In dem einen, noch bei Lebzeiten dieses Fürsten verfaßt und an ihn gerichtet, werden dessen Verdienste um das Reich gerühmt, er wird als Fürstenmeister aufgeführt, als Ehrentrost eines gepriesenen Kaisers, besser denn je ein Kanzler es war, und zum Schlusse noch, in Beziehung auf die Heiligen von Köln, als Kämmerer von drei Königen und elftausend Jungfrauen (I, 106a). Das andere, ein Seitenstück zu dem vorigen, ist nach der Ermordung des Erzbischofs, aber noch vor bekannt gewordener Hinrichtung des Täters, abgefaßt und lautet also:

---

[1]) S. Anm. S. 644 und 649. Es könnten aber noch weitere Nachweisungen über Ottokars Bekanntschaft mit Walthers Gedichten beigebracht werden. Die Ansichten des ersteren von Papst und Klerus hat Schacht a. a. O. Abschnitt XI, besonders S. 276. 278 bis 284 dargelegt.

[2]) Godefrid. Colon. Annal. (ap. Freher. Germ. rer. Script. T. I) ad ann. 1225. 1226. Chron. Salisb. cit. ad ann. 1226.

„Wes Leben ich lobe, des Tod den will ich immer klagen.
So weh ihm, der den werten Fürsten habe erschlagen
Von Kölne! o weh, daß ihn die Erde mag noch tragen!
Ich kann ihm nach seiner Schulde keine Marter finden;
5 Ihm wäre allzu sanft ein eichner Strang um seinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, noch zerglieden, noch schinden,
Noch mit dem Rade zerbrechen, noch auch darauf binden;
Ich warte alles, ob die Hölle ihn lebend wolle schlinden.“ (Ebend.)[1]

zerglieden] zerreißen, vierteilen. — alles] gänzlich, lediglich.
10 — schlinden] verschlingen.

Wir haben uns dem Zeitpunkte genähert, wo Friedrich der Anmutungen des Papstes, den längst gelobten Kreuzzug wirklich vorzunehmen, sich nicht länger erwehren konnte. Schon im Jahr 1223 hatte Honorius den Glaubigen verkündigt, daß sie
15 sich rüsten sollten, nach zwei Jahren mit dem ruhmreichen Kaiser Friedrich über Meer zu fahren. Wunderbare Naturerscheinungen hatten von jeher die Prediger des Kreuzes unterstützt. Vorstellungen von dem nahenden Weltende, vom tausendjährigen Reiche, dessen Hauptsitz Jerusalem sein würde, erregten die Geister.
20 Auch unser Dichter hat die Vorboten des heranrückenden Weltgerichtes erkannt, nicht bloß in den Zeichen des Himmels, weit mehr noch in der Verderbnis der Menschen. Es ist höchste Zeit, daß die Christenheit sich aufraffe, die allzu lang im Schlafe lag:

---

[1]) Es ist zu entscheiden, ob nicht beide Gedichte ironisch gemeint seien. In beiden scheint die Schlußzeile diese Wendung zu nehmen. Diese ironische Weise ist überhaupt dem Dichter nicht fremd. Sie findet sich namentlich in seinen Gedichten auf Otto IV. Was ihn aber veranlaßt haben mochte, sie gegen den Erzbischof, von dem sonst Gutes gemeldet wird, und selbst auf dessen Ermordung anzuwenden, erhellt nicht. Der Abt von Ursperg setzt diese Begebenheit in Verbindung mit damals neu aufgekommenen, von einem Predigermönch aus Straßburg, Johannes, verkündigten Lehrsätzen, die, an sich nicht verwerflich, in der Anwendung durch Mißverstand verderblich geworden und zu den abscheulichsten Freveltaten Anlaß gegeben. Hiervon findet sich jedoch keine Meldung bei dem Mönche von Köln, der dem Ereignisse näher stand und nach dessen Jahrbüchern dasselbe oben erzählt wurde. Übrigens scheint das Urteil der Zeitgenossen nicht einhellig gewesen zu sein. Nach dem Berichte eines andern Geschichtschreibers kam zu Nürnberg bei der Vermählung des Königs Heinrich mit der Tochter Leopolds von Österreich die Ermordung des Erzbischofs zur Klage und es erhob sich über diesen Fall Widerspruch zwischen dem Erzbischof von Trier und dem Grafen von Truhendingen. Man griff zu den Waffen und es kamen in diesem Auflauf gegen sechzig Menschen um. Excerpt. ex Catal. Rom. Pontif. et Imp. (ap. Pez, T. II) ad ann. 1225. [Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 2. 2. Januar 1834. S. 8: Tadelnde Anzeige von F. E. v. Mering, Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Westfalen, Heft 1. Köln, Arend, 1833. „S. 111. Bei Gelegenheit der Ermordung des Erzbischofs Engelbert I. durch den Grafen Friedrich von Isenburg am 7. November 1225 durfte nicht unbemerkt bleiben, daß die westfälischen und märkischen Schriftsteller von den rheinischen bedeutend abweichen und den Grafen in Schutz nehmen.“] Sonst machen einige Schriftsteller den heiligen Engelbert zum Stifter der Femgerichte. Zu wirksamerer Verfolgung der Ketzer soll er diese Gerichte, nach dem Muster der damals aufgekommenen und bestätigten heiligen Inquisition, gestiftet haben. Der geschichtliche Beweis für diese Meinung wird aber vermißt. Berck, Geschichte der westfälischen Femgerichte. Bremen 1815. S. 251.

„Nun wachet! uns geht zu der Tag,
Vor dem wohl Angst verspüren mag
Ein jeglichs, Christen, Juden und auch Heiden
Wir haben der Zeichen viel gesehen,
Daran wir seine Kunst wohl spähen,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit kann bescheiden.
Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreu' ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben an den Wegen.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,
Geistlicher Orden in Kutten trüget,
Der uns zum Himmel sollte stegen.
Gewalt geht aufrecht, gut Gerichte schwindet.
Wohlauf! hier ist zu viel gelegen." (I, 128a.)[1]

stegen] den Weg weisen oder bahnen. — Wohlauf!] die Pf. Hds. 357 hat: wohl hin! was die Beziehung auf den Kreuzzug noch näher legt.

Gewaltiger noch ertönt die mahnende Stimme in nachfolgendem Aufruf:

„Es kommt ein Wind, das wisset sicherliche,
Davon wir beides hören, singen und sagen.
Der soll mit Grimm erfahrn alle Königreiche,
Das höre ich Waller und Pilgerime klagen.
Bäume, Türme liegen vor ihm zerschlagen,
Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
Nun sollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe!" (I, 103b.)

erfahrn] befahren, durchfahren.

Ein seltsames Lied ist es, worin der Dichter den Engeln das Lob versagt, solange sie nicht kräftiger gegen die Heidenschaft mitankämpfen (I, 126a).

---

[1]) Köpke a. a. O. glaubt, daß dieses Gedicht im Jahr 1234, also geraume Zeit nach dem Kreuzzuge Friedrichs II., abgefaßt sei. Er deutet nämlich die Untreue des Kindes gegen den Vater auf die Empörung des römischen Königs Heinrich wider seinen Vater, den Kaiser, und die Worte „Der Bruder seinem Bruder lüget" auf die Feindschaft zwischen Heinrich und seinem jüngeren Bruder Konrad. Diese besondere Beziehung ist mir nicht wahrscheinlich. In dem Liede eines späteren Dichters (Müllers Sammlung B. 2, N. CCCCXLVIII) kommt die ähnliche Stelle vor:

„Menschenkind, denket daran!
Es ist in der Welt wohl Schein, daß Endes Tag will kommen.
Das Kind trauet nicht dem Vater sein,
Noch Vater seinem Kinde nicht, das haben wir wohl vernommen."

(Vgl. Reinmar von Zweter II, 134a, 4.) Das Ganze beruht auf bekannten Stellen der Schrift, wie unser Dichter selbst zu erkennen gibt.

Hinwieder läßt er einen Boten Gottes auftreten, an dessen Vogt, den Kaiser, gesendet, um Klage zu führen über die Heidenschaft, die im Lande seines Sohnes schmählich hause. Der Kaiser hat die Erde, Gott das Himmelreich. Jetzt soll der Kaiser dem
5 Herrn Recht schaffen; Gott wird es gegenseitig tun, da wo er Vogt ist, und klagte der Kaiser auch über den Teufel in der Hölle (I, 135b).

Ein andres Gesätz mahnt den Kaiser, Deutschlands inneren Frieden zu befestigen und die ganze Christenheit zu sühnen;
10 das verherrliche ihn und mühe die Heiden sehr. Er habe zwiefache Kaisersstärke, des Aares Tugend, des Leuen Kraft; die seien darum Heerzeichen an dem Schilde[1]). Diese zween Heergesellen, wollten sie an die Heidenschaft, was widerstände ihrer Mannheit und ihrer Milde? (Ebend.)

15 Bei all diesem Eifer für die Sache des Kreuzes bleibt doch Walther seinem kaiserlichen Wohltäter treu ergeben, auch nachdem dieser wegen der gescheiterten Unternehmung im Jahr 1227 von Gregor IX. mit dem furchtbaren Bannstrahle gezeichnet ist. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf,
20 weist der Dichter unerschrocken von sich ab, indem er dem Papst entgegenhält, was dieser bei der Krönung des Kaisers den Völkern geboten:

„Herr Pabest, ich mag wohl genesen,
Denn ich will Euch gehorsam wesen;
25 Wir hörten Euch der Christenheit gebieten,
Wie wir des Kaisers sollten pflegen,
Da Ihr ihm gabet den Gottessegen,
Daß wir ihn Herren hießen und vor ihm knieten.
Auch sollt Ihr nicht vergessen,
30 Ihr sprachet: „Wer dich segne, daß der gesegnet sei!
Wer dir fluche, der sei verfluchet
Mit Fluche vollgemessen!“
Durch Gott, bedenket Euch dabei,
Ob ihr der Pfaffen Ehre irgend suchet!“ (I, 103a.)

35 genesen] an meinem Seelenheil unbeschädigt bleiben. — wesen] sein. — durch Gott] um Gottes willen.

---

1) Der Adler ist das Wappen des Reiches, der Löwe das hohenstaufische. Dieser ist den altdeutschen Dichtern das Sinnbild des Mutes, der Kraft, jener der Milde, der Freigebigkeit. So bei Reinmar von Zweter II, 140b. 146b. Vgl. Eneit, V. 12 416 f. Beide sind Herrscher im Tierreich. Dem König der Vögel ist es vermutlich als Freigebigkeit ausgelegt worden, daß er, wie man beobachtet hat, zuweilen von seiner Beute nur das Beste verzehrt und was ihm nicht gut genug ist, den geringeren Vögeln überläßt.

Von neuem läßt Walther den alten Klausner klagen, daß man die Guten banne und den Übeln singe (I, 103a). Dem Kaiser aber rät er, unbekümmert um des Papstes Irrung, dennoch abzufahren[1]).

Die Willkür, womit die Bannsprüche erlassen wurden, mußte allerdings ihre Wirkung schwächen. Reinmar von Zweter, der gleichfalls politische Gedichte auf Friedrich II. und Gregor IX. verfaßt hat, unterscheidet den Bann, der mit Gott und nach Gott sei, von demjenigen, worin fleischlicher Zorn stecke (II, 143b). Der Freigedank behauptet, der Bann habe keine Kraft, der durch Feindschaft geschehe (V. 4117f.); auch ereifert sich dieser Dichter sehr über die Schwierigkeiten, welche den Unternehmungen Friedrichs im heiligen Lande, besonders durch den päpstlichen Bann, in den Weg gelegt worden, und daß man den Kaiser selbst dann nicht vom Banne losgesprochen, nachdem er die heiligen Stätten den Christen wieder zugänglich gemacht[2]).

Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, so hat er selbst eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht. Entsteht aber die Frage, welchem der verschiedenen Kreuzzüge, die in seine Zeit fallen, er gefolgt sei, so spricht die meiste Wahrscheinlichkeit für den von Friedrich II. im Jahr 1228 unternommenen, von welchem zunächst die Rede war. Daß er nicht im Gefolge Leopolds von Österreich in Palästina gewesen, ergibt sich aus dem Liede, womit er die Rückkehr dieses Fürsten feiert. Auch ist die

---

1) So kann die Strophe: „Bote, sage dem Kaiser" usw. (I, 103a) eingereiht werden. Auch das Gedicht „Ihr Fürsten, die des Königes" usw. (I, 131a) betrifft die Kreuzfahrt. Dasselbe ist mutmaßlich schon um 1220 verfaßt, wo Friedrich, noch nicht als Kaiser gekrönt, aber längst mit dem Kreuze bezeichnet, Deutschland verließ.

2) „Wo gefuhr eh' Kaiser über Meer
Im Bann und ohne Fürstenheer?
Und ist nun kommen in ein Land,
Da Gott noch Mann nie Treue fand. (V. 4026 ff.)
Was mag ein Kaiser schaffen,
Seit Christen, Heiden und Pfaffen
Streiten genug wider ihn?
Da verdürbe Salomons Sinn. (V. 4046 ff.)
Der Bann und manche Christen
Mit viel manchen Listen
Wollten sie es erwendet (hintertrieben) han.
Nun hat Gott sein Ehre gethan,
Daß Sünder sollen das Grab gesehen.
Daß muß ihm ohn' ihren Dank geschehen.
Gott und der Kaiser haben erlost
Ein Grab, das ist aller Christen Trost.
Seit er das Beste hat gethan,
So soll man ihn außer Banne lan.
Das wollen Römer leichte nicht:
Was ohn' ihren Urlaub Guts beschicht,
Dem wollen sie keiner Stete jehen (keine Dauer zugestehen),
Nun ist das ohn' ihren Dank (gegen ihren Willen) geschehen."
(V. 4068 ff.)

Kreuzfahrt darum in eine spätere Lebenszeit zu setzen, weil er noch in einem Gedichte, das offenbar den vorgerückten Jahren angehört, seine Sehnsucht nach der frommen Reise ausspricht (I, 142a).

5 Ein Kriegsgesang in schöner, volltönender Weise erhebt sich schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert nach dem wogenden Meere hinzieht (I, 125b). Aber wirklich auf heiligem Boden stehend, zeigt sich uns der Dichter in einem andern Liede. Jetzt erst ist sein Leben ihm wert, seit sein 10 sündig Auge das reine Land sieht und die Erde, der man so viel Ehre zuerkennt. Es ist geschehen, was er stets gebeten, er ist an die Stätte gekommen, wo Gott menschlich wandelte[1]). Was er noch von Ländern gesehen, schönen, hehren und reichen, die Ehre aller ist dieses, wo der göttlichen Wunder so viele geschehen sind. 15 In dieses Land hat auch der Herr jenen angstvollen Tag gesprochen, wo der Waise gerächet wird und die Witwe klagen mag. Christen, Juden und Heiden sagen, daß dies ihr Erbe sei. Gott mög' es zu Recht entscheiden, alle Welt streitet darum, aber recht ist, daß er uns gewähre (I, 104f.).

20 Den Christen wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude gewesen sein, wenn ihm vergönnt war, seinen geliebten Kaiser Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jerusalem gekrönt zu sehen.

Neunter Abschnitt.

Des Dichters Alter. Seine Religionsansichten. Sein Tod.

Es ist eine Reihe von mehr als dreißig Jahren, durch die 25 wir unsrem Dichter seit den ersten Liedern, denen sich die Zeit ihrer Entstehung nachweisen läßt, d. h. vom Jahr 1198 an, unter dem Fingerzeig der Geschichte gefolgt sind, und schon jene Lieder tragen den Ausdruck männlicher Reife. Wir haben ihn sagen gehört, daß er vierzig Jahre und drüber von Minne gesungen. 30 Sonach ist nicht zu zweifeln, daß er ein ansehnliches Alter erreicht habe.

Wie wenig sein Leben durch äußere Glücksumstände begünstigt war, darüber läßt er sich bald schmerzlich, bald launig vernehmen. Auf letztere Weise in folgendem:

---

[1]) [Koloczaer Kodex S. 62, V. 259 f.: „Si waren verre von der stat, Da got menschlichen gienc."]

„Frau Sälde teilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu,
Da kann sie nicht erbarmen sich;
Nun ratet, Freunde, was ich tu'!
Sie steht ungerne gegen mir; 5
Geh' ich hinfür, ich bin doch immer hinter ihr,
Sie geruhet nicht mich anzusehen;
Ich wollte, daß ihr Aug' an ihrem Nacken stünde,
So müßt' es ohn' ihren Dank geschehen." (I, 119a.)

Frau Sälde] Frau Glück, die Segensgöttin. — gegen mir] 10
mir zugewendet — ohn' ihren Dank] gegen ihren Willen.

In ähnlichem Tone hat er seinen letzten Willen aufgesetzt. Er will, eh' er hinfährt, sein fahrend Gut und Eigen austeilen, damit niemand darum streite, dem er es nicht zugedacht. All sein Unglück bescheidet er jenen, die sich dem Haß und Neid ergeben; 15 seinen Kummer den Lügnern; seinen Unverstand denen, die mit Falschheit minnen; den Frauen: nach Herzeliebe sehnendes Leid. (I, 115b).

Eben die Ungunst des Geschickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn auf das Höhere 20 lenken. Die mannigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immer mehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen. Wenn wir an einem Teile seiner Minnelieder die Wärme der 25 Empfindung vermißten, so finden wir die Heimat seiner tieferen Begeisterung da, wo es von Sachen des Vaterlandes und der Religion sich handelt. Sein Zeitgenosse Reinmar der Alte ist so sehr Minnesänger, daß er auch noch als Pilgrim seiner Gedanken nicht Meister wird; den Gott, dem er dienen soll, helfen 30 sie ihm nicht so loben, wie er es bedürfte (I, 72a)[1]. Unser Dichter dagegen hat mit dem ungeteiltesten Eifer die Sache des Kreuzes ergriffen.

Jetzt, da er sich am Abend seines Lebens befindet, wird es angemessen sein, eben die religiöse Seite seiner Dichtungen völlig 35 hervorzuheben. Das Irdische schwindet ihm, so wie beim Sinken der Sonne die Täler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.

---

[1]) So gesteht auch Friedrich von Husen, sein Leib wolle gern fechten gegen die Heiden, aber seinem Herzen liege ein Weib nahe (Man. I, 93b); und der von Johannsdorf bittet die Minne, ihn so lange frei zu lassen, bis er die reine Gottesfahrt vollendet habe, dann soll sie ihm wieder willkommen sein (I, 176b.)

Den Vorzug der wahren und dauernden Freuden vor den citeln und flüchtigen bezeichnen nachstehende Lieder:

„Ich bin einer, der nie halben Tag
Mit ganzen Freuden hat vertrieben.
5 Was ich je daher der Freuden pflag,
Der bin ich hier entblößt geblieben.
Niemand kann hie Freude finden, sie zergeh',
Wie der lichten Blumen Schein.
Darum soll das Herze mein
10 Trachten nach falschen Freuden nimmermeh." (I, 114a.)

sie zergeh'] sie zergehe denn.

O weh! wir müßigen Leute, wie sind wir versessen
Zwischen zwei Freuden nieder an die jämmerliche Statt!
Aller Arbeit hatten wir vergessen,
15 Da uns der kurze Sommer sein Gesind' zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelsang.
Wohl ihm, der nur nach steten Freuden rang!

Weh geschehe der Weise, die wir mit den Grillen sangen!
20 Da wir uns sollten warnen gegen des kalten Winters Zeit.
Daß wir viel Dummen mit der Ameise nicht rangen,
Die nun viel würdiglich bei ihren Arebeiten leit!
Das war stets der Welte Streit:
Toren schalten stets der Weisen Rat.
25 Man sieht wohl dort, wer hie gelogen hat. (I, 103b.)

versessen] falsch gesessen. — zwei Freuden] der irdischen und der ewigen. — Da uns usw.] Als uns der flüchtige Sommer einlud, sein Gefolge zu sein. — fahrende Blumen] vergängliche, unstete, gleich den fahrenden Leuten (vgl. Man. I, 70a. 7. 30 I, 170a, 7); das Bild entspringt dem obigen Gesinde. — Blatt] Blätter. — gegen] vor. — leit] liegt.

Wie der Dichter dem Minnesang absagt, den er so lange Zeit geübt, wie er von der vergänglichen Minne sich zu der ewigen wendet, ist schon oben gezeigt worden.

35 In einem Zweigespräche mit Frau Welt (I, 111b) nimmt er von dieser seiner bisherigen Pflegerin feierlich Abschied. Sie spricht ihm zu, bei ihr zu bleiben; er soll gedenken, was sie ihm Ehren bot und wie sie ihm seinen Willen ließ. Frau Welt, erwidert er, ich habe zu viel gesogen, ich will entwohnen, es 40 ist Zeit. Gott gebe dir, Frau, gute Nacht! Ich will zur Herberge fahren.

Welt, ich habe deinen Lohn ersehen, sagt er in einem ähnlichen Gedicht (I, 122b), was du mir gibst, das nimmst du mir. Wir scheiden alle nackt und bloß von dir. Ich hatte Leib und Seele tausendmal gewagt um dich, nun bin ich alt und hast mit mir dein Spiel, und zürn' ich des, so lachest du. Lach' uns noch eine Weile so! dein Jammertag wird bald auch kommen. 5

Traum und Spiegelglas, heißt es anderswo, gelten bei der Stete dem Winde gleich. Laub und Gras, das stets meine Freude war, dazu Blumen mannigfalt, die rote Heide, der grüne Wald, der Vögelein Sang, der Linde Süßigkeit haben ein traurig Ende. 10 Den törichten Wunsch zur Welt, ich sollt' ihn lassen, damit er nicht meiner Seele große Not bringe. Der Buße wäre hohe Zeit. Nun fürchte ich siecher Mann den grimmen Tod, daß er kläglich über mich komme. Vor Furcht bleichen mir die Wangen. Wie soll ein Mann, der nichts denn sündigen kann, hohen Mut gewinnen? 15 Seit ich an weltlichen Dingen übel und Gut zu erkennen begann, griff ich, wie ein Tor, zur linken Hand recht in die Glut und mehrte stets dem Teufel seinen Sieg. Ich war mit sehenden Augen blind und aller guten Dinge ein Kind, wie ich auch meine Missetat der Welt hehlte. 20 Heiliger Christ, mache du mich rein, eh' meine Seele versinke in das verlorene Tal! (I, 141b.)

Mit tiefschmerzlicher Empfindung ist die Nichtigkeit des Irdischen besonders in dem großen Klaggesange dargelegt, den der Dichter anstimmt, nachdem er in späteren Jahren in das 25 Land seiner Geburt zurückgekommen ist. Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm ist jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbnis und den Unverstand der Welt. Er will sich hinüberretten in das Heilige. 30

„O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr'?
Ist mein Leben mir geträumet oder ist es wahr?
Das ich stets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Danach hab' ich geschlafen und so weiß ich's nicht.
Nun bin ich erwachet, und ist mir unbekannt, 35
Was mir hievor war kundig, wie mein' andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die sind mir fremde worden, recht als ob es sei verlorn.
Die meine Gespielen waren, die sind träge und alt,
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald, 40
Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.

Mich grüßet mancher träge[1]), der eh' mich kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.
Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen sind, wie in das Meer ein Schlag[2]):
5 Immermehr, o weh!

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt,
Denen nun viel traurigliche ihr Gemüte stund!
Die können nichts, denn sorgen; o weh! wie tun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist niemand froh.
10 Tanzen, Singen zergeht mit Sorgen gar.
Nie Christenmann noch sah so jämmerliche Jahr'.
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände staht!
Die stolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns sind unsanfte Briefe her von Rome kommen,
15 Uns ist erlaubet Trauren und Freude gar benommen.
Das mühet mich inniglichen sehr, wir lebten sonst viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kiesen soll.
Die wilden Vögel betrübet unsre Klage,
Was Wunder ist, wenn ich davon verzage?
20 Was spreche ich dummer Mann durch meinen bösen Zorn?
Wer dieser Wonne folget, der hat jene dort verlorn
Immermehr, o weh!

O weh! wie uns mit süßen Dingen ist vergeben!
Ich sehe die bittre Galle mitten in dem Honige schweben.
25 Die Welt ist außen schöne weiß, grüne und rot
Und innen schwarzer Farbe finster, wie der Tod.
Wen sie nun verleitet habe, der schaue seinen Trost!
Er wird mit schwacher Buße großer Sünde erlost.
Daran gedenket, Ritter! es ist euer Ding.
30 Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre solches Sieges wert!
So wollte ich notiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:
35 Ich wollte selber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit seinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reise fahren über See,
So wollte ich danne singen: wohl! und nimmermehr: o weh!"

(I, 141b f.)

---

1) [Vgl. Barlaam 121, 9: Tracliche gruozt er in.]

2) [Vgl. Meister Gervelyn S. 57, CXCVIII: eyn wazzer=slac.]

icht] irgend etwas. — kundig usw.] bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. — von Kinde] von Kindheit auf. — Ungenaden] Ungunst, Mißgeschick. — Immermehr] immerfort. — thunt] tun. — stund] geworden, beschaffen ist. — zur Welt] auf der Welt. — unsanfte] unerfreuliche; die Bannbriefe. — 5 mühet] betrübet, quälet. — vergeben] Gift gegeben. — schwacher] geringer. — euer Ding] eure Sache. — Ring] Panzerring. — Huben] Grundstücke, Lehengüter. — möchte] könnte. — bejagen] erjagen, erwerben.

Es kann mit Recht gefragt werden, was, nach der Ver- 10 schmähung des Irdischen, dem Dichter das Göttliche sei, das ihn entschädige und erhebe.

Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf unter der Fahne des Kreuzes. Es ist bemerkenswert, wie der Dichter, der sonst um das Gold der Fürsten geworben, jetzt, 15 dieses verschmähend, selbst eine Krone, die himmlische, erwerben möchte. Das heilige Land ist ihm die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde, der Kampf um dieses Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesem Kampfe der geradeste Pfad nach dem Reiche 20 Gottes.

Große Verehrung widmet Walther der Königin der Engel, deren keuscher Leib den umfing, den Höhe, Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte (I, 133a)[1]).

Er teilt diese besondere Verehrung der heiligen Jungfrau 25 mit den andern Dichtern seiner Zeit. Sie hing selbst mit dem Minnesange zusammen. „Der Welt Hort," sagt Reinmar von Zweter (II, 143a), „liegt gar an reinen Weiben, ihr Lob, das soll man höhen und treiben; was Gott je erschuf, das übergelten sie, es ward geboren sein selbes Leib von einer Magd, das gab 30 er ihnen zu Steuer." Und es geht wohl aus dieser Ansicht von der höheren Weihe der Frauen hervor, wenn derselbe Dichter meint: „flüchtete sich ein Wolf zu Frauen, man sollte ihn um ihretwillen leben lassen" (II, 152b).

Auch über den Kriegsheeren schwebte die heilige Jungfrau. 35 In seinem Kreuzgesange (I, 125b) ruft Walther die Königin ob allen Frauen an[2]). „St. Marie, Mutter und Magd, unsre Not

---

[1]) So auch Meister Friedrich von Sunnenburg, CCCXCVIII: „Den all die Welt an Breite, an Länge nicht umgreifen möchte, den umgriff die Reine alleine." Vgl. Rumelant, CCCLXXV. Boppo II, 233a, 3.

[2]) Der von Johannsdorf (I, 174b) findet einen gewichtigen Beweggrund für die Kreuzfahrt in der Schmähung der Heiden, daß Gottes Mutter nicht eine Jungfrau sei.

sei dir geklagt!“ sangen die Heere, wenn sie in die Schlacht zogen. (Horneck, Kap. 440. 682. 683.)

Ein vorzüglicher Grund des Mariendienstes im Mittelalter lag in dem Glauben, daß Gott keine Fürbitte seiner Mutter unerhört lasse. Walther singt: „Nun loben wir die süße Magd, der ihr Sohn nimmer nichts versagt! Sie ist des Mutter, der von Hölle uns löste. Das ist uns ein Trost vor allem Troste, daß man da zu Himmel ihren Willen tut“ (I, 126a). Aus andern Dichtern könnten ähnliche Stellen angeführt werden. So wie aber der Sohn die Mutter erhört, so wird hinwider die Mutter bei dem Namen des Sohnes gemahnt. „Hilf mir durch deines Kindes Ehre, daß ich meine Sünde büße!“ ruft Walther zu ihr (I, 133a)[1].

Es war sonst schon Anlaß, seine Gedichte mit Gemälden zu vergleichen. Wie zuvor den Kirchenzug des Königs oder den Ausgang einer herrlichen Frau, so stellt er uns jetzt geistliche Bilder auf aus der Geschichte Mariens und ihres göttlichen Sohnes. Besonders schön sind zwei derselben, die Kreuzigung und der Tod Jesu, rührend durch die bloße Darstellung, ohne allen Erguß der Empfindung:

„Sünder, du sollst an die große Not gedenken,
Die Gott um uns litt, und sollt dein Herz in Reue senken.
Sein Leib war mit scharfen Dornen gar versehret,
Und noch ward mannigfalt sein' Marter an dem Kreuze gemehret.
Man schlug ihm dreie Nägel durch Hände und auch durch Füße.
Jammerlichen weinte Maria, die Süße,
Da sie ihrem Kinde das Blut aus beiden Seiten fließen sach.
Trauregliche Jesus von dem Kreuze sprach:
Mutter, ist doch euer Ungemach
Mein zweiter Tod! Johann, du sollt der Lieben Schwere büßen.“
(I, 133a.)

sach] sah. — Schwere büßen] Kummer stillen.

„Der Blinde sprach zu seinem Knechte: ‚Du sollt setzen
Den Speer an sein Herze, so will ich die Marter letzen.‘
Der Speer gegen all der Welte Herren ward geneiget.
Maria vor dem Kreuze trauriglichen Klage erzeiget;
Sie verlor ihr' Farbe, ihr' Kraft, in bitterlichen Nöten,
Da sie jämmerlich ihr liebes Kind sah töten

[1]) Schön führt Meister Stolle (III) dieses aus: Wer sie des mahnet, daß sie Christum gebar, dem wird geholfen. Mehr noch ist ihrer Gnaden, wenn sie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als sie ihn an das Kreuz schlugen. Wer sie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufstand, der machet sich von seinen Sünden bloß.

Und Longinus den Speer ihm in sein' reine Seite stach.
Sie sank unmächtig nieder, daß sie nicht hörte und nicht sprach.
In dem Jammer Christe sein Herze brach.
Das Kreuz begunnte sich mit seinem süßen Blute röten." (Ebd.)

letzen] endigen. — Longinus] der h. Longinus ist, nach der Legende, der Kriegsknecht, welcher die Seite Jesu mit dem Speer öffnete. Von dem niederströmenden Blute soll ein Blinder geheilt worden sein. 5

Niemand wird sich wundern, den Dichter in den Vorstellungen seiner Zeit befangen zu finden. Aber auch in freier Bewegung zeigt sich uns derselbe. 10

Von eigener Aufrichtigkeit ist nachfolgende Beichte:

„Viel hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weise,
Wie wag' ich so zu freveln unter deinem Reise! 15
Ich tu' nicht rechte Werke, noch hab' ich wahre Minne
Zu meinem Nebenchristen, Herre, noch zu dir.
So hold noch ward ich ihrer keinem je, als mir.
Gott Vater und Gott Sohn, dein Geist berichte meine Sinne!
Wie sollt' ich den wohl minnen, der mir übel tut? 20
Mir muß der immer lieber sein, der mir ist gut.
Vergib mir andre meine Schuld! ich will noch haben den Mut."
(I, 131a.)

Von Walthers freimütigen Äußerungen gegen die Priesterherrschaft ist umständlich gehandelt worden. Wenn er zum Kampfe für die Erlösung des heiligen Grabes eifrig ermuntert, so ist er darum nicht eben vom blinden Hasse gegen nichtchristliche Mitmenschen beherrscht. „Räche, Herr!" betet er, „dich und deine Mutter an denen, die eures Erblandes Feind sind! Laß dir den Christen gleich wenig gelten, als den Heiden! Du weißt wohl, daß nicht die Heiden allein dich irren, die sind wider dich doch öffentlich unrein; zeige die in ihrer Unreine, die es mit jenen heimlich gemein haben (I, 103a)[1])!" Als den Vater aller Menschen erkennt er den Herrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Christen, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt" (I, 128b).) Um vieles duldsamer und freidenkender, als der Freigedank (V. 481 bis 84), den es gewaltig verdrießt, daß Gott Christen, Juden und Heiden gleiches Wetter gibt. 25 30 35

[1]) Diese Äußerungen haben wohl dieselbe Beziehung wie die in der Anm. 2, S. 654, ausgehobenen des Freidank.

Am reinsten aber und über allen Wahn der Zeit erhaben erscheint seine Anbetung da, wo er vor Gott sich niederwirft, als dem Unbegreiflichen, den zu erforschen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren ist, den keine Predigt und keine Glaubens-
5 satzung erklärt:

„Mächtiger Gott, du bist so lang und bist so breit.
Gedächten wir daran, daß wir unsre Arebeit
Nicht verlören! Dir sind beide ungemessen: Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, was ein andrer auch drum trachtet[1]);
10 Doch ist es, wie es stets war, unsern Sinnen unbereit.
Du bist zu groß, du bist zu klein; es ist ungeachtet.
Dummer Gauch, der daran betaget oder benachtet!
Will er wissen, was nie ward gepredigt noch gepfachtet?"
(I, 102b.)

unbereit] unzugänglich. — ungeachtet] unermessen, unge-
15 schätzt, — daran betaget oder benachtet] Tag oder Nacht darauf wendet, damit hinbringt. (Vgl. II, 112a.) — gepfachtet] in Satzungen gefaßt, von Pfacht, Satzung, Gesetz.

Unsre Blicke sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns
20 keine Nachricht von den äußeren Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich lossagt, und von seinem Tode nichts erkennen, als das allmähliche Hinüberschweben des Geistes in das Reich der Geister.
25 Davon jedoch ist Kunde vorhanden, wo seine irdische Hülle bestattet worden. In der Würzburger Liederhandschrift, aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts[2]), findet sich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünster in dem Grasehofe begraben liege. In
30 einer handschriftlichen Chronik aber ist eine liebliche Sage mit folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, sei Walther begraben unter einem Baume. Dieser habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken
35 gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünsters aber habe

[1]) [Bertholds Predigten S. 120: trahten. S. 160: betrahten. S. 179: ertrahten. S. 289.]

[2]) Und zwar in der alten Vorrede zu dem S. 629, Anm. 5, angeführten Meisterliede des Lupolt Hornburg, Mus. II, 1, S. 22.

dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, sei von diesem Walther noch folgendes, in lateinischen Versen, in Stein gehauen, zu lesen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du starbest. Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses liest: Sei Gott seiner Seele gnädig[1])!"

Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Anlaß gegeben haben.

Der Truchseß von Sankt Gallen betrauert den Tod Walthers auf ähnliche Weise, wie dieser den Tod Reinmars beklagt hat: Uns ist unsres Sanges Meister, den man eh' von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die nach ihm uns allen unerlassen bleibt. Was frommet nun, was er eh' der Welt erkannte? Sein hoher Sinn ist worden krank. Nun wünschet ihm um seines werten, hofelichen Sanges willen, daß sein der süße Vater nach Gnaden pflege! (Pf. Hds. 357, Bl. 20b[2]).)

---

[1]) Oberthür in der Schrift, welche S. 582, Anm. 2, angeführt worden ist, S. 30, gibt diese Stelle mit der Bemerkung, daß Ignaz Gropp solche in einer geschriebenen Chronik gefunden habe. Die Stelle, worüber die Rezension des oberthürischen Buches in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1818, S. 2054 bis 2056, zu vergleichen. [Aufseß' Anzeiger 1833, Sp. 70] lautet so: In novi monasterii ambitu, vulgo Lorenzgarten, sepultus est Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volucribus super lapide suo dari blanda (blada?) et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero N. M. hoc testamentum volucrum transtulit in semellas, dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu praefati horti, vulgo im Kreuzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os oblivisti,
Ergo quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere!

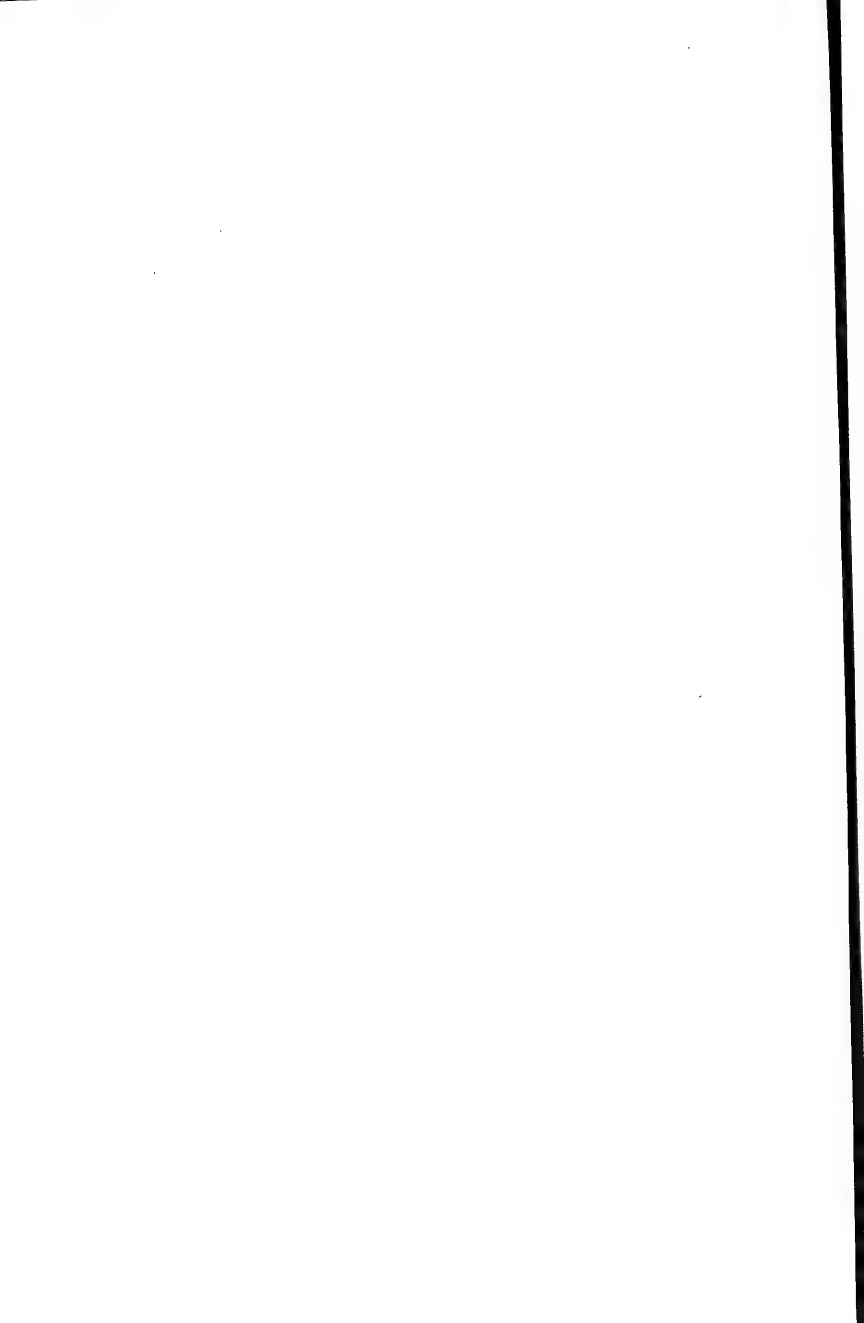
Nach einer neueren Mitteilung im Morgenblatt 1821, Nr. 19, sind diese vier gereimten Hexameter auch in die Würzburger Handschrift Bl. 212b eingezeichnet. (Statt oblivisti heißt es hier besser obiisti, statt poscit steht possit.) Voran stehen die Worte: De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip.; in suo epitaphio sculptum erat; usw.

[2]) [Böhmers Fontes I, XXXVI.]

Über die Sage vom Herzog Ernst

Inauguralrede

gehalten am 22. November 1832



Wenn es im Zweck einer Inauguralrede liegt, Art und Richtung der Vorträge des eintretenden Lehrers der akademischen Gemeinde anschaulich zu machen, so glaube ich, bei zufälliger Verspätung meiner Antrittsrede, dem Zweck am besten
5 damit zu entsprechen, daß ich den Gegenstand derselben dem Kreise meiner schon gehaltenen Vorlesungen entnehme.

Die deutsche Nationalliteratur, wie diejenige andrer Völker, ist nicht mit der Masse vorhandener und vollendeter Schriftwerke abgeschlossen. Jenseits der Literatur im buchstäblichen
10 Sinne liegen, für die ältere Zeit, gerade die nationalsten Erzeugnisse des geistigen Lebens: Mythus, Sage, Volksgesang. Allerdings müssen wir auch hierbei zunächst von schriftlichen Auffassungen und Andeutungen ausgehen. Allein das Auffassen im Schriftwerke bezeichnet oft nur die Aufhör des lebendi-
15 gen Wachstums, das Werden erstarrt im Gewordenen und um das Wesen des dichterisch schaffenden und bildenden Volksgeistes kennen zu lernen, müssen wir ihn, die jeweilige Form zerbrechend, seinem freien, beweglichen Elemente zurückgeben.

Diesen außerliterarischen Teil der Nationalliteratur unsres
20 und der stammverwandten Völker zur Darstellung zu bringen, war ein vorzügliches Augenmerk meiner bisherigen Lehrvorträge, eben weil hier nicht auf die fertige Schrifturkunde verwiesen werden kann, sondern das Ergebnis in der fortwährenden Entwicklung selbst bestehen muß.

25 Das weiteste und fruchtbarste Gebiet für diese Seite der geschichtlichen Forschung öffnet sich, was Deutschland betrifft, in dem umfassenden und vielgegliederten Zyklus einheimischer Heldensage. Das Nibelungenlied, dessen Name so häufig zum Losungsworte der oberflächlichsten und verkehrtesten Ansichten
30 dienen muß, macht nur den Abschluß der mannigfaltigen Entwicklungen des großen mythisch-epischen Kreises. Außer diesem zyklischen Verbande gibt es aber noch andre deutsche Sagenbildungen geringeren Umfangs, deren eine ich hier auswähle,

um die angedeutete Richtung an einem Beispiele darzulegen; das weniger Zeit erforderte und als ein unscheinbares nur um so besser dem Zwecke dienen möchte.

Es ist die Sage vom Herzog Ernst, die noch jetzt im Volksbuche gangbar ist, das auf unsern Märkten verkauft wird. Von 5 älteren Bearbeitungen derselben nenne ich: zwei größere, mittelhochdeutsche Gedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert, von denen bis jetzt nur eines vollständig bekannt gemacht ist, ein lateinisches vom Anfang desselben Jahrhunderts und die Bruchstücke eines deutschen, das noch im zwölften Jahrhundert ab- 10 gefaßt war. Die früheste nachweisliche Erwähnung einer deutschen Behandlung des Gegenstandes findet sich beim Jahre 1188 in einem Briefe des Markgrafen Berthold von Andechs an den Abt von Tegernsee, worin ersterer sich das deutsche Büchlein vom Herzog Ernst zur Abschrift erbittet. 15

Die äußeren Spuren der poetisch bearbeiteten Sage reichen somit nicht über die Zeit der Hohenstaufen hinaus. Dagegen werden wir im Inhalt der Dichtung eine Reihe von Personen und Ereignissen aus den Zeiten der früheren Königsgeschlechter, des sächsischen und des fränkischen, gesammelt und zur Ein- 20 heit verbunden finden. Dies war nur dadurch möglich, daß jene ganze Periode über in der Geschichte selbst gleichartige Bestrebungen walteten, die ich in den Hauptzügen zum voraus bezeichne.

Die deutschen Könige waren, um die Macht ihrer Herr- 25 schaft zu heben, unablässig darauf bedacht, sich zugleich der Gewalt, welche die großen Reichsämter darboten, zu versichern. Mittel zu diesem Zwecke suchten sie vornehmlich darin, daß sie die Herzogtümer und andre bedeutende Würden auf Glieder ihres Hauses übertrugen oder durch Vermählungen an dieses 30 knüpften. Hierin lag aber auch der Keim der Eifersucht und Zwietracht unter den nächsten Verwandten selbst, die sich auf solche Weise in verschiedenem Trachten, nach gesammelter Herrschermacht von seiten des Königs, nach Unabhängigkeit und Eigengewalt von seiten der Fürsten, gegenübertraten. Statt daß die 35 Provinzen dem König enger verbunden wurden, indem sein Sohn oder Eidam, sein Bruder oder Schwager über sie gesetzt war, wurden vielmehr diese seine Angehörigen ihm durch ihre Stellung nicht minder entfremdet, als es frühere, verdrängte Fürstengeschlechter gewesen waren. Eine weitere Quelle des 40 Familienzwistes ergab sich in der Unbestimmtheit des Erbfolgerechtes, das hier mit dem Wahlrechte, dort mit der jezeitigen Macht des Stärkeren in Wage stand. Die Zerwürfnisse,

die aus solchen Ursachen unter hochgestellten und nahe verwandten Personen erwuchsen, waren an sich schon geeignet, Aufmerksamkeit und Teilnahme zu erwecken. In sie waren aber auch die Völker selbst, tätig und leidend, verflochten. Sang
5 und Sage, die Organe der Volksstimmung, mußten von diesen mannigfachen Bewegungen und Verwicklungen um so lebhafter angeregt werden, als es überall auch mächtige Persönlichkeiten waren, die auf dieser tragischen Weltbühne auftraten. Die herrschende Gewalt ist, zu verschiedenen Zeiten, bald
10 mehr in die Idee, bald mehr in die Person gelegt. Im deutschen Mittelalter war letzteres der Fall. Diese Zeit verlangte einen König von Mark und Bein, von sichtbarer, hoher Gestalt, dem der Geist aus den Augen leuchtete. Darum war Deutschland ein Wahlreich; zwar vererbte sich die oberste Gewalt meist
15 langehin in demselben Stamme, aber ein solches Königsgeschlecht war selbst eine Persönlichkeit; konnte diese nicht mehr genügen, so trat, vermöge des Wahlrechts, ein andres an seine Stelle. So kam es denn, daß wir in den Kaiserhäusern des Mittelalters überall auf hervorstechende, im Guten und im Bösen kräftige
20 Persönlichkeiten treffen, auf solche, die wohl auch befähigt waren, Phantasie und Gemüt der Zeitgenossen für Lied und Sage anzusprechen.

Sehen wir nun, wie der angegebene Charakter der Zeit sich in unsrer Sage ausgeprägt hat! Der Inhalt derselben
25 ist, nach der Darstellung des vollständig herausgegebenen, mittelhochdeutschen Gedichts, im wesentlichen folgender:

Kaiser Otto vermählt sich zum zweitenmal mit Adelheid, der schönen und tugendreichen Witwe des Herzogs von Bayern. Ihr Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, steht anfangs
30 bei seinem kaiserlichen Stiefvater in großer Gunst und wird von diesem sogar zum Nachfolger im Reiche bestimmt; er ist bei allen Fürsten beliebt, Arme und Reiche wünschen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schwestersohn, und verleumdet ihn bei dem Kaiser, als ob er diesem
35 nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiser läßt sich überreden und mit seiner Zustimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernsts Land Ostfranken, das zu Bayern gezählt wird. Ernst kommt mit zweitausend Schilden herbei, entsetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und schlägt noch in einem Streite
40 bei Würzburg, wo er und sein Freund, Graf Werner, sich als Helden erweisen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich versucht hat, den Gemahl zu besänftigen, gibt sie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindschaft angestiftet habe.

Ernst rüstet sich nun zu weiterer Gegenwehr. Dann kommt er, nur selbdritte, mit dem Grafen Werner und einem andern Dienstmanne, zu Speier, wo der Kaiser sich aufhält, auf den Hof gesprengt. Jener Dritte muß die Rosse halten, Ernst und der Graf gehen hinauf in die Kaiserburg. Es ist an einem 5 Abend, die Herren sind meist zur Ruhe, nur der Kaiser selbst und Pfalzgraf Heinrich sind noch in geheimer Beratung beisammen. Ernst kommt vor die offene Kammertür und dringt ein. Der Kaiser entspringt in eine Kapelle und schließt die Tür hinter sich. Dem Pfalzgrafen aber schlägt Ernst das 10 Haupt ab, geht unerschrocken wieder hinunter und reitet mit seinen Gefährten von dannen. Für diese gewaltsame Tat wird er in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Bayern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor gestritten. Zuletzt muß sich diese achtbarste Stadt ergeben. An 15 der Donau nieder und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernst rächt die Not seines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiser eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernst sich nicht mehr stark genug zu nachhaltigem Widerstand, er beschließt, zur Schonung 20 seines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu tun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele andre aus deutschen Landen schließen sich an; er hat wohl tausend in seiner Schar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Konstantinopel, 25 wo sie sich einschiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarsten Abenteuer. Ein Sturm versenkt einen großen Teil der Schiffe, die übrigen werden zerstreut. Dasjenige, worauf Ernst und Werner sich befinden, wird nach dem Lande Kipria getrieben, wo die Kreuzfahrer ein Volk mit Kranichhälsen und 30 Schnäbeln finden, dem sie eine entführte Königstochter aus Indien abkämpfen. Sie segeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eisenwerk auszieht, lassen sich, ihrer sechse, soviel vor Hunger und Krankheit noch übrig sind, in Ochsenhäute genäht, von den Greifen in ihr Nest durch 35 die Lüfte hintragen; fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaspen, Leuten mit einem Auge, bekämpfen dort die Riesen und Plattfüße, gehen nach Indien, besiegen hier für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von diesem geleitet, Jerusalem, 40 wo sie den Templern das heilige Grab verteidigen helfen. Endlich, nachdem Ernsts Ruhm auch nach Deutschland gedrungen und des Kaisers Zorn sich gelegt, begeben sich die

Helden auf die Heimfahrt. Sie kommen am Christabend vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten einen Hof hält. Ernst läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem 5 Münster, wohin seine Mutter ihn heimlich beschieden. Sie kommt zur Frühmette, begrüßt mit vielen Tränen den lang entbehrten Sohn und belehrt ihn, wie er sich verhalten soll. Dann tritt sie wieder an ihren Stuhl und ruft mit nassen Augen die Mutter des Herrn an, bei all der Freude und Ehre, die ihr an 10 diesem Tage von dem göttlichen Sohne geworden. Als hernach die festliche Messe gesungen ist und durch die Predigt des Bischofs alle Herzen andächtig bewegt sind, da dringt Ernst, nach der Mutter Rate, vor den Sitz des Kaisers, wirft sich diesem zu Füßen und fleht um Vergebung seiner Schuld. Der Kaiser sagt 15 ihm Verzeihung zu und erhebt ihn mit eigener Hand. Als er aber den Mann in Pilgertracht besser ansieht und ihn erkennt, da wechselt sein Antlitz die Farbe. Die Fürsten jedoch, zuvor von Adelheid für ihren Sohn gestimmt, treten vor den Kaiser und mahnen ihn, daß er noch stets sein Wort gehalten. Da 20 bestätigt er die Versöhnung, zum Jubel alles Volkes. Ernst erhält sein Land wieder und Werner seine Herrschaft. Der Mutter aber ist der wiedergewonnene Sohn, wie das Gedicht sagt, ihr klarer Sonnenschein und ihres Herzens Freude.

Es sind ohne Zweifel vorzüglich die Wunder der abenteuer- 25 vollen Kreuzfahrt, welche dieser Erzählung eine so große Verbreitung in mehrfachen Bearbeitungen und selbst noch die Fortdauer in unsern Tagen, mittels des Volksbuches, verschafft haben. Hier beschäftigt uns die deutsche Sage, in welche jene Reiseabenteuer und das auf gelehrtem Wege, mittelbar wenig- 30 stens aus Plinius, Solinus, aus den fabelhaften Geschichten Alexanders des Großen, hinzugekommene Wunderbare eingelegt wurden. Was im Zeitverlaufe zum Rahmen geworden, haben wir als Hauptbild herzustellen.

Den Grundbestand der Sage bildet eine Gruppe von fünf 35 Personen: der mächtige Kaiser Otto; dessen zweite Gemahlin, die treffliche Adelheid, Witwe des Herzogs von Bayern; Adelheids Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, der erst beim Kaiser, seinem Stiefvater, in höchster Gunst steht, dann aber, als sich Neid und Verleumdung zwischeneingedrängt, vom Kaiser 40 geächtet, bekriegt und vom Lande zu weichen genötigt wird; der Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Schwestersohn, eben der Verleumder und Stifter des Unheils, der aber von Ernsts Schwerte den Lohn empfängt; der Graf Werner, Ernsts treuer Kampfgenosse

und unzertrennlicher Begleiter auf seinen Irrfahrten. Die Handlung, zu welcher die fünf Hauptpersonen verflochten sind, besteht in den Störungen des freundlichen Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem Stiefsohn, in den Kämpfen und Gewalttaten, welche daraus hervorgehen, in den Drangsalen und Heldenwerken der geächteten Freunde und in der endlichen Wiederaufnahme des Vertriebenen in die Huld des Stiefvaters durch Vermittlung der Mutter.

Fragen wir aber nach der geschichtlichen Unterlage, so weisen schon die Namen auf eine für die Einsicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermischung verschiedener Bestandteile hin, in welche sich dem Forschenden jene Gruppe der handelnden Personen und die eine Handlung selbst wieder auflöst. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der sächsischen Kaisergeschichte und auch wieder verschiedenen Momenten dieser an, die Namen Ernst und Werner der salisch-fränkischen. Und so verhält es sich auch in der Sache selbst; eine Folge — der Zeit und den Personen nach getrennter, aber in Geist und Wesen gleichartiger Geschichten aus der Periode des sächsischen und des fränkischen Kaiserhauses hat sich durch die bindende Kraft der Sagendichtung zur einzigen, scheinbar Gleichzeitiges umfassenden Handlung verschmolzen.

Ich versuche, diesen Hergang klar zu machen, indem ich die historischen Schichten, aus welchen sich das sagenhafte Ganze angesetzt, näher bezeichne. Die erste:

Otto I. und sein Bruder Heinrich.

Otto I., aus dem Hause Sachsen, durch einstimmige Wahl der Fürsten zum deutschen Throne berufen, empfing am 8. August 936, im Dom zu Aachen, unter lautem Zurufe des Volkes, die feierliche Königsweihe. Nach der kirchlichen Feier setzte sich der neue König im Palast zum Königsmahle nieder. Die Herzoge des Reiches, jeder in seinem Erzamte, versahen dabei den Dienst. Mit königlicher Freigebigkeit wurden sie von Otto begabt und man schied in lauterster Freude. Aber die heitere Eintracht, die bei diesem Feste den König und die Fürsten verbunden hatte, war von kurzer Dauer. Unter den vier Reichsbeamten, die ihm beim Krönungsmahle gedient, war nicht einer, der nicht selbst oder dessen Nachkommen nicht, früher oder später, das Schwert gegen den König Otto erhoben hätten. Auch seine Brüder, Dankmar und Heinrich, ließen sich, nacheinander, in diese Empörungen hinziehen. Der letztere, Heinrich, ist uns

hier von besondrer Bedeutung. Otto und Heinrich waren Söhne aus der zweiten Ehe Heinrichs I., des Vogelstellers, mit Mathilden, einer Tochter des sächsischen Grafen Dietrichs, vom Stamme Wittekinds. Das Leben dieser ausgezeichneten Frau, 5 wie es auf Befehl ihres Urenkels, des überfrommen zweiten Heinrichs, beschrieben wurde, stellt sie, dem Geiste der Zeit gemäß, im Licht einer Heiligen dar, verhehlt aber doch auch nicht die menschlichen Züge mütterlicher Schwäche. Ihr zweiter Sohn Heinrich war von vorzüglicher Schönheit, er trug den Namen 10 des Vaters, ihn liebte die Mutter vor ihren übrigen Söhnen und ihn wünschte sie, nach dem Tode des Vaters, auf dem Throne zu sehen. Ihrer Hoffnung schmeichelte der Umstand, daß der ältere Otto vor der Erhöhung des Vaters, ihr Liebling Heinrich aber, wenngleich der jüngere, in der Königspfalz ge- 15 boren war. Allein je mehr ihn die Mutter verzärtelte, um so härter traf ihn das Geschick. Über der Leiche des Gemahls ermahnte zwar die Königin ihre Söhne, sich nicht um weltliche Herrlichkeit zu entzweien, deren Hinfälligkeit sie hier vor Augen hatten. Aber der Same der Eifersucht war ausgestreut und als 20 Otto den Zepter empfing, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verschworen sich die Herzoge Eberhard in Franken und Giselbert von Lothringen, Schwager des Königs, gegen diesen. Heinrich, im ehrgeizigen Gelüste nach der Krone, nahm Teil an dem Aufstand. Aber die Verschwo- 25 renen wurden, als sie ihr Heer über den Rhein setzten, von den Freunden des Königs überfallen; beide Herzoge kamen um und Heinrich, dessen hochfahrende Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet waren, entfloh nach Frankreich. Doch bald demütigte er sich vor seinem königlichen Bruder, gelobte fortan Treue und 30 erhielt von ihm Vergebung und sogar die Belehnung mit dem erledigten Herzogtum Lothringen. Dieses geschah im Jahre 939. Aber schon im folgenden Jahre wurde Heinrich von seinen neuen Untergebenen verdrängt und der König sah sich veranlaßt, das Herzogtum anderwärts zu verleihen. Heinrich stiftete eine neue 35 Verschwörung an, und zwar eine sehr gefährliche, gegen das Leben des Königs gerichtete. Dieser jedoch wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, die Verbundenen fielen in seine Gewalt und die meisten derselben büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich, der Urheber des Anschlags, rettete sich abermals 40 durch die Flucht. Nachdem er eine Zeitlang unstet in seinem verlorenen Herzogtum Lothringen umhergeirrt, suchte er, der vielen Drangsal müde, von neuem die Gnade des schwerbeleidigten Bruders. In Begleitung einiger Bischöfe, die er um ihre

Verwendung angesprochen hatte, kam er eines Tags unerwartet, mit bloßen Füßen, als ein Büßender, vor den König und warf sich vor ihm nieder. Dieser wollte zwar dem Gedemütigten kein Leides tun, ließ ihn jedoch nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort, bis auf weitere Entschließung, bewachen. Bis zum 5 Ende des Jahres 941 (an Ostern desselben hatte die Verschwörung ausbrechen sollen) saß Heinrich dort gefangen. Der König aber kam nach Frankfurt am Main, um hier das Weihnachtsfest zu begehen. Da gelang es jenem, zur Nachtzeit seiner Haft zu entfliehen. In der Frühe des Christfestes, vor Tagesanbruch, 10 war König Otto im Dom zu Frankfurt beim Gottesdienste gegenwärtig, er hatte all seinen kostbaren Schmuck abgelegt und war mit einfachem Gewande bekleidet, um ihn ertönten die feierlichen Hymnen dieser heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, des Winterfrostes unerachtet, der unglückliche Heinrich in 15 die Kirche und warf sich vor dem Altar mit dem Angesicht auf die Erde. Fromme Gefühle kamen über den König, er war eingedenk des Festes, an welchem die Engel der Welt den Frieden sangen, ihn erbarmte seines reumütigen Bruders und er gewährte demselben volle Verzeihung. Einige Zeit nachher ver- 20 lieh er ihm das Herzogtum Bayern und fortan bestand unter den Brüdern die ungestörteste Eintracht. Ausdrücklich wird noch versichert, daß Ottos milde Gesinnungen gegen seinen straffälligen Bruder durch Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter Mathilde angeregt worden seien. 25

Ziehen wir nun aus diesen Berichten der Geschichtbücher den Erfund für unsre Sage, so zeigt sich der historische Otto I. hier in demselben Verhältnisse zu seinem jüngern Bruder Heinrich, in welchem nach dem Gedichte der gleichnamige Kaiser zu seinem Stiefsohne Ernst steht. Beide, Heinrich und Ernst, müs- 30 sen, nach vereitelter Unternehmung, vom Lande weichen. Auf seiner zweimaligen Landesflucht wurde Heinrich, wie der Annalist sagt, von vielen Mühsalen ermattet. Schon hier boten sich Anlässe dar, die Schicksale des heimatlos umherirrenden Fürstensohnes mit wunderbaren Abenteuern auszumalen, wie es beim 35 Herzog Ernst geschehen ist. Die Aussöhnung wird durch die Fürsprache einer bei den beiden Gegnern gleich nahe gestellten königlichen Frau vermittelt; hier ist es die Königswitwe Mathilde, die Mutter der entzweiten Brüder, dort Adelheid, die Mutter Ernsts und Gemahlin Ottos. Heinrich erhielt von seinem 40 versöhnten Bruder das Herzogtum Bayern. Als Herzog von Bayern ist auch Ernst dargestellt und er empfängt nach der Begnadigung dieses Herzogtum zurück.

Am stärksten aber tritt die Ähnlichkeit in den besonderen Umständen der Versöhnungsszene hervor. Wie im Gedichte Herzog Ernst bei der Weihnachtsfeier im Münster zu Bamberg, wohin er vor Tagesanbruch in Pilgertracht heimlich gekommen, 5 sich vor dem Kaiser niederwirft, ebenso Heinrich, als Büßender, bei der gleichen Feier im Dome zu Frankfurt.

Die Nonne Roswitha zu Gandersheim, welche diesen Vorgang in ihrem lateinischen Gedichte von den Taten der Ottone am ausführlichsten beschreibt, hat zwar, nach ihrer Versicherung, 10 selbst keine schriftlichen Berichte vor sich gehabt und es ist darum möglich, daß sie dieses Ereignis bereits durch mündliche Überlieferung einigermaßen für die poetische Darstellung zugebildet fand. Aber immerhin stand sie den Begebnissen noch ziemlich nahe, sie schrieb für den Sohn, Otto II., die Geschichten des 15 Vaters, Ottos I., und widmete das Werk ihrer Äbtissin Gerberg, der Tochter des begnadigten Heinrichs. Bei ihr nun finden wir schon jene Szene festgestellt, die sich lange nachher, in den Dichtungen vom Herzog Ernst, den Hauptzügen nach unverrückt erhalten hat. Dieselbe ist hier vorzüglich nur darin erweitert, 20 daß die vermittelnde Mutter persönlich in sie eingetreten ist. Jenes: „auf Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter," wie von Otto und Heinrich gesagt war, ist in der Sagendichtung vom Herzog Ernst zur lebendigen Gestalt geworden; die milde Fürsprecherin durfte nicht fehlen im Bilde der feier- 25 lichen Versöhnung.

So hat sich uns auf dieser ersten Stufe von den Hauptpersonen der Sage Kaiser Otto, dem Namen und der Sache nach, geschichtlich begründet. Auch das Verhältnis des Kaisers, hier zu Heinrich, dort zu Ernst, die Stellung der beiden Frauen, 30 Mathilde und Adelheid, ist sich in allgemeinen Zügen ähnlich und besonders auffallend ist die Zusammenstimmung in der Katastrophe.

Aber noch sind uns die Namen Adelheid statt Mathilde, Ernst statt Heinrich nicht gerechtfertigt und andre Personen feh- 35 len noch gänzlich.

Schreiten wir daher weiter in der Geschichte! Zweitens:

Otto I. und sein Sohn Liutolf.

Zehn Jahre nach Beilegung des Bruderzwistes war der Erwerb neuer Macht und erhöhten Glanzes für den König Otto zugleich der Anfang neuen und weitgreifenden Zwiespalts, der 40 wieder von seinem Hause ausging. Adelheid, die junge Witwe

des Königs Lothar von Italien, hatte, von ihren Verfolgern gedrängt, die Hilfe Ottos angerufen und ihm, der damals Witwer war, ihre Hand zugleich mit der Herrschaft über Italien anbieten lassen. Otto folgte diesem Rufe, ward der Befreier Adelheids, nahm von dem lombardischen Reiche Besitz und kam im 5 Frühjahr 952 mit seiner neuen Gemahlin nach Deutschland zurück. Die Königin Adelheid, eine Tochter des burgundischen Königs Rudolf II., mußte durch glänzende Schönheit, edle Eigenschaften und die wunderbaren Geschicke, durch die sie früh schon gegangen war, aller Augen auf sich ziehen. Auch um ihr Haupt 10 wob sich in der Folge der Heiligenschein.

Argwöhnisch sah aber zu dieser neuen Verbindung Liutolf, Herzog von Schwaben, der Sohn Ottos aus erster Ehe mit Editha, einer englischen Königstochter. Sein Vater hatte ihn bereits, mit Zustimmung der Reichsfürsten, zum Mitherr- 15 scher und Nachfolger ausrufen lassen. Durch die zärtliche Neigung, welche Otto seiner zweiten Gemahlin zuwandte, glaubte sich der damals zwanzigjährige Liutolf aus der Liebe des Vaters verdrängt, die er sonst im vollsten Maße genossen hatte. Er mochte selbst besorgen, daß er, als vor der Thronbesteigung 20 Ottos geboren, in der Reichsnachfolge zurückstehen müsse, wenn diesem in zweiter Ehe Söhne geboren würden. Zunächst jedoch warf sich sein bitterster Groll auf seinen Vatersbruder Heinrich, denselben, der sich früher wiederholt empört, seit seiner letzten Begnadigung aber Ottos unbeschränktes Vertrauen und nun auch 25 das der Königin erworben hatte. Zuvor schon waren Liutolf und Heinrich über die Grenzen ihrer Herzogtümer, Schwaben und Bayern, in Streit geraten. Jetzt, nachdem die Eifersucht immer heftiger entbrannt war, verband sich Liutolf mit dem gleichfalls unzufriedenen Eidam des Königs, Herzog Konrad 30 von Lothringen, und dem Erzbischof Friedrich von Mainz, um gegen Heinrich loszubrechen und, wenn der König sich des letztern annähme, auch ihm die Spitze zu bieten. Vor den König nach Mainz beschieden, gaben zwar Liutolf und Konrad vor, daß ihre Rüstung nicht gegen ihn gerichtet sei, äußerten jedoch ohne 35 Rückhalt ihr Vorhaben, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er zum Osterfest am königlichen Hoflager zu Ingelheim sich einfinde. Nachdem sie, infolge ihrer Weigerung, auf dem Reichstage zu Fritzlar zu erscheinen, in die Reichsacht und ihrer Herzogtümer verlustig erklärt worden waren, brach im Sommer 953 die 40 offene Fehde aus. Im Verlaufe derselben bemächtigte sich Liutolf der festen Städte des Bayernherzogs, namentlich der Hauptstadt Regensburg, welche fortan der Mittelpunkt des Kampfes

wurde und dreimal von seiten des Königs harte Belagerung erfuhr. Die Empörer scheuten sich nicht, selbst die wilden Scharen der Ungarn zu ihrer Hilfe nach Deutschland zu rufen. Zuletzt jedoch mußte Regensburg sich ergeben und als die Heere
5 sich an der Iller zu einer neuen, entscheidenden Schlacht gegenüberstanden, wurde ein Stillstand dahin vermittelt, daß Liutolf auf einem Reichstage zu Fritzlar sich stellen solle, um des königlichen Ausspruchs zu gewarten. Als nun in der Zwischenzeit, im Herbst 954, Otto zu Sonnenveld, in Thüringen, der
10 Jagd oblag, erschien Liutolf, der ihm nachgezogen, barfuß und warf sich vor ihm nieder. Der Vater zuerst und dann alle Anwesenden wurden, wie der Annalist sagt, vom Flehen des reuigen Sohnes zu Tränen gerührt. Liutolf wurde begnadigt, das Herzogtum Schwaben jedoch erhielt er nicht zurück.
15 Auf gleiche Weise, wie in der früheren Verwicklung seinem meuterischen Bruder Heinrich, steht Kaiser Otto in dieser zweiten seinem widerspenstigen Sohne Liutolf gegenüber. An seiner Seite erscheint nun auch, wie im Gedichte, seine zweite Gemahlin Adelheid, deren Namen wir bisher noch vermißten. Aber die ge-
20 schichtliche Adelheid ist Liutolfs Stiefmutter und, wenn auch unverschuldet, Gegenstand seines Grolles. Die Königin Adelheid der Sage dagegen ist Fürbitterin des Sohnes beim Stiefvater. In dieser sagenhaften Adelheid lebt offenbar die historische Mathilde fort, deren Tätigkeit in Vermittlung und Fürsprache uns
25 bekannt ist; ein späterer, glänzender Frauenname hat die Stelle eines früheren eingenommen. Liutolf ist von seinem Vater zum Reichsnachfolger bestimmt und die Besorgnis, in dieser Nachfolge beeinträchtigt zu werden, reizt ihn auf; Ernst hatte von seinem Stiefvater, als er gleichfalls noch in dessen voller Liebe
30 stand, dieselbe Bestimmung erhalten, was nur in seiner Identität mit Liutolf einen rechten Anhalt findet. Vorzüglich aber weist uns die Geschichte nunmehr auch den Verleumder und Zwietrachtstifter Heinrich, wie er im Liede lebt und mit eben diesem Namen nach. Dort heißt er Pfalzgraf, hier ist er Her-
35 zog von Bayern, dort des Königs Neffe, hier sein jüngerer Bruder. Derselbe Heinrich, der in der ersten Geschichte der Aufrührische und Geächtete war, also in der nämlichen Stellung, wie nachher Liutolf und im Gedichte Ernst, sich befand, nimmt nun einen Standpunkt ein, auf welchem Sage und Geschichte
40 in seinem Namen zusammentreffen. Der Bayernherzog Heinrich wird zwar nicht von dem gekränkten Liutolf erschlagen, wie der Pfalzgraf Heinrich des Gedichts vom Herzog Ernst bei dessen kühnem Eindringen in die Kaiserburg zu Speier. Aber das

melden die Annalen, daß Liutolf und Konrad offen gedroht, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er sich zur Osterfeier zu Ingelheim, auch einer rheinischen Königspfalz, einfinden würde. Besonders noch stimmen des historischen Liutolfs und des sagenhaften Ernsts Krieg gegen den Kaiser darin überein, daß beidemal die belagerte Stadt Regensburg der Mittelpunkt des Kampfes ist. Liutolfs endliche Begnadigung geht nicht so feierlich in der Kirche vor, wie bei Heinrich und Ernst, aber doch wirft auch er sich als Büßender, mit bloßen Füßen, vor dem beleidigten Vater und König nieder. 10

Wir haben hiernach in diesem zweiten historischen Ansatze den Namen Adelheid, einer weiteren Hauptperson des Gedichts, dann Namen und volle Gestalt des Zankstifters Heinrich, nebst der Belagerung Regensburgs, urkundlich aufgefunden. Kaiser Otto steht fortwährend an seiner Stelle und der Sohn Liutolf 15 entspricht dem Stiefsohne Ernst.

Es ließe sich, auf einer weiteren Sprosse der sächsischen Kaisergeschichte, in Otto II., dem Sohne und Nachfolger Ottos I., und in Heinrich von Bayern, dem gleichnamigen Sohne des bisher besprochenen Bayernherzogs, ähnliche Zerwürfnis und Ver- 20 söhnung nachweisen, wie sie zwischen den Vätern stattgefunden. Doch mag hier die Bemerkung genügen, daß Begebenheiten und Verhältnisse, die sich so von Geschlecht zu Geschlecht, selbst unter gleichen Namen, geschichtlich wiederholten, auch in der Sage dasselbe Gepräge zu erhalten und aufzufrischen geeignet waren. 25

Notwendig aber zur Ergänzung des historischen Sagenbodens, auf welchem uns bisher noch die Namen des Haupthelden Ernst und seines Freundes Werner fehlten, ist die folgende, dritte Geschichtstufe:

Konrad II. und sein Stiefsohn Ernst.

Ein andres Geschlecht deutscher Könige stieg herauf, das 30 fränkische oder salische. An der Spitze desselben stand Konrad II. Fest und rastlos wirkte auch er darauf hin, die Macht seines Hauses und damit seine Herrschergewalt zu mehren und zu stärken. Er war vermählt mit Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, die als die ausgezeichnetste Frau 35 ihrer Zeit gepriesen wird. Sie hatte aus erster Ehe einen Sohn, der gleich seinem Vater Ernst hieß und dessen Nachfolger im Herzogtum Schwaben war. Um die Erbfolge im Königreich Burgund entzweite sich der junge Fürst mit seinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in diesem 40

ungleichen Kampfe von seinen Vasallen verlassen, mußt' er sich unbedingt dem Kaiser ergeben und wurde von diesem auf dem Felsschlosse Gibichenstein eingekerkert. Einzig Graf Werner von Kiburg war ihm treu geblieben, verteidigte drei Monate lang
5 seine Feste Kiburg gegen den Kaiser und irrte, als solche nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürsprache seiner Mutter Gisela wurde Ernst, nach zweijähriger Gefangenschaft, wieder freigelassen. Er sollte zuerst das Herzogtum Bayern erhalten, nachher aber in sein Herzogtum Schwaben wieder ein-
10 gesetzt werden, jedoch unter der Bedingung, daß er schwöre, Werner, den Anstifter der Unruhen, wenn dieser sich in seinem Gebiete betreten ließe, festzunehmen und auszuliefern. Ernst aber wollte lieber auf das Herzogtum verzichten, als den Freund verraten. Ihn schreckt nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann
15 über ihn ausgesprochen wurde. Mit Werner und einigen andern begab er sich zuerst nach Frankreich, um bei dem Grafen Odo von Champagne, seinem Verwandten, Beistand zu finden. Als aber dieser Versuch vergeblich war, setzte er sich mit seinen Gefährten, in der Wildnis des Schwarzwaldes, auf die Burg
20 Falkenstein, deren Trümmer noch in der Gegend von Wolfach zu sehen sind. Dort aufgesucht und gedrängt, fiel er in verzweiflungsvollem Kampfe gegen die Übermacht zugleich mit Werner und vielen der Seinigen. Dies ereignete sich im Jahre 1030.

25 Die Schicksale des Herzogs Ernst, die wechselseitig aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinsamer Tod, wie die Geschichte sie beurkundet, bieten dem Gemüte so viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Übergang in Lied und Sage sich wohl erklären kann. Es ist auch nicht zu zweifeln,
30 daß diese Geschichten ursprünglich selbständig gesagt und gesungen wurden. Aber derselbe Bildungstrieb, vermöge dessen sich in unsrem größeren epischen Zyklus so mannigfache Sagen und Sagenkreise zum umfassenderen Ganzen verbunden haben, äußerte auch hier noch seine Wirksamkeit und spielte die fränkisch-ale-
35 mannische Sage mit der ottonischen, deren stufenweise Bildung bisher verfolgt wurde, zusammen. Der Anlaß und Heftpunkt dieser Verknüpfung lag darin, daß die Stellung Ernsts zu seinem Stiefvater Konrad und seiner Mutter Gisela in der Hauptsache die nämliche war, wie schon auf jener ersten Stufe die Stellung
40 des sächsischen Heinrichs zu seinem königlichen Bruder Otto und seiner Mutter Mathilde. Aber die Verknüpfung ging nicht ohne bedeutende Einbuße von fränkisch-alemannischer Seite von statten. Die wahrhafte Geschichte des Herzogs Ernst steht offenbar größer

da, als die nunmehrige Sagendichtung. Die Geschichte bot zwei lebendige Hauptmomente dar, welche gewiß auch von Anfang im Volksgesang aufgefaßt waren: die wetteifernde Treue der beiden Freunde und die Stellung Giselas zwischen dem Gemahl und dem unglücklichen Sohne. Das erstere Moment, das groß- 5 artige Beispiel der Freundestreue bis in den Tod, ist unverkennbar das dichterisch bedeutendere. Aber es ist der Sagenverknüpfung zum Opfer gebracht worden und nur noch die Spur, wie es einst lebendiger in der Sage gewaltet, hat sich noch darin erhalten, daß im Gedichte Herzog Ernst und Graf Werner als unzer- 10 trennliche Gefährten im Kampf und auf der Irrfahrt erschei- nen. Der ältere, ottonische Sagengrund blieb unvertilgt und behauptet das Übergewicht über den späteren Anwuchs. Jene ältere Sage schloß mit der Versöhnung und so fiel die tra- gische Katastrophe der Ernstssage hinweg. Das Gemeinsame der 15 beiden Sagen schlug in ihrer Verbindung vor und dieses lag für die Ernstssage in dem zweiten Hauptmoment, in der Stel- lung Giselas zwischen Gemahl und Sohn, deren Entsprechendes in der ottonischen Sage uns genügend bekannt ist. In den Namen Adelheid, der im Gedichte feststeht, trat, wie früher Ma- 20 thilde, so nun Gisela ein. Die Mutterliebe, wie sie unermüd- lich wach und tätig ist, dem bedrängten Sohne sein hartes Schicksal zu lindern und die Versöhnung des unseligen Zwie- spalts herbeizuführen, und wie sie zuletzt, nach manchem bittern Jahre, freudig gerührt, ihr Friedenswerk zum Ziele gebracht 25 sieht, diese fromme Mutterliebe ist auch wirklich im Gedicht vom Herzog Ernst mit vieler Innigkeit aufgefaßt und durchgeführt, und eben hierein setze ich hauptsächlich dessen poetischen Gehalt. Nicht bloß der Sturm der Leidenschaften, das Toben der Kämpfe, ist aus jenen Jahrhunderten zu uns durchgedrungen, sondern, 30 in der liebenden Mutter, auch das milde Gemüt, der sanfte Friedenshauch. Indem die ursprüngliche Ernstssage sich nun- mehr auf das zweite Moment beschränkte, bricht sie, mit den Berichten der Annalisten verglichen, schon beim Jahre 1024, sechs Jahre vor Ernsts Tode, ab, da nämlich, wie er, nach seiner 35 ersten Auflehnung, gedemütigt, dem Stiefvater nach Augsburg folgt und hier, durch die Zwischenkunft der Mutter, mit ihm ausgesöhnt wird. Dies, glaube ich, ist auch der Punkt, auf wel- chem die Ernstssage mit der ottonischen, mit den ähnlichen Ver- söhnungsszenen in dieser, sich berührte und zusammenschmolz, 40 dabei aber ihren tragischen Schluß hinter sich ließ.

Sehen wir von dem ab, was auf solche Weise verloren ging, so ist gleichwohl nicht zu mißkennen, daß in jener Gruppe,

von der wir ausgingen und die wir nun aus so mannigfachen Entwicklungen herangebildet fanden, noch immer ein tüchtiges deutsches Geschichtbild vor uns steht. In den Hallen des alten Doms, wo die Priesterschaft Weihnachtshymnen anstimmt, ragt, in einfachem Gewande, des ernsten, strengen Kaisers hohe Gestalt, vor ihm, am Altar, wirft sich ein Mann in Pilgertracht nieder, in Kämpfen und Mühen früh gealtert und fast unkenntlich geworden, an dessen Seite steht, die Hand am Schwert, der treue Genosse seiner Drangsale, auch jetzt bereit, jede Wendung der Dinge mit ihm zu tragen und durchzukämpfen, die Mutter aber beugt sich herein, die fürbittenden Hände gefaltet. Auch die Fürsten des Reiches, im Halbkreis umher, zeigen ihre vermittelnde Teilnahme und erwartungsvoll drängt sich die Volksgemeinde, die einst von dieser Geschichte sagen wird. Den Verräter aber, den Anstifter des Unheils, und seinen blutigen Tod deckt längst der breite Grabstein am Boden der Kirche.

Gerade, daß der Kaiser zugleich Otto und Konrad, Ahn und Urenkel ist, der kniende Pilger Heinrich, Liutolf und Ernst, die fürbittende Frau Mathilde, Adelheid, Gisela, daß in den stehengebliebenen Namen verschiedene geschichtliche Epochen sich kreuzen, daß der Verräter Heinrich der sächsischen, der treue Werner der fränkischen Kaisergeschichte angehört, eben damit ist das Geschichtbild ein ideales, es stellt den Geist und Charakter einer langen, vielbewegten Zeitperiode dar.

Der geschichtliche und früher im Volksgesange gefeierte Ernst hat allerdings in *der* Sage, in welcher sich so viele Zeitereignisse aufgerollt, an seiner sittlich-tragischen Erscheinung verloren, aber doch war die Nachwirkung derselben so mächtig, daß er der ottonischen Sage, indem sie ihn und seinen Freund in sich aufnahm, seinen Namen aufdrückte, daß solche nun als die Sage vom Herzog Ernst fortlebt.

Ernst verehrt am Ziele seines Irrsals dem Kaiser den leuchtenden Edelstein, den er bei der Fahrt durch den hohlen Berg aus dem Felsen geschlagen und der, fortan ein Kleinod in der Reichskrone, als der einzige seiner Art, der Waise genannt wird. Diesem Steine legt das lateinische Gedicht die wunderbare Eigenschaft bei, daß er, auf der rechten Scheitel sitzend, das Bild des römischen Reiches zurückwerfe. So befestigt doch am Ende noch Ernst in der alten Reichskrone den weltspiegelnden Kristall der Poesie, in welchem all jene weiten Räume deutscher Geschichte sich abstrahlen.

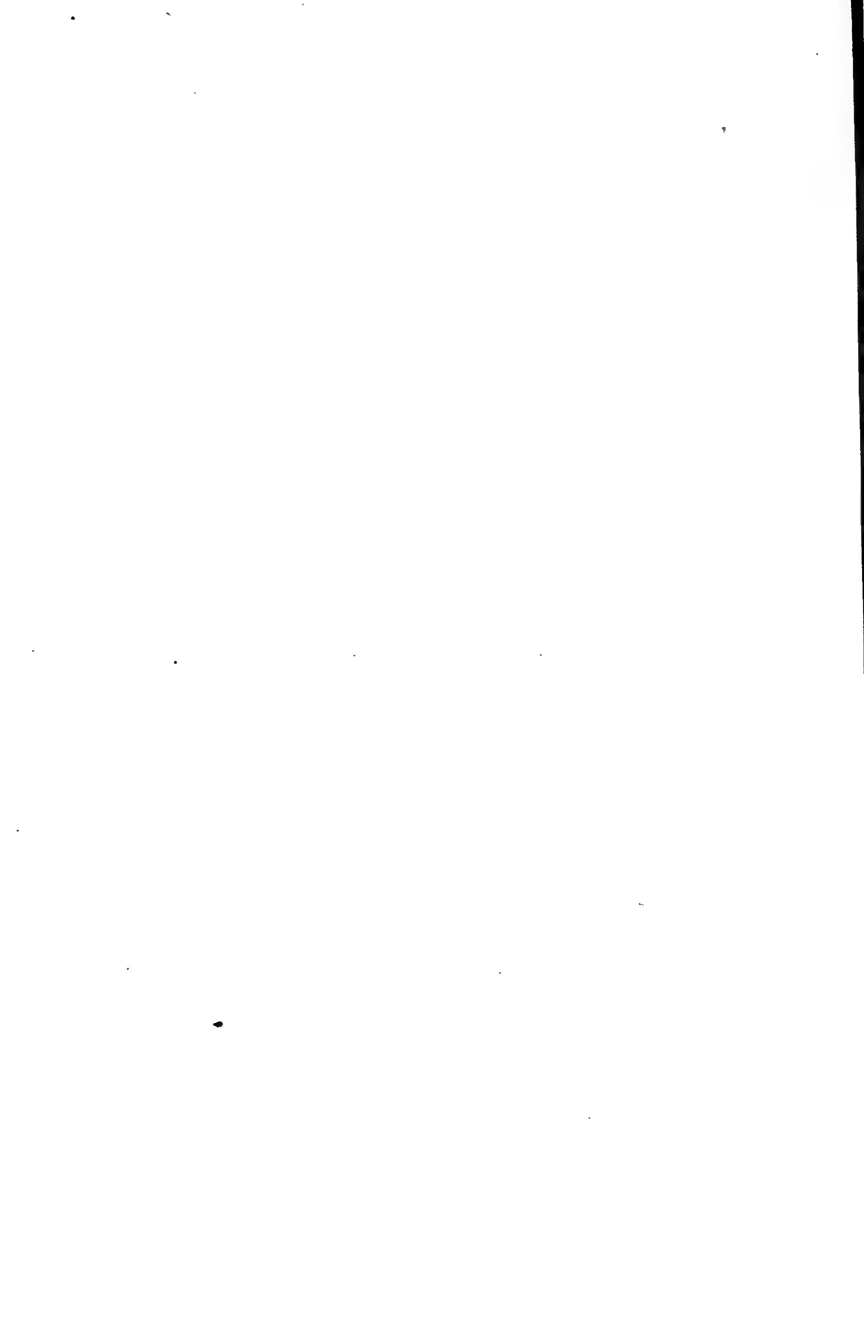
Es ist versucht worden, die historische Begründung der Ernstssage noch in ein drittes Kaisergeschlecht, das schwäbische,

fortzusetzen. Man hat in Ernsts verwegener Gewalttat, wie er seinen boshaften Neider, den Pfalzgrafen Heinrich, zu Speier in der Kammer des Kaisers aufsucht und erschlägt, wie der Kaiser selbst nur durch schnelle Flucht dem Schwerte des Zürnenden entrinnt, eine poetische Nachbildung des Königsmordes gemutmaßt, welchen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach an dem Hohenstaufen Philipp verübte, indem er auf ähnliche Weise in Philipps Gemach auf der Altenburg bei Bamberg eindrang. Die Vergleichung dessen, was hiervon die Jahrbücher melden, mit den Umständen der Tat in der Sage zeigt wirklich auffallende Übereinstimmung, während in sächsischer und fränkischer Kaisergeschichte, außer den Drohungen Liutolfs gegen Heinrich, nichts dergleichen vorkommt. Allein da der Vorgang zu Speier bereits in den Überresten einer poetischen Darstellung der Ernstssage erzählt ist, welche nach Vers und Sprache unzweifelhaft noch dem zwölften Jahrhundert angehört, die Ermordung Philipps aber in das Jahr 1208 fällt, so muß jene Beziehung notwendig aufgegeben werden. Dagegen bieten sich in karolingischen Sagen, die ihre Ausbildung im nordfranzösischen Epos erhielten, entsprechende Züge von Vasallenfrevel dar und geschichtlich finden wir schon unter Ludwig dem Deutschen zweier Großen des fränkischen Reiches, eines Grafen Ernst und eines Grafen Werner, gedacht, welche als Meuterer, der erstere im Jahre 861, der andre im Jahre 866, ihrer Würden entsetzt wurden. Hierin liegen zwar Andeutungen, nach welchen die Ernstssage gegen eine frühere Zeit, als die der Ottone, bei der wir begonnen, sich erschlösse. Für eine bestimmtere Nachweisung aber sind die Meldungen der Annalen von den Grafen Ernst und Werner des neunten Jahrhunderts allzu summarisch abgefaßt.

Den vermuteten Einfluß der Tat Ottos von Wittelsbach auf die Gestaltung unsrer Sage mußten wir aus chronologischem Grunde ablehnen. Zulässiger scheint es, umgekehrt, einen Einfluß der Sage auf die Tat anzunehmen. Jener Graf Berthold von Andechs, der sich im Jahr 1188 das deutsche Büchlein vom Herzog Ernst zur Abschrift erbat, war der Vater des Markgrafen Heinrichs von Istrien, der als Anstifter der vom Wittelsbacher verübten Freveltat betrachtet und deshalb geächtet wurde, sowie des gleichfalls in diese Sache verwickelten Bischofs Egbert von Bamberg. War nun das Gedicht, in der Jugend dieser Brüder, im Hause Andechs vorhanden, so ist auch die Möglichkeit gegeben, daß eine, damals so beliebte Fabel dem Markgrafen Heinrich und seinem Mitverschworenen, Otto von Wittelsbach, zum aufregenden Vorbild diente, nach welchem sie den

eigenen kecken Anschlag faßten. Dies angenommen, hätte derjenige Bestandteil der Sage, der in der fernsten Vergangenheit zu wurzeln scheint, auch am weitesten hinaus noch das schwäbische Kaiserhaus ergriffen, aber nicht zu poetischer Ge-
5 staltung, sondern rückwirkend auf die Geschichte. Der Sagenheld Ernst erschlägt den leibhaften Kaiser Philipp.

Die Zeit der Hohenstaufen ist unstreitig diejenige Periode des deutschen Mittelalters, welche die reichste und mannigfaltigste Fülle dichterischer Denkmäler aufzuweisen hat. Überaus
10 dürftig und farblos erscheint hiegegen, was die Literaturgeschichte aus den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser zu verzeichnen weiß. Anders jedoch stellt sich die Sache, wenn wir im Reichtum der späteren Zeit auch das Erbe der früheren zu erkennen, wenn wir auch den leiseren Spuren und Klängen des
15 nichtliterarischen Altertums nachzugehen bemüht sind. Dann wird sich zeigen, daß dem ritterlichen Minnesang, der sich vom Ende des zwölften Jahrhunderts an so üppig und kunstreich entfaltete, ein einfacherer, aber frischerer Volksgesang vorausgegangen sein muß, daß die deutsche Heldensage, die unter den
20 Hohenstaufen in größere Dichtwerke aufgefaßt wurde, notwendig erst durch die vorherigen Perioden hindurchgeschritten ist und in diesen ihrem ursprünglichen Wesen noch näher kam. So trägt denn auch unsre Ernstssage in sich die Gewähr, daß sie, wenngleich die vorliegenden Bearbeitungen kaum noch ins zwölfte
25 Jahrhundert hinaufgehen, doch ihrem inneren Wachstum nach aus viel älteren Zeiten herstammt. Ja sie gibt den Beweis, daß in dieser älteren Periode mehr noch, als in der hohenstaufischen, die bildnerische Triebkraft im deutschen Volke tätig war, welche die Geschichten der eigenen Zeit zum Epos gestaltet.
30 Wer es unternähme, der Sage vom Herzog Ernst die sonstigen Spuren sagenhafter Überlieferung, besonders aus den Tagen Ottos I., anzureihen, dem möcht' es gelingen, jene scheinbar öden Strecken der deutschen Literaturgeschichte in poetischem Anbau ergrünen zu lassen. Gerade diese dunkleren und anscheinend
35 undankbaren Zeiträume gewähren der geschichtlichen Forschung einen höheren Reiz, als diejenigen, welche schon licht und fruchtbar zutage liegen; denn bei den ersten muß sie selbsttätiger, auf eine dem dichterischen Schaffen verwandte Weise, in Wirksamkeit treten.



Anmerkungen



Zu diesen Anmerkungen wurden besonders benutzt:

Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann, Stuttgart 1898. Bd. II.

Uhlands Werke. Herausgegeben von Ludwig Fränkel. Leipzig und Wien, o. J. Bd. I u. II.

Uhlands Balladen und Romanzen, erläutert von Heinrich Düntzer, Leipzig 1890.

Uhlands Dramen und Dramenentwürfe, erläutert von Heinrich Düntzer, Leipzig 1892.

Von den zahlreichen Schriften über Uhland ist, solange Erich Schmidts ersehntes Werk noch nicht erschienen ist, die treffliche Studie Hermann Fischers, Stuttgart 1887, vor allem zu empfehlen.

Eine Sammlung der Briefe Uhlands bereitet Julius Hartmann vor.

Anmerkungen zu Teil 1.

Gedichte.

Vorwort. (S. 17.) V. 10. Anspielung auf „die Frösche" des Aristophanes, die zuerst im Jahre 405 v. Chr. aufgeführt wurden. — V. 47 f. In den Befreiungskriegen 1813/14.

Lieder.

Lied eines Armen. (S. 23.) V. 20. Himmelher = vom Himmel her.

Gesang der Jünglinge. (S. 24.) V. 16. Soll zu Jünglingsseelen sprechen, sie ansprechen.

Auf ein Kind. (S. 25.) Auf die kleine Rosa Maria Kerner.

Die Kapelle. (S. 25.) Gemeint ist die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen, am Westabhang des Ammerberges, die auch von Lenau, Karl Mayer, Gustav Schwab und anderen besungen worden ist. Uhland erwähnt sie in seinem Schreiben vom 3. September 1844 an Kerner (Briefwechsel II, 249), siehe „Lebensbild", S. LXVI.

Wunder. (S. 27.) Bezieht sich vielleicht auf Sophie Schott, die damals (1805) fünfzehnjährige reizende Schwester Albert Schotts, die von 1789—1830 gelebt hat.

Mein Gesang. (S. 27.) V. 9. Meiner Wonnen = von meinen Wonnen.

Des Knaben Berglied. (S. 30.) Am 29. Juni 1806 auf dem Österberg bei Tübingen entstanden und auf Wunsch in Öhlenschlägers Stammbuch eingetragen.

Brautgesang. (S. 31.) Am 28. Juli 1808 schrieb Uhland an Karl Mayer, daß er nichts Poetisches zustande gebracht habe „als ein Hundert Verse zu einem Trauerspiele, das ich schon vorigen Sommer entworfen hatte und wozu auch der Brautgesang im Seckendorffischen Almanach gehört". In dem dramatischen Fragment, das bei Keller „Uhland als Dramatiker" S. 81f. abgedruckt ist, singt Uther das Lied zur Harfe.

Waldlied. (S. 32.) Gehörte wie das folgende Lied „Seliger Tod" zu den Gedichten, die im Dezember 1807 wider Uhlands Wissen und Willen im Cottaischen Morgenblatte abgedruckt wurden. Uhland verwahrte sich dagegen und wollte auch nachträglich nicht seine Zustimmung zu dem Abdruck geben, weil das Morgenblatt zu Anfang des Jahres eine übelwollende Besprechung seiner im Seckendorffischen Musenalmanach erschienenen Gedichte gebracht hatte.

Nähe. (S. 35.) Am 12. August 1809 schrieb Uhland an Mayer: „Du erhältst hier einige Gedichte von mir, schreibe mir bald Dein unbefangenes Urteil darüber. Das Liebchen in Nähe ist eigentlich — der liebe Conz. Ich wollte letzthin zu ihm in seinen Garten, er war auch da, aber mir nicht sichtbar, und hatte die gute Vorrichtung getroffen, von innen zu riegeln. Auf mein Klopfen hörte er nicht und sonst wollt' ich nicht öffnen, ob es gleich leicht gewesen wäre. Ich sah nun so in den stillen Garten mit den Schmetterlingen hinein, diese Einsamkeit und Nichteinsamkeit." Conz war Professor der klassischen Literatur in Tübingen, er starb 1827.

Schlimme Nachbarschaft. (S. 36.) Uhland liebte es, diese Verse zu zitieren: am 8. Dezember 1809 in einem Brief an Kerner mit Bezug auf seine Disputation und am 6. Februar 1810 in einem Schreiben an Mayer.

Frühlingslieder. (S. 39.) Am 20. März 1812 schreibt Uhland ins Tagebuch: „Auf dem Schloßberg, Regen, Unterstehn unter dem Kiereckerschen Hause, laue Luft, Frühlingsahnungen". Am nächsten Vormittag dichtet er einige der Frühlingslieder und trägt ins Tagebuch ein: „Im Ganzen war die Stimmung zu diesen Frühlingsliedern durch das gestrige Unterstehn auf dem Schloßberg rege geworden." Frühlingsahnung lautete ursprünglich:

O süßes, lindes Wehn!
Kein Veilchen ist noch zu sehn,
Mir blühen schon wieder
Die Frühlingslieder.

Zu Frühlingsglaube schreibt Hebbel in sein Tagebuch (I, 95): „Was der echten Lyrik vorzüglich im Wege steht, ist der Umstand, daß sie anscheinend immer das Alte, das Gewöhnliche, das längst Bekannte bringt. Wer könnte dem Rezensenten etwas Erkleckliches erwidern, der Uhlands wunderschönes Lied: ‚Die linden Lüfte sind erwacht‘ mit den Worten abfertigte: Was ist denn drin gesagt, als daß alles auf Erden sich ändert, das Schlimme ins Gute, das Gute ins Schlimme, und wer wußte das nicht, bevor er dies Lied in die Hände bekam?“ Künftiger Frühling, im September 1827 in Wilhelm Müllers, des Griechenliederdichters, Stammbuch geschrieben. Frühlingslied des Rezensenten. V. 16. Ewald Christian von Kleist, Lessings soldatischer Freund, war besonders durch sein beschreibendes Gedicht „Der Frühling“ bekannt.

Der Ungenannten. (S. 41.) Zum Geburtstag Emmas gedichtet, am 14. Mai 1819.

Bitte. (S. 43.) An die katholisierenden Romantiker. Eichendorff bemerkt zu diesen Versen: „Ganz ritterlich. Aber wie soll nun der Dichter, als solcher, den Kampf mit der argen Welt bestehen, wenn er seine stärkste Waffe, die geistliche, vorweg von sich wirft?“ (Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgeg. von Kosch, S. 456.)

Auf eine Tänzerin. (S. 43.) Maria Taglioni.

Auf einen verhungerten Dichter. (S. 43.) Am 17. Oktober 1816 gedichtet. An Kerner schickt Uhland das Gedicht am 29. Januar 1817, indem er ihn dabei an „den armen Stoll“ erinnert. Johann Ludwig Stoll, der Freund und Mitarbeiter Seckendorffs, war 1778 in Wien geboren und daselbst am 22. Juni 1815 in üblen Verhältnissen gestorben. Uhland verkehrte in Paris viel mit ihm. Am bekanntesten von Stolls Dichtungen ist „Die Schneckenkomödie. Ein scherzhaftes Taschenbuch auf das Jahr 1810“. — V. 5. Pieride = Muse, nach dem Berge Pieros, dem mythischen Wohnsitz der Musen.

Das Tal. (S. 44.) Tagebuch, 19. Juni 1811: „Abends Gang um den Oesterberg u. durch das Lustnauer Wäldchen; beim Aufsteigen zu diesem erregte Stimmung zu einem Gedichte.“ Gemeint ist das Käsebachtal.

Auf der Überfahrt. (S. 47.) Mit dem Freund, dem vatergleichen, meint Uhland seinen Onkel, den Pfarrer Hofer, der im Mai 1813 gestorben und bereits durch das Sinngedicht „Auf den Tod eines Landgeistlichen“ geehrt worden war. Der junge, hoffnungsreiche Freund ist Uhlands Tübinger Studiengenosse Johann Friedrich von Harpprecht, der im russischen Feldzuge geblieben war. Auch ihn hat Uhland mehrfach besungen und nach seinem Tode das „Denkmal Friedrichs von Harpprecht“, das ausgewählte Briefe und Gedichte des Verstorbenen enthielt, herausgegeben und eingeleitet. Angeregt zu diesem Gedichte wurde Uhland durch einen einsamen Spaziergang nach Münster, von wo er sich über den Neckar führen ließ.

Der Mohn. (S. 50.) Veranlaßt durch Kerners Mitteilung von der Geschichte der Gräfin Maldeghem, die in ihrer Kindheit durch Schlafen in einem Mohnfeld in einen krankhaften Seelenzustand geraten war.

Zimmerspruch. (S. 56.) „Mein ‚Zimmerspruch'", schreibt Uhland am 10. Februar 1814 an Kerner, „soll über Dein neues Haus gesprochen sein."

Verspätetes Hochzeitslied. (S. 57.) Zur Vermählung von August Friedrich Weißer und Wilhelmine Luise Uhland, der Base Wilmele, mit der der Dichter sehr vertraut stand.

Teelied. (S. 57.) An Kerner schrieb Uhland am 16. März 1811: „Schwab, Maier und ich schicken alle Tage der Doctorin Hehl und der Schrader neue Teelieder zu. Es ist ein wahrer Wettkampf."

Metzelsuppenlied. (S. 58.) An Friedrich Knapp in Stuttgart, der den „Bär" komponiert hat, als Dank für gastliche Aufnahme. Metzelsuppe = Schweinswurstsuppe. V. 3. Ekler Gauch = wählerischer Wicht. V. 14. Bürsten = trinken.

Trinklied. (S. 59.) V. 22. Der heilige Urban ist der Schutzheilige der Gärtner.

Auf das Kind eines Dichters. (S. 62.) Auf Kerners Tochter Rosa Maria, die Uhlands Patenkind war.

Die Siegesbotschaft. (S. 64.) Im Tagebuch heißt es unter dem 1. März 1814: „Nachricht, daß die Alliierten bis Langres sich zurückgezogen." Und am folgenden Tage: „Nachricht durch Kölle von dem guten Stand der deutschen Sache. Innige Freude." Das Gedicht entstand am 3. März.

An das Vaterland. (S. 64.) „Vormittags das Gedicht ‚An das Vaterland' statt einer Zueignung meiner Lieder gemacht." Tagebuch, 29. Januar 1814.)

Die deutsche Sprachgesellschaft. (S. 64.) Uhland war im Juli 1816 von der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache" zum Beitritt aufgefordert worden. Das regte ihn zu einem Aufsatz über das Leben der deutschen Sprache in der Dichtkunst (Schriften V, 283 ff.) und zu dem Gedichte an.

Vaterländische Gedichte.

Sie beziehen sich auf die politischen Verhältnisse Uhlands engerer Heimat Württemberg. Siehe die biographische Einleitung.

Gespräch. (S. 72.) Gegen den Freiherrn von Wangenheim gerichtet. Rückert trat mit einem gleichfalls „Gespräch" betitelten Gedicht dagegen auf.

Am 18. Oktober 1816. (S. 73.) Jahrestag der Schlacht bei Leipzig. V. 11: Man wollte den 18. Oktober als nationales Fest durch Glockengeläute und Freudenfeuer alljährlich begehen.

Schwindelhaber. (S. 75.) Schwindelhaber oder Dippelhaber, Lolium temulentum, ein im Hafer gedeihendes Unkraut, das Schwindel verursacht. Eine am 4. November 1816 erlassene Polizeiverordnung gegen den Genuß kranken Getreides hat Uhland in satirischer Weise benutzt. Dippel bedeutet im Schwäbischen auch Dummkopf. V. 5: Ruß = Rost, eine Krankheit des Getreides.

Hausrecht. (S. 75.) Gleichfalls gegen den Freiherrn von Wangenheim.

Das Herz für unser Volk. (S. 76.) Knüpft an den Schluß von „Gespräch“ an und wendet sich auch gegen Wangenheim.

Den Landständen. (S. 77.) Herzog Christoph hatte im Jahre 1565 die Verfassung begründet. Der Christophstag ist der 15. März. V. 23: gesandelt = mit Sand bestreut, getrocknet.

Nachruf. (S. 79.) Für den am 4. Juni 1817 aufgelösten Landtag Württembergs.

Wanderung. (S. 81.) Bezieht sich besonders auf München und (9. und 10. Str.) auf Nürnberg, wo die Reisenden, wie Frau Uhland erzählt, einem sehr unerfreulichen Volksfest beigewohnt hatten. V. 27: der edle Skalde = König Ludwig I. von Bayern. V. 47: guter Leute = Kranker, Spittelleute; „Gutleuthaus“ heißt der Spittel zwischen Lustnau und Tübingen. Zu V. 63 vergleiche die biographische Einleitung, S. LVIII.

Sinngedichte.

An Apollo, den Schmetterling. (S. 84.) Apollo, der Name eines Tagfalters, auch Alpenfalter genannt.

Achill. (S. 84.) V. 3: Jungfrau = Polyxena, des Paris jüngste Schwester; der Tempel des Friedens = Heiligtum des Apollo zu Thymbra.

Narziß und Echo. (S. 84.) Dies mythologische Spiel, das Uhland der Rosa Maria Varnhagen sandte, umfaßte ursprünglich 14 Distichen. Es behandelt die bekannte Sage von Narziß, nach dem sich die Nymphe Echo so in Sehnsucht verzehrte, daß nur ihre Stimme blieb. Narziß büßte seine Härte dadurch, daß er sich in sein eigenes Bild verliebte und in eine Blume verwandelt wurde.

Tells Platte. (S. 85.) Nach einem früher verfaßten Gedicht in Prosa, das wahrscheinlich für das Sonntagsblatt bestimmt war:

„Hier ist die Felsplatte, worauf Tell aus des Landvogts Schiffe sich schwang. Ein erhabenes Denkmal steht hier dem Kühnen. Nicht die Kapelle dort ist's, wo der edeln Seele alljährig eine Messe gesungen wird. Nein! die hohe Gestalt hier mein' ich. Siehst du den Helden? Mit dem einen Fuße wurzelt er fest auf heiliger Muttererde, mit dem andern schleudert er kräftig das verzweifelnde Schiff in die Wogen. Sein Gewand, seine Haare flattern. Himmelan wirft er den Blick der Freiheit. Nicht aus Erz ist dies Wunderbild, nicht aus Marmor noch Granit. Aber vor jedes Freien geweihtem Blicke steht es klar und stark, der Sklave sieht es nimmer. Und je wilder die Stürme toben, je höher die Wogen branden, um so mächtiger hebt sich die Heroengestalt.“

1829 feiert Uhland den Schweizerhelden noch einmal in der Ballade „Tells Tod“. Mit der Tellsage hat er sich auch wissenschaftlich befaßt.

Die Rosen. (S. 86.) Durch eine Stelle in Lafontaines „Aline von Riesenstein“ veranlaßt, wo Rosalie Rosen auf das Grab pflanzt.

Greisenworte. (S. 87.) Aus einem flüchtig entworfenen Drama, wie Uhland selbst an Karl Mayer schreibt. Keller denkt an „Helgo“.

Auf den Tod eines Landgeistlichen. (S. 87.) Auf dem Heimwege vom Begräbnis seines Oheims Hofer, des Pfarrers in Schmiden, gedichtet. Vgl. „Auf der Überfahrt“.

Auf einen Grabstein. (S. 89.) Für das Grabmal des frühverschiedenen Vaters seiner Frau, des Kaufmannes Johann Martin Vischer in Calw, verfaßt.

In ein Stammbuch. (S. 89.) Dem Freunde Albert Schott gewidmet.

Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden. (S. 89.) Hauff war, noch nicht 25 Jahre alt, am 18. November 1827 gestorben. Auf einem Gedenkblatte ehrten die Freunde Schwab, Grüneisen, Haug und Uhland sein Andenken. Das Gedicht enthält Anspielungen auf die Erzählung „Lichtenstein".

Auf die Reise. (S. 90.) Für Friederike Mayer, die Tochter des Freundes Karl, die ihrem Gatten im Jahre 1854 nach Amerika folgte.

Sonette. Oktaven. Glossen.

Vermächtnis. (S. 91.) Es handelt sich um den Kastellan von Couci, dessen Geschichte Uhland noch einmal in dem Zyklus „Sängerliebe" behandelt hat.

An Petrarca. (S. 91.) Francesco Petrarca, der italienische Dichter und Gelehrte, wurde 1304 in Arezzo geboren. Die meisten seiner Sonette dichtete er, bei der Quelle von Vaucluse, zu Ehren der schönen Laura.

In Varnhagens Stammbuch. (S. 92.) Varnhagen war im Februar 1809 in Tübingen.

An Kerner. (S. 92.) Tagebuch 27. November 1811: „Brief von Kerner mit den Gedichten ‚Kloster Hirschau', ‚Regiswindis' . . . Auf dem Schloßberg . . . im Tannenwald bei der Aussicht gegen den Schwarzwald. Lesen der Kernerschen Gedichte, wobei wie durch ein Wunder plötzlich die Vögel frühlingsmäßig in den Wipfeln singen." Das Sonett wurde noch in derselben Nacht ausgeführt. V. 6: Sankt Albans Wunderstein bezieht sich auf Kerners „Sankt Alban", der an Stelle eines steinernen Teufelsbildnisses ein Kreuz errichtet hat. — V. 7: Regiswind wurde als Kind mit Rosen nach dem Wasser gelockt und dort ertränkt. Seit der Zeit erscheint die Heilige sterbenden Kindern und bekränzt ihre Lagerstatt mit Rosen. Vgl. Kerners Gedicht. — V. 8: Helicenas Münster = Kloster Hirsau, das von der reichen frommen Witwe Helicena gestiftet wurde.

Auf Karl Gangloffs Tod. (S. 93.) An Mayer, der dann seinen bekannten Aufsatz über G. schrieb, richtete Uhland am 3. Juni 1814 folgende Zeilen: „Bei der Nachricht von G.s Tod habe ich lebhaft deiner gedacht und mit dir getrauert. Wenige Wochen vorher sah ich ihn zum letzten Male. — Er war bei mir mit einer Zeichnung, Abrahams Ankunft in Canaan, bei der gewiß die einfache Größe der Idee und die Lebendigkeit der Ausführung gleich preiswürdig sind. An einer Hermannsschlacht, aus Anlaß der neuesten Zeitbegebenheiten, hat er gearbeitet, und eine Galerie von Darstellungen nach dem Nibelungenliede gehörte zu den schönen Planen, die sein früher Tod vereitelt hat . . . Auf diese letzten Zeichnungen und Entwürfe beziehen sich die hier beifolgenden Sonette."

An den Unsichtbaren. (S. 94.) Veranlaßt durch Friedrich Schlegels Aufsatz über die Philosophie im „Athenäum".

Geisterleben. (S. 95.) Durch einen Traum veranlaßt, früh, im Bett, gedichtet.

Die zwo Jungfraun. (S. 97.) Tagebuch, 31. März 1811: „Spaziergang auf den Spitzberg . . . die zwei Mädchen, welche Arm in Arm auf der Sonnenseite des Berges saßen, gegen Rotenburg. Nachher darüber entworfenes Sonett."

Die Bekehrung zum Sonett. (S. 99.) Gegen Christian Friedrich Weißer, den Redakteur des Cottaischen Morgenblattes, der zu den Antiromantikern gehörte. Im Morgenblatt hatte auch der alte Voß sein Kampfsonett an Goethe „gegen die Unform alter Truvaduren und Lumpenpilgrim" veröffentlicht.

An K. M. (S. 100.) = Karl Mayer, den vertrauten Freund Uhlands. Er lebte von 1786—1873.

Gesang und Krieg. (S. 102.) Der erste Teil ursprünglich unter dem Titel „Rechtfertigung" als Vorrede für den Almanach gedacht, den Uhland mit Kerner 1813 herausgab und der zuerst „Deutscher Gedichte Frühling" heißen sollte, dann aber als „Deutscher Dichterwald" herauskam. 2. V. 19: Telynschläger = Dichter. Telyn, die Harfe der nordischen Sänger. — V. 21: Leopold Freiherr von Seckendorff, der Herausgeber des Musenalmanachs für 1807, fiel 1809 als österreichischer Hauptmann. Der schwarze Jäger ist Körner. — V. 23: Auch der Dichter Fouqué hatte als Freiwilliger die Befreiungskriege mitgemacht.

Katharina. (S. 104.) Als Katharina Paulowna, die Tochter Kaiser Pauls von Rußland, die Gemahlin des Königs Wilhelm von Württemberg, am 9. Januar 1819 plötzlich gestorben war, hatte es Uhland zuerst abgelehnt, ein Gedicht für die Trauerfeier im Museum zu verfassen. Der König dankte ihm später persönlich für das Gedicht.

Der Rezensent. (S. 105.) Das Thema stammt aus Tiecks Gedicht „Liebe" und ist von Tieck selbst, von den Brüdern Schlegel und von Platen glossiert worden. — V. 35: Molossen = gewisse Versfüße. — V. 37: Kamönen = Musen.

Der Romantiker und der Rezensent. (S. 106.) Dies Thema entstammt dem Vorspiele von Tiecks „Kaiser Oktavianus". V. 23: Uhland verwechselt den Pilger Clemens mit dem Fleischer Cajus bei Tieck.

Der Nachtschwärmer. (S. 108.) Thema aus Goethes Gedicht „Beherzigung" V. 25: Patrollen = Patrouillen.

Balladen und Romanzen.

Die sterbenden Helden. (S. 114.) V. 35: Zwölf Richter = die in Walhalla herrschenden Asen.

Der blinde König. (S. 115.) 1804 gedichtet, 1814 umgearbeitet. Die Quelle ist Saxo Grammaticus, B. IV, 93—96: Der Dänenprinz Uffo befreit mit dem Schwerte seines blinden Vaters, des Königs Wermund, das Reich vom Sachsenfürsten. Die erste Strophe lautete ursprünglich:

Ein blinder König zog zum Meer,
Im graugelockten Haar;
Es schritt um ihn mit Schwert und Speer
Der edeln Fechter Schar.
Und als er kam zur Ufershöh',
Da rief er jammervoll,
Daß gegenüber in der See
Das Eiland widerscholl.

Vgl. auch die Jugendballade „Das Lied vom armen Vater", aus der sich der „blinde König" entwickelt hat, Teil I, S. 355.

Der Traum. (S. 124.) V. 4: Sie saßen ins = sie setzten sich ins.

Der Rosengarten. (S. 128.) Die Sage vom Kampfe Siegfrieds, Dietrichs und ihrer Mannen in Kriemhilds Rosengarten bei Worms liegt zugrunde.

Die Lieder der Vorzeit. (S. 130.) 1807 durch „Des Knaben Wunderhorn" veranlaßt. Die letzte Strophe bezieht sich auf die von Arnim und Brentano erlassene Aufforderung, Beiträge zu einer Fortsetzung des „Wunderhornes" nach Heidelberg zu senden.

Die drei Lieder. (S. 131.) Entstanden „auf einem Spaziergang, als der Mond, von Zeit zu Zeit in dunkle Wolken gehüllt, über unserem Schlosse stand".

Der junge König und die Schäferin. (S. 132.) 2. V. 57: im Gadem = im Gemache.

Der Wirtin Töchterlein. (S. 139.) Angeregt durch „Des Knaben Wunderhorn" (I, 203 und 253; II, 200 und 210).

Die Mähderin. (S. 140.) Die Quelle ist ein Artikel „Opfer der Liebe" in der Nummer 314 des „Korrespondenten von und für Deutschland auf das Jahr 1814": „Vor einiger Zeit starb in dem Dorfe Disouguin bei Aire, in der ehemaligen Grafschaft Artois, ein Mädchen Marie Josephe Dalb, als Opfer einer unmenschlichen Härte, nach einem mehr als 11jährigen Leiden. Sie war Dienstmagd bei einem Pächter, liebte den Sohn ihres Herrn mit aller Stärke eines jungen Herzens, und wurde ebenso von ihm wieder geliebt. Der Vater will in keine Verbindung willigen, weil Marie arm ist. Einst zur Erntezeit sagte er im Scherz, aber ernst sich stellend, zu ihr: ‚Marie, wenn du binnen jetzt und drei Tagen dieses Stück Feld abmähst, ohne daß dir jemand dabei hilft, so sollst du meinen Sohn haben.' Das liebende Geschöpf, diesem Wort vertrauend, beginnt das Werk; die Liebe gibt ihr ungewöhnliche Stärke, sie arbeitet Tag und Nacht; und als sie es vollendet hat, und den verheißenen Lohn fordert, weist der Vater sie schnöde mit den Worten ab: ‚Ho, Närrchen, es war ja nur Spaß!' Das hatte die Arme nicht erwartet. Getäuschte Hoffnung und die übermenschliche Anstrengung in den letzten Tagen und Nächten versetzten sie in einen bewußtlosen Zustand, aus dem sie auch nicht mehr erwachte; ihr Körper hatte alle Spannkraft verloren. Seit 10 Jahren war sie ohne Bewußtsein, ohne Gefühl und gänzlich bewegungslos; sie hatte während dieser Zeit nichts als Wasser mit etwas Honig vermischt genossen. Seit 2 Jahren hatte sie

sich nicht selbst von der Stelle bewegt, und kein Lebenszeichen von sich gegeben, als ein fast unmerkliches Atemholen, und daß sie das dargereichte Honigwasser hinunterschluckte."

Varnhagen berichtet am 10. Juni 1820, Anna Milder-Hauptmann feire in Karlsruhe Triumphe mit Kreutzers „Lebewohl, lebewohl, mein Lieb", und bittet für sie um eine idyllisch-dramatische Bearbeitung der „Mähderin", die Kr. komponieren werde. Er ärgerte sich dann über U.s späte, unverbindliche Ablehnung. U. schreibt am 27. September 1821: „Deinen Vorschlag, die Mähderin für die Darstellung der Frau Milder zu bearbeiten, nahm ich gleich damals in Überlegung. Auf den ersten Blick schien mir der Wechsel der Stimmungen, die durchgängige innere Bewegung allerdings dem musikalischen Drama zuzusagen. Bald aber zeigte sich mir eine vielleicht unauflösbare Schwierigkeit. Die rasche und angestrengte äußere Tätigkeit der M., welche doch wesentlich ist, läßt ihr durchaus keine Muße für das Ausströmen ihrer Gefühle und ich hätte ihr kaum einen Gesang in den Mund zu legen gewußt, als zuletzt ihr Schwanenlied." (Erich Schmidt.)

Das Ständchen. (S. 141.) Tagebuch, 1. März 1810: „Nachts Idee zu einer Ballade: Die Sage, daß die dem Tode Nahen Musik zu hören glauben, könnte so benutzt werden, daß ein krankes Mädchen vor ihrem Fenster gleichsam ein geistiges, überirdisches Ständchen zu hören meinte." Vgl. dazu den dramatischen Entwurf „Die Serenade" bei Keller. S. 259.

Des Sängers Wiederkehr. (S. 143.) V. 3. Daphnes falbe Haare = Lorbeerzweige. Die Nymphe Daphne wurde in einen Lorbeerbaum verwandelt im Augenblick als Apollo die Flüchtende eingeholt hatte.

Das Schifflein. (S. 144.) Als Epilog zum Almanach geplant. — V. 10. Stift und Habe = Zwinge und Griff.

Der Rosenkranz. (S. 146.) V. 33. Kenne solche Zeitvertreibe „im Palais Royal unter der Menschenmenge" gedichtet.

Jungfrau Sieglinde. (S. 148.) V. 4. Frauenmünster = Kirche eines Nonnenklosters.

Der Sieger. (S. 150.) Für die Kampfschilderung in „Schildeis" verwertet. Vgl. Teil II, S. 173.

Der kastilische Ritter. (S 151.) Die Romanzen stehen zwar nicht alle in genauem Zusammenhang, sind aber doch nach und nach aus einander entstanden. — 2. V. 2. Wappner = der Gewappnete. — 5. V. 6. Mohren = Mauren.

Sankt Georgs Ritter. (S. 152.) Der heilige Georg als jugendlicher Märtyrer ist Tübingens Wahrzeichen. Während der zweite Teil auf freier Erfindung beruht, hat Uhland die erste Geschichte überliefert gefunden. Vgl. die Romanze des Lorenzo de Sepúlveda, „Sant Estévan de Gormaz" in Durans „Romancero general" I, 468. Bei Osma und Estévan de Gormaz kam es im Jahre 979 zwischen Graf Garcias Fernandez von Kastilien und dem maurischen Fürsten von Cordova, Almanzor, zur Schlacht. — V. 13. Pascal ist eigentlich die französische Form des Namens. Zuerst hatte Uhland die spanische Pascual gesetzt.

Romanze vom kleinen Däumling. (S. 155.) V. 11. Oger = menschenfressender Riese.

Romanze vom Rezensenten. (S. 156.) Veranlaßt durch die Romanze vom Philostrat in Fouqués Rittergedicht in drei Büchern „Corona", erstes Buch, 12. Gesang, S. 126. — V. 8. Entbrannt = ausgebrannt.

Sängerliebe. (S. 158.) Tagebuch. 12. Juni 1812. „Neuaufgefaßte Idee und ausgearbeiteter Eingang eines Gedichts: Sängerliebe. 13. Ausarbeitung eines großen Teils der Romanze von Rüdell. Bibliothek, wo ich die Geschichten von Macias, Dante usw. (in Bouterweks „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts") nachschlug. 14. Ausarbeitung der Romanze von Macias. 15. Geschichte des Castellans von Coucy im Bouterwek gelesen. 16. Dante. 18. Dante. Bibliothek. 19. Dante. Schluß des Paradieses: Anschauung Gottes. 26. Abends nach einem Gewitter auf dem Schloßberg, bei Sonnenuntergang Helle im Osten, wie wenn die Sonne wieder aufgehen wollte, Stück eines glutroten Regenbogens; vorletzte Strophe zu der Romanze Dante. 27. Tannenwald; regnerisch, Ausführung der drei Strophen von Beatricens Begräbnis. 2. Januar 1814. Verse für die Romanze von Dante. 24. Juli. Einige Strophen zu der R. v. D. Schlußstein zu der R. v. D. 27. Juli 1814, vormittags die Romanze Durand gemacht, wozu mich die Muße durch vergebliches Warten auf Akten veranlaßte. 5. August. Die Romanze: Sängerliebe beendigt."

1. Rudello. (S. 159.) Uhlands Quelle war ein Artikel in J. G. Jacobis „Iris" 1812, S. 99, den er sich als Stoff zu einer Romanze am 22. Februar 1812 abschrieb: „Gottfried Rüdell, ein berühmter Troubadour, dessen auch Petrarka mit Ruhm erwähnt, hatte von einigen Abenteurern, die den Kreuzzug gegen Saladin mitgemacht, Wunderdinge von der Schönheit der damaligen Gräfin von Tripolis gehört (Anmerkung: Sie war von Geburt eine Französin und keine Muselmännin). R. verliebt sich von bloßem Hörensagen in die Gräfin, schifft sich ein, wird unterwegs von den Beschwerden der Reise, und vor Erwarten der Dinge, die da kommen sollen, sehr krank und halb tot zu Tripolis ans Land gesetzt. Die Gräfin, von der Ankunft und dem Zustande dieses wunderbaren Liebhabers benachrichtigt, eilt ans Ufer und nimmt ihn freundlich bei der Hand. Er öffnet die Augen, stammelt mit sterbender Zunge, daß er, nachdem er sie gesehen habe, willig sei, die Augen auf ewig zu schließen und stirbt. Die Gräfin veranstaltet ihm ein herrliches Leichenbegängnis, läßt ihm ein Grabmal von Porphyr mit einer Grabschrift in arabischen Versen erbauen, befiehlt, daß man von seinen Gedichten eine Abschrift mit goldenen Lettern in prächtigem Einbande mache, wird schwermütig und geht in ein Kloster."

Der Trobador Jaufre Rudel lebte im 12. Jahrhundert. Uhland hat über ihn vielleicht auch die italienische Bearbeitung von Jean Nostradamus „les vies des plus célèbres et anciens poètes provenceaux', in Crescimbenis „Commentari intorno alla sua istoria della volgare poesia" Rom 1704 eingesehen.

2. Durand. (S. 161.) Crescimbeni berichtet nach Nostradamus von dem berühmten Rechtsgelehrten Guillaume Durant aus der Provence, der von 1237—96 lebte: „Er liebte eine Dame aus dem Hause des Balbi in der Provence (seine Mutter war auch eine Balbi), zu deren Preis er viele Lieder in provençalischer Sprache dichtete, in der er wohl bewandert war; auch sonst war er ein guter Dichter. Aus zu großer Neugierde ließ er seiner Dame, die Balba hieß, von einem befreundeten Astrologen das Horoskop stellen; dieser berichtete ihm, bei ihrem Tode werde sich etwas Wunderbares begeben, sie aber dann noch lange leben. Viele Jahre später wurde sie krank; den zweiten Tag besserte sie sich, am dritten hielt man sie für tot, bereitete die Bestattung und trug sie zu Grabe. Als Durante davon hörte, wurde er so erschüttert, daß er auf der Stelle verschied. Er ward an demselben Tage mit Balba begraben. Diese begann zur Zeit ihrer Leichenfeier, als sie schon im Grabe lag, wieder zu atmen, sich zu bewegen und zu jammern, worüber alle Anwesenden sich entsetzten. Man grub sie aus dem Grabe und brachte ihr eiligst Hilfe. Als sie genesen war, erzählte man ihr, was geschehen; sie empfand darüber solchen Schmerz, daß sie Nonne ward. Als solche starb sie im Alter von 60 Jahren. Der Dichter war im Jahre 1270 gestorben."

3. Der Kastellan von Couci. (S. 162.) Uhlands Quellen waren Claude Fauchet „De l'origine de la langue et poésie française", 1610 und Bouterweks „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts". Aus dem fünften Bande Bouterweks schrieb sich Uhland S. 25—27 ab: „Berühmter wurde durch ein romantisches Schicksal der Schloßhauptmann (châtelain) von Coucy. Die Dame seines Herzens und seiner Lieder war eine verheirathete Frau von Fayel. Als er Abschied von ihr nahm, um seinem Könige Ludwig IX., dem Heiligen, wie dieser Monarch seit seiner Canonisation heißt, auf dem Kreuzzuge nach dem Morgenlande zu folgen, gab sie ihm eine Locke von ihrem Haar, mit Seide und Perlen durchflochten, zum Zeichen der Liebe mit; und er focht tapfer im Besitz dieses Schatzes, den er auf seinem Helme trug. Als er aber in Ägypten von einem Pfeile tödtlich verwundet war, gab er sterbend seinem Knappen den Befehl, nach seinem Tode sein Herz zu der Haarlocke der Frau von Fayel zu fügen und beides der Dame wohlverwahrt und heimlich zu überbringen. Der Knappe war mit dem Trauergeschenke schon in der Nähe des Schlosses der Dame angekommen, als er von ihrem Gemahl ertappt wurde. Der barbarische Herr von Fayel nahm eine gräßliche Rache an seiner Frau. Er ließ das Herz des treuen Ritters durch den Koch zubereiten und, wie ein zweiter Atreus, seine Gattin davon speisen. Die unglückliche Frau soll, nachdem sie erfahren, was ihr begegnet war, nach dieser schrecklichen Mahlzeit sogleich den Hungertod gewählt haben, ihrem Leiden ein Ende zu machen. (Fußnote: Die Erzählung im alten Chronikenstil findet sich bei Fauchet, Blatt 564 auf der zweiten Seite. Sie verdient um so bekannter zu werden, da sie für einen tragischen Dichter von richtigem, nicht neumodisch-phantastischem Gefühle für das Romantische einen vortrefflichen Stoff zu einem Trauerspiele enthält, das ein romantisches Gegenstück zu den dramatischen Bearbeitungen der griechischen Erzählung von Atreus und Thyest

werden könnte. Die Komposition könnte nicht wenig dadurch gehoben werden, daß Coucy zugleich als Dichter sich zeigte.) Wenn diese in einer alten Chronik erzählte Anekdote auch nicht die Probe der historischen Kritik bestehen sollte, so verdient sie doch in der Geschichte der Sitten und der Litteratur aufbewahrt zu werden, weil sie beweiset, daß eine solche Begebenheit im Geiste jener Zeit nichts Unglaubliches hatte, und weil die französischen Dichter im wirklichen Leben sich selten durch solche schwärmerische Zärtlichkeit auffallend hervorgethan haben, wie der Schloßhauptmann von Coucy."

Von dem unter dem Namen des Châtelain de Coucy bekannten Trobador sind 24 Lieder erhalten. Er lebte um 1200. Seine seltsame Geschichte findet sich in einem altfranzösischen Gedicht verwertet. Auch in der deutschen Literatur findet sich die „Herzmaere" bereits bei Konrad von Würzburg und im Volkslied von Brennenberger. Im 18. Jahrhundert haben der Maler Müller („der Tod Coucys") und G. A. Bürger („Lenardo und Blandine") den Stoff aufgenommen. Damals war das Liebespaar so bekannt, daß man den Kastellan und seine Dame als Maskenkostüme wählte. Vgl. Goethe an Frau von Stein am 27. Januar 1776. Siehe auch Uhlands Sonett „Vermächtnis", S. 91.

4. Don Massias. (S. 165.) Quelle war Bouterwek IV, 17f. Der spanische Ritter und Sänger Macias, der im 15. Jahrhundert lebte und den Beinamen der Verliebte führte, wurde wegen eines geheimen Einverständnisses mit einer schönen Dame von seinem Herrn, dem Marquis von Villena, gefangen gesetzt und im Gefängnis von dem eifersüchtigen Gemahl der Dame durch einen Lanzenwurf getötet.

5. Dante. (S. 166.) Uhland benutzte Bouterwek I, 61 ff., Dantes „Vita nuova" und die „Commedia divina". Vgl. die einleitenden Bemerkungen zu dem dramatischen Fragment „Francesca da Rimino". Dante Alighieri (1265—1321) verliebte sich bereits als Knabe in Beatrice Portinari. Durch sie wurde er zum Dichter. Als sie, 26 Jahre alt, gestorben war, erwählte er sie zur Herrin seiner Poesie. Vgl. die „Divina Commedia".

Liebesklagen. (S. 168.) Sie stehen im Zusammenhang mit dem 1809 entworfenen, 1814 wieder aufgenommenen Lustspielfragment „Die Serenade" (Keller, S. 258). — V. 4. Im Homerus = Ilias III, 161ff.

Bertran de Born. (S. 171.) Angeregt durch das grundlegende Werk von Friedrich Diez „Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntnis des Mittelalters" (1829), S. 179ff.

Bertran de Born (so wahrscheinlich nach dem kleinen Bezirk Born, südlich von Medoc genannt), der berühmte Trobador, war um 1180 Baron in Perigord und Schloßherr von Autafort. Er hetzte Heinrich, den jüngeren Sohn König Heinrichs II. von England, gegen seinen Vater auf, wurde gefangen genommen, dann aber wieder freigelassen. — V. 25ff. Bertran richtete zwei Liebeskanzonen an Mathilde, die Tochter Heinrichs II. und die Gemahlin Herzog Heinrichs des Löwen.

Der Waller. (S. 173.) Uhlands vermutliche Quelle waren die Quirinalia, die der Tegernseer Metellus im Jahre 1060 gedichtet hat.

Darin wird ein Pilger, der zur Büßung des Mordes seines Oheims in eisernen Banden wallfahrtet, zu Tegern vor der Krypta des heiligen Quirinus in der Osternacht durch den Tod begnadigt. Uhland hat den Wallfahrtsort nach Galicien verlegt, auf das Cabo Finisterra. Das Muttergottesbild soll dort in einem Kahn gelandet sein, wovon diese Madonna Maria de varca heißt.

Die Bidassoabrücke. (S. 175.) Die Bidassoa bildet die Grenze zwischen Spanien und Frankreich. Den Inhalt bildet der unglückliche Versuch des Guerillaführers Don Francisco Espoz y Mina im Oktober 1830, Spanien von der Herrschaft Ferdinands VII. zu befreien. — V. 35 ff. Bereits 1814 und 1820 hatten Versuche stattgefunden, das Land zu befreien. — V. 48. 1834/35 rächte sich Mina in der Tat für die Niederlage von 1830.

Die drei Schlösser. (S. 179.) Uhland soll dabei teils an die drei Burgen von Neckarsteinach, teils an Heidelberg gedacht haben.

Graf Eberhards Weißdorn. (S. 181.) Als Vorrede zu einer Sammlung altfranzösischer Dichtungen geplant. Die Sage kannte Uhland vielleicht aus dem Volksmunde. Er selbst wies später auf Zellers „Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen".

Graf Eberhard I. im Bart (1445—96), der erste Herzog von Württemberg, besuchte 1468 das Heilige Land. — V. 14. Bei Einsiedel, unweit Tübingen. — V. 21. Laß = müde.

Die Ulme zu Hirsau. (S. 182.) Angeregt vermutlich durch Kerners 1811 erschienenes Schriftchen „Das Wildbad im Königreich Würtemberg". Die Ulme erhebt sich noch heute aus den auf einem Hügel des Dorfes Hirschau im Schwarzwaldkreise malerisch liegenden Trümmern des Benediktinerklosters Hirsau, das, um 830 gegründet, 1692 von den Franzosen zerstört wurde. Vgl. das Gedicht „Hirsau" Teil I, S. 318.

Münstersage. (S. 183.) V. 5. Schnecken = Schnecken- oder Wendeltreppe. — V. 14. Erwin von Steinbach († 1318), der Erbauer des Straßburger Münsters, von Goethe in dem begeisterten Aufsatz „Von deutscher Baukunst", 1773 gefeiert.

Die Jagd von Winchester. (S. 185.) Uhlands Quelle war die normännische Geschichte von Wace. — V. 1. König Wilhelm II., der Sohn Wilhelms des Eroberers, der seit 1087 regierte und im Jahre 1100 zufällig auf der Jagd getötet wurde. — V. 21. Prinz Heinrich = Wilhelms Bruder, der spätere König Heinrich I. von England (1100 bis 1135). — V. 32. Leopard = Anspielung auf das englische Wappen, das drei Leoparden führt.

Harald. (S. 186.) Für das Drama „Tamlan und Jannet" bestimmt.

Die Elfen. (S. 187.) Ebenfalls für den „Tamlan" bestimmt.

Merlin der Wilde. (S. 189.) Seine Quelle nennt Uhland im Brief an Wolfgang Müller 11. März 1856: „Merlin den Wilden lernte ich damals aus dem 1. Bande von Ellis' Specimens of early english metrical Romances, sec. ed. London 1811, kennen, wo Auszüge

aus dem lateinischen und dem altenglischen Gedichte gegeben sind. Viel später erschien Galfridi de Monemuta vita Merlini (das lateinische Gedicht selbst) par F. Michel et Th. Wright, Paris 1837. Fr. Schlegels Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters Bd. 1, Leipzig 1804, enthält die Geschichte des Zauberers Merlin, nach dem altfranzösischen Roman. Das Neueste, was Ihnen ohne Zweifel gute Dienste leisten wird, ist ein Buch von San Marte (Schulz)", dessen Titel Prof. Holland auf dem Beiblatt verzeichnet habe. „Glück auf den Weg von der schönen Lorelei zum alten Zauberer im Walde!" S. Hollands treffliche Schrift „Über U.s Ballade M. d. W." 1876. Das, was Uhland aus seiner Quelle benutzte, ist (nach Düntzer) folgendes: Merlin, König von Demetia, kommt mit seinen drei Brüdern dem Könige Peredur von Strathcluyd zu Hilfe, der mit dem schottischen Könige Gwendolan im Streite liegt. Sein Feldherr Roderick, König von Cumberland, hat Merlins Zwillingsschwester Ganieda zur Frau. Merlin wird über den Verlust seiner drei in der Schlacht gefallenen Brüder wahnsinnig und flieht in den caledonischen Wald. Durch einen Sänger wiederhergestellt, verlangt er nach dem Hofe des Königs Rhydderch, seines Schwagers, wo er die freundlichste Aufnahme findet, aber das Getriebe des Hofes widert ihn so an, daß er von neuem in Wahnsinn fällt, worauf man ihn einsperren muß, doch bald wird er still und schwermütig. Ein sonderbarer Vorfall sollte ihm die Freiheit wiedergeben. Als die Königin eines Tages durch den Saal ging, redete der König sie freundlich an, umarmte sie und bat sie, sich neben ihm niederzulassen. Ein Blatt, das er in ihrem Haare bemerkte, nahm er mit einer verbindlichen Miene heraus und warf es auf den Boden. Darüber brach Merlin in lautes Gelächter aus. Aufgefordert, den Grund seines Lachens anzugeben, weigerte er sich dessen, wenn man ihn nicht frei lasse. Als der König dies geschworen hatte, erklärte er, die Königin sei eben von einer Zusammenkunft zurückgekommen, die sie mit ihrem Liebhaber in einer Sommerlaube gehabt, wovon ein Blatt zufällig auf ihrem Hinterkopf liegen geblieben sei; die gütige Freundlichkeit, womit der König dieses Zeichen ihrer Schuld entfernt habe, sei ihm zu lächerlich vorgekommen. Ausführlich wird darauf erzählt, wie die Königin ihrem Gatten die Unzuverlässigkeit von Merlins Weissagungen bewiesen, was ihr auch vollständig gelungen. Merlin kehrt nach seinem Walde zurück, wo er nur in Gesellschaft wilder Tiere lebt, die ihn wie einen zweiten Orpheus umgeben. Bald erfährt er, wie wunderbar seine sich scheinbar widersprechenden Weissagungen, durch die die Königin seine Prophetengabe verdächtigt hatte, in Erfüllung gegangen.

Die erste Strophe wendet sich an Uhlands Jugendfreund Karl Mayer, der dem Dichter regelmäßig seine eigenen lyrischen Erzeugnisse unterbreitete. Uhland spielt besonders auf Mayers Gedicht „Waldfrieden" an.

Die Bildsäule des Bacchus. (S. 192.) Vielleicht nach Horaz, sat. II, 3, 253ff., wo der Akademiker Polemo von Xenokrates wegen seiner Trunkenheit gescholten wird. — V. 23. Ereb'scher = des Erebos, des Hades.

Die Geisterkelter. (S. 195.) Uhlands Quelle war ein Bericht Kerners. Vgl. dazu: Kerner „Die Seherin von Prevorst", 1829, II, 241 (Reclam S. 608 ff.): „Hier zu Weinsberg befindet sich ein Haus, das schon etliche und dreißig Jahre von einem Weingärtner namens Bayer bewohnt wird. In alten Zeiten diente es als Kelter, von der aber nun keine Spur mehr vorhanden ist. In diesem hörte man schon länger als 40 bis 50 Jahre, besonders vom Dezember bis Februar, nächtlich Töne, als schlüge ein Küfer aus vollen Kräften auf ein leeres Faß, als würde Kübelgeschirr gebunden, als machte man Zurüstungen an einer Presse (die gar nicht im Hause ist), wie man vor dem Traubenaufschütten und Pressen zu thun pflegt. Aber diese Schläge und Töne sind oft so gewaltig, daß sie bei stiller Mitternacht in der ganzen Nachbarschaft umher gehört werden. Dabei ist merkwürdig, daß, je heftiger und öfter diese Töne geschehen, desto reicher auch die Weinlese desselben Jahres ausfällt . . . Geht der Nachtwächter in der Nähe des Hauses vorüber, und tönte es noch so sehr, schweigt es sogleich, und fängt wieder an, wenn er vorüber ist. Dies ist eine völlige Thatsache, über die täglich eine Reihe von Zeugen vernommen werden kann." — V. 3. Anspielung auf Kerner.

Junker Rechberger. (S. 197.) Uhlands Quelle war das „merkwürdige" Buch: Mira Praesagia Mortis, das ist: Wunderliche Todes-Vorboten . . . Von Joh. Friderich Stockhausen, Prediger in Goßlar. Frankfurt und Leipzig 1694, S. 53 f.: „In (Kirchhofs) Wendunmuht wird diese Geschicht von Juncker Rechberger erzehlet, der ritte einmahl in eine Nacht aus, etlichen guten Leuten ungebeten auf den Dienst zu warten, und verbarg sich biß nach Mitternacht in einer wüsten Kirchen. Als er sich nun vor Tage aufmachet, nach dem Ort da die ausgespähete Leute fürüber ziehen solten, und unterwegen gewahr wird, daß er seine Streithandschu in der Kirchen auf einer alten Todtenbaar, vergessen, schicket er eilends den Knecht zurück, dieselbigen zuhohlen. Der kommt bald wieder und spricht: es möge ein ander die Handschu hohlen, denn es sitze ein feuriges Gespenst auf der Todtenbaar, und habe beyde Handschu angethan, und streiche einen über den andern aufs glatteste an. Darauf der Juncker erzürnet, zum Knecht spricht: was er für eine Memme sey, ob er sich unterstehen wolle einen Kerl anzugreiffen, und doch so verzagt für einem Gespenst sey? Reitet also selbst zurück, lässet den Knecht das Pferd halten, gehet hinein und reisset sich mit den Teuffel über die Handschu, und erobert endlich dieselbige, reitet darnach wieder auf sein Posto. Unterdes bricht der Tag an, und sahen die beyde einen schwartzen hauffen Reuter gegen ihnen hertraben, wichen derohalben auf eine Seite aus. Hinter diesen Zeug kömmt einer hernach getrabet, und führet ein lediges Pferd an die Hand, mit Sattel und allen woll staffiret, den fragt der Rechberger, wer die vorreitende gewesen? Er fragt weiter, wem dann das ledige Pferd zustehe? darauf antwortet jener: Es gehört einen meines Hn. getreuen Diener der heist der Rechberger, der soll heut über ein Jahr erstochen werden, und dann darauf in sein Losement reiten. Damit ritte der Reuter fort. Rechenberger erschrack, wolte sich folgends bessern, gab seinen Knecht Pferd und Harnisch, und ging in ein Kloster, darin sie ihn vor einen Layen-Bruder annahmen, und über des Abts

Pferde die Obsicht anbefohlen. Als er aber ein Jahr im Kloster gewesen, wird er eben auf diesen Jahr-Tag, an welchen er hatte seine Gesellschaft gesehen vorüber reiten, mit einen Stallbuben uneins, und von denselben mit einer Heugabel erstochen."

Der Graf von Greiers. (S. 199.) Diese Schweizersage hatte Uhland vielleicht auf einer seiner Reisen kennen gelernt. Sicherlich hat er das im Schweizer Kanton Freiburg gelegene Schloß Greyerz (Gruyère) selbst gesehen.

Graf Eberstein. (S. 200.) Uhland las die Sage in „Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung." Herausgegeben von F. D. Gräter. Erster Jahrgang. Breslau 1812 Nr. 43 vom 24. Oktober S. 171: „Eine hochherzige Geschichte! Kaiser Otto belagerte des Grafen Veste lange vergeblich. Eine Kriegslist sollte endlich bewürken, was die Kraft nicht that. Graf Eberstein wurde zu einem Turnier und Tanz nach Speyer eingeladen. Er erschien und zeigte sich auch da als den mannlichen Ritter im Kampf und Tanz. Die Kaisertochter, deren schlanken Leib er eben umschlang, verrieth ihm während des Tanzes den heimlichen Anschlag auf seine Burg. Eberstein verließ in der Nacht den Tanz, und war mit Tagesanbruch wieder der Vertheidiger seiner Veste, Kaiser Otto fand den Ritter bewundernswerth, und die Hand der Prinzessin, die ihm schon das Herz geschenkt hatte, war von beyden Seiten der Kampfpreis, und das frohe Ende der langen Belagerung."

Schwäbische Kunde. (S. 201.) Die Geschichte findet sich in den „Annales Suevici" II, 501 von M. Crusius. Ebenso bei Nicetas Choniata „Corp. script. hist. Byz.", herausgegeben von Bekker, S. 543. An seinen Vorfahr, den tapferen Zimmermann Jakob Uhlandt, der vor Belgrad einen Pascha niedergesäbelt hatte, dachte der Dichter kaum. Siehe auch Keller, S. 318.

Klein Roland. (S. 204.) Uhlands Quelle war der „spanische Decamerone": Noches de Inuierno, Winternächte usw. Aus dem Spanischen in die Teutsche Sprache versetzet usw. durch Matthaeum Drummern von Pabenbach. Nürnberg . . . . 1713, S. 359 ff.

Roland war der Sage nach ein Sohn Milons von Anglante und Bertas, der Schwester Karls des Großen, die dieser Verbindung wegen vom Kaiser verstoßen worden war. Nach dem Tode ihres Gemahls hauste sie mit ihrem Sohne in einer Felsenkluft. Seltsamerweise tritt der in diesem Gedicht als verstorben genannte Milon im folgenden, dessen Handlung sich der Zeit nach später vollzieht, wieder auf. V. 88: Wat = Gewand.

Roland Schildträger. (S. 208.) Vgl. die vorige Anmerkung. V. 73: Tartsche = halbrunder Schild.

König Karls Meerfahrt. (S. 214.) V. 16. Alte Kläre = Hauteclaire, hohe Klarheit, ein Schwert.

Taillefer. (S. 215.) Aus dem „Roman de Rou" von Wace, den Uhland bereits in Paris exzerpiert hatte. V. 1. Wilhelm I., der Eroberer, der sich durch den Sieg bei Hastings (1066) zum König von England machte. — V. 28: Ähnliches wird auch von Scipio und Cäsar berichtet.

Das Nothemd. (S. 217.) V. 41. So berichtet Wace. Uhlands Quelle war das von Jean Paul 1815 herausgegebene Buch von Dobeneck „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen". Es heißt dort I, 164 f.: „Als den einzigen Fall, wo gerade das Vornehmen, in's Teufels Namen, zu Vollendung einer sehr nützlichen Arbeit nach dem Volksglauben nöthig war, finde ich das Wirken des Nothhemd's, dessen sich häufig auch Kaiser und Fürsten bedienten. Es war, sagt Wierus in seinem Buche de praestigiis daemonum im 4. Buch, 15. Capitel (auch Wehner in seinen Observat. selectis etc. Francf. 1615. 4to. pag. 524. führt es an) dieses Nothhemd ein magisches, in den vorigen Zeiten gepriesenes Hemd, das die Alten anzogen, um in den Kriegen vor Pfeilen oder Büchsenkugeln und jeder Waffenverletzung frey zu bleiben, und damit ihren Körper vor jeden Unfall zu sichern. Selbst die Gebährenden bedienten sich des Nothhemdes, damit sie schneller und sicherer entbunden würden. Die Art, solches zu fertigen, war nicht weniger abergläubisch, als mit Magie verbunden. In der Christnacht mußten Mädchen von anerkannter Keuschheit den Faden aus Flachs in des Teufels Namen spinnen, wirken und zusammen nähen. An die Brustseite dieses Hemds wurden zwei Köpfe eingenäht, von welchen dem rechts ein langer Bart herunter hing und oben ein Helm aufsaß; der Kopf links aber widerborstig war und eine Kopfbedeckung hatte, wie ein Teufel. Die Seite eines jeden beider Köpfe war mit einem Kreutze versehen. An Länge bedeckte das Nothhemd mit Ermeln den Mann vom Hals an bis herab zu der Mitte des Leibes."

Das Glück von Edenhall. (S. 219.) Ritsons „Fairy tales", 1831, enthalten die Quelle Uhlands S. 150 f.: „In Edenhall in Cumberland, das seit vielen Geschlechtern der Rittersitz der Familie Musgrave war, bewahrte man ein altes farbiges Trinkglas in einer ledernen Kapsel sorgfältig auf, das nach der Sage der Umgegend vor vielen Jahren Feen unweit einer beim Hause gelegenen Quelle zurückgelassen hatten. Auf ihm las man die Worte:

„If this glass will break or fall,
Farewell, the luck of Eden-hall."

Von dieser freundlichen Warnung erhielt das Glas in einer launigen vortrefflichen Ballade über ein Wetttrinken in jenem Hause den Namen das Glück von Edenhall. Die Ballade, die man gewöhnlich irrig dem Herzog von Warton beilegt, beginnt:

„God prosper long from being broke,
The luck of Eden-hall."

Doch war das gute Glück dieses alten Hauses durch niemand so sehr gefährdet als gerade durch den Herzog; denn als dieser das Glas, ohne Zweifel auf das Wohlergehen und die lange Dauer des würdigen Eigenthümers und seines Geschlechts, ausleerte, ließ er es aus Unachtsamkeit fallen, und um das Glück von Edenhall wäre es geschehen gewesen, hätte nicht der Kellermeister, der das Glas gebracht und das geleerte fortnehmen wollte, es glücklich in einem Tellertuche aufgefangen."

Der letzte Pfalzgraf. (S. 220.) Geht auf Uhlands Forschungen über „Die Pfalzgrafen von Tübingen" zurück, die dann 1855 im 1. Bande von Pfeiffers „Germania" veröffentlicht wurden. V. 3: Gülten = Einnahmen. — V. 7. Das Zisterzienserkloster Bebenhausen bei Tübingen. — V. 13. Landschaft bei Tübingen. — V. 14. Gejaid = Jagd.

Graf Eberhard der Rauschebart. (S. 221.) Uhlands Quelle waren die „Annales Suevici" von Crusius (deutsch von Moser) und die württembergischen Historiker Sattler und Spittler. Zu Nr. 1 hat er noch Kerners Schrift über „Das Wildbad" und zu Nr. 2 die „Annales Hirsaugienses" des Johann von Tritheim benutzt. Pfisters „Geschichte von Schwaben" las Uhland erst nach Beendigung des Gedichtes.

Graf Eberhard der Rauschebart (1344—92) begründete die Fürstengewalt in Württemberg auf Kosten der Reichsstädte und Ritter. Das erste Gedicht spielt 1367, das zweite im selben Jahre, das dritte am 21. Mai 1377, das vierte am 21. August 1388. Vgl. die Greinerballaden von Schiller und Kerner.

1 V. 4. Greiner = Zänker; Rauschebart soll dasselbe bedeuten. — V. 29. Schlegler = Martinsvögel, ein Bund schwäbischer Ritter, die als Abzeichen Keulen trugen. Die Grafen Eberstein und Wunnenstein waren die Führer des Bundes. — V. 60. Anspielung auf die württembergischen Verfassungskämpfe. Vgl. das Gedicht „Das alte, gute Recht". — 2 V. 1. Heimsen = Heimsheim bei Weyl. Was die Zerstörung dieser Stadt betrifft, so befinden sich die Chronisten in der Datierung im Widerspruch mit der Geschichte. — V. 51. Schmollt = lächelt (schwäbisch, auch Schiller so). — 3 V. 1. Achalm, = Gipfel der Rauhen Alb. — V. 25. Zwinger = Raum zwischen der inneren und äußeren Stadtmauer. — V. 42. In Wahrheit ist Achalm = Wasseralp. — V. 69. Vgl. Uhlands Aufsatz aus der „Germania" VIII, 66ff.: „Die Toten von Lustnau". — 4 V. 12. Löwenbund = Vereinigung schwäbischer und fränkischer Adliger gegen den Städtebund. Seine Führer waren Eberhard und Ulrich. — V. 78. Antonia = Gattin Eberhards III., ihr Knäblein der spätere Eberhard IV. († 1419). — V. 80. Samen = Futter; d. h. neue Hoffnung erblüht.

Der Schenk von Limburg. (S. 230.) Uhland schrieb über das Gedicht: „Auch der Schenk von Limburg hat keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie meines Freundes Justinus Kerner" (18. August 1849 an A. Kaufmann). Es handelt sich um den Becher im Limburgischen Wappen auf den Grabdenkmälern mehrerer Reichsschenken.

Ausgeführt hat Uhland die Ballade zum Teil, als er „Abends zu Hause wegen Geldnot" bleiben mußte (Tagebuch, 28. September 1816). — V. 1. Limburg am Kocher, 1229 von den Hohenstaufen erbaut. — V. 96. Die Grafen von Limburg blieben bis 1719 Reichs-Erbschenken.

Das Singental. (S. 232.) Tal bei Glems, im württembergischen Oberamte Urach.

Lerchenkrieg. (S. 234.) Uhlands Quelle war: Klüpfel „Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes" I (Bibliothek des

Literarischen Vereins, Bd. 14), 1846, S. 217 f. Die Nördlinger wollen 1496 nach Ulm berichten: „Nach altem ob Menschen Gedächtniß geübtem Gebrauch seien die Ihrigen bei 20 im vergangenen Herbst nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim von Oettingen habe sie, da sie außerhalb der Stadt einstheils auf dem Nördlingischen den Lerchen, der ein freier Vogel sei, nachgegangen seien, durch die Seinen unerinnert, mit gespanntem Armbrust und wehender Hand, auf des heiligen Reichs Straße überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrschaft Oettingen Wissen und Willen nicht mehr zu vogeln; einer sei auch blutrünstig geschlagen worden. Nördlingen bittet um Hilfe und unentgeltliche Ledigung von diesem Gelübde für ihre Bürger." Ein nahverwandter Stoff hatte Uhland schon früher interessiert: Tagebuch, 7. Juli 1816: „Der Nördlinger Wachtelkrieg".

Erich Schmidt weist auch auf die Zeitschrift „Das Ries wie es war und wie es ist" (Heft 9, Nördl. 1841) hin, in der Lerchenstreit und Wachtelkrieg erzählt werden. — V. 6. Ries = Gesegneter Landstrich an der württembergisch-bayrischen Grenze.

Ver sacrum (S. 235) = Weihefrühling. Uhlands Quelle war Creuzers „Symbolik u. Mythologie" 2 (1820), 967 f.: „Diesem Kriegsfetisch Mamers (Mars, als Fetisch unter dem Bilde einer Lanze verehrt) feierte der barbarische Sabiner einen blutigen Opferdienst. Zur Zeit allgemeiner Not gelobte er ihm den ganzen Ertrag eines Frühlings an Pflanzen, Tieren und Menschen. Nach erhörtem Gebet wurden im nächsten Jahre alle Früchte des vorigen sammt Tieren und Menschen dem Mamers geopfert. Nachher milderte man die harte Sitte, und widmete einzig, was zwischen dem ersten März und ersten Mai geboren war, dem Gotte, so daß man Knaben und Mädchen, wenn sie erwachsen waren, verhüllte und über die Grenze schickte um Colonieen zu gründen: Ver sacrum."

V. 1. Lavinium = alte Hauptstadt von Latium. — V. 4. Des Mavors = des Mars. — V. 99. Beim Auszug in den Krieg ging der Feldherr in den Tempel des Mars, schüttelte die dort bewahrten heiligen Schilde und den Speer des Mars mit den Worten: „Mars, wache!" (Mars, vigila!)

Des Sängers Fluch. (S. 243.) Zugrunde liegt eine schottische Ballade „Der eifersüchtige König" (Percy II, 213; Herder, ed. J. v. Müller 1807, S. 269), die Uhland erst zu einem Drama skizziert hatte. Daß Uhland bei der Dichtung der Ballade an Napoleon gedacht habe, steht nicht zuversichtlich fest.

Tells Tod. (S. 245.) Tell soll hochbetagt im Jahre 1354 bei der Rettung eines Knaben aus dem Schächenbach, der bei Bürglen, dem Geburtsorte Tells, fließt, ums Leben gekommen sein. Vgl. die Anmerkungen zu „Tells Platte". Frau Uhland schreibt (S. 221): „So oft er an den Vierwaldstätter See kam, so ging er auch nach Altdorf und das Schächental hinauf." — V. 59. Genesen = gerettet worden. — V. 83. Die Tellskapelle bei Küßnacht.

Die Glockenhöhle. (S. 248.) Uhlands Quelle war Meyer „Pfarrbeschreibung der Parochie Pfullingen" 1828, wo berichtet wird, daß

sich unfern des Weilers Braitenbach die Glockenhöhle befunden habe, „darin es, wenn einer redt, wie eine Glocke klingt".

Die verlorene Kirche. (S. 248.) Entstanden durch die Stimmung, die der Glockenhall im Neckartale in der Seele des Dichters erzeugt hat.

Das versunkene Kloster. (S. 250.) V. 10. Dorment = Schlafsaal, Dormitorium. — V. 11. Lokutorium = Sprechzimmer. — V. 15. Hore = Hora, Gebetstunde. — V. 22. Stolen = Schulterbinden der katholischen Geistlichen.

Märchen. (S. 251.) Vgl. Tagebuch 12. Juli 1811: Idee zu einer Bearbeitung des Märchens: La belle au bois dormant. Nachmittags und abends auf dem Spaziergang Ausführung mehrerer Verse dazu. Gewaltsames und instinktartiges Vordringen der Poesie unter ganz fremdartigen Beschäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf die Idee dieses Gedichts (Urmotiv an Kölle 26. Januar 1807, Leben S. 37) durchaus nicht zu erklären weiß. 24. Brief von Kerner mit den französischen Märchen (Perrault, Contes de ma mère l'Oye; vgl. auch Schriften, 4, 464. 471). 25. Fortarbeitung an dem M. von der Schlafenden. 12. August. Beendigung des M. v. d. schl. Schönen. An Kerner 4. Jan. — 1, 170 — Weissers verständige Bearbeitung verschiedener Märchen erregte in mir den Wunsch, daß du solche Märchen phantastisch erzählen möchtest, z. B. das von der schlafenden Prinzessin, das dir schon ehemals lieb war; 12. März — 1, 194 — Du erhältst hierbei auch die schlafende Prinzessin (d. h. den Perrault), sei du der Prinz, wecke sie auf und zeuge schöne Kinder mit ihr, die dann die Oger von Rezensenten werden auffressen wollen (s. V. 149); Juli — 1, 225 — Schicke mir so bald als möglich die französischen Feenmärchen, die ich dir vor einiger Zeit gesandt habe, es liegt mir viel daran, sie bald zu haben, da ich sie zu einem Gedichte brauche, das ich ohne sie nicht vollenden kann; 24. August — 1, 231 — Ich habe das Märchen von der Prinzessin, die hundert Jahre im Walde schlief, bearbeitet, werde es dir aber nicht eher schicken, als bis du mir deine angefangene Bearbeitung desselben Stoffes ausgefertigt dagegenschickst. Kerner 29. August: „Ich habe nie eine Bearbeitung der schlafenden Pr. angefangen, kann sie also auch nicht vollenden." An K. 7. September — 1, 236 — auch die schl. Pr. mußt du bearbeiten. Meine Bearbeitung ist bloße Parodie.

V. 100. Schneller = Strähnen des abgehaspelten Garnes (schwäbisch). — V. 146. Als Spindelmann wurde der Antiromantiker Chr. Fr. Weisser vom Uhlandschen Kreis verspottet.

Altfranzösische Gedichte.

Die Königstochter. (S. 258.) Nach der altfranzösischen, von Chamisso aufgefundenen Romanze: „la fille du Roy d'Espagne".

Graf Richard Ohnefurcht. (S. 259.) Nach Wace „Roman de Rou". Vgl. auch Uhlands Abhandlung „über das altfranzösische Epos".

„Richard, der beliebteste Volksheld der Normandie, ist der älteste Herzog dieses Namens, von 943—996. Sein volksmäßiger Beiname

(Sans-peur) bedeutet seinen unerschrockenen Verkehr mit der Geisterwelt" (Uhland, Schriften VIII, 180f.). — 2 V. 1. Sankt Ouen = Dorf im Departement Seine-et-Oise. — V. 63. Span = Hader. — V. 84. Gedinge = Gefeilsche.

Legende. (S. 263.) Tagebuch Paris 22. Oktober 1810. Bibliothek Legenden: von der normännischen Kirche des h. Michael am Meere, welche des Tags zweimal durch die Flut unzugänglich war, wo eine schwangere Frau, welche, da sie nicht schnell gehen konnte, von der Flut übereilt wurde, den Erzengel anrief, welcher sie vor der Flut schützte, so daß sie mitten in derselben gebar und den betenden Pilgerinnen, welche sie schon verloren gegeben, ihr Kind zubrachte. 2. März 1811. Großenteils Übersetzung der Legende von der schwangeren Frau. Vgl. Schriften 4, 318f., wo auch ein Stück aus seiner Kopie der Pariser Hs. „Chi commence d'une grosse feme" mitgeteilt ist.

Roland und Alda. (S. 264.) Kopie des „Girard de Viane" seit dem 7. Dezember 1810. 27. Februar 1811. Beendigung der Übersetzung von Roland und Aude. An Kerner 4. Januar. — Briefwechsel 1, 169 — er wünsche einiges aus seinem altfranzösischen Vorrat zunächst im Almanach niederzulegen: „Ein sehr schönes Stück aus einem größeren Heldengedichte gehört zu dem, was ich dir zugedacht, ich konnte es aber aus Mangel gewisser Hilfsmittel bis jetzt nicht vollständig übersetzen." Der Urtext in Bekkers „Fierabras" 1829, S. XXIX ff. nach Uhlands Abschrift. Tagebuch 17. Januar 1814 „Idee zu einer Oper von Roland und Alda". — 36 Tiraden wurden von Ende Mai bis gegen Ende November 1811 als „Beilage" (Proben aus altfranzösischen Gedichten) zu dem Aufsatz über das altfranzösische Epos ausgearbeitet und so nebst einleitender Analyse in Fouqués „Musen" 1812, I⁴, 104 ff. gedruckt (ohne nähere Überschrift) mit vergleichenden Fußnoten; S. 101: „Statt des Reimes im Original ist hier die Assonanz gebraucht, welche . . . der altfranzösischen Poesie nicht fremd ist. Die fünf ersten Strophen, welche schon in Kerners Poet. Almanach f. 1812 stehen, sind einer nochmaligen Durchsicht unterworfen worden." V. 1. Viana = Stadt in Navarra. — V. 17. Herzog Naims = Paladin Karls des Großen. — V. 29. Montjoie = Berg der Freude, Ausruf. — V. 41. Zirkel = runder Helmschmuck. — V. 112. Uhland hat hier den Urtext: „mener l'en doit il Lombars Euroin" falsch übersetzt. Es müßte heißen „Wegführen soll sie der Lombarde Euroin!"

Fortunat und seine Söhne. (S. 269.) Abgesehen von der frühen Empfehlung des Stoffes durch Seckendorff 25. Januar 1807 („Einen, den ich Ihnen gern zur Bearbeitung empfehle, haben bis jetzt fast alle vergessen: Fortunatus mit dem Seckel und Wünschhütlein"; Uhland antwortet: „Im Fortunat dünkt mir die Tendenz des Ganzen zu wenig poetisch ob gleich ein frisches Leben darin nicht zu verkennen ist"), abgesehen auch von Chamissos Mitteilungen aus seinem Fortunat-Drama in Paris sowie von Kerners durch Uhland begünstigtem Plan einer Bearbeitung (1809 Briefwechsel 1, 72 vgl. 168) bietet das Tagebuch folgende Daten: 6. November 1813 Idee zu einer Bearbeitung des

Fortunatus als tragische Trilogie, Fortuna macht das Verhängnis. Abends erschien mir jedoch der Stoff weniger günstig, als ich gehofft hatte. 7. Fortunat beendigt (die Lectüre des Volksbuches). 24. September 1814 Wiederaufgefaßte Idee zu Bearbeitung des Fortunats, aber als erzählendes Gedicht; Lesen des Volksbuchs. 25. Nachsinnen über die Bearbeitung des Fortunat und Erfassung der beiden ersten Bücher bis zur Flucht von Konstantinopel, besonders Pyramus und Thisbe (28. Shakespeares Sommernachtstraum). 26. Angefangene Bearbeitung des Fortunat. 27. F. Besuch von Schwab, der mir von seinen Gedichten vorlas, ich ihm dagegen was ich am F. gemacht. 28. Die Rede der Fortuna gedichtet. 30. F. 31. Dezember. Wiederauffassung des Fortunats. 22. Jan. 1815 Verse zum F. vom Turnier. 24.—26. 28. F. 30. Beendigung des ersten Gesangs von F. 17. Februar. Gedanken an F., Leopold . . . Idee zum F.: das Fegefeuer, die Glashütte, letzteres nur näher ausgedacht und eingeordnet. 5. Juni F. (s. 2. Buch 8). 3. Nov. Abends vollständigere Auffassung des Charakters vom Andreas zum Fortunat. 23. Oktober 1816. Wiederauffassung des F. (s. zu B. II, 89). 24. 27. F. 29. F. 2. Buch beendigt. 30. F. durchgesehen. (An Varnhagen 3. Nov. Zwei Gedichte beschäftigen mich, ein erzählendes in Stanzen; F. und s. S., wovon ich aber in zwei Jahren nicht mehr als zwei Gesänge zustande gebracht habe, und ein Trauerspiel: Herzog Ernst . . .) 8. Nov. Abends im Löwen mit Schwab, Vorlesung des zweiten Gesanges vom F. Idee zu einer Änderung am Schlusse. 28. Conrad der Salier. Idee zum 4. Gesang des F.: Der griechische Kaiserthron und das Ehepaar. 10. Mai 1817. Angefangene Reinschrift des F. 23.—27. Dez. 1818. Reinschrift des F. (Erich Schmidt.)

Ein Oktavblättchen bei der Handschrift enthält folgenden nach dem Volksbuch skizzierten Plan: 1. Ausfahrt und Abenteuer bei dem Grafen von Flandern. 2. Hieronymus Robertus. 3. Erlangung des Säckels. Leopoldus. Der diebische Wirt in Konstantinopel und die Aussteuer. 4. Heimkunft nach Famagusta. Auswahl der Braut. Hochzeit. Leopoldi Zurückziehn. 5. Die beiden Knaben. Fortunats Wieder Ausfahrt. Entführung des Wünschhütleins. Fortunats und Cassandras Tod. 6. Andolosias Ausfahrt. Abenteuer mit Agrippina. Verlust des Säckels durch seine Rückkehr nach Famagusta. 7. Wie Andolosia mittelst des Wünschhütles die Prinzessin entführt, aber auch dieses verliert. Seine Verzweiflung in der Wüste. 8. Belehrung durch den Einsiedler. Die Hörner. Abermalige Entführung Agrippinas. Agrippina ins Kloster gebracht. Andalosias Rückkehr nach Famagusta. 9. Wie Andalosia sie wieder abholt, damit sie dem Sohn des Königs von Zypern vermählt wird. Andalosias Gefangenschaft der Brüder Tod. Rache. Auf der Rückseite: 3. Erlangung des Säckels. Die Glashütte. 4. Leopold. 5. Konstantinopel. 6. Das Fegfeuer.

V. 28. Famagusta = Stadt in Zypern. — V. 379. Attis = Priester und Geliebter der kleinasiatischen Göttin Rhea-Cybele, der durch Entmannung von seinen Feinden getötet wurde. — V. 430. Dem Volksbuche.

Aus älteren Auflagen.

Dem Andenken unserer unvergeßlichen Wilhelmine Gmelin. (S. 295.) Vergleiche die Anmerkung zu dem Gedicht „Erträumter Schmerz". (S. 440.)

Bruchstücke aus dem Heldenbuche. (S. 297.) Sammlung altdeutscher Heldengeschichten, im Jahre 1590 bei Feyrabendt in Frankfurt a. M. erschienen. Vgl. auch die Darstellung im zweiten Bande der vorliegenden Ausgabe.

1. Die Linde zu Garten. Garten = Garda am Gardasee. Lamparten = Lombardei. — V. 183. Hübscher = höfischer. — V. 189. Schwere = Sorge, Not. — V. 244. Gesellschaft = daß sie Gesellen, Freunde sein würden.

2. Otnits Rächer. (S. 304.) V. 69. War nach ihr gemalt. — V. 162. Miete = Lohn. — V. 165. Berne = Verona. — V. 226. Fingerlein = Ring. — V. 256. Or = oder.

Zu seinen Übersetzungen aus dem Heldenbuche hatte Uhland folgendes Vorwort entworfen: „Es war eine Zeit da der Deutsche, der für Erhaltung und Erklärung der alten Lieder seines Volks bemüht war, sich entschuldigen mußte, und ein Aushängeschild, wie Sprache, Geschichte, litterarische Seltenheit, brauchen. Aber Dank den Wackern, die in einem undankbaren Zeitalter einer erleuchtetern Nachwelt so mannigfaltig vorarbeiteten. Wenn sie auch gleich das Unwesentliche zur Empfehlung ihrer Arbeiten hervorhoben, sie waren gewiß im Stillen von dem innern Werthe der alten Gedichte tief ergriffen, und nur dieses stille Bewußtseyn erhielt sie so rüstig in ihrem Streben. Nun aber — gepriesen sey der waltende Schutzgeist unsers Volks — ist die Zeit gekommen, wo man sprechen darf und spricht: auch der Deutsche hat eine poetische Vorzeit, eine Vorzeit die mehr poetisch ist als die lange Folgezeit, die verachtend auf jene herabsah.

Der Deutsche hat seine Deutschheit aus seinem Innern wieder hervorgeholt, er geht nun mit Vergnügen auf die alten Zeiten zurück, wo sich sein Volk in freiern stärkern Zügen aussprach. Er sucht in den alten köstlichen Schriften, und er findet sich wunderbar wie von süssen wohlbekannten Stimmen seiner Jugend angesprochen.

Auch das Heldenbuch ist ein theures Kleinod, ein herrlicher Rest dichterischen Alterthums, aber es ist nur den Gelehrten, nicht dem Volke bekannt. Es ist zu hoffen, daß ein neuerer Bearbeiter — denn ein Herausgeber könnte das noch nicht leisten — die Deutschen auch in diese ehrwürdige Halle ihres Mutterhauses einführen werde.

Indeß nun dieß ein frommer Wunsch bleibt, lege ich hier den Freunden des Alten zwei Bruchstücke aus diesem Buche vor, so bearbeitet, wie ich hoffte, daß Jeder sie in Hinsicht auf Sprache geniessen könnte. Meine Absicht ist wieder aufmerksam zu machen auf das Schöne, das in diesem alten Werke liegt, und unter meinem Volke ein liebendes Verlangen nach dem geahndeten Ganzen zu erwecken.

Darum war es ein rein ephemerischer Werth, den ich meiner Arbeit zu geben mich bemühte. Möge ein besserer Bearbeiter des Ganzen

bald auftreten, möge das Volk immer mehr und mehr die Sprache seiner Voreltern wiederlernen und so dem Bearbeiter dieses und ähnlicher Werke seine Arbeit erleichtern. Indeß für das Jahr 1807 nehme man diesen Versuch freundlich auf."

Sankt Ildefons. (S. 311.) Erzbischof von Toledo (607—666). — V. 38. Bischof von Toledo. — V. 39. Märtyrerin zu Toledo.

Casilde. (S. 314.) Uhlands Quelle war ein seit 1487 öfter aufgelegtes Werk des Diego Rodriguez de Almella: „Valerio de las historias escolasticas de la sagrada escritura y de los hechos d'España con las batallas campales".

Casilde war eine Sarazenenfürstin, die nach ihrem Tode (1126) wegen aufopfernder Pflege gefangener Christen heilig gesprochen wurde. Die Legende wird auch von anderen frommen Frauen, z. B. der Landgräfin von Thüringen, erzählt.

Königs Franz I. Liebesseufzer. (S. 315.) Am 11. März 1808 schrieb Uhland an Kerner: „Kölle (der 1807 in Paris war) erzählte mir von einem altfranzösischen Gedichte, das K. Fr. im Turme machte, und das er gerne übersetzte, aber fast verzweifle, damit zurecht zu kommen. K. Fr. erzählt, wie in ihm zwei Elemente sich bekämpfen, Feuer und Wasser. Er würde längst im Turme zerflossen sein, wenn sich nicht das Liebesfeuer wieder entgegensetzte usw." Das französische Original gibt Erich Schmidt II, 151f.

Franz I., König von Frankreich 1515—1547, wurde 1525 in der Schlacht bei Pavia von Kaiser Karl V. gefangen genommen.

Der Ruadersklave. (S. 316.) V. 5. Dragut = Seeräuber, dann Bei von Tripolis † 1565. — V. 6. Marbella = spanischer Hafen. — V. 34. Orden = Malteserorden.

Lied aus dem Spanischen. (S. 318.) Das Original des Juan Rodriguez de la Cámara, Don Macias Freund, gibt Erich Schmidt II, 153f.

Tenzon. (S. 319.) Rückert an Fouqué am 6. April 1816: „Neulich verabredeten wir uns, über ein gegebenes Thema einen Tenzon zu machen; Uhlands Antheil ist fertig, und das ist wirklich das einzige was er Ihnen für das Taschenbuch mittheilen wollte und konnte. Leider muß meine Saumseligkeit auch das vereiteln, da die mir zugefallene Hälfte noch immer ungemacht ist." Am 14. Mai: „Das beste hätte ich bald vergessen. Hier haben Sie den großmächtigen Tenzon, wenn Sie ihn brauchen können; uns beiden selbst hat er Spaß gemacht, und damit die Mühe, die er kostet, bezahlt." So erschien mit Uhlands Einverständnis das Ganze als Tenzon im Frauentaschenbuch 1817. Vgl. auch das Tenzon auf S. 465.

Inschrift. (S. 321.) Schott war Abgeordneter für Stadt und Amt Böblingen.

Zum Antritt. (S. 321.) Die Großmutter von Uhlands Gattin.

Auf den Grabstein. (S. 322.) Vgl. die Anmerkung zu „Am 22. September 1818" auf S. 470.

Aus dem Nachlasse.

I. Jugendgedichte vor 1810.

Scipios Wahl. (S. 324.) Nach Silius Italicus, Punica 15, 18—130.

Bitte um die Frühlingsvakanz. (S. 334.) Albert Knapp berichtet in seinem Lebensbilde, Stuttgart 1867, S. 303: „Vor nahezu fünfzig Jahren lieh mir der ehemalige Rector scholae anatolicae in Tübingen, dessen Schüler Uhland auch im Jahr 1800—1801 war, ein dickes Hebdomadarienheft seines ehemaligen Zöglings, worin sich unter anderm viele für sein Alter sehr gute lateinische Verse, z. B. ein großes Gedicht in Distichen de bello et pace, auch einige sehr anmutige, bereits den talentvollen Sänger verkündende deutsche Lieder befanden. Namentlich erinnere ich mich darunter eines gar einfachen, schönen Himmelfahrtliedes (s. „Jesu Auferstehung'), sowie eines Frühlingsgesanges, worin er nach althergebrachter Sitte den evangelischen Dekan im Namen der ältesten Klasse um Frühlingsvakanz bat." — Müller war Dekan und Schulinspektor in Tübingen.

Das Lied vom armen Vater. (S. 355.) Aus dieser ersten kindlichen Ballade hat sich der „blinde König" entwickelt.

Meinem Großvater am Neujahr 1803. (S. 358.) Professor Dr. Ludwig Uhland. Siehe auch S. 370 und 373.

An F. H. (S. 369.) Friedrich Harpprecht. (Siehe auch S. 372 u. 376.) Vergleiche ferner das Gedicht „Auf der Überfahrt". Deutsch übersetzt bei Fränkel I, 467.

Meinem Großvater an seinem Geburtstag. (S. 370.) Vergleiche die Anmerkung zu S. 358. Deutsch bei Fränkel I, 468 f.

An einen Freund. (S. 372.) Friedrich Harpprecht. Vergleiche die Anmerkung zu S. 369.

Fragmente usw. (S. 373.) Der Großvater starb am 15. Dezember 1803. Vergleiche die Anmerkung zu S. 358.

An F. H. (S. 376.) Friedrich Harpprecht. Vergleiche die Anmerkung zu S. 369.

Der Abschied. (S. 383.) Von Keller zu Uhlands ersten dramatischen Ansätzen gerechnet.

In H.s Stammbuch. (S. 397.) Erich Schmidt vermutet Gmelin, der 1786 in Tübingen geboren wurde und 1834 als Oberjustizrat in Weinsberg starb.

Der Sänger an die Sterbende. (S. 402.) Helgo an die sterbende Helga. Aus dem dramatischen Entwurf „Helgo". Vergl. Keller, S. 75ff.

In R.s Stammbuch. (S. 415.) Gottlob Christian Rooschütz, der Vater der Schriftstellerin Ottilie Wildermuth.

Hagen und die Meerweiber. (S. 415.) Für das Sonntagsblatt bestimmt, in dem aber nur die „Einleitung" zu einem Bruchstück der „Nibelungen" veröffentlicht wurde, das Bruchstück selbst aber nicht. Es entspricht dem 14. Liede Lachmanns. Vgl. die Einleitung zu dem dramatischen Fragment „Die Nibelungen", Teil II, S. 146.

Abendphantasie an Mayer. (S. 423.) Karl Mayer, der langjährige Freund Uhlands.

In J.s Stammbuch. (S. 424.) Georg Jäger, mit dem Botaniker Hochstetter und Kind aus Chur Uhlands Gefährte auf der Schweizerreise im Herbst 1806, geboren in Stuttgart 1785, Professor und Vorstand des Naturalienkabinetts, Obermedizinalrat in seiner Vaterstadt, gest. 1866.

An Kerner. (S. 424.) Am 4. Oktober 1807 schreibt Uhland dem Freunde: „Die gestrenge Themis verjagt mit ihrem großen Schwerte alle eleganteren Gottheiten. Übrigens wär' es jetzt hier stille genug, um das ruhigste und gesetzteste Lehrgedicht ausarbeiten zu können. Der Neuenbau ist leer." Dann folgen die vier Verse.

Das Bild der Gestorbenen. (S. 424.) Wurde, ebenso wie das folgende Gedicht

An Sie (S. 424), gegen Uhlands Willen im Morgenblatt, Dezember 1807, veröffentlicht.

Hermann von Sachsenheim. (S. 433.) Durch das mittelhochdeutsche Gedicht „Die Mörin" von Hermann von Sachsenheim wurde Uhland im Jahre 1808 zu einem Prosaroman angeregt, „Hermann von Sachsenheim. Ein Stückchen der Lieb' und Treue". Im Nachlaß liegen fünf kurze Kapitel. Im August 1809 schreibt Uhland darüber an Kerner: „Den Roman H. v. S., den ich einmal in Prosa anfing, hab' ich nun in Romanzen angefangen. Es würden ungefähr 20 oder mehrere werden. Paris gehört ursprünglich auch dahin. Hier eine kleine Probe: ‚Clärchen wandelt durch den Garten'."

Duett. (S. 437.) Zu den dramatischen Entwürfen, Keller, S. 66f.

Schattenbilder. (S. 438.) Von Erich Schmidt zu dem dramatischen Entwurf „Alfer und Auruna" (Keller, S. 79ff.) gestellt.

II. 1810—1861.

Erträumter Schmerz. (S. 440.) Bezieht sich auf die früh verstorbene Wilhelmine Gmelin. Hans Haag in seiner lehrreichen Schrift „Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes", Stuttgart 1907, hat auf S. 36 die Gedichte zusammengestellt, die dem Gefühle für Wilhelmine Gmelin ihren Ursprung verdanken, so daß sich folgende Reihe ergibt: „Maiklage" (Strophe I), „Mein Gesang", „Letztes Lied", „An die Ferne", „Das Bild der Gestorbenen", „Hohe Liebe", „Ein Abend", „Kreislauf", „Rückleben", „Erträumter Schmerz". Vgl. das Gedicht S. 295.

An Wilhelmine Uhland. (S. 442.) Die Base Wilmele, spätere Frau Weisser.

Amor, der Schütze. (S. 443.) Nach Calderon „Lances de Amor y Fortuna", Jorn. I, Esc. 3.

Madonna della Sedia. (S. 445.) Raffaels berühmtes Gemälde, das Uhland in Paris gesehen hatte.

Die Schiffende. (S. 447.) Durch ein Gedicht in den „Romantischen Wäldern" von Wilhelm von Schütz (Berlin 1808) veranlaßt.

Lindheimer. (S. 448.) Nach einer von Kerner erzählten Sage,

die ihm „im Hinaufsteigen auf die Calwersteige an den großen Steinen vorüber“ einfiel (Brief vom 20. September 1811).

Verborgenes Leid. (S. 449.) Tagebuch vom 22. September 1811: „Im Walde trafen wir ein Weib, welches auf unsre Frage: warum sie denn diesen ungewöhnlichen Waldweg nach Hirschau mache? antwortete: sie möge nicht gehen, wo andre Leute gehen, wegen ihrer großen Leiden, ihr Mann habe sie verlassen.“

Der Köpfer. (S. 450.) Dunkles Waldtal bei Heilbronn.

Der Vogelsteller. (S. 450.) In einem Briefe an Kerner vom 23. November 1811 hatte Uhland geschrieben: „Du kommst mir mit dem neuen Almanach wie ein Vogelsteller vor, der auf Vögel paßt.“

Kerners Goldener. (S. 451.) Tagebuch vom 5. September 1811: „Kerners himmlisches, goldenes Märchen, das ganz Goldglanz ist, gelesen. Wenn mich etwas recht entzückt, ob es gleich an sich nicht von der rührenden Art ist, so pflegt es mich Tränen zu kosten, so auch hier . . . Spaziergang bis in die Nacht, Gedanke an Kerners Märchen, man soll es an einem trüben Abend lesen, damit es den goldenen Abendglanz ersetze.“ An Kerner, 7. September: „Wie soll ich dir genug danken für dein himmlisches, goldenes Märchen, das so ganz Goldglanz ist! Man sollte es an trüben Abenden lesen, um den goldnen Abendglanz dadurch zu ersetzen.“

Kerners Rickele. (S. 452.) Kerner hatte seine Braut Rickele Ehmann am 26. April 1807, Uhlands Geburtstag, auf der Achalm gefunden. An Uhland 8. Januar 1810: „Ich habe R. einen Ring machen lassen, innen mit den Worten: Liebe. Treue. Glauben. Auf dem Schilde steht: Achalm“. Uhland an Rickele 3. März 1812: „Die Achalm sehe ich täglich, sie steht noch immer fest, bald in Wolken, bald in Sonnenschein“; es folgen die Verse mit dem Nachsatz „Diese Ballade fällt mir ein, während ich an Sie schreibe“.

Sonett. (S. 455.) An August Mayer, den Bruder Karls. Er studierte 1809 in Tübingen die Rechte, machte 1811/12 den russischen Feldzug mit und blieb seitdem verschollen.

Aus dem Märchenbuch des Königs von Frankreich. (S. 456.) Erich Schmidts Untersuchung in den Sitzungsberichten der Königl. Preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin 45, 955 ff. Seit 1810 hatte Uhland eine „Sammlung altfranzösischer Poesien: hauptsächlich Sage, Heldensage, Nationalsage, lebendige Stimme, mit Hintansetzung des künstlichen, bürgerlichen“ geplant (Tagebuch vom 17. November). Er hatte dazu eine ganze Reihe französischer Sagen zu bearbeiten begonnen, wobei ihm sein Aufenthalt in Paris von großem Nutzen gewesen war. Ende 1812 faßt Uhland die Idee „zum altfranzösischen Dekameron, als Märchenbuch des Königs von Frankreich“ neu auf und beginnt am 15. November die Ausarbeitung, die leider unvollendet blieb.

Der Prolog wird durch einen Brief Uhlands an Fouqué vom 20. November 1812 ergänzt: „Aus allen Provinzen Frankreichs haben sich Ritter und Damen, Geistliche und Sänger versammelt. Der König bedenkt, wie er unter seinem Zepter so verschiedene Volksstämme und eben damit ein buntes Märchenbuch der mannigfaltigsten National-

mythen vereinige. Um sich dieses zur lebendigsten Anschauung zu bringen, fordert er die Anwesenden auf, Märchen zu erzählen, und zwar sollte jeder eine seinem Stamme, seiner Heimat eigentümliche Kunde vortragen. So folgt nun eine Reihe fränkischer, normännischer, bretagnischer, provenzalischer, gascognischer u. a. Erzählungen und Romanzen, welche durch angemessene Gespräche verbunden werden. Ein Kaplan des Königs schreibt in der Folge alles zusammen in ein Buch nieder, das, mit Bildern ausgeschmückt, in der Schatzkammer zu Krone und Zepter niedergelegt und das Märchenbuch des Königs von Frankreich benannt wird."

Karl und Hug, nach dem in Paris erworbenen Prosaroman „Gallien Restauré" mit Benutzung des dramatischen Fragmentes „Karl der Große in Jerusalem" (Keller, S. 313 ff.).

Der Schattenwirt. (S. 461.) In dem Gasthof „Zum Schatten" in Stuttgart tagte das Schattenkränzchen, zu dem auch Uhland und sein Freund Albert Schott gehörten. Siehe die biographische Einleitung. Das Gedicht entstand gelegentlich der Feier von Schotts Geburtstag, zu der Uhland als Spanier maskiert erschien. (Vgl. Tagb. 30. April 1814.) Der Schattenwirt liebte es, englische Brocken in seine Rede einzuflechten, und trug einen stattlichen Zopf. Zudem war er pathetischen Tones.

Schattenlied. (S. 461.) Siehe die vorige Anmerkung.

Im Namen des Fürsten August von Hohenlohe-Öhringen. (S. 465.) Am 13. Februar 1816 schrieb Uhland an die Eltern: „Vor einiger Zeit ließ mich der landständische Präsident Fürst von Hohenlohe durch Prokurator Feuerlein ersuchen, ihm auf die Zurückkunft seiner Gemahlin, die mit ihren zwei Kindern ein halbes Jahr lang bei ihren Eltern auf Besuch war, ein kleines einfaches Gedicht zu machen. Ich schickte ihm hierauf die hier beifolgenden Verse."

Romanzen-Tenzon. (S. 465.) Siehe das Tenzon auf S. 319.

Der Wundermann. (S. 468.) A. Schöll berichtet in den „Gesammelten Aufsätzen zur klassischen Literatur alter und neuerer Zeit" (1884, S. 363): „Ein andermal war es in Erinnerung seines Gegensatzes gegen den Minister Wangenheim und dessen aufrichtig-liberale, aber idealistische Politik, daß mir Uhland sagte: er habe sich in allem, was er öffentlich gegen W. in Rede und Lied gesagt, niemals erlaubt, dessen ehrenwerte Seite zu entstellen. Wohl habe ihm für sich seine Erhitzung Herabsetzungen des Gegners eingegeben, die schärfer gewirkt haben würden, z. B. ein Gedicht, worin derselbe als Taschenspieler auf dem Jahrmarkt seine erstaunlichen Zauberkünste anpries, unter anderen: . . . Aber, setzte U. hinzu, solchen Spott öffentlich auszulassen, wäre unrecht gewesen, ich habe alles derart unterdrückt." Vgl. dazu auch Uhlands Lebensbild.

Emma. (S. 468.) Uhlands Braut.

Meiner Schwester usw. (S. 468.) Luise Uhland, geboren 1795, heiratete 1818 den späteren Pfarrer in Pfullingen D. F. W. Meyer. Sie starb bereits 1836.

An Luise Roser (S. 470), geborene Vischer, Emmas Schwester, Uhlands Schwägerin. Sie wurde bald nach ihrem Geburtstage, auf den das Gedicht gemacht wurde, von einem Mädchen entbunden.

Am 22. September 1818. (S. 470.) Johann Georg Schmid, Pfarrer in Feuerbach, lebte von 1755—1820 und war mit Uhlands Tante Luise Gottliebin Uhland verheiratet.

An Albert Schott. (S. 471.) Offenbar das für Schott (1787 bis 1860) bestimmte Stammbuchblatt, das — schon am 20. April 1817 bedacht — die Unterschrift trägt „Ludwigsburg, den 27. Sept. 1819. Von Deinem Freunde L. Uhland." Es sollte dem Getreuen zu später Erinnerung in den schlimmen Tagen der Auflösung des Rumpfparlamentes endlich gegeben werden, denn ein Entwurf der neuen Widmung lautet: „Dieses vergilbte Blatt, l. Schott, war 1819 für dein Stammbuch bestimmt, jetzt, nach 30 Jahren trifft sein Inhalt in verstärktem Maße zu. Stuttgart, 23. Juni 1849. L. U."

Beltran. (S. 471.) Vgl. dazu die Einleitung zu dem dramatischen Fragment „Bernardo del Carpio" und das Gedicht „Karl der Große" auf S. 443.

Nachruf auf Großmutter Feuerlein. (S. 473.) Großmutter der Gattin des Dichters.

An Gries. (S. 473.) Der berühmte Übersetzer Johann Dieterich Gries, der von 1825—1827 in Stuttgart wohnte.

Lahmbein. (S. 474.) Aus Jamiesons „Schottischen Volksballaden und Liedern", Edinburg 1806.

Mickéwicz. (S. 477.) Adam Mickiéwicz, bedeutender polnischer Dichter und Politiker (1798—1855). Uhland sollte 1833 ein Vorwort zu einer Übersetzung der Lieder des M. schreiben. V. 8 = Kehrreim der polnischen Nationalhymne.

Ernst Uhland. (S. 477.) Des Dichters Vetter.

Der Johannissegen. (S. 478.) Am Sankt Johannisfest trinkt man St. Johannis-Segen, das ist einen gesegneten Wein, der die Männer stark und die Frauen schön machen soll.

Die fromme Jägerin. (S. 479.) Dr. W. Lang erzählt in den als Manuskript gedruckten Erinnerungen an W. Lang, S. 8: „L. pflegte als Amtsverweser des Oberamtsgerichts Geislingen (1830—31) zu den gräflich Rechbergschen Jagden in Donzdorf geladen zu werden. Bei einer dieser Jagden ereignete sich das Abenteuer, das U. in der ‚Frommen Jägerin' besungen hat. Die fromme Jägerin, die über ihrem Gebetbuche den Hirsch versäumte, war eine Fürstin von Löwenstein. Das Gedicht entstand bei der Investitur von G. Schwab als Pfarrer in Gomaringen (OA. Reutlingen) Spätjahr 1837. Bei dieser Festlichkeit waren Uhland, K. Mayer, P. Pfizer, Graf Auersperg anwesend. Auch der Vater war zugegen. Er erzählte jenes Jagdabenteuer, worauf U. sich sofort desselben bemächtigte und, nachdem er eine Viertelstunde entfernt gewesen, dem Vater ein Blatt brachte, auf dem die Verse Es war . . . standen."

Kultus der Genien. (S. 480.) Den Anlaß gab wohl die Lektüre der auch gegen D. F. Strauß gerichteten Sendschreiben „Über den Kultus des Genius" (Hamburg 1840) von G. Schwab und K. Ullmann wegen Schwabs angefochtener Tätigkeit für ein Schillerdenkmal.

Dompfennige. (S. 480.) Erich Schmidt weist hin auf die Wirksamkeit des Dombauvereins seit dem Dezember 1841, Görres' Schrift

„Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg“ (1842), die Vorbereitung des Septemberfestes, den durch den Kölner Erzbischof v. Droste-Vischering 1837 neu entfachten, fortschwelenden Streit über die gemischten Ehen, das Gutenberg-Jubiläum 1840 und die Frankfurter und preußischen Verhandlungen über Preßfreiheit 1841, den Kriegslärm und Beckers Rheinlied 1840.

Frage. (S. 481.) An Goethe gerichtet, der am 4. Oktober 1831 über G. Pfizers Gedichte an Zelter geschrieben hatte: „Das Werklein ist an Uhland dediziert und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.“

An Freiligrath. (S. 481.) Erich Schmidt bemerkt dazu (II, 199): „Freiligrath, den U. persönlich kannte und hochschätzte, hatte als Verfasser des radikalen ‚Glaubensbekenntnisses‘ im Sept. 1844 durch einen Brief an den Minister Eichhorn (Buchner 2, 125) seinen Verzicht auf das ihm im April 1842 von Friedrich Wilhelm IV. angewiesene Jahrgeld (300 Taler) gemeldet. Er wohnte vorher in St. Goar: daher der Lurlei. Im ‚Glaubensbekenntnis‘, das U. gewiß gelesen hat, ist nicht nur vorn (Aßmannshausen, Mai 1844) jener — tatsächlich schon seit Neujahr geübte — Verzicht in starken Worten über seine politische Enttäuschung und sein Rechtsgefühl ausgesprochen, sondern auch (Gesamm. Dichtungen, 5. Aufl. III, 18) der rheinischen Begegnung mit U. schön und ausführlich gedacht (‚Auf uns hernieder sah die Lorelei‘), und ein älterer satirischer ‚Brief‘ darin schließt: ‚Poet, wetz' aus die Scharte, Wetz' aus den Schwabenstreich‘. Das ging auf Herwegh — ‚Nun zahlt der Schwabe Uhland dem Westfalen F. ehrlich heim‘, schreibt mir Frau Ida Freiligrath, bedauernd daß ihr damals schon in freiwilliger Verbannung lebender Gatte U.s ‚prächtige Strophe‘ nicht gekannt habe: ‚manche Drangsale und Mühseligkeiten im Gefolge jener Publikation würden sich für ihn haben leichter ertragen lassen im Hinblick auf die Zustimmung des so sehr verehrten Dichters‘.“

In der Paulskirche. (S. 482.) Vergleiche das Lebensbild des Dichters. Zu 2: Österreich hatte am 8. März 1849 ein aus sieben deutschen Fürsten bestehendes Direktorium unter dem wechselnden Vorsitz von Österreich und Preußen vorgeschlagen.

Der österreichische Krieg. (S. 483.) Uhland ärgerte sich darüber, daß trotz dem drohenden Kriege zwischen Österreich und Frankreich kein Verbot der Pferdeausfuhr nach Frankreich erlassen wurde.

Auf den Tod eines Kindes. (S. 484.) Uhlands Großneffe Ernst Meyer.

Erinnerung an das Sonntagsblatt. (S. 484.) Siehe das Lebensbild des Dichters.

Anmerkungen zu Teil 2.

Ernst, Herzog von Schwaben.

I. Aufzug. Kaiser Kunrad = Konrad II., der Salier, 1024 bis 1039 deutscher Kaiser.

Heinrich = der spätere Heinrich III. (1039—1056).

V. 16. Bischof Bruno von Augsburg.

V. 21. Gisela war zuerst mit einem sächsischen Grafen Bruno, dann mit Ernst I. von Schwaben, endlich seit 1016 mit Konrad von Franken vermählt.

V. 43. Ernst II., Herzog von Schwaben, empörte sich zweimal, 1024 und 1027, gegen Konrad und wurde auf Burg Giebichenstein bei Halle an der Saale gefangen gehalten.

V. 64. Rudolf III., nach dessen Tod (1032) Burgund an Deutschland fiel.

V. 70. Heinrich II. (1002—1024) erhielt von seinem kinderlosen Oheim Rudolf die Anwartschaft auf Burgund. Als Heinrich gestorben war, erklärte Rudolf, er habe den Vertrag mit seinem Neffen, nicht aber mit dem deutschen Kaiser geschlossen.

V. 95. Ernst I. von Schwaben wurde auf der Jagd durch die Unvorsichtigkeit eines seiner Edlen getötet (1015).

V. 110. Aus Giselas zweiter Ehe.

V. 114. Bischof von Konstanz.

V. 257. Reichstag zu Ulm, im Juli 1027.

V. 262. Als Herzog Adalbero der Kärntner 1027 von Konrad besiegt und seines Herzogtums entsetzt worden war.

V. 347. Lehen, das durch Überreichung einer Fahne verliehen wurde.

V. 388. Auch Wezelo genannt; im Volksbuche heißt er Wezel. Kiburg liegt bei Zürich.

V. 442. Misiko = Mieczislaw II., Herzog von Polen, hatte sich als unabhängig erklärt, obwohl er dem deutschen Kaiser lehnspflichtig war.

V. 503. Vom Schutz in die Schutzlosigkeit.

II. Aufzug. V. 559. Ernst hatte 1027, als Konrad in Italien war, die Burgen des Grafen Hugo von Egisheim zerstört. Er soll auch mit einer Gräfin von Egisheim vermählt gewesen sein.

V. 569. Odo, Graf von Champagne, der Neffe König Rudolfs und daher der nächste Erbe Burgunds.

V. 679. Im Unterelsaß, unfern von Straßburg.

V. 738. König Robert I., der die Lehnsfürsten bekämpfte und das Königtum erblich machte.

V. 795. Hube = Hufe, Acker. — Markgeding = Verhandlung wegen der Flurabgrenzung.

V. 796. Esch = Gemeindeflur. — Holzteil = Waldgerechtsame. — Sprache hält = verhandelt.

V. 799. Bei Kamba oder Kambe, einem Ort, der längst entschwunden ist, am 8. September 1024.

V. 828. Konrad II. und Konrad der Jüngere, deren Väter die Brüder Heinrich und Konrad von Franken, deren gemeinsamer Großvater Otto von Kärnten, der Sohn der Luitgard, Ottos I. Tochter, war.

V. 878. Worte aus der Rede Aribos, des Erzbischofs von Mainz.

V. 890. Popo.

V. 916. Konrad der Jüngere hatte sich 1025 mit Ernst und Odo gegen Konrad empört, war aber unterworfen worden und hatte Kärnten als Lehen empfangen.

III. Aufzug. V. 1002. Mathilde, 1027 geboren, 1031 mit Heinrich I. von Frankreich verlobt, starb bereits 1034.

V. 1028. König Stephan von Ungarn.

V. 1047. Anspielung auf das Volksbuch.

V. 1117. Die Mater dolorosa, wie sie die kirchliche Kunst nach Ev. Lucä II, 35 darstellt.

V. 1139. Hubert von Guienne, ein leidenschaftlicher Jäger, den einst am Karfreitag ein Hirsch mit einem Kreuz im Geweih bekehrte und der seitdem als Schutzheiliger der Jäger gilt.

V. 1183. Kloster im Schwarzwald.

V. 1211. Volksglaube, daß die Toten nicht eher Ruhe finden, bis ihr letzter Wunsch erfüllt ist.

V. 1249. Sie war die Schwester seiner Tante.

V. 1310. Die wirkende Mutterliebe.

IV. Aufzug. V. 1385. Oberdeutsch Schluft = niederdeutsch Schlucht. Vergleiche Gruft und Gracht, sanft und sacht, Niftel und Nichte.

V. 1428. Adelheid, Tochter Rudolfs II. von Burgund und der Markgräfin Berta von Susa.

V. 1488. Herzog von Alemannien, Schwiegersohn Mangolds von Veringen.

V. 1655. Beliebter Schwank. Der König ist Heinrich II. Abensberg liegt in Niederbayern.

V. Aufzug. V. 1715. Der Lombarde Aribert.

V. 1834. gar = fertig, zu Ende.

V. 1861. Anspielung auf Jason oder Kadmos.

V. 1958. Der heilige Moritz war der Führer der thebaischen Legion, die der Kaiser Diokletian, weil sie sich zum Christentum bekannte, niedermetzeln ließ.

V. 1970. Minnesang und Spruchdichtung.

Ludwig der Bayer.

I. Aufzug. V. 11. Bei Gammelsdorf, unweit Isareck, trug Ludwig von Bayern am 9. November 1313 einen glänzenden Sieg über die Österreicher davon. Siehe auch die Anmerkung zu V. 19.

V. 17. entsteht = abgeht, fehlt. Vgl. entfliehen, enthaupten.

V. 19. Herzog Ludwig von Oberbayern lebte von 1287—1347, von 1314 ab deutscher Kaiser. Von Herzog Otto von Niederbayern, der am 9. September 1312 gestorben war, war er zum alleinigen Vormund seines erst dreizehn Tage alten Sohnes und seiner beiden noch unmündigen Neffen eingesetzt worden. Ferner hatte der Verstorbene die drei Knaben unter die Obhut der Städte Straubing und Landshut gestellt. Im Interesse seiner Mündel schloß nun Ludwig im November 1312 ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Herzögen Friedrich und Leopold von Österreich. Die bayrischen Grafen und Ritter, besonders die Grafen von Hals und Buechberg, sowie die Mütter der Prinzen verdroß es nun, daß sie Handwerkern und Bürgern hintangesetzt wurden, und sie belästigten die beiden Städte so, daß diese Ludwigs Hilfe in Anspruch nehmen mußten. Hader und Fehde zogen nun über das Land herauf. Da wandten sich die Mütter der Prinzen an Friedrich von Österreich und ernannten ihn am 1. September 1313 zum Pfleger und Beschützer ihrer Personen, Länder und Leute auf 6 Jahre. Herzog Friedrich nahm die angebotene Schutzherrschaft an und zog nach Bayern. So kam es zum Kriege zwischen den einstigen Jugendfreunden Ludwig und Friedrich, der für Österreich unglücklich endigte. Siehe die Anmerkung zu V. 11

V. 36. Kaiser Heinrich VII. war 1313 gestorben.

V. 111. „stat puoch zu Munichen, die alten geschriben recht der stat zu Munichen Jura civitatis Monaci et sponsalia antiqua", zuweilen auch „daz versigelt buch" genannt.

V. 145. Als Friedrich 1310 das Schloß Schärding in einer Fehde mit zwei niederbayrischen Herzögen belagerte.

V. 159. Ludwig wurde am Wiener Hofe bei seinem Oheim Albrecht, dem Bruder seiner Mutter Mechthild, zusammen mit Friedrich und Leopold erzogen.

V. 177. Friedrich IV. von Hohenzollern, 1300—1332 Burggraf von Nürnberg.

V. 248. Kurfürst Rudolf I., der Stammler.

II. Aufzug. V. 353. Albertus Magnus, bedeutender Philosoph und Naturforscher, der von 1193—1280 lebte und frühe in den Ruf der Zauberei kam.

V. 354. Schwarzkunst aus Nigromantie verdeutscht; das richtige Wort lautet aber Nekromantie und bedeutet soviel wie Totenbeschwörung.

V. 356. Wilhelm von Holland, Gegenkönig Friedrichs II. und Konrads IV. (1247—1256).

V. 382. Isabella (Elisabeth) von Aragonien, seit 1315 mit Friedrich vermählt.

V. 385. Der Hymnus lautet deutsch: „Heil dir, aufsteigender Kaiser, siegreicher Friedrich! Heil dir, liebliche Isabella, reizende Blume, leuchtender Stern! Heil . . ."

V. 440. Leopold I., Herzog von Österreich und Steiermark, Kaiser Albrechts dritter Sohn.

V. 442. Die sogenannte „Elevation".

V. 464. König Albrecht I. (1298—1307) wurde von seinem Neffen Johann Parricida an der Reuß im Angesicht der Habsburg ermordet.

V. 469. Vgl. Schiller „Wilhelm Tell", V, 1. Am Tage seiner Ermordung, am 1. Mai, hielt Albrecht die „Maifahrt" ab. Vgl. Uhlands Gedicht „Maientau".

V. 473. Heinrich VII. (1308—1313), den Leopold nach Mailand, wo der Kaiser gekrönt wurde, begleitete und dort am 12. Februar 1311 aus großer Gefahr, in die er im Kampfe gegen den meuchlerischen Guido von Thurn und dessen Anhänger geraten war, befreite. Dafür belohnte die Kaiserin den Herzog am Epiphaniastage mit einem goldenen Becher.

V. 561. Der vertriebene rechtmäßige König von Böhmen, Herzog Heinrich von Kärnten, stimmte für Friedrich; Johann von Böhmen für Ludwig. In Sachsen stimmte der ältere Herzog Johann für Ludwig, der jüngere Rudolf für Friedrich.

III. Aufzug. Ampfing, Dorf in Oberbayern, unfern Mühldorf, wo am 23. September 1322 Ludwig der Bayer über Friedrich den Schönen siegte.

V. 642. Sauerbeck = Brotbäcker, Süßbeck = Zuckerbäcker.

V. 702. Seifried Schweppermann, ein Ritter aus einer Nürnberger Patrizierfamilie, begleitete den Burggrafen im Kampfe für Ludwig. Er starb 1337, und auf seinem Grabstein zu Kastel bei Amberg stehen die bekannten Worte: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

V. 736. Vehenwiese = bunte Wiese, zu althochdeutsch fêh = bunt.

V. 772. lassen = schwärmen.

V. 796. Karl II. Robert, König von Ungarn.

V. 797. Die Raizen = slawischer Stamm in Ungarn.

V. 830. Benediktinerstift in Steiermark.

V. 835. Rudolf I., der am 29. September 1273 gewählt wurde.

V. 846. Am 2. Juli 1298 besiegte und tötete Albrecht von Österreich bei Göllheim den König Adolf von Nassau.

V. 930. Wenzel I., Herzog von Böhmen, wurde am 28. September 936 von seinem Bruder Boleslav ermordet und als eifriger Förderer des Christentums von der Kirche heilig gesprochen.

IV. Aufzug. V. 1122. Johann XXII., der sich in Avignon völlig in der Gewalt des französischen Königs befand, hatte gegen Ludwig im März 1324 den Bannstrahl geschleudert. Bereits im Winter 1323/24

hatten Karl IV. von Frankreich, Johann von Böhmen und Robert von Neapel unter Zustimmung des Herzogs Leopold den Plan gefaßt, das Deutsche Reich aufzuteilen. Karl sollte deutscher Kaiser werden.

V. 1191. Bologna und Paris, die bedeutendsten Universitäten, sowie der Minoritenorden bekämpften den päpstlichen Hof zu Avignon und stellten sich auf Seite des gebannten Ludwigs. Wilhelm Occam war Minorit und lebte nach seiner Flucht aus Avignon an Ludwigs Hofe. Johann von Gent war Ludwigs Hofprediger, Marsilius von Padua sein Leibarzt.

V. 1197. Eine „Protestation“, die Ludwig gegen den Bannfluch veröffentlichte.

V. 1210. Wo Leopold und die Erzbischöfe von Köln und Mainz im Jahre 1325 mit den Boten des Papstes und des Königs von Frankreich über die Krönung Karls IV. verhandelten.

V. 1219. Komtur des Deutschritterordens.

V. 1408. Zwinger = Gang zwischen der inneren und äußeren Burgmauer.

V. Aufzug. V. 1762. Ludwig hinterließ sechs Söhne: Ludwig den Älteren, Stephan, Ludwig den Römer, Wilhelm, Albrecht, Otto den Faulen.



Inhaltsverzeichnis zu allen drei Teilen.

Erster Teil. Seite

Lebensbild VII
Gedichte 1
Alphabetisches Verzeichnis der Gedichte nach Anfängen und Überschriften 487

Zweiter Teil.

Ernst, Herzog von Schwaben 7
Ludwig der Bayer 75
Dramatische Entwürfe und Fragmente 139

Dritter Teil.

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter . . . 9
Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert 259
Aus der Abhandlung über „alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“. 305
Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter 571
Über die Sage vom Herzog Ernst 665

Anmerkungen 685